V. O.
Nr. 41

Herders Werke.

Vierter Band.

Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Elster.**

Herder, Johann Gottfried von

Herders Werke.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Theodor Matthias.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Vierter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

PT
2351
A1
1920
v.4
cop.2

588793
23.7.54

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

— Quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re,
Disce — *Persius.*[1]

[1] Aulus Perſius Flaccus (34—62 n. Chr.), Satire 3, V. 71—73: „Erkenne, Was nach Gottes Willen du biſt, erkenne die Stelle, Die er unter den Menſchen dir anwies."

Einleitung des Herausgebers.

Das Werk Herders, aus dem in diesem vierten Bande unserer Ausgabe die hervorragendsten Abschnitte dauernden Wertes ausgehoben sind, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", ist das Hauptwerk seines Lebens und enthält die Summe seines Denkens und Fühlens. Das sagt uns die Thatsache, daß sich die Ergebnisse vieler Herderscher Einzelschriften in dem großen Rahmen der „Ideen" spiegeln, das deutet aber auch Herder selbst in der Vorrede an: veranlaßt durch die Nachfrage nach der vergriffenen geschichtsphilosophischen Schrift seiner Sturm- und Drangjahre, „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit"[1], soll das neue Werk des alten Titels erst wert werden durch tiefere Gründung und weiteren Gesichtskreis. Seit jenem „Pamphlet" gegen den dünkelhaften Zeitgeist aus dem Jahre 1774 und den nächstfolgenden Schriften einseitig theologischen Überschwangs[2] war der Verfasser ja auch den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt gewesen, namentlich seit der Übersiedelung nach Weimar, und schon hatte er von hier aus durch die mannigfachsten Schriften bezeugt, daß er der Teilnahme an allen die Zeit bewegenden Fragen wiedergewonnen war, daß er Schönheit und Gottesfreude wieder in dieser Welt suchte. So hatte er zuletzt 1778 nicht nur in der „Plastik" diese Kunst auf einem System der Sinne aufgebaut, sondern auch in der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" die Psychologie auf die Physiologie gegründet und unser Denken auf die Empfindung zurückgeführt. Durch diese „mit tausend Kräften, Reizen und Gefühlen mit der Natur verbunden", wird der Mensch Herders damaligen Ausführungen zufolge „ein Sensorium Gottes in allem Lebenden, nach dem Maße es ihm verwandt ist", oder umgekehrt: die gesamte Natur wird, mit dem Geiste stufenweise wachsend, Selbstoffenbarung es nur in Wirkungen vernehmbaren Lebensgeistes, des in ihrem un-

[1] Bd. 1, S. 30*. — [2] Bd. 1, S. 27*; Bd. 3, S. 1—59, 69.

erkennbaren Inneren waltenden Gottes. Wie hier innige Verbindung von Geist und Natur, Gott und Welt empfunden wird, so kennt Herder in den „Theologischen Briefen“ (1781 und 1782) keinen Widerspruch zwischen natürlicher und offenbarter Religion und empfiehlt dem Studenten der Theologie auch nichttheologische Studien, damit er auf allen Gebieten das gleiche Walten Gottes finden und nachweisen lerne.

Unverkennbar drängten solche Gedankengänge darauf hin, daß Herder selber diesen Nachweis führe, wie er schon in seinem Buche „Vom Geiste der ebräischen Poesie“[1] aus der jüdischen Naturdichtung die Vorstellung der Welt als eines Haushaltes Gottes herausgelesen hatte. „Mich sing' ich! Welt und Gott ein All in mir!“ hatte er in Riga ein Lied angehoben[2], damals nur in einem dunklen Gefühle oder unter fremdem Einflusse. Aber konnte er den Traum von damals jetzt nicht verwirklichen, nachdem er zu seinen ältesten litterarisch-ästhetischen und seinen geschichtlichen Studien so viele neue, namentlich philosophische, getrieben hatte, nachdem er im Verkehr mit dem naturwissenschaftlich gestimmten Major von Knebel, dem Übersetzer des Lukrez, mit dem religionsfeindlichen, vor allem in Chemie und Geologie bewanderten August von Einsiedel und dem voltairisch veranlagten Prinzen August von Gotha so häufig auch die naturwissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Grundlagen aller Geisteswissenschaften erörtert hatte? Er hoffte es und entwarf noch im Oktober 1782 den Plan zur Neubearbeitung jener alten geschichtsphilosophischen Schrift. Doch That sollte diese Hoffnung erst werden, Frucht diese Einsaat erst tragen, als seit dem nächsten Geburtstage Goethes die Sonne von dessen neu gewonnener Freundschaft darauf fiel, als neben den Theologen, der Gott auch in der Natur deutete, dieser Dichterforscher trat, der Gott in All und Menschheit gleich stürmisch wie Herder gesucht hatte und ihn jetzt wissenschaftlicher in geduldiger Beobachtung der Einzelerscheinung fand. Beratend und fördernd, ebensogut zu Änderungen und Umarbeitungen mahnend wie herzlich zustimmend, hat seitdem der Unvergleichliche das aus jener Neubearbeitung hervorgehende neue Werk, die „Ideen“, drei Viertel des Weges begleitet, Schritt für Schritt namentlich die ihm näher liegende naturwissenschaftliche erste Hälfte.

Überraschend schnell folgten einander denn auch unter solcher

[1] Bd. 3, S. 167—354 — [2] SWS, Bd. 29, S. 253.

Förderung die ersten drei Teile der „Ideen" im April 1784, August 1785 und April 1787, und im November 1791 erschien dann noch der vierte. „Womit sich sein Geist in gewissen Zeiträumen und Angelegenheiten beschäftigt", sagt die Vorrede vor dem ersten Teile, „was er für Zweifel und Auflösungen im Gang seines Lebens fand", „einen Teil seiner Seele" will Herder den Lesern preisgeben. Seine gesamte Weltanschauung über die Kultur der Menschheit und ihr Verhältnis zur Glückseligkeit des Einzelnen will er darlegen, den „Plan der Vorsehung deuten nicht in metaphysischer Spekulation, sondern in Erfahrungen und Analogieen der Natur, im Durchgange der Organisationen, die unter und mit uns das Licht der Sonne genießen", indem er den „Gang Gottes in der Natur" verfolgt und „die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thatsächlich dargelegt hat, an dem heiligen Buche der Natur" nachdenkt. Ihn, der Glück immer suchte und nie dauernd fand, bewegt die Frage nach dem Endzweck des Menschengeschlechts, nach der Glückseligkeit des Individuums; „Empfindungen" will er mitteilen, in denen er Auflösung von Zweifeln und Befriedigung gefunden hat für das schon in frühen Jahren lebendige Verlangen seines Herzens nach einem planvollen und gütigen Weltregiment. Die Wissenschaften, am meisten die Theologie, hatten ihn fragen lassen: „Der Gott, der in der Natur alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Einhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnegewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrschet, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele alles so wunderbar und göttlich überdacht hat . . . — wie? . . . dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsers Geschlechts im ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben?"

Die Welt Gottes und seiner Weisheit voll zu sehen, ist also für Herders zugleich fromm und schönheitsdurstig gestimmtes Gemüt von jeher ein Bedürfnis gewesen; sie Gottes und seiner Weisheit voll zu zeigen, hat er jetzt gestrebt und, wie er meint, auch erreicht, indem er die Erscheinungen in Natur und Geschichte als Gottes zweckdienlichste Werke deutete. „Gott ist alles in seinen Werken." Seine — wohl persönlich gedachte — Allmacht, Güte und Weisheit sieht Herder in unendlich mannigfachen organischen Kräften in der Welt thätig,

deren Erscheinungen die erkennbaren Wirkungen dieser Kräfte, ihre Organisationen und Ausgestaltungen in Naturwesen und menschlichen Handlungen sind. Das Rätsel der Beziehung zwischen Gott und Welt löst Herder, indem er in der Welt die mannigfaltige Ausstrahlung der Kräfte Gottes, in diesem den einen, bewußten Träger der die Erscheinungen der Welt bewirkenden Kräfte, indem er eine Gott-Natur, einen All-Gott sieht und deutet.

Die Ausführung dieser Grundgedanken, so weit sie in den vier fertig gewordenen Teilen der „Ideen" gedieh, fand fast allgemein freudigste Zustimmung, und zwar nicht nur bei Freunden, wie Knebel und Hamann, Heyne, Gleim und allen voran Goethe, sondern auch bei führenden Naturforschern, wie Sömmering und Camper, die zwar an mancher allzu zuversichtlichen Bestimmtheit und Verallgemeinerung Anstoß nahmen, aber trotzdem beifällige Briefe sandten. Sie alle, die Fachgelehrten in erster Linie, empfanden bewundernd den Reiz des Werkes: was der kühle Forscher und der gefühllos gescholtene Zergliederer an Einzelbeobachtungen gehäuft hatte, war hier in einer Sprache von noch nie vernommener Schönheit und in einer unerschöpflichen Fülle von Vergleichen zu einem geschlossenen Bilde der Welt vereinigt und dem menschlichen Herzen nähergebracht.

Dem menschlichen Herzen! Das war es freilich auch, was auf der anderen Seite das eine, in Bezug auf die Grundfragen vernichtende Urteil Kants herausforderte. In seiner Besprechung des ersten Teiles der „Ideen" im 4. und 5. Stück der „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung" von 1785 fand der große Philosoph in dem Buche nur geist- und phantasiereiche Ähnlichkeiten, aber keine Beweise; er erklärte, daß der Verfasser durch Gefühle und Empfindungen aus Ideen, d. h. bloßen Gedanken, mehr gemacht habe, „als kalte Beurteilung darin finden" könne, und sprach der Schrift geradezu die Wissenschaftlichkeit ab. Während sich Herder ausdrücklich rühmte, daß seine Philosophie lediglich auf Thatsachen fuße und von metaphysischem Wortgezänk frei sei, zeigte Kant nicht nur die metaphysische Willkür auf, die in dem zwischen Kräften und Organisationen angenommenen Verhältnisse lag, sondern enthüllte auch den groben methodischen Fehler des fünften Buches, daß aus dem Fortschritte der Organisationen zu immer höheren anderen Gattungen die — überdies persönliche — Fortdauer derselben Gattung in einem höheren Zustande geschlossen war.

Wie schwer Herder, obgleich er selbst nur „Analogieen" angekündigt hatte, durch dieses Urteil getroffen war, verrieten zahlreiche maßlose Ausfälle im zweiten Teile der „Ideen", deren Nachklang der Leser noch in der S. 14 folgenden Inhaltsübersicht vernehmen wird. Durch sie sollte mit den Ausstellungen, die Kant am ersten Teile gemacht hatte, zugleich auch die Geschichtsauffassung abgefertigt werden, die der Königsberger Philosoph schon vor seiner Besprechung des ersten Teiles der Herderschen „Ideen" in der „Berlinischen Monatsschrift" vom November 1784 unter der Aufschrift „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" vorgetragen hatte. Da der Mensch die seiner Gattung gestellte Aufgabe, das unbedingt geltende Sittengebot in seinen zugleich naturgesetzlich bedingten Handlungen mit freiem Willen zu erfüllen, im Einzelleben nie völlig lösen kann, hatte Kant in diesem Aufsatze als Idee in seinem Sinne die Errichtung einer allgemeinen, das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft als notwendig bezeichnet, in deren Verbande die Menschen unter der Herrschaft der Gesetze der freien Bethätigung von Pflicht und Vernunft, also der Lösung der ihrer Gattung zugefallenen Aufgabe, von Geschlecht zu Geschlecht immer näher rücken sollten. Diese schließlich alle Weltbürger umfassende sittliche Gesellschaft aber ist nach ihm nur innerhalb eines gesetzmäßigen äußeren Staatensystemes, eines Völkerbundes möglich, der nach Gesetzen des gemeinsamen Willens über die Sicherheit und die Rechte der Völker entscheidet.

Zugleich um Herders falsche Auffassung und Wiedergabe dieser Gedanken zurückzuweisen, widmete Kant auch dem zweiten Teile der „Ideen" eine Besprechung in der „Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung" vom 15. November 1785, welche dieselben methodischen Fehler wie am ersten Teile rügte und namentlich Herders schillernden und widerspruchsvollen Glückseligkeits- und Humanitätsbegriff beleuchtete. Die Glückseligkeit ist für den Lehrer des kategorischen Imperativs nur ein Schattenbild; wenn der Einzelmensch dieses Schattenbild verfolgt, so erfüllt er damit zugleich seine Aufgabe, die Mitbeförderung der beständig wachsenden Kultur, um darin auch Befriedigung nach seinem Maße zu finden. Vor uns, in der unsere sittliche Aufgabe bildenden Mitarbeit am Fortschritt der Kultur zeigt Kant das Ziel des Lebens, nicht hinter uns; sonst, scherzte er, würde es ja gar keinen Unterschied machen, ob die Inseln von Otahaiti von glücklichen Schafen und Rindern oder von Menschen besetzt wären, die im bloßen Genusse ihr Glück fänden.

Das war freilich folgerichtiger, als wenn Herder die Humanität so oft in die Befriedigung des Glücksbedürfnisses im Einklang mit der Natur setzte, die hinter uns, in einer einfacheren Natur, fern von der Kultur und außerhalb eines großen Staates, nur um so leichter zu finden sei, wenn er infolgedessen zu keinem positiven Maßstabe für die Kultur kam und doch in seinem ganzen Werke der steigenden Entwickelung der Kultur als einer fortschreitenden Selbstoffenbarung Gottes nachging. Kant hat seine Auffassung von der im stetigen Kulturfortschritt liegenden Aufgabe der Menschheit noch einmal in der Abhandlung „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte“[1] dargelegt, die, ohne Herder zu nennen, doch eine bis ins einzelne durchgeführte feine Persiflage des zehnten Buches der Herderschen „Ideen“ war. Dagegen hat er die späteren Teile der letzteren unbeanstandet gelassen. Nach Feststellung der Grundverschiedenheit zwischen seiner und seines Gegners Methode konnte er dies auch um so mehr, als Herder selbst sich im dritten Teile der Kantischen Geschichtsauffassung bedeutsam anbequemte. Bringt er es doch z. B. im 5. Kapitel des 15. Buches bis zu dem Satze: „Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden, glücklich nicht durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes“; und während er bisher gegen alle Gründer großer Reiche und Staaten geeifert hatte, heißt ihm der Staat jetzt auch Schirmer des Volkes und seiner inneren Haushaltung, des Handels und Gewerbes, der Rechtspflege und Wissenschaft, ja bisweilen leuchtet sogar die Vorstellung vom nationalen als dem besten Staate auf.

Sich „nach stiller, reiner, ewiger Wahrheit sehnend“, hatte Herder nämlich gleichzeitig mit der Arbeit an diesem Teile der „Ideen“ die ganze Grundlage seines Werkes, ja seiner Weltanschauung einer eingehenden Prüfung unterzogen in der besonderen, geradezu den Schlüssel zu den „Ideen“ bildenden Schrift: „Gott. Einige Gespräche“ (Gotha 1787).[2] Wohl hielt er auch hier seine sensualistisch-spinozistische Grundanschauung fest, nur daß ihm, dem Theologen, die in ihrem gesamten Leben als göttliche Wirkung empfundene Welt nicht der persönlich und von ihr getrennt gedachte Gott selbst ist. Wohl sieht er in jedem Punkte, im Wesen jedes Dinges und seiner Eigenschaften eine Offenbarung

[1] „Berlinische Monatsschrift“, Januar 1786. — [2] SWS, Bd. 16, S. 401—572.

des ganzen Gottes, „wie sie in dieser Hülle, in diesem Punkte des Raumes und der Zeit eben sichtbar und wirkend werden konnte" und wollte, und weist deshalb den Kantischen Zweckbegriff ab, dessen rein subjektives Wesen, dessen Geltung nicht für das Sein, sondern nur für die Zurechtlegung des Seins für den menschlichen Verstand er verkennt. Aber auf der anderen Seite beantwortet er jetzt die Frage nach dem Fortschritt der Welt bejahend und findet überall „ein Fortschreiten aus dem Chaos zur Ordnung, eine innige Vermehrung und Verschönerung der Kräfte in neu erweiterten Schranken nach immer mehr beobachteten Regeln der Harmonie und Ordnung".

Ja, nicht nur die friedfertigere Stellung Kant gegenüber gewann Herder in der erneuten Beschäftigung mit dem weltversöhnten Spinoza, sondern auch die ganze abgeklärte Ruhe und gehobene Stimmung dieses dritten Teiles der „Ideen", in welchem er die in der Vorrede zum ersten Teile gläubig vorausgesetzte Gesetzmäßigkeit alles Geschehens nun in der Menschengeschichte bestätigt fand. Mit deren Betrachtung wußte er sich jetzt nach dem schönen vorletzten Absatze des 15. Buches in Gottes Diensten zugleich als ein lauschender Schüler und als ein begeisterter Lehrer in der höchsten Schule der Erziehung thätig. Schon darum kein Wunder, daß Goethe diesen Teil des Herderschen Werkes das liebenswerteste Evangelium nannte.

Zur Schilderung der römischen Hierarchie, die im Mittelpunkte des vierten Teiles steht, gewann Herder dann auf seiner italienischen Reise 1788 und 1789 vollends die sicher leitende eigene Anschauung, und überhaupt konnte er in diesem vierten Teile, nachdem mit dem 15. Buche die philosophischen Erörterungen erledigt waren, ausschließlich seiner unübertroffenen Kunst historischer Charakteristik und wirkungsvoller Gruppierung des Stoffes nachgehen, die in ihrem lebensvollen Reichtum neben der größeren Schärfe der Kantischen Abstraktionen doch oft wie die grüne Weide neben hartem Felsen anmutet.

Zu dem in Aussicht genommenen abschließenden fünften Teile, der „unsre ganze Verfassung mit allem, was dazu den Grund gelegt oder beigetragen hat, betreffen" sollte[1], hat Johannes von Müller in der Gesamtausgabe von Herders Werken[2] nur den Plan veröffentlichen können. Aber bei allen ihren Vorzügen hat es den „Ideen" nicht geschadet, daß Herder diesen fünften Teil unter den politischen Wirren

[1] SWS, Bd. 18, S. 522. — [2] „Zur Philosophie und Geschichte", Teil 6 S. 343—344 (Tübingen 1820).

der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts und bei seinem unfertigen, ja negativen Staatsbegriffe für unausführbar hielt, daß also das Ganze wieder ein Torso blieb; und auch der Umstand, daß Herder im Jahrzehnt des Kritizismus sein Weltbild von einem dogmatischen Standpunkte aus entwarf, dem Empfindungen und subjektive Vorstellungen von den Weltvorgängen eine objektive Darstellung dünkten, beeinträchtigte die Wirkung des Werkes nicht. Eben seiner unkritischen Art wegen kein Geschichtsforscher, wohl aber ein Geschichts-, ein Menschheitsphilosoph Leibnizischen Geistes, fügte Herder die Ergebnisse aller natur- und menschengeschichtlichen Forschung seiner Zeit zu einer Theodicee, einer Rechtfertigung Gottes zusammen, die eine Würdigung alles Seins und Wirkens sein wollte, indem sie einen Überblick über die auf ihre natürlichen Grundlagen zurückgeführte Weltgeschichte darbot, und die über den ersten modernen Versuch dieser Art, Leibnizens „Theodicee" (1710), durch ihre Begründung auf Natur und Geschichte an Faßlichkeit und Anschaulichkeit ebensoweit hinausgekommen ist, wie wir seitdem auf den einzelnen Gebieten über das Wissen des Jahrzehntes 1780 bis 1790 hinausgeschritten sind. Um die Größe seiner Leistung zu erkennen, brauchen wir uns nur zu vergegenwärtigen, wie oft Herder auf dürftigste Anfänge und nicht viel mehr als Ahnungen angewiesen war, für wie viele Gebiete er selbst erst Ziel und Aufgabe gezeigt hat.

Während August Ludwig von Schlözer[1] mit seiner „Vorstellung einer Universalhistorie" (1772) auf die Aufgabe einer allgemeinen Weltgeschichte, die alle Völker der Welt in allen ihren Leistungen in gleicher Weise umspannen sollte, nur eben erst hingewiesen hatte und der Kantianer Schiller das Walten sittlicher Ideen zunächst in plastischen Einzeldarstellungen aus der Geschichte veranschaulichte, nahm die deutsche Geschichtschreibung von Herders „Ideen" den ersten Anlauf zu einer Universalhistorie, die das ihr von Schlözer geöffnete weite Gebiet im gleichen Geiste wie Schiller zu bearbeiten suchte, erhielt die deutsche Geschichtsphilosophie hier den ersten, die Gesamtheit der Thatsachen unter wenigen großen Ideen sammelnden Meister. Dem Dichter und dem Theologen verdanken wir so nach der geistlosen Öde der Geschichtswerke des 18. Jahrhunderts den Anstoß zu unserer heutigen ideenreichen Geschichtschreibung.

[1] Vgl. Bd. 1, S. 34*.

Universalgeschichte und Geschichtsphilosophie sind — oder, da beides im Grunde dasselbe ist, richtiger: ist — namentlich Herder denn auch lange verpflichtet geblieben. Johannes von Müller fügte seiner Bekanntgabe des Planes zum fünften Teile der „Ideen" die bewundernden Worte bei: „Welches Gebäude, wenn so vollendet! Ist jemand, den Faden aufzufassen, wo er der sterbenden Hand entfiel?" und führte, dem glänzenden Vorbild auch im Stile sich nachschwingend, z. B. in seinen „Reisen der Päpste" (1782) Gedanken aus Herders Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" weiter aus. Vor allem aber ist Friedrich Christoph Schlosser, so wenig er es Wort haben wollte, von Herder beeinflußt gewesen, also derjenige, der ein Vollender der philosophischen Geschichtschreibung, freilich auf quellenmäßiger Grundlage, wurde, als schon die „historische Schule", die rein politische und objektive Geschichtschreibung begründet war. Denn es war nicht nur ein Ausfluß Herderschen Geistes, wenn Schlosser in der „Universalhistorischen Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur" (Bd. 1, 1826) die Universalgeschichte als die Geschichte der Menschheit, als ein zusammenhängendes Ganzes bestimmte; sondern es war auch Herderscher Subjektivismus, Herdersches Streben nach Ideen, wenn Schlosser erklärte, wer die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen zeigen, einen Gedanken durch eine ganze Erzählung durchführen wolle, der müsse seine eigene Meinung aussprechen und dürfe nicht glauben, aus Urkunden, Nachrichten, Denkmalen dasjenige enthüllen zu können, was man seiner Natur nach nur zu erraten, nicht zu beweisen vermöge. Ja, Schlossers Werk hat wie das Herders eine naturwissenschaftliche Einleitung und befolgt darin wie in der Systematik der afrikanischen Völker denselben Gang wie die „Ideen".[1] Am vollständigsten aber ist der Herdersche Subjektivismus und die Dilettantenkühnheit, unter Benutzung fremder Forschung ein originales Weltbild zu schaffen, erst an der Schwelle des 20. Jahrhunderts wieder aufgelebt in Houston Stewart Chamberlain, der in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts"[2] in glücklicher Beschränkung auf das, worin wir eine auf uns zuführende Entwickelung erkennen, einzulösen suchte, was Herder mit dem fünften Teile seiner „Ideen" schuldig blieb. Anderseits ist die von Hans F. Helmolt herausgegebene, auf dem Grunde der wissenschaftlichen

[1] Ottokar Lorenz, „Die Geschichtswissenschaft", S. 32—33 (Jena 1887). — [2] München 1899, 4. Aufl. 1902.

Forschungsergebnisse der Gegenwart aufgebaute „Weltgeschichte" — unter ausdrücklichem Verzicht auf die Durchführung irgendwelches teleologisch gefärbten Endgedankens — bestrebt, dem bewährten Herderschen Programm hinsichtlich eines vollständigen, die gesamte Menschheit umspannenden Rahmens gerecht zu werden.

Unter den Philosophen hat es noch spät (1856) Hermann Lotze in seinem „Mikrokosmos" selber als seine Absicht bezeichnet, Herders glänzenden Versuch einer Versöhnung der Bedürfnisse des Gemütes mit den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft durch eine auf die fortgeschrittene Naturerkenntnis gegründete neue Erörterung der Frage zu wiederholen, „welche Bedeutung der Mensch und das menschliche Leben mit seinen beständigen Erscheinungen und dem veränderlichen Laufe seiner Geschichte in dem großen Ganzen der Natur habe". Von Lotzes Vorgängern hatte Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte" (1837) Herders leitenden Gedanken, an dessen Behandlung schon der Begründer des Kritizismus das streng Systematische vermißt hatte, in systematischster, rein dialektischer Konstruktion weitergebildet und, indem er gleich der Natur auch die Geschichte als die fortschreitende Selbstoffenbarung der absoluten Vernunft erklärte, eine Vereinigung des Kantischen Fortschritts- und Staatsgedankens mit der Herderschen Formulierung der natürlichen und nationalen Bedingtheit vorgetäuscht.

Es spricht nichts deutlicher für die Überlegenheit der geschichtlichen Betrachtung über die philosophische Konstruktion als die Thatsache, daß die geschichtlichen Ausführungen Herders in den „Ideen" noch viel wiederholt worden sind, während der Glaube an Hegels System schon längst erschüttert war. Noch bedeutsamer ist es, daß die von Kant getadelte Bedeutung der Herderschen Ideen als bloßer an einzelnen Perioden beobachteter und bewahrheiteter vorherrschender Gedanken zu dem Maße stimmt, in welchem auch der Meister der diplomatischen Geschichtsforschung, Leopold v. Ranke, von Ideen zu reden erlaubt findet. Durch die Absicht, eine Theodicee zu schreiben, war Herder namentlich in den ersten beiden Teilen der „Ideen" oft zu durchaus teleologischer Auffassung verleitet worden, dagegen in der Behandlung der geschichtlichen Teile zeigte er sich einer solchen unbedingt abhold, so gut wie Ranke trotz einzelner anders klingender Ausdrücke „die elende Krücke des eingebildeten Zweckbegriffs" hinwegwirft.[1]

[1] Ottokar Lorenz, „Leopold von Ranke", S. 67 (Jena 1891).

Was Ranke unter leitenden Ideen lediglich verstehen kann, die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert, die indessen nur beschrieben, nicht aber zuletzt in einen Begriff summiert werden können[1], ist genau das, was Herder in den geschichtlichen Büchern seines Werkes induktiv als Ergebnis der Darstellung gewinnt. Und was Herder immer wieder fordern läßt, daß jedes Volk in seiner zeitlichen und räumlichen Bestimmtheit gewürdigt und ihm sein individuelles Glück zugestanden werde, ist dasselbe Zutrauen zu Gottes Gerechtigkeit, das auch Ranke hat, wenn er „in der Vorstellung eines Fortschrittes, wonach in jeder Epoche das Leben der Menschheit sich höher potenzierte, also jede Generation die vorhergehende vollkommen überträfe, eine Ungerechtigkeit Gottes sähe, vor dem jede Generation gleichartig bestehen muß“[2]. Die Parallelen ließen sich leicht häufen, doch genügen die angedeuteten für den Zweck, dem sie dienen sollen: sie sollen nicht etwa von dem Ruhmesglanze des Meisters der Geschichtsforschung auch nur einen Strahl auf den an der geschichtlichen Forschung im engeren Sinne nicht beteiligten Verfasser der „Ideen“ zurückleiten, sondern lediglich die Tiefe und instinktmäßige Unmittelbarkeit des geschichtlichen Sinnes Herders auch in dem Werke beleuchten, durch das er vor anderen ein Wegweiser in die Philosophie der Geschichte wurde. Um derselben Eigenschaften willen behalten die „Ideen“, zugleich die Gesamterfüllung der einst im „Reisejournal“ erhobenen Forderungen, eine einheitliche Zusammenfassung der in so vielen Einzelschriften angestellten Erörterungen und der Summe des Wissens, das der zu Ende gehenden sensualistisch-rationalistischen Weltanschauung zugänglich war, neben diesen relativen Werten auch einen dauernden Wert an sich.

[1] Ottokar Lorenz a. a. O., S. 59. — [2] Ebenda, S. 61.

Inhaltsübersicht.[1]

Erster Teil.

Das erste Buch behandelt die Stellung der Erde im Weltall, die Bildung ihrer heutigen Gestalt und die Entstehung und Wechselbeziehung der auf ihr in einer dem Schöpfer völlig bewußten Stufenfolge entwickelten Wesen von der Pflanze bis zum Menschen.

Mit seiner Erde in das harmonierreiche Chor zahlloser Wesen auf dem unendlichen Sternenheer eingefügt, nimmt der Mensch aus der Erkenntnis der dauernden Ordnung im Laufe dieser Welten die zufriedene Gewißheit, dieser Allharmonie in einer den Verhältnissen der Erde entsprechenden Organisation eingefügt zu sein; und aus der schönsten Eigenschaft seiner Gott nacheifernden Vernunft, dem Plane Gottes in der Welt nachgehen und sich der himmlischen Vernunft unterordnen zu können, entnimmt er die Gewißheit, daß diese Kraft, die, Gott wesensverwandt, in ihm denkt und wirkt, „von Natur ewig ist, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehbaren Harmonie einer Welt Gottes" (Kapitel 1).

Obwohl wir hier auf Erden in Verstandes-, Gemüts- und Willensanlagen lediglich nach den Verhältnissen unseres Planeten organisiert sind, dürfen wir doch hoffen, daß auch auf anderen Sternen geübte Tüchtigkeit, d. h. Tugend sei, daß auch im geistigen Leben die größte Mannigfaltigkeit zur Einheit und zu einer Schule des Guten und Schönen strebe. „Was physisch vereinigt ist, warum soll es nicht auch geistig und moralisch vereinigt sein, da Geist und Moralität auch Physik sind und denselben Gesetzen, nur in einer höheren Ordnung, dienen?" (Kapitel 2).

Mancherlei Auflösungen und Niederschläge eines nur scheinbar einheitlichen Stoffgewebes waren notwendig für die Entstehung unserer Luft, unseres Wassers und unserer Erde mit ihren mannigfachen

[1] Diese Inhaltsübersicht schließt sich nach Möglichkeit Herders eigenen Worten an; einfache Citate sind in Anführungszeichen gesetzt; alles in eckigen Klammern Stehende ist ergänzender oder kritischer Zusatz des Herausgebers.

Gesteinen, mit den zahlreichen und gewaltigen Veränderungen ihrer Oberfläche, mancherlei Verbindungen des Wassers, der Luft, des Lichtes und unzählbare Auflösungen des einen in das andere, ehe die Samen der ersten Pflanzenorganisation, etwa das Moos [?!], hervorgehen konnten. Viele Pflanzenorganisationen mußten entstanden und wieder verschwunden sein, ehe sich eine Tierorganisation bildete; auch bei dieser gingen Lufttiere wie Insekten und Vögel, Wasser- und Nachttiere den höheren Tieren der Erde und des Tages voraus, „bis endlich nach allen die Krone der Organisation unserer Erde, der Mensch, auftrat, Mikrokosmus. Er, der Sohn aller Elemente und Wesen, er, erlesenster Inbegriff und gleichsam die Blüte der Erdenschöpfung, konnte nicht anders als das letzte Schoßkind der Natur sein." Für den Gedanken aber, daß in einer Natur voll veränderlicher Dinge Gang, auch Untergang, z. B. der Erde, sein muß, bleibt der Trost, daß dieser Untergang nur scheinbar ist, eine durch unabänderliche Gesetze herbeigeführte Abwechselung von Gestalten und Formen, die das Innere der in ewig jungen Kräften wieder erblühenden Natur nicht trifft (Kapitel 3).

Mit der Kugelgestalt wurde der Erde zugleich die schönste und vollkommenste Form gegeben, durch die viel mit *einem* erreicht und die größte Mannigfaltigkeit an ein zwangloses Einerlei geknüpft werden konnte. Überall gleich weit vom Mittelpunkte der Erde entfernt, wurde der Mensch schon durch das Gesetz der Schwere an seine Stätte als seine Heimat gefesselt, und wie er sich so auf der *ganzen* Erde heimisch fühlte oder heimisch zu machen im stande war, fordert auch die Menschengeschichte Berücksichtigung *aller* Erscheinungsformen des Menschentums in *allen* Erdlagen. In der Neigung der Erdachse aber fand der Finger der Allmacht ein Mittel, an die einzelnen Zonen ausgleichende Abwechselung der Tages- und Jahreszeiten und an die abwechselungsreichste mittlere Zone die größte Unternehmungslust ihrer Bewohner zur Ausbreitung über den ganzen Erdball zu knüpfen und ihnen in ihrer am Wechsel der Jahre fühlbar werdenden Vergänglichkeit einen Ansporn zu wirkender Thätigkeit zu geben (Kapitel 4).

Auch von der Beschaffenheit seiner Atmosphäre, von ihrer Füllung mit Dämpfen und elektrischen Strömen ist der Mensch abhängig; er ist ein Zögling der Luft und im ganzen Kreise seines Daseins mit allen Erdorganisationen verwachsen. Eine geographische Aërologie und genaue astrologische Bestimmungen über die Einwirkung der Sterne auf die Erde sind freilich die Voraussetzung besserer Einsicht in diese

Verhältnisse, während sich vorläufig nur sagen läßt: „Vielleicht war's hier ein elektrischer Funke, der in diesem menschlichen Geschöpf reiner traf, dort eine Portion entzündbaren Zunders, die sich in jenem gewaltiger ballt; hier eine Masse mehrerer Kälte und Heiterkeit, dort ein sanftes, milderndes flüssiges Wesen, was die großen Perioden der Menschheit bestimmt hat" (Kapitel 5).

Der Aufbau und die Ausdehnung der Landmassen auf der Erde sind durch die Richtung der Gebirge, dieser Gerippe der Erdteile, bestimmt. Die Gebirge Asiens mit den ihnen vorgelagerten großen Hochebenen sind als die höchsten der Erde der erste Wohnplatz der Menschen gewesen, und immer haben Gebirge oder von Gebirgen eingeschlossene Gebiete den Ausgangspunkt erobernder oder die Zufluchtsstätte verdrängter Völker gebildet, die dort alte Sitte wahrten oder sich zu neuer Kraft sammelten. Der Zusammenschluß von Ländern zu großen, aneinanderhängenden Massen wirkt auch zusammenschließend und vereinheitlichend auf die Völker, ebenso wie das Meer weniger trennt als vielmehr die Länder, in die es, Buchten bildend, eindringt, gegenseitig erschließt und alle seine Uferländer in wechselseitige Verbindung zieht. Weise ließ [!] der Schöpfer die Gebirge sich in noch unerklärter Unregelmäßigkeit erheben und ihre Richtung nicht durch die Kugelbewegung der Erde bestimmt werden; denn wären sie von dieser abhängig, so würden die Gebirge einförmig südnördliche Richtung angenommen, die höchsten Erhebungen in den am schnellsten bewegten Gegenden des Äquators herausgetrieben und so diesem die größten Landmassen unter den klimatisch ungünstigsten Bedingungen angegliedert haben (Kapitel 6). Asien und Amerika sind besonders deutliche Beispiele, wie die Richtung der Hauptgebirge die Länder hinsichtlich des Klimas und der gesamten Kultur dort nordsüdlich, hier ostwestlich auseinanderbricht (Kapitel 7).

Die im ersten Buche angedeutete Stufenfolge in den Organisationen der Erde wird im zweiten Buche ausführlich nach der Zeit des Auftretens dieser Organisationen erörtert.

Bei den niederen Gliedern in der unermeßlichen Kette aller Erdenwesen vermögen wir die Stufenfolge, in der sie, sich gegenseitig bedingend, übereinander aufsteigen, nur zu ahnen. Die Kristallisation z. B. „liebt schon eckige, geometrische Winkel, und in den Halbmetallen und Metallen nähern sich die Bestandteile zuletzt schon der Pflanzensprossung. Hätten wir einen Sinn, die Urgestalten und ersten Keime

der Dinge zu sehen, so würden wir vielleicht im kleinsten Punkte die Progression der ganzen Schöpfung gewahr werden." Weise ließ [!] der Vater der Welt die Erdoberfläche so gestalten, daß die dem Luxus dienenden Metalle tiefer geborgen wurden, obenauf aber leicht verwitternde Gesteinsarten und Erden lagen, damit sich daraus die „dünne fruchtbare Schichte der Erde bilde, die doch eigentlich allein das Reich des Menschen ist" (Kapitel 1).

In seinen einfachsten Formen, Schimmel und Moos, dieser Erdschicht entwachsend, steigt über sie als erste höhere Organisation das Pflanzenreich empor, in mancherlei „Sprossen" und Ähnlichkeiten sich zuletzt dem Tierreiche nähernd. Mit seinem Wechsel zwischen Erblühen und Vergehen, der über das Einzelwesen hinaus der Gattung ewige Erneuerung und nur darin wahres Leben und Lebensalter verleiht, ist das Pflanzenreich zuerst dem Menschen ähnlich, ebenso in der Gebundenheit bestimmter Arten an bestimmte Höhen und Tiefen, Bodenlagen und Klimate. Die Pflanzenwelt bietet dem Menschen Nahrung, und zwar um so ausschließlicher und reicher, je weniger der erhitzende Fleischgenuß zu seinem Klima paßt. Sie verarbeitet zugleich denjenigen Bestandteil der Luft, der Tieren und Menschen schädlich ist, und liefert sogar in ihren giftigen Vertretern Gegengifte gegen die Fäulnisse und Krankheiten des tierischen Körpers (Kapitel 2). Die Tiere sind in so vielen und in lauter solchen Gattungen ausgestaltet, wie auf der Erde möglich waren, nur daß nicht alle jemals gewesenen Arten mehr leben; sie waren alle einmal wild, und in ihrer Gesamtheit haben sie den nach ihnen gekommenen Menschen im Kampfe wie im friedlichen Verkehr zur Ausbildung seiner Kräfte und Fähigkeiten genötigt (Kapitel 3).

Je weiter die Tierklassen noch vom Menschen abstehen, um so größer ist ihr Reichtum an Arten, und doch hat die Natur alle Geschöpfe, so sehr auch deren „Hauptformen" je nach ihrem Lebenselemente verschieden sind, nach einem „Hauptplasma" der Organisation gebildet. Nach dem Menschen zu werden die Tiere immer nähere Analogieen seiner Gestalt, durch die er ein Mittelgeschöpf unter den Tieren ist, die ausgearbeitete Form, in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriffe sammeln (Kapitel 4).

Diese Stellung des Menschen und die Stufenfolge von der Pflanze bis zu ihm auch durch die Betrachtung der Organisation der Wesen zu beweisen, ist die Aufgabe des dritten Buches. Die Pflanze, die mit ihren Wurzeln, Blättern und Saugporen gleichsam ganz Mund ist und

die Zeugungsteile, die Blütenorgane, an der augenfälligsten Stelle trägt, erscheint in der Hauptsache nur zu zwei Aufgaben organisiert: sich zu nähren und sich fortzupflanzen. Die Tiere, nur in den untersten Gattungen noch vorherrschend Speisekanal, tragen Verdauungs- und Fortpflanzungsorgane an niederen und verborgenen, an bevorzugten Stellen dagegen edlere Teile, wie Herz und Lunge; ebenso ist bei ihnen am Kopfe der Mund edleren Organen untergeordnet, und in den höchsten Klassen, denen der Vögel und Säugetiere, gleichen sie dem Menschen in der Ausstattung mit Lunge, vierteiligem Herzen, warmem Blut und an dieses gebundener belebender Eigenwärme. Der höchsten Organisation entspricht die höchste Verpflichtung zur Fürsorge für den Nachwuchs: Fischen und Kerfen kommt die Sonne zu Hilfe und wird, ihren Samen ausbrütend, ihre Mitmutter; den flüchtigen Geschlechtern der Vögel blieb es erspart, ihre Jungen auszutragen; bei den Tieren der Erde aber bekam die Mutter ihr Lebendiggeborenes noch an die Brust. Die Fischeier ausbrütende Sonne ist so „ein klarer Beweis, daß die organische Wärme in der Schöpfung eins sei, nur durch zahllose Kanäle feiner und feiner hinaufgeläutert". Wenn aber „der ätherische Strom, der Strom der allgemeinen Weltseele, im warmen Blute fließt, dient er auch dazu, daran die Fackel anzuzünden, mit der auch die feinsten Regungen des menschlichen Herzens erwärmt werden" (Kapitel 1).

Jede Wirkung in der Natur beweist das Vorhandensein einer organischen Kraft, und zwar haben alle Wesen und Gattungen und alle ihre Veränderungen, wie das Keimen, ihren eigenen, dem Dasein in dieser Form entsprechenden Zweck. Niedrigste, vornehmlich aus Fibern bestehende Wesen haben die organische Allmacht, die mannigfachsten verstümmelten Glieder nachwachsen zu lassen; bei künstlicher verschlungenen Bewegungskräften wird das verlorene Glied durch die „zusammengesetztere Organisation im Ganzen" mit vertreten; bei der Steigerung der Empfindung und bei größerer sowie feinerer Ausbildung des Sammelplatzes aller Empfindung, des Gehirns, wird die ganze Organisation verständiger und feiner (Kapitel 2). Eine genaue Betrachtung des Elefanten, des Löwen und des Unau läßt die unbedingte Zweckmäßigkeit im Bau dieser Arten, zugleich aber das Wesen der Tierseele und des Instinkts erkennen: jene ist die Summe und das Ergebnis aller in der Organisation des Tieres wirkenden lebendigen Kräfte, dieser die Richtung, welche die Natur jenen sämtlichen Kräften dadurch gab, daß sie

sie zu diesem und keinem anderen Bau organisierte (Kapitel 3). Auch die Kunsttriebe der Tiere erklären sich nicht aus besonderen angeborenen Fertigkeiten, sondern aus der natürlichen, auf sie abzielenden Organisation der Tiere. Je höher, d. h. zu je mehr Bethätigungen ein Geschöpf organisiert ist, desto mehr verschwindet die irrtumfreie Fertigkeit nur eines Triebes (Kapitel 4). Allmählich erst wurden die Geschöpfe „zu einer Verbindung mehrerer Begriffe und zu einem eigenen freien Gebrauch der Sinne und Glieder" fortgebildet. Die Begattung der Schnecke z. B. dauert Tage und erfolgt fast mit dem ganzen Körper; bei anderen Wesen teilte die Natur die verschiedenen Aufgaben verschiedenen Erscheinungsformen zu: der Raupe den Nahrungs-, dem Schmetterling den Fortpflanzungstrieb; bei den höheren Tieren fielen unnötige Glieder weg, rückte das Mark höher und wurde der Kopf immer hirnreicher. Schließlich wurde in der Proportion des Landtieres von der bildenden Künstlerin Natur die beste Form gefunden, „darin diese Geschöpfe gewisse Sinne und Kräfte gemeinschaftlich üben und zu einer Form der Gedanken und Empfindungen vereinigen lernten" (Kap. 5). Der Mensch steht einzig auf der Erde da durch seinen aufrechten Gang, und dieser ist ihm einzig natürlich und organisiert ihn geradezu zum ganzen Berufe seiner Gattung (Kapitel 6).

Die Anlage des Menschen zur Humanität weist im einzelnen das vierte Buch nach, das erste, das in unserer Auswahl selbst geboten wird.

Daß der naturbedingte Mensch der Erdenwelt zugleich der zukünftige Bürger eines höheren geistigen Reiches sei, ist im fünften Buche zu zeigen versucht. Der im ersten bis vierten Buche geführte Nachweis eines Zusammenhanges, ja einer aufsteigenden Reihe organisierter Formen zwingt uns, hinter diesen Formen auch im unsichtbaren Reiche der Schöpfung eine ebenso verflochtene aufsteigende Reihe von Kräften wirkend zu denken; nur ist diese unendlich viel länger und mannigfaltiger, als wir Menschen wahrzunehmen im stande sind, wir, denen nur Zusammendrängungen vieler Kräfte zu einer Organisation in die Sinne fallen. Da aber keine Kraft untergehen kann, kann es auch nicht das lebendig wirkende Etwas unserer Seele, in dem uns der Schöpfer, selbst gegenwärtig, die uns innewohnende Gotteskraft offenbart. „Die reinste und thätigste Kraft, die wir auf Erden kennen, die menschliche Seele", sie, die königliche Beherrscherin aller unserer niederen und höheren Vermögen, „die Künstlerin unseres Lebens", kann nicht, wenn im Leibe ihr Werkzeug zerfällt, auch selber aufhören, zu

sein, so wenig als mit dem Zerfallen des Baumes die [allgemeine] Vegetationskraft erlischt (Kapitel 1).

Die Organe, die Einzelgliederungen der Materie, welche die allverbreitete bildende Gotteskraft, der unsichtbare himmlische Licht- und Feuergeist [!], sich harmonisch zugebildet hat, sind diese Kraft, dieser Geist nicht selber, und wenn jene zerfallen, kann daher dieser bleiben. Aber wie sich dieser Geist im Menschen zum höchsten für einen Erdenbau erreichbaren Zustande hinaufgesteigert hat, so wird er auch unsere Seelenkraft aus ihrer Erdenorganisation zu einer höheren, zur Unsterblichkeit, hinüberläutern (Kapitel 2). In der ganzen Natur herrscht ein steter Fortschritt, indem die höheren Organisationen erst auf Grund des Verbrauches niederer entstanden sind und nur durch ihn sich dauernd erhalten, und der Mensch ist der große Zusammenfluß niederer organischer Kräfte, die in ihm zur Bildung der Humanität kommen sollten. Bei ihm aber kann das Rad nicht stillstehen, da sich von seiner Bestimmung während seines Erdendaseins „nur die erste Knospe und Anlage findet" (Kapitel 3). Die Seele ist nicht eins mit ihren Organen, und jeder Gedanke, jede Vorstellung der Seele ist „ein anderes Ding, als was ihr der Sinn zuführt, ist im höchsten Maße geistig". Wie der Mensch nur langsam lernt, die sinnlichen Eindrücke, denen er von Anfang an ausgesetzt ist, zu verarbeiten, wie seiner Seele dadurch das ihn vor anderen Wesen auszeichnende hellere Bewußtsein erst auf eine geistige Weise zugebildet wird, so hat seine Seele, scheint es, von Anfang an nur „ein Werk: inwendige Gestalt, Form der Humanität zu gewinnen" und die äußeren Vorgänge in inneres Leben zu verwandeln. Der Traumzustand, in dem das Innenleben, ohne neue Einwirkungen auf die äußeren Sinne, beim Schlafe des Körpers selbstthätig fortgeht, und das erhöhte Lebensgefühl nach dem Schlafe lassen hoffen, daß auch dem Todestraum ein frohes Erwachen zu einer neuen, himmlischen Jugend folgen werde (Kapitel 4). Bei der Fesselung der gottähnlichen Menschenseele an den tierischen Menschenleib mit seinen sinnlichen Trieben machen freilich nur wenige „die gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Worts zum Studium ihres Lebens", und keiner erreicht sie völlig. Da der Schöpfer aber nicht irrend ein unerreichbares Ziel gesteckt haben kann, muß die Erde nur eine Übungs- und Vorbereitungsstätte sein, wo wir uns dem gewiesenen Ziele nur nähern können, aber immer Werdende bleiben in Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit, um, zu gottähnlicher Humanität, zu wahrer gött-

licher Menschengestalt vollendet, erst nach der väterlichen, huldvollen Schonung des Todesschlafes zu erwachen. Auch die Raupe ahnt die größere Schönheit ihres Schmetterlings nicht, um erst willig und leichter ihre niedere Bestimmung zu erfüllen, die zu des Schmetterlings glücklicher Zukunft unerläßlich ist (Kapitel 5). Diese Aussicht auf die Unsterblichkeit nach dem Tode ist die „einzige Philosophie der Menschengeschichte", alles Menschenschicksals. Bei der Doppelnatur des Menschen fühlt sich der durch die Erfüllung seiner sinnlichen Bedürfnisse schon Befriedigte hienieden am wohlsten, während der Edelste im Irdischen den größten Widerstand findet und das Reinste selten Bestand und Dauer gewinnt. Als „Mittelwesen" zwischen einer niederen und einer höheren Welt brauchen wir uns „den künftigen Zustand" nicht allzu verschieden von unserem jetzigen zu denken [!]; „die Brüder in den höheren Regionen" helfen dem hienieden noch Gleitenden, ohne daß dieser ihre Ziele kennt, um so eher hinüber, je mehr sie sich von ihm gesucht und geliebt und ihn der Vollendung nahe sehen. Nur dieser einen oder einer Reihe läuternder Wandelungen bedarf es, damit die Seele im Sinne Leibnizens ein Spiegel des Weltalls werde, und ohne nach Ort oder Stunde des künftigen Daseins zu fragen, darf der Mensch gewiß sein, wenn „längst der Erde Pracht, der Erde Glück zerfallen, werde er noch in anderen Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießen" (Kapitel 6).

Zweiter Teil.

Im zweiten Teile, Buch 6—10, überblickt Herder die Gesamtheit der Menschenformen des Erdballs, leitet ihre Verschiedenheit aus der Abhängigkeit von ihrer Umgebung ab und geht den Anfängen der menschlichen Bildung, ja dem Ursprunge des Menschengeschlechtes nach.

Im hohen Norden entstanden nach dem sechsten Buche Völker mit derbem, fleischigem Körper und eingezogenen Gliedern: die zusammengedrückten, struppigen Grönländer, denen träg fließendes Blut kühle Empfindung verlieh und die gütige Natur hitzige Kräuter vorenthielt, ferner ihre noch mühseligeren Brüder, die Eskimo. Weiter östlich folgten die schon milderen Lappen, die in den Bergen das Renn zum Haustier und sich selbst zu menschlicherer Lebensweise gewöhnten, und die Samojeden, die bei sonst ähnlicher nördlicher Bildung in den aufgeworfenen Lippen und in der offenen Nase Zeichen größerer Reizbar-

keit und früherer Mannbarkeit an sich tragen. Noch weiter östlich von ihnen und ihren Brüdern, den Ostjaken, wohnen die Tungusen, die noch nicht in der Sprache, wohl aber schon im Bau, in den kleinen Augen, dünnen Lippen und weichen Haaren den Mongolen verwandt sind, und die ins Tatarische übergehenden Jakuten und Jakugiren. Endlich am Schwarzen und Kaspischen Meer steigert sich die tatarische [!] Bildung bis zur Schönheit, indem überall auf der großen Abdachung der Tatarei zum Nordmeere einerseits große Ähnlichkeiten der Bewohner zu beobachten, anderseits infolge der vielen Streifereien und Umwälzungen auch Kreuzungen und Durchsetzungen der nordischen, tatarischen und mongolischen Bildung entstanden sind (Kap. 1). Immer genötigt, über die weiten salzhaltigen, wasserarmen Strecken des südlichen Sibirien und der Mongolei zu Pferde dahinzufliegen, wurden diese nomadischen Mongolenvölker mit ihrem hangenden Körper, den gebogenen Beinen, abstehenden Ohren und geringen Körperkräften die dem Lande entsprechenden Raubgeier. Daß sie als solche in den uralltesten Zeiten mehr als einmal siegreich über Asien geflogen sind, zeigt die ähnliche Bildung der sämtlich gleich ihnen bartlosen Chinesen, der mit diesen verwandten Japaner, Tibetaner und hinterindischen Birmanen sowie der kamtschadalischen Korjäken (Kapitel 2). — „Die Organisation des Erdstrichs schöngebildeter Völker" setzt im Schoß der höchsten Gebirge Asiens, „einem Paradies der Welt", mit den Kaschmiren ein, den geistreichsten und witzigsten Indern; auch bei der Mehrzahl der anderen Inder, bei den „unter dem äußersten Joch der Menschheit" duldenden Hindus, sind die Frauen „durch die zarteste Linie der Schönheit, die Männer durch eine männlich-sanfte Seele" ausgezeichnet. Die Perser gewannen, wie die Türken in der Zeit ihrer Herrschaft, durch Mischungen mit Mädchen aus den schönsten Stämmen am Kaspisee und in Kaukasien, mit Töchtern der Tscherkessen und Usbeken höhere Wohlgestalt und edlere Gewohnheiten. Auch die Ebräer, „die unter dem Druck des Gesetzes die zur Erhebung zum Ideal nötige freie Thätigkeit und Wohllust nicht fanden", tragen trotz ihrer langen, tiefen Verworfenheit das Gepräge der asiatischen Bildung an sich, und die Araber sind auf ihrer Halbinsel, diesem „Lande mehr der Freiheit als der Schönheit", ein „hartes, tapferes, dabei wohlgebildetes Volk" geworden. Endlich an der Küste des Mittelmeeres, in dem dreifachen Griechenlande Asiens, der Inseln und Europas, „in dieser Region der sanften Regelmäßigkeit der Jahreszeiten", fand die menschliche Wohlgestalt eine

Stelle, „wo sie sich mit dem Geiste vermählen, wo in allen Reizen irdischer und himmlischer Schönheit auch die Seele sichtbar werden" und, „sich mit göttlicher Schönheit bekleidend, in den Olympus eingehen konnte". In einem mittleren Erdstriche und nur stufenweise zu vollkommenster und dauerndster Wohlgestalt wie zu höchster Kultur entwickelt, sind diese wohlgebildetsten Nationen die „wohlthätigsten Wirkerinnen" geworden, indem sie ihr Glück auch anderen Gegenden brachten, auch dem in der bunten Zusammenwürfelung seiner Völker nicht einheitlich zu charakterisierenden Norden Europas (Kapitel 3).

Zur „Organisation der afrikanischen Völker" gehören noch nicht vollständig die Bewohner des nördlichen Afrika, die zum Teil [im Osten] bis über den Äquator hinab noch weiß und gelbbraun sind, so die Ägypter und Nubier, die ursprünglich arabischen Abessinier, die Berber und die mit arabischen Geschlechtern gemischten Mauren. Erst vom Senegal und Gambia ab nach Süden zu schuf die Natur in den schwarzen, kraushaarigen Negern [nebst Hottentotten und Buschmännern] einen starken, aber schlanken, wasserfrohen Menschenschlag, den seine wollüstigen Lippen und hervortretenden Brüste in einem üppigfruchtbaren Lande darauf hinwiesen, sein Glück in keinem feineren als sinnlichem Genusse zu finden, einen Stamm, „wie er in Afrika wohnen mußte, oder die Natur hätte kein Afrika schaffen müssen" (Kapitel 4). Auch auf vielen asiatischen [und australischen] Inseln sind Negergeschlechter, mögen sie auch jetzt nur noch in Resten vorhanden sein, die Vorgänger der späteren Besiedler gewesen (Kapitel 5). Die Urbevölkerung ganz Amerikas, bei vielfachster Abtönung doch in der kupferroten Haut, der Haartracht und der Bartlosigkeit mit einem gemeinsamen Zuge ausgestattet, ist den Mongolen verwandt und wohl nordwestlich aus Asien eingewandert. An sich gutmütig und erst durch die Kämpfe, zu denen Wanderschaft und Besitzgründung zwangen, kriegerisch geworden, sind die Bewohner Amerikas ganz unkultiviert nur im gefühlraubenden Froste des Feuerlandes und heimtückisch und träge nur dort, wo sie von kultivierteren Eroberern, „pfäffischen oder weibischen Europäern am tiefsten unter den Fuß getreten worden sind" (Kap. 6). Es wäre Zeit, statt „mit Schwert, Kreuz und Branntweinfässern, die Welt mit der Reißfeder zu durchziehen", dem Menschen auf solche Weise in allen Völkern auf Erden seine Mitbrüder im Bilde näherzubringen und durch eine Physiognomik der Menschheit und eine reine Völkerkarte der Erde „das philanthropische Werk zu krönen" (Kap. 7).

Von den im vorhergehenden Buche geschilderten Verschiedenheiten der Völker werden im siebenten Buche die körperlichen, im achten die seelischen und geistigen erklärt. Die Menschen gehören selbst auf der niedrigsten Stufe des Patagoniers nicht mit dem Affen in eine Gattung; ebensowenig [?] aber lassen sich innerhalb der Gattung Mensch nach der Verschiedenheit der Abstammung vier oder fünf Rassen unterscheiden (Kapitel 1). Das eine Menschengeschlecht ist überall so [ak]klimatisiert, daß auch die Bewohner des unkultiviertesten, entbehrungsreichsten Landes diesem nur mit der bittersten Wehmut entführt werden können und im Entführer wie Kulturbringer den Zerstörer des ihnen einzig naturgemäßen Glückes ihres Klimas hassen (Kapitel 2). Das Klima hängt nicht bloß von der geographischen Länge und Breite ab, sondern ist ein Inbegriff zahlloser Kräfte und Einflüsse, unter denen die besondere Lage an Steppen, Gebirgen oder Gewässern, in Abgeschiedenheit oder im Zusammenhange großer Landmassen, ferner der Boden und die Erzeugnisse der Gegend wichtig, aber durchaus nicht die einzigen sind; ja der kultivierende Mensch kann diese Kräfte und Einflüsse sogar künstlich abstellen oder in Thätigkeit setzen, wenn er auch ihren Zusammenhang mit der gesamten Umgebung, die ursprüngliche Disposition, nicht völlig aufheben kann (Kapitel 3). Wie im Embryo das Hirn eher da ist als die Hirnschale, die sich erst zubildet, so liegt der Bildung des Menschen zu seiner Erscheinung, dem Typus, das angeborene organische, genetische Vermögen der ausbildenden und erhaltenden Lebenskraft zu Grunde. Im Zusammentreffen dieser von innen wirkenden einen genetischen Kraft mit dem von außen wirkenden mannigfaltigen Klima liegt der Grund der Sonderung in Arten, der Verartung; doch haben die äußeren Einflüsse nur auf das Äußere, Hautfarbe und Haarform, eingewirkt; erst Änderungen der genetischen Lebenskraft, z. B. bei der Fortpflanzung (durch Kreuzungen) oder durch die Nahrung, wirkten tiefer und veränderten auch festere Teile, wie die platte Nase oder den vorstehenden Unterkiefer, und die Schöpfung und Paarung zweier Geschlechter ward so für die Natur das feinste Mittel, in den Gattungen Vielartigkeit und Bestand der Formen zu verbinden (Kap. 4). Genauen Aufschluß über die Grenzen und die Bedingungen solcher Wirkungen könnte allein eine physisch-geographische Geschichte der Abstammung und Verartung unseres Geschlechtes gewähren. Nur so viel zeigen auch einzelne Erfahrungen: zu rasche Übergänge in ein entgegengesetztes Klima haben oft Massensterben oder geistige Verirrungen

zur Folge; auch „europäischer Fleiß in gesitteten [amerikanischen] Kolonien hinderte nicht, daß die Fruchtbarkeit der Auswanderer früher erlosch, ihre in der Fremde gezeugten Kinder weniger widerstandsfähig wurden und die eigene Lebensdauer sank"; vor allem kann „die Kunst der Menschen einen fremden Erdteil nicht mit stürmender Hand sogleich in ein Europa umschaffen"; denn mit der Rodung und Bebauung eines solchen Erdteils treibt man leicht auch die ganze Tierwelt von dannen und zerreißt das in einer eng zusammenhängenden Vielheit bestehende Ganze der dort einheimischen Natur. Viele heute nichtsnutzige Völker fremder Erdteile hat erst der Europäer dazu gemacht, indem er ihnen Land und Lebensart änderte, ohne ihnen eine europäische Natur geben zu können [oder zu wollen]. Hier hat „unser Genius anderen Klimaten geschadet, während auch andere Klimate unserem Genius schaden können" (Kapitel 5).

Auch der Geist zeigt, wie das achte Buch ausführt, sehr veränderliche Eigenschaften auf dem weiten Erdenrund.

Naturvölker, die durch ihre Umgebung bedroht waren, wurden durch die Naturgewohnheit, zu linderndem Trost, mit Unempfindlichkeit auch gegen körperlichen Schmerz gewappnet. Der Ostindier, „das feinste Geschöpf im Genuß sinnlicher Organe", hat auch die feinfühligsten und kunstfertigsten Hände sowie eine vom Geschmack gegorener Getränke nicht geschwächte Empfindlichkeit der Zunge und atmet in leidenschaftsloser Ruhe Wohllust und Glückseligkeit. Aufmerkend und riechend sondert, gleich dem Tiere, der Naturmensch die Giftkräuter aus, und gewisse Bewohner der Antillen unterscheiden durch den Geruch die Spuren verschiedener Nationen. Außer stande, sich auf die Unterstützung durch Schrift oder Stift zu verlassen, merkt und nennt der Naturmensch das Selbstbeobachtete mit unbedingter Sicherheit. Nicht darin besteht die höchste Kultur, die Bildung zur Humanität, daß der Europäer überallher immer neue Reizmittel herbeischafft und auf Kosten einer hungernden und gequälten Masse in Gemeinschaft mit wenigen „Großen und Reichen ohne Geschmack und vielleicht zu ewiger Nahrung seiner Brutalität täglich auf feinere Art seine Sinne stumpft". Vielleicht ist die besonders Völkern schöner Erdstriche eigene Reinlichkeit in der Lebensführung und Mäßigkeit beim sinnlichen Genusse die kräftigste Methode zur Philosophie der Humanität. „Der beste Anbau der sinnlichen Kräfte liegt in dem richtigen Verhältnis ihrer aller zu einer wahrhaft menschlichen Lebensweise, worin keine herrscht und sich keine verliert." Ändert

sich immerhin dieses Verhältnis mit jedem Lande und Klima, so ist doch die Natur auch darin die allenthalben weise Mutter, daß sie in jeder Umgebung nur in die und in so viel Organe den Reiz des Verlangens legt, als ihn an jedem Orte befriedigen können. Allüberall hat sie gütig die erste Sprosse sowohl des menschlichen Wohlgenusses als auch des menschlichen Verstandes aus sinnlichen Empfindungen keimen lassen und den Untergrund der sinnlichen Glückseligkeit darein gelegt, „daß der Mensch da lebe, wo er lebt, daß er genieße, was ihm vorliegt, und sich, so wenig es sein kann, mit zurück und vorwärts blickenden Sorgen teile". Auch „die erste Sprosse der feineren Sinnlichkeit", die erquickende Tonkunst, die erste schöne Kunst, hat sie allen Völkern, aber je nach deren Art bald in hohem, bald in niederem Grade, verliehen (Kapitel 1).

Ebenso verschieden ist beim Grönländer und Indier, beim Nordländer und Japaner die Einbildungskraft, die stets eine Widerspiegelung der Umgebung und Lebensweise ist und sich in der Nachbarschaft großer Naturschauspiele, feuerspeiender Berge, endloser Wüsten oder stürmischer Meere, immer am erregtesten zeigt. Indem sie namentlich auch in alledem „forterbt", was über eine nicht sichtbare, in ihren Wirkungen aber gefühlte Welt einer zu gleicher Empfänglichkeit geborenen Jugend erzählt wird, macht sie auch die Mythologie jedes Volkes zu einem Abdruck der eigentümlichen Art, wie es die Natur ansah, und läßt insonderheit erkennen, ob es seinem Klima und Genuß nach mehr Gutes oder Übles in ihr fand. Die Vorsehung braucht das Organ der Einbildungskraft zu ihren Zwecken, Betrug und Despotismus haben es abscheulich gemißbraucht; der auserlesene Mensch aber soll alle diese Vorstellungsarten aus ihren Grundlagen würdigen, an ihrem Maßstabe das Subjektive auch der eigenen Vorstellungsart erkennen und nach der einen Sonne suchen, worin dieses Labyrinth menschlicher Phantasieen nur gebrochene Strahlen sind (Kapitel 2).

Die gleichfalls nach Klima und Umgebung verschiedenen praktischen Bethätigungen des menschlichen Verstandes werden mit der Einteilung der Völker in Jäger-, Fischer-, Hirten-, Ackerbauervölker (also nach aufsteigenden Beschäftigungen) in ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht erschöpfend charakterisiert; auch sind die Beschäftigungen nicht bloß aus dem Bedürfnis erwachsen, da sich an vielen Orten die Trägheit leicht mit dem Mangel abgefunden hat. Erst wo Menschen und gefährliche oder schwer erlegbare Tiere sich dichter drängten, haben jene von diesen gelernt, sich zu schützen und zu kleiden,

Listen zu brauchen und Waffen zu führen, und zwar um so besser, je enger der Kreis ihres Lebens und je bestimmter das Werk war, in dem sie Vollkommenheit suchten. Auf dem Vorteile, den vor allem die Zähmung der Tiere, die Verfügung über Haustiere für die Milderung, Hebung und Veredelung der Kultur bedeutet, beruhte bei der Entdeckung Amerikas die Überlegenheit der europäischen Entdecker und Eroberer über die Ureinwohner des Landes, die solche Tiere und die fördernde Wechselwirkung des Umganges mit ihnen nicht [?] kannten. Die größte Veränderung hat der Ackerbau verursacht, namentlich wenn er nicht bloß zur Seßhaftigkeit, sondern auch zum Sondereigentum führte; aber mit Künsten und Städten, Gesetzen und Polizei [d. h. Staatsverwaltung] sind in seinem Gefolge freilich oft auch Despotismus, Sklavensinn und Sklavendienst eingezogen. Völker, die ihn um solcher Folgen willen mieden oder höchstens den Weibern überließen, umherstreifende Jäger und edle Beduinen, denen herbster Mangel eine Lust wird, „solange Selbstbestimmung und Freiheit ihn würzet und lohnet", ja der von Baumfrüchten lebende Wilde und der schweifende Nomade sind ebenso berechtigte Erdenbewohner wie die ackerbauenden Völker, da „ihnen ihre Natur selber ein anderes Leben angewiesen hat; und sie hat ihre Zwecke entweder allenthalben oder nie erreicht" (Kapitel 3).

Bei aller Abhängigkeit auch der Empfindungen und Triebe von der verschiedenen Organisation der Menschen ist nirgend [?] ein Kriegszustand aller gegen alle der natürliche Zustand gewesen. „In und zu der Gesellschaft ist der Mensch vielmehr gebildet, und die Natur hat auch Mittel ausgesonnen", die Gefahren des Zusammenstoßes zu beschränken. Von den verschiedenartigsten Neigungen beherrscht, wurden die Menschen über die weiten Räume der aufs mannigfachste wechselnden Erdoberfläche verteilt, nur im kleinen, mittleren Teil ihres Lebens mit Kampflust und -kraft ausgestattet und in den Absonderungen zu Familien, Stämmen und verschiedenen Sprachgemeinschaften darauf hingewiesen, für sich zu bleiben und anderen Absonderungen gleiche Luft zu gönnen. Friede ist also der Naturzustand des unbedrängten menschlichen Geschlechtes, und vor dem Haß herrschte die Liebe, deren Reich allenthalben ist auf Erden, wenn auch allenthalben in anderen Gestalten. Harter, lebengefährdender Kampf eines Volkes mit der Natur hat den Mann seine Leistungen überschätzen und ihn das Weib zum Haustier herabwürdigen lassen. Die frühe Reife der Orientalinnen

machte diese zum Spielzeug des Mannes und verleitete letzteren, „sich einen Garten dieser vorübergehenden Blumen in einen Harem zu sammeln und damit die Entwickelung des weiblichen Geschlechtes über die Natur hinaus von der männlichen zu unterscheiden"; die größere Reizbarkeit der Morgenländerin und die bewegliche Verschlagenheit, mit der die entrechteten Geschöpfe dem auf sie ausgeübten Drucke zu begegnen suchten, führten gleichzeitig zu den barbarischen Mitteln, mit denen sich der Orientale der Ergebenheit und Gefügigkeit seiner Frauen versicherte. Nur vernünftige Anlagen, wie sie die alten Germanen schon vor der Einführung einer feineren Kultur besaßen, oder „vernünftige Bildung" im Verlaufe der Kulturentwickelung haben die Frauen den Männern würdig an die Seite gestellt. Innerhalb der durch das Klima gesteckten Grenzen zeichnen das Weib überall die Tugenden der zarten Gefälligkeit, sanften Duldung und selbst- und furchtlosen Mutterliebe aus, den Mann dagegen der Mut, auf der Erde zu herrschen und sein Leben nicht ohne Thaten, aber bei aller Genügsamkeit frei zu genießen, ferner die Liebe zu seinen Kindern, zumal den Söhnen, und die Dankbarkeit gegen seinen Vater, endlich die Freundschaft, das edelste Band der Männer, das das Heer eines kleinen Volkes zu einem Chor von Blutsfreunden macht. Diesen menschlich schönen naturgemäßen Verbindlichkeiten gegenüber bleibt rätselhaft und unnatürlich [!] die Unterordnung unter *einen* erblichen Herrscher, der ohne Vertrag in Willkür gebietet, „Tausende ohne Verantwortung [!] in den Tod schickt, den Schatz des Staates verzehrt und den Armen darüber die drückendsten Auflagen thut" (Kapitel 4).

Nach Land und Zeit, Organisation und Lebensumständen ist für den Menschen auch „die Fähigkeit seines Genusses, die Art und das Maß seiner Freuden und Leiden, seine *Glückseligkeit* bestimmt", die, als „ein innerer Zustand, Maß und Bestimmung nicht außerhalb, sondern in der Brust eines jeden einzelnen Wesens hat". Da wir den Körper mit allen seinen Sinnen und Gliedern zu übendem Gebrauch empfangen haben, ohne den unsere Lebenssäfte stocken, ist gerade die ihn in Bewegung setzende Mühe, durch die er sich die Mittel des Unterhaltes und Genusses schaffen muß, eine Wohlthat, die Gewähr seiner Gesundheit, dieser ersten, unentbehrlichsten Grundlage der Glückseligkeit. Die Glückseligkeit findet man nicht in einseitiger Ausbildung besonders feiner Seelenkräfte, z. B. verstandesmäßiger „Spekulation, die nur das Vergnügen weniger müßiger Menschen [wie Kant] sein kann und auch

ihnen oft nur ein entkräftend-verzerrendes, einschläferndes Traumvergnügen ist", ebenso wie „die tote Nomenklatur aller Wissenschaften, der seiltänzerische [!] Gebrauch aller Künste nicht die Wissenschaft des Lebens gewährt". Nur auf dem Gebrauch der ganzen Seele, insonderheit ihrer thätigen Kräfte, ruhet der Segen der Gesundheit. Empfindungen des Herzens weit mehr als Wirkungen einer tiefsinnigen Vernunft sind es, die uns mit Liebe zum Leben und Freude an ihm lohnen; denn unser Wohlsein ist mehr ein stilles Gefühl als ein glänzender Gedanke, und dieses unsere Glückseligkeit ausmachende „einfache, tiefe, unersetzliche Gefühl des Daseins ist ein kleiner Tropfen aus jenem unendlichen Meer des Allseligen, der in allem ist und sich in allem freuet und fühlt". Diese individuell bestimmte Glückseligkeit schließt den [Kantischen] Gedanken aus, daß „der Mensch zu einem unendlichen Wachstum seiner Seelenkräfte, zu einer fortgehenden Ausbreitung seiner Empfindungen und Wirkungen, ja gar, daß er für den Staat als das Ziel seines Geschlechtes und alle Generationen desselben nur für die letzte Generation gemacht" seien. Der Staat gerät vielmehr, je größer er ist, immer mehr in die Gefahr, Unglückliche zu schaffen, und in seiner durch die Gedanken eines Menschen regierten Maschine werden alle seine Glieder statt glückselig in ihrer Selbstbestimmung vielmehr unglücklich in gedankenlosem Dienste. Der Umstand, daß Millionen ohne Staat leben, zeigt die Überflüssigkeit, die Thatsache, daß der Mensch als solcher das Glück seines Hauses und Herzens auch vom Staate nicht erhält, die Nutzlosigkeit des Staates; „gütig also dachte die Vorsehung, da sie den Kunstzwecken großer Gesellschaften die leichtere Glückseligkeit einzelner Menschen vorzog und jene kostbaren Staatsmaschinen, soviel sie konnte, den Zeiten ersparte". Schwach dagegen und kindisch [!] wäre „die schaffende Mutter gewesen, welche [wie Kant] die echte und einzige Bestimmung ihrer Kinder, glücklich zu sein, auf Kunsträder einiger Spätlinge gebaut und von ihren Händen den Zweck der Erdschöpfung erwartet hätte, also daß alle früheren Menschen aller Erdteile nicht gelebt und etwa nur mit ihrer Asche hätten düngen müssen, damit am Ende der Zeit ihre Nachkommen durch europäische Kultur glücklich würden" (Kapitel 5).

Die Bedingtheit, welcher der äußere und innere Mensch durch den Boden, der ihn trägt, im Raume unterliegt, ist so erklärt; zur Betrachtung des menschlichen Werdens in der Zeit, zur Betrachtung der Fortentwickelung in der Geschichte, schreitet das neunte Buch weiter

Die Geschichte der Menschheit ist ein Ganzes, doch nicht im Sinne einer Averroïschen [d. h. Kantischen] Philosophie, „nach der das ganze Menschengeschlecht nur eine, und zwar sehr niedrige, Seele besitzt, die sich dem einzelnen Menschen nur teilweise mitteilt, und [nach der] alle Individuen nur für die Gattung, d. h. für das Bild eines abstrakten Namens, hervorgebracht wären". Vielmehr „ist die menschliche Bildung überall die Überlieferung einer Erziehung zu irgend einer Form menschlicher Glückseligkeit und Lebensweise"; und „diese zweite Genesis [d. h. geistige Zeugung] des Menschen ist zugleich genetisch und organisch, genetisch durch die Mitteilung [des Lehrenden], organisch durch die [nach den Um- und Zuständen des Lehrenden und Lernenden bestimmte] Aufnahme und Anwendung des Mitgeteilten." Glücklich ist der Sterbliche, „dessen Gedanken, Neigungen und Wünsche oder auch nur die Strahlen seines stillen Beispiels auf die schönere Humanität seiner Mitbrüder fortgewirkt haben". „Nicht anders wirkt Gott auf der Erde als durch erwählte größere Menschen; Religion, Sprache, Kunst und Wissenschaft, ja die Regierungen selbst können sich mit keiner schöneren Krone schmücken als mit diesem Palmzweige der sittlichen Fortbildung in menschlichen Seelen. Unser Leib vermodert ...; nur in der Stimme Gottes, d. i. der lebendigen Tradition einverleibt, können wir auch in namenloser Wirkung in den Seelen der Unseren thätig fortleben." Die Kette der Bildung allein macht aus den Trümmern der nur in Stürmen und Revolutionen fortschreitenden äußeren Geschichte „ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menschengeist unsterblich und fortwirkend lebt". Immer verjüngt in seinen Gestalten, blüht der Genius der Humanität und „ziehet palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter" (Kapitel 1). Das Mittel, durch welches der Mensch erst zu seinem „Geschlechtscharakter", der Vernunft, kam, ist die Sprache, in der ihm Gott die nicht erklärbare, aber thätig wirkende Lösung des Problems verlieh, die Eindrücke aller Sinne in Wortbildern und in Töne gefaßten Merkmalen mit innewohnender Kraft des Gedankens festzuhalten und durch die nun erst mögliche Tradition die Seele des ersten denkenden Menschen mit der des letzten zu verbinden. Wie der Mensch selbst nicht ausschließlich geistiger, sondern zugleich sinnlicher Art ist, so verlieren die Lautzeichen, wenn sie von der Anschauung völlig gelöst und zu bloßer Spekulation der reinen Vernunft verwandt werden, außer für wenige müßige Träger feinster Organe [wieder ein

Hieb gegen Kant] an Klarheit und Inhalt, während sie, mit Empfindung und auf Grund der Erfahrung gebraucht, das rechte Organ sind, womit der Mensch den äußeren Stoff seiner Beobachtungen dem Geiste einverleibt. Eine philosophische Vergleichung sämtlicher Sprachen wäre daher die schönste Charakteristik der Erscheinungsformen des menschlichen Geistes auf Erden, wie die Geschichte der Sprache einzelner Völker „ein wandelbares Gemälde der mannigfachen zeitlichen Fortbildung des menschlichen Geistes" auf begrenztem Gebiete liefern würde. Vollends als zu diesem Mittel der menschlichen Bildung, der Sprache, sich noch die Schrift gesellte, war die Verewigung der Vernunft, dieser Summe der Erziehung unseres Geschlechtes, ermöglicht. Anderseits ward freilich mit der Bindung der Sprache an die Schrift, dieses Mittel der gelehrten Bildung, der Geist der Sprache auch mannigfach eingeschränkt, gefesselt und ertötet (Kapitel 2).

Alle Erfindungen wurden durch Nachahmung und durch die an die Sprache gebundene Möglichkeit sondernder und verbindender Vernunftthätigkeit gemacht; nur soll der, welcher inmitten eines fortgeschrittenen Landes und Zeitalters ihrer viele genießt, sich nicht über die Menschen weniger kultivierter Länder und älterer Zeiten erheben; denn mit diesen fremden Erfindungen schafft er für die Humanität, für seinen inneren Menschen, so wenig Eigenes wie der, welcher eine gelernte fremde statt der ihm angeborenen Sprache gebraucht. Die Frage, ob gesteigerte Erfindungen und fortschreitende Wissenschaften auch zur Glückseligkeit beigetragen haben, ist weder damit bejaht, daß durch Erfindungen manche menschliche Bemühungen erspart und Bedürfnisse und Genüsse vermehrt und verfeinert worden sind, noch damit verneint, daß mit ihnen statt beglückender Zufriedenheit immer mehr verlangende Unruhe eingezogen ist. Erfinder und Genien üben einen göttlichen Beruf aus, wenn sie schlummernde Kräfte in glücklicher Stunde in neuen Anwendungen und Wirkungen dienstbar machen; mag diese der Mensch immerhin — wie alles — auch mißbrauchen können, so „gehören sie doch in ihrer Gesamtheit und ihren Wechselwirkungen zu der oberen Haushaltung Gottes mit unserm Geschlechte, der wahren Philosophie der Geschichte" (Kapitel 3).

Zwei Stufen natürlicher Regierung, die sich immer wieder vernünftig, genetisch bilden, der Regierung des Familienoberhauptes und der des Tüchtigsten an der Spitze eines einzelnen Unternehmens, steht eine dritte, unvernünftige gegenüber, die Erbregierung, die lediglich

auf Tradition beruht und, während sie auf einen bei ihrer vertragsmäßigen Gründung noch nicht Geborenen Rechte häuft, Millionen damals noch nicht Lebender Pflichten auferlegt. Ihr Untergrund ist nur die Macht, gleichviel, ob diese durch fremde Eroberer, „gekrönte oder nach Kronen ringende Henker, die berühmtesten Namen der Welt", gewonnen oder durch den Verzicht bequemer Völker auf Selbstbestimmung und die daraus folgende Verschiedenheit der Erziehung für Herrschende und Dienende großgezogen worden ist. Die gütige Natur trennte wenigstens die persönliche Glückseligkeit von der Stellung und gab allen Völkern nur die Despoten, die sie verdienen. Aber ein böser Grundsatz für die Philosophie der Menschengeschichte wäre der [Kants], „der Mensch sei ein Tier, das einen Herrn nötig habe und von diesem Herrn oder von einer Verbindung von Herren das Glück seiner Endbestimmung erwarte"; denn das wäre eine verkehrte Auffassung vom Staate und hieße die Aufgabe der Erziehung, den Erzogenen schließlich selbständig und frei zu machen, verkennen. Der natürlichste Staat ist ein Volk mit einem Nationalcharakter; ein solcher kann auch jahrtausendelang natürlich weitergebildet werden, während Reiche, die wilde Vermischungen der Menschengattungen und Nationen unter einem Zepter darstellen, thönernen Kolossen gleichen. Nur sofern „die Tyrannei adliger Herren eine harte" und „das gebietende Volk ein wahrer Leviathan" ist, haben despotisch-erbliche Regierungen den Vorzug, von drei Übeln das kleinste zu sein. Durch die Bezeichnung „von Gottes Gnaden" bekennen denn auch alle christlichen Regenten mit Recht, daß sie nicht durch ihr Verdienst, sondern durch das Gutbefinden der Vorsehung zur Krone gelangt sind. „Das Verdienst dazu müssen sie erst durch eigene Mühe erwerben, mit der sie gleichsam die Providenz zu rechtfertigen haben, daß sie sie eines so hohen Amtes würdig erkannte"; denn das Amt der Fürsten ist kein geringeres, „als Gott zu sein unter den Menschen, ein höherer Genius in einer sterblichen Bildung" (Kapitel 4).

Gegenüber der jüngeren Staatsform, den noch jüngeren Künsten und den mannigfaltigen Sprachen ist die älteste und allgemeinste Überlieferung, die in Spuren auch bei den ärmsten und niedrigsten Völkern vorhanden ist, die Religion, die gleich zwei anderen Vorzügen des Menschen, Vernunft und Sprache, in Zeichen oder Symbolen ihren Ausdruck findet. Überall verschieden und ehedem immer bedeutungsvoll, sind diese Symbole jetzt freilich oft bedeutungslos oder gar ein

geheimnisvolles Herrschaftsmittel für Priester oder als Kirchenfürsten waltende Despoten geworden. Doch aller Mißbrauch ändert nichts an der Thatsache, daß die Erde der religiösen Überlieferung in Schrift und Sprache die Samenkörner aller höheren Kultur zu verdanken hat. Eine Art religiösen Gefühles für die unsichtbar wirkenden Kräfte im ganzen Chaos der Wesen, das den Menschen umgab, mußte jeder Bildung und Verknüpfung abgezogener Vernunftideen vorausgehen und zu Grunde liegen, ehe der menschliche Geist das Eine im Vielen, das Unsichtbare im Sichtbaren, die Kraft und Ursache hinter der Wirkung in bewußter Vernunftthätigkeit suchen konnte. Nur ein besonderer Fall dieses Suchens nach dem Unsichtbaren hinter dem Sichtbaren war der allgemeine Volksglaube an eine im Körper wohnende und über dessen Zerfall hinaus fortlebende Seele. Eine dem Menschen gleich bei seiner Erschaffung verliehene, ebenso allgemeine Gabe seiner Natur wie die Religion ist die von der Tradition freilich immer zarter fortgebildete Grundregel der Humanität, außer im Kriegszustande im Menschen den Menschen zu ehren und zu hegen (Kapitel 5).

Die Frage nach Ort und Zeit der „ersten Tradition" der Sprache und der Religion beantwortet das zehnte Buch.

Das Menschengeschlecht kann man nicht, nur eine Stufe zurückschreitend, aus der Rettung einzelner Überreste verwandter Wesen erklären, welche die Erde in einer anderen als der jetzigen Gestalt bewohnt haben sollten. Das älteste Gestein, der Granit, beweist vielmehr, daß es einst ein noch aller organischen Wesen entbehrendes Erdenzeitalter gegeben hat, und die jüngeren Gesteinsschichten zeigen durch ihre Versteinerungen, daß die Lebewesen nur allmählich in steigender Stufenordnung entstanden sind (Kapitel 1). Zuletzt erschien als Krone und Herr der Schöpfung der Mensch, und zwar, wie überhaupt „im Rade" der Schöpfung fortgesetzt zahlloses Niederes vergehen mußte, damit Edleres, aber in minderer Zahl, erscheinen konnte, nur in einem Paar. Seine Heimat, die im Mittelpunkt der regsten organischen Kräfte liegen muß, wird der Bergrücken Asiens sein, wo ja ursprünglich auch die größere Menge aller Tierarten, vor allem alle Haustiere, heimisch sind. Damit setzte die Natur ihren Liebling auch an die Stelle, „die sich am besten für diese zarten Zärtlinge ziemte"; und wie nur eine Menschenvernunft auf der Erde möglich war und die Natur daher nur eine Gattung Vernunftfähiger hervorbrachte, so ließ sie diese Vernunftfähigen auch in einer Schule der Sprache und

Tradition erzogen werden und „übernahm selbst diese Erziehung durch eine Folge von Generationen aus einem Ursprung“ (Kapitel 2).

Auch der auf Asien als ihre älteste Stätte hinweisende Gang der Kultur und Geschichte des Menschen führt zu derselben Annahme. Die Einwanderung der europäischen Völker von dorther beweisen [?] die an Punkten ihrer Wanderschaft, z. B. in der Tatarei und am Schwarzen Meere, hinterlassenen Spuren; bei den Bewohnern Afrikas und Amerikas spricht für den gleichen Ursprung die Verwandtschaft mit Bewohnern der benachbarten Teile Asiens. Auch der Fortschritt von den in einsilbiger Unbiegsamkeit erstarrten Sprachen Ostasiens zu den wortreicheren, aber schwerfälligeren Sprachen Europas und die Abhängigkeit aller europäischen Schriftarten von der phönizischen beweisen den gleichen Gang der Kultur, nicht minder die Herkunft unserer Haustiere und Kulturpflanzen aus Asien. In Südasien stehen noch die ältesten und kunstvollsten Tempel und blühte die älteste [?] Dichtung; von dort kamen uns Zeitrechnung und Jahreseinteilung nebst mannigfachen anderen Kenntnissen. In Asien gibt es die älteste Hierarchie und sind Despoten, wie nur noch in dem von Asien aus gegründeten Ägypten, etwas altgewohnt Selbstverständliches; kurz, in allen Künsten hat Asien die längste Übung und zu aller Überlieferung den frühesten Anfang (Kapitel 3).

Von allen Mythologieen Asiens zeichnet sich als die dem Ursprunge am nächsten stehende älteste Philosophie der Menschengeschichte schon durch ihre wenigstens 3000 Jahre [?] alte Niederschrift die Mosaische Tradition aus (Kapitel 4). Sie berührt sich mit anderen orientalischen Kosmogonieen: so mit der persischen in der Hervorhebung der lebenerweckenden Kraft des Lichtes und mit der tibetanischen in den Elohim, nur daß diese von ihr zum Begriffe einer wirkenden Einheit, eines Schöpfers geläutert sind. Sie hebt richtig[er (?) als Kants Hypothese vom feuerflüssigen Zustande] mit einer uranfänglichen Mischung von festem [granitnem] Bau und überflutendem Meere an, und überhaupt hat der Naturweise, der dieses Gemälde einer Reihe persönlicher Schöpfungsakte geschaffen, darin mit wunderbar ahnungsvoller Einsicht in den Fortgang der Dinge ein Bild von der natürlichen Entwickelung der Erde und ihrer Geschöpfe entworfen (Kapitel 5). Die Verlegung des ersten Wohnsitzes der Menschen in einen Garten entspricht dem Bedürfnisse der neugeborenen, von Haus aus „zur Menschheit“ bestimmten Wesen, und daß Moses, „der wenigstens der

Sammler dieser Tradition ist", den Garten in Asien auf einer Höhe sucht, um die sich große Ströme schlingen, stimmt zu der chinesisch-tibetanischen wie zur persischen und indischen Götterlehre, die alle ein Paradies auf der höchsten Erdhöhe mit einem lebendigen Urquell, mit weltbefruchtenden Strömen kennen. Der Naturweise hat also gewiß an ein glückliches indisches Thal, etwa Kaschmir, gedacht. Daneben aber nahm der Philosoph von den vielen Wundergestalten der asiatischen Mythologieen nur die zwei Wunderbäume mit der redenden Schlange und dem Cherub auf, um mit „ihrer Hilfe das Menschenschicksal, seine unser Wohl und Wehe ausmachende Ausstattung mit freiem Willen" zu veranschaulichen. Dieselbe Erzählung zeigt zugleich, daß der Mensch mit den ihn unterweisenden Elohim Verkehr gehabt und unter ihrer Anleitung Sprache und Vernunft erworben habe (Kapitel 6). Im übrigen sind alle mosaischen Geschichten, die Namen Adam und Eva mit eingeschlossen, Nationalerzählungen, Ausdeutungen der ältesten Zeit des Ebräervolkes vom ebräischen Standpunkte aus, und es heißt sie mißbrauchen, wenn man in der Geschlechtstafel von Noahs Söhnen Sem, Ham und Japhet die Genealogie aller Völker gegeben wähnt (Kapitel 7).

Dritter und vierter Teil.

Der dritte und vierte Teil der „Ideen" sind rein geschichtlich; sie enthalten die Charakteristiken der Volkspersönlichkeiten, wie sie in ost-westlicher Entwickelung nacheinander hervorgetreten sind.

Im elften Buche setzt dieser Gang durch die Völkergeschichte bei den Staaten Ostasiens ein; denn wo „die Sonne für den Menschen den Tisch deckte und die Gewächse zu wohlthätigen Früchten reifte, die Natur dem Menschen mehr Muße gab und mehrere seiner Triebe reizte, so daß sein Herz in Leidenschaften und Unarten ausschoß, die mehrere Gesetze und Anstalten zu ihrer Einschränkung nötig machten, da mußten sich auch die Gebäude der Polizeien [vgl. S. 27] und Religionen bilden, die nun für uns in ewiger Tradition dastehen". Die erstarrte Kultur Chinas, des bevölkertsten Reiches, die bei tausendfachen mühsamen Geschicklichkeiten und Findigkeiten für den Alltag ebensowohl kriegerischen Geist wie über das Bedürfnis hinaus fortschreitende Wissenschaftlichkeit ausschließt, beruht auf der einen Übertreibung der Nationalerziehung, nicht nur der Jugend kindlichen Gehorsam in der Familie, sondern noch dem erwachsenen Manne

überhöfliche, kindisch gedankenlose Unterordnung gegenüber jeder Staatsperson und -einrichtung zur Pflicht und Gewohnheit zu machen. Die roheren Überwinder aus dem Norden, die Mandschu, fanden „solchen Lehnstuhl kindlicher Sklaverei" sehr bequem, und auch Konfucius schmiedete durch seine vor allem den höheren Kreisen vertraute Moral dem Volke nur neue Fesseln. Immerhin ward letzteres dabei, was es an seinem Platze werden konnte: bei aller Übervölkerung in seinen alten Grenzen ein in fleißiger Geschicklichkeit zufriedenes Volk (Kapitel 1). Die Länder in Chinas Umgebung, wie Kotschinchina und Tongking und noch mehr im Norden Korea und die Mongolei, verdanken dem Reiche der Mitte ihre Kultur und mit dieser die Milde ihrer Sitten; ja auch die stolzeren Japaner, die als ein rauheres Barbarenvolk über China hinaus nach den Inseln gekommen sind, übernahmen von dort alle Hilfsmittel zu ihrer Kultur (Kapitel 2). Die buddhistische Religion, die in mannigfachen Formen in der Mongolei und in China, in Japan und Hinterindien herrscht, muß gemäß ihrem auf die „Wohllust" der Gedankenlosigkeit gerichteten Grundzuge ein üppiges, warmes Land zur Heimat haben, und die nichts als Almosen fordernden „einsamen Beschauer" jener Länder sind ihre ursprünglichen Priester. Am strengsten — in einer festgeordneten Priesterherrschaft mit dem das Ebenbild des Gottes Fo darstellenden Lama, dem kaiserlichen Hohenpriester, an der Spitze — ist die buddhistische Religion in Tibet, diesem Lande härterer Arbeit, ausgebildet. Sie ist dorthin erst im 1. [?] Jahrhundert n. Chr. gekommen, den Tibetanern aber gerade in ihrer strengen Form ein Segen geworden, da diesen rohen Fels- und Bergbewohnern ein Tugendziel der Eingezogenheit, Nüchternheit und Mäßigung nur in dieser gröbsten Gestalt der Weltüberwindung faßbar werden konnte (Kapitel 3).

Vom Buddhismus verschieden ist der indostanische Brahmaglaube mit dem unerschütterlichen Bestande seiner Kasten, den Brahmapriestern an der Spitze, den Kriegern, Ackerbauern, Künstlern aller Art und den verachteten Parias unter ihnen. Nur die schwächlich-zarte Anlage und die harmlos-gutmütige Art dieses Volkes, das dem Europäer dient und ihn doch als einen unreinen Weltsinnigen bedauert, daneben auf seiten der Priester die sorgsam gewahrte Überlegenheit des Wissens und die Klugheit, womit sie die Kinder nicht nur mild erziehen, sondern sie auch in dereinst nützlichen Fertigkeiten, ja selbst die Niedrigsten im Lesen, Schreiben und Rechnen [?] unterweisen, erklären den noch heute sonder-

bar tiefen, unerschütterlichen Einfluß dieser Priester. Das so weiche, gefügige Volk wird freilich auch die Beute aller Eroberer, jetzt zumal der geizig-verschmitzten Europäer der Küste, und die unbedingte Geltung der priesterlichen Lehren hemmt auch hier den Fortschritt. Im besonderen steht die Lehre von der Seelenwanderung jeder Besserung des uns grausam dünkenden Loses der untersten, unreinen Klasse der Parias im Wege; denn „zweideutig wie jeder Wahn, der über die Menschheit hinausreicht", stumpft diese Lehre, die auch im Tiere den möglichen Träger einer Menschenseele ehren und schonen lehrt, zusammen mit dem Schicksalsglauben das Mitleid ab, sowohl mit den zum Verbrennungstode auf dem Scheiterhaufen des verstorbenen Gatten verpflichteten Frauen, als auch mit jenen ärmsten Menschengeschöpfen, denen, wie die Inder sagen, Gott ihre Verachtung und Unreinheit zu ihrer Läuterung um künftigen Glückes willen auferlegt hat (Kapitel 4).

Die Betrachtung der bisher behandelten Länder gestattet manche allgemeine Schlüsse: Die Thatsache, daß Erziehung, Lehre und bleibendes Vorbild allein bilden, läßt es für die Kindheit der Menschheit notwendig erscheinen, daß ein Unterrichtender, Erziehender, Aufklärender in die ältesten Staatskörper an leitender oder doch hoher Stelle aufgenommen wurde. Gegenüber unserer unnützen, ja schädlichen Art, in vielen Stücken die Kreise der gelehrten und der Volkskultur zu verwirren, dachten solche alte Staatenordner menschlicher und klüger, wenn sie die Kultur des Volkes in gute Sitte und nützliche Künste setzten und ihm statt unverständlicher physikalischer, mathematischer und metaphysischer Theorieen Märchen erzählten, wie z. B. das von dem Drachen [!], der den [verfinsterten] Mond verschlingt. „Ein ewiger [von Kant behaupteter] Fortgang gehört nicht zur menschlichen Glückseligkeit, wenigstens nach dem Begriff der alten östlichen Reiche", die in uralter Gewohnheit verharren und streng verschlossene Gebiete bleiben wollten, die nicht nach europäischer Art in allseitigen Wetteifer getreten sind und nicht zum Siege in solchem Kampfe der Anwendung der allerhöchsten Kenntnisse bedurften. Jene Länder, die nur auf ihren inwendigen Kreislauf rechnen und ihr Inneres ungestört desto mehr nützen wollen, wirken weniger lebhaft, haben dafür aber längeren Bestand in ihrem langsameren Leben. Überall bildet sich ein Volk nur zu dem, was seine genetische Kraft in ihrer Zeit und an ihrem Orte werden konnte. Die östlichen Völker wenigstens und ihre Priester verharren lieber in ihrer gegebenen Volks- und Landesart, als daß sie sich um einen Punkt der

Vollkommenheit kümmerten, dem sie sich auf dem ewigen Wege einer Asymptote, die sie Kant beschreiben läßt [vgl. S. 7], doch höchstens nähern würden, ohne ihn, trotz aller tantalischen Mühe, je zu erreichen (Kap. 5).

Ganz anders ist, nach dem zwölften Buche, das Schicksal der Völker Vorderasiens und des stammverwandten Ägypten gewesen. Staunenswert ist die Menge von allerhand Fertigkeiten und Erfindungen, die von dorther nach Europa gekommen sind, wie in Vorderasien auch die ersten Monarchieen unserer Weltgeschichte bestanden haben. Nur weitschichtige, lockergefügte Gründungen ehrgeiziger Scheike waren am Euphrat und Tigris Babylonien, Assyrien und Chaldäa, die ebenso leicht von neuen streifenden Nomadenhorden überrannt wie wieder aufgerichtet waren. Die von der steinlosen, lehmreichen Gegend geförderte massige Kunst ungeheurer Backsteinbauten und gebrannter Riesenbildnisse war die thönerne Nachahmung auf Streifzügen nach Ägypten gesehener [?] Steinwerke, der nur weitausgedehnte Gartenanlagen einigen Reiz verliehen. Überhaupt ließ die Fruchtbarkeit des Landes, die durch die Überschwemmungen des Euphrat und durch künstliche Kanalanlagen sowie Schöpf- und Pumpwerke gefördert wurde, die Nomaden sich schnell in Ackerbauer, ihre Zelte in Lehmhütten verwandeln, und die bei den weiten Wanderzügen gewonnene Kenntnis des Himmels und seiner Gestirne wurde auf den flachen Dächern dieser Hütten leicht und so fleißig erweitert, daß hier die Astronomie ihre Heimat gefunden hat, zumal da die Chaldäer auch unter nicht chaldäischen Herrschern als eine besondere Kaste die Stern- und Traumdeutung pflegten. Die natürliche Verbindung der Euphrat-Tigris-Mündung mit Indien führte früh den Handel in diese Länder und mit ihm Pracht und Üppigkeit in Gewandung, Fußteppichen und Wandbehängen. Früh hatte man auch in einer eigenartigen, nicht [vorherrschend] hieroglyphischen [Keil-] Schrift Aufzeichnungen von Himmelsbeobachtungen und Handelsverträgen gemacht und Inschriften unter Herrscherbilder an Felsen- und Palastwänden gesetzt. Die unbefestigten despotischen Regierungen dieser Länder, in denen ein Hausvater oder Scheik mit selber rechtlosen und daher unzuverlässigen Satrapen über alles Gold und Silber, über alle Knechte, Mägde und Ländereien nach Willkür wie über eigene Reichtümer, Weiden und Herden gebot, waren barbarische Nomadenregierungen, die eben darum oft bei der Eroberung einer Stadt, in einer oder in zwei Schlachten zusammenbrachen (Kapitel 1). So unterlag Assyrien den Medern, Medien den edlen, „wohl den Deutschen ver-

wandten" Persern unter dem großen Cyrus, dessen väterlich verwaltetes Reich freilich schon mit seinem Tode zu zerfallen begann. Denn weil er ein Eroberer unübersehbarer Länder geworden war, hatte er „einen zusammengeflickten Königspurpur hinterlassen", den die Nachfolger von Anfang an nicht zu tragen vermochten; wohl aber wurden sie durch seinen Glanz „zu noch unsinnigeren despotischen Kriegszügen, wie ehrgeizige Große zu Empörungen, verlockt und zu einer Willkür- und Günstlingsherrschaft verleitet, der, mitsamt dem Reiche erschlafft, auch die ehedem so gesunde persische Volkskraft erlag. Nur zerstörend, nicht aufbauend, hat so der persische Despotismus gewirkt. Auch die Religion Zoroasters, die der noch einmal auf gute Verwaltung bedachte Darius[?] an Stelle des von ihm vernichteten, zur politischen Macht gewordenen Magiertums setzte, hat eben als Staatsreligion keine dauernde Bedeutung gewonnen und wird nur noch von den wenigen Feueranbetern Indiens gepflegt" (Kapitel 2).

Die ältesten und am sorgfältigsten bewahrten Erzählungen über seine Geschichte besitzt das Ebräervolk, „das freilich als Staat, die Regierung zweener Könige ausgenommen, in seiner Geschichte die elendeste Gestalt darstellt", die denkbar ist. Es geht ebenfalls auf den Scheik eines Nomadenzuges zurück, wurde seines größten Mannes, des Moses, beraubt, ehe es sich in seine, gerade infolge von Moses' Tode nie streng durchgeführte nomokratische Gesetzgebung eingelebt hatte, und gewann nie in dem von Moses beabsichtigten Maße die Herrschaft über sein Land. Seine Stämme einten sich unter den Richtern nie ganz fest und spalteten sich unter den Königen bald wieder in eine überlieferungstreue und eine größere abtrünnige Hälfte: alles das bewirkte, daß das Volk der Ebräer in Handel und höherer Kunstfertigkeit schon unter Salomo vom Auslande abhängig und auch staatlich früh die Beute der Assyrer und Babylonier wurde. In der Gefangenschaft sodann und später wieder unter unbedeutenden Königen oder buchstabenharten Priestern haben sich die Ebräer in erstarrendem Gesetzesdienste auf Grund mißverstandener Weissagungen mit der Hoffnung „auf die eitelste Weltherrschaft" getröstet. So im ganzen Lauf ihrer Geschichte „weder als ein staatsweises noch als ein kriegsgelehrtes, am wenigsten aber als ein wissenschaft- und kunsterfindendes Volk ausgezeichnet" und zuletzt von den welterobernden Römern leicht für immer aufgelöst, gewannen die Ebräer „gerade in dieser Zerstreuung eine Wirkung aufs menschliche Geschlecht, die man von ihrem engen Lande heraus sich

schwerlich hätte denken mögen". Denn „da in ihrer Mitte das Christentum entstanden war, das sich anfangs nicht nur nicht vom Judentum trennte und also seine heiligen Bücher mitnahm, sondern auch vorzüglich auf diese die göttliche Sendung seines Messias baute", haben diese Bücher der Juden teils gut, teils übel auf alle christlichen Zeitalter gewirkt. Vorteilhaft war ihre Wirkung, weil durch sie die Lehre vom einigen Gott zur Grundlage aller Philosophie und Religion gemacht, durch sie auf so viele ernste Fragen der menschlichen Wißbegierde — über die Schöpfung, den Ursprung des Bösen und dergleichen — die volkstümlich faßlichste Antwort gegeben wurde; schädlich war ihr Einfluß, weil sie, „mit dem Ansehen der Göttlichkeit umkleidet", zur geistbannenden Einzwängung auch der Wissenschaft in ihren Rahmen und zur unnatürlichen Ausstattung des Gottesdienstes aller so verschiedenen Länder mit einem morgenländischen Idiotismus verführt haben. Im Wirtschaftsleben der Völker haben sich die Ebräer fast allenthalben des Handels, zumal des Geldhandels, bemächtigt, und so hat diese weitverzweigte Republik kluger Wucherer manche Nation Europas von eigener Betriebsamkeit, eigener Nutzung des Handels lange zurückgehalten, weil sich diese Nationen für ein jüdisches Gewerbe zu groß dünkten. Denn wenn auch die Verbreitung des ebräischen Volkes über alle Länder und die Verschlagenheit, mit der es sich jederzeit unter dem äußersten Druck seitens anderer Völker zu erhalten wußte, Bewunderung erregen: im ganzen blieben die Juden „ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Kultur auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte; fast seit seiner Entstehung ist es vielmehr eine parasitische Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen, ein Geschlecht schlauer Unterhändler beinah' auf der ganzen Erde, das trotz aller Unterdrückung nirgend sich nach eigener Ehre und Wohnung, nirgend nach einem Vaterlande sehnt" (Kapitel 3).

Ganz anders geartet als die Ebräer, denen selbst die Übervölkerung ihres Landes kein Anstoß dazu wurde, auf die benachbarte See hinüberzugreifen, wurden die angrenzenden Phönizier die ersten überseeischen Vermittler des Güteraustausches zwischen entfernten Weltteilen. Auf den schmalen, unfruchtbaren Küstenstrich zwischen Libanon und Mittelmeer angewiesen, wurden sie durch die Not zu Erfindern, durch ihre Lage — das Meer und seine Buchten vor sich, die Knotenpunkte des innerasiatischen Karawanenverkehrs hinter sich — zu Seefahrern und

Handelsvermittlern erzogen. Selbst die Erfinder des Glases und der Purpurfärberei, tauschten sie zugleich fremde Rohstoffe des heißen Ostens wie kalten Nordens, Gespinstpflanzen, Metalle, Holz und Elfenbein, gegen Kunstwaren aller Art ein, die sie in eigenen Fabriken aus jenen Rohstoffen erzeugten, und brachten überallhin ein von ihnen gebrauchtes, vielleicht aber nicht erfundenes asiatisches Alphabet und Zahlensystem. Politisch stellten sie einen der ersten Übergänge von der asiatischen Monarchie zu einer Art von Republik dar, wie sie der Handel fordert. In ihren Städten schufen sie die ersten Vorbilder großer Handelsrepubliken, mit ihren Kolonien weckten sie den eigenen Fleiß und das Bedürfnis der aufgesuchten Völker, einem großen Teile des Erdkreises machten sie die Güter, Fertigkeiten und Wissenschaften gemein und wurden so als Verbreiter der Humanität größere Wohlthäter der Menschheit als die erobernden Perserkönige. Ebenso beschämten sie durch ihren Verzicht auf eigentlich politische Eroberungen die Europäer späterer Zeit, welche die Entdeckung beider Indien alsbald dazu mißbrauchten, das Kreuz zu predigen [?!] und die Bewohner auszurotten oder zu Sklaven zu machen. — Schon tiefer als seine phönizische Mutterstadt steht in dieser Beziehung Karthago. Auf fremdem Boden gegründet, war es genötigt, sich seinen Umfang erst zu erkämpfen, fand so Geschmack an kriegerischen Erfolgen und ward „auf dem niederen Grunde erobernder Gewinnsucht" selbst in Afrika nie ein Volk, sondern nur eine fremde Herrin über Unterthanen und auf Sizilien sogar die Zerstörerin schöner griechischer Kultur. Obgleich es einzelne geniale Männer hervorbrachte, wie Hamilkar und Hannibal, der für die Römer der Lehrer in der feineren Kriegskunst wurde, und obgleich es eine wirtschaftliche Litteratur schuf, unterlag Karthago nur ganz naturgemäß dem Schicksal der Vergeltung, wenn die Römer die Stadt, ihren Handel und ihre Wissenschaft für immer vernichten konnten (Kapitel 4).

Eine Welt für sich ist Ägypten mit seinen staunenswerten Denkmälern, von denen noch heute ein Teil, Kanäle und Dämme, die Arbeit bezeugen, mit welcher das Nilthal, das eigentliche Herz des Landes, von ost[?]asiatischen Einwanderern, die über das Rote Meer [?] zuerst nach Oberägypten kamen, durch weise Ausnutzung der lebenspendenden Überschwemmungen allmählich immer weiter abwärts erschlossen wurde. Ein stilles, fleißiges, gutmütiges Volk in einem abgeschlossenen, den Fremden versperrten Lande, schufen die Ägypter eine Kunst, die zwar weniger auf heitere Schönheit, aber dafür um so mehr auf Genauigkeit

und Wahrheit, dauernde Festigkeit und riesenhafte Verhältnisse abzielte. Die Form der Pyramiden und Obelisken geht vielleicht auf eine rohe Steinschichtung zurück, welche „den begrabenen Leichnam vor dem Aufscharren wilder Tiere schützen sollte". Ihre Riesengröße aber läßt den Geist ihrer Entstehungszeit ahnen, in welcher der Wille eines allmächtigen Königs Hunderttausende, die lediglich nach Zünften und Landstrichen, nicht als Persönlichkeiten gezählt wurden, nur zu seiner persönlichen Verewigung konnte arbeiten lassen. Die zur Zeit [Herders] noch nicht entzifferten Hieroglyphen an diesen Werken würden kaum etwas anderes verkünden „als etwa eine Chronik verstorbener Begebenheiten oder eine vergötternde Lobschrift ihrer Erbauer"; als Geheimschrift aber wahrten sie mit der Überlegenheit der priesterlichen Weisheit, deren Ruf freilich durch die griechischen Sagen vielleicht über Gebühr vergrößert worden ist, auch die Herrschaft der Priester. Das Volk übte dafür um so geschickter zahllose mechanische Fertigkeiten; immer duldend, ganz in betriebsamen Fleiß versunken, verlor es auch die Tapferkeit und Selbstbestimmung und nahm in Jahrtausende langer elender Verzweiflung von den Persern bis zu den Türken fremde Gewaltherrscher hin (Kapitel 5).

Immer wieder wird so auch aus der Geschichte dieser vorderasiatischen Staaten das Hauptgesetz klar: „Nur Zeit, nur Ort und genetischer Nationalcharakter, kurz, das ganze Zusammenwirken lebendiger Kräfte in ihrer bestimmtesten Individualität entscheiden auch über alle Ereignisse der Menschenreiche", und je eingeschlossener sich diese bilden, desto eigenartiger können sie durch jene Kräfte gestaltet werden. Wenn Zufälle eine Veränderung des Ortes herbeiführen, bilden die Ideen des Urlandes und des zweiten Wohnsitzes zusammen den neuen Bau. Der Geschichtschreiber muß also, ohne Voreingenommenheit für die Erscheinungsformen seines Landes und Erdteiles, alle Menschenreiche gleich gerecht würdigen, da die Staatengebilde zwar überall anders gestaltet, doch überall dem Gesetze derselben Notwendigkeit entsprungen sind. Aus demselben Grunde haben noch so gewaltige Reiche ausländischer Eroberer keine Dauer, während aus der eigenen Wurzel erwachsene Staaten, wenn nicht immer ihre Herrschaft, so doch selbst unter fremdem Joche stets ihre nationale Art bewahren. Da diese nationale Art auf die Überlieferung gegründet ist und die nationale Ausbildung der Sitte, Gewohnheit und Lehre ursprünglich immer durch die Religion geleistet wurde, sind alle Jugendreiche der

Menschheit in Asien mehr oder minder theokratisch. Aber dieselben asiatischen Staatsverfassungen hat das Gebundensein an die Religion, indem diese „alle Denkkraft fesselte, allen Fortgang der Menschenvernunft und Verbesserung nach neuen Umständen hinderte, wie ein wahres Opium des Geistes durchdrungen" und in einen Halbschlummer versenkt, worin befangen sie neuer Erwecker harren (Kapitel 6).

Den Inhalt der bis auf einen Teil des 16. (Kap. I, II, IV u. V) hier vollständig abgedruckten letzten 8 Bücher skizziert Herder selbst also:

Dreizehntes Buch.

I. Griechenlands Lage und Bevölkerung.
II. Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst.
III. Künste der Griechen.
IV. Sitten- und Staatenweisheit der Griechen.
V. Wissenschaftliche Übungen der Griechen.
VI. Geschichte der Veränderungen Griechenlands.
VII. Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlands.

Vierzehntes Buch.

I. Etrusker und Lateiner.
II. Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude.
III. Eroberungen der Römer.
IV. Roms Verfall.
V. Charakter, Wissenschaften und Künste der Römer.
VI. Allgemeine Betrachtungen über das Schicksal Roms und seine Geschichte.

Funfzehntes Buch.

I. Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben.
II. Alle zerstörenden Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen.
III. Das Menschengeschlecht ist bestimmt, mancherlei Stufen der Kultur in mancherlei Veränderungen zu durchgehen; auf Vernunft und Billigkeit aber ist der daurende Zustand seiner Wohlfahrt wesentlich und allein gegründet.
IV. Nach Gesetzen ihrer innern Natur muß mit der Zeitenfolge auch die Vernunft und Billigkeit unter den Menschen mehr Platz gewinnen und eine daurendere Humanität befördern.
V. Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück gibt, als im Rat derselben zu wirken.

Sechzehntes Buch.

I. Basken, Galen und Kymren.

II. Finnen, Letten und Preußen.
III. Deutsche Völker.
IV. Slawische Völker.
V. Fremde Völker in Europa.
VI. Allgemeine Betrachtungen und Folgen.

Siebenzehntes Buch.

I. Ursprung des Christentums samt den Grundsätzen, die in ihm lagen.
II. Fortpflanzung des Christentums in den Morgenländern.
III. Fortgang des Christentums in den griechischen Ländern.
IV. Fortgang des Christentums in den lateinischen Provinzen.

Achtzehntes Buch.

I. Reiche der Westgoten, Sueven, Alanen und Vandalen.
II. Reiche der Ostgoten und Longobarden.
III. Reiche der Allemannen, Burgunder und Franken.
IV. Reiche der Sachsen, Normänner und Dänen.
V. Nordische Reiche und Deutschland.
VI. Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa.

Neunzehntes Buch.

I. Römische Hierarchie.
II. Wirkung der Hierarchie auf Europa.
III. Weltliche Schirmvogteien der Kirche.
IV. Reiche der Araber.
V. Wirkung der arabischen Reiche.
VI. Allgemeine Betrachtungen.

Zwanzigstes Buch.

I. Handelsgeist in Europa.
II. Rittergeist in Europa.
III. Kreuzzüge und ihre Folgen.
IV. Kultur der Vernunft in Europa.
V. Anstalten und Entdeckungen in Europa.
VI. Schlußanmerkung.

Viertes Buch.

I.

Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisieret.

Der Orang-Utang ist im Innern und Äußern dem Menschen ähnlich. Sein Gehirn hat die Gestalt des unsern; er hat eine breite Brust, platte Schultern, ein ähnliches Gesicht, einen ähnlich gestalteten Schädel; Herz, Lunge, Leber, Milz, Magen, Eingeweide sind wie bei dem Menschen. Tyson* hat 48 Stücke angegeben, in denen er mehr unserm Geschlecht als den Affenarten gleichet; und die Verrichtungen, die man von ihm erzählt, selbst seine Thorheiten, Laster, vielleicht auch gar die periodische Krankheit, machen ihn dem Menschen ähnlich.

Allerdings[1] muß also auch in seinem Innern, in den Wirkungen seiner Seele etwas Menschenähnliches sein, und die Philosophen, die ihn unter die kleinen Kunsttiere erniedrigen wollen, verfehlen, wie mich dünkt, das Mittel der Vergleichung. Der Biber bauet, aber instinktmäßig; seine ganze Maschine ist dazu eingerichtet, sonst aber kann er nichts: er ist des Umganges der Menschen, der Teilnehmung an unsern Gedanken und Leidenschaften nicht fähig. Der Affe dagegen hat keinen determinierten Instinkt mehr; seine Denkungskraft steht dicht am Rande der Vernunft, am armen Rande der Nachahmung. Er ahmt alles nach und muß also zu tausend Kombinationen sinnlicher Ideen in seinem Gehirn geschickt sein, deren kein Tier fähig ist; denn weder der weise Elefant noch der gelehrige Hund thut, was er zu thun vermag; er will sich vervollkommnen, aber er kann

* Tyson's Anatomy of a Pygmy compared with that of a Monkey, an ape and a man. Lond. 1751, pag. 92—94.

[1] Auf alle Fälle.

nicht: die Thür ist zugeschlossen, die Verknüpfung fremder Ideen zu den seinen und gleichsam die Besitznehmung des Nachgeahmten ist seinem Gehirn unmöglich. Das Affenweib, das Bontius beschrieben, besaß Schamhaftigkeit und bedeckte sich mit der Hand, wenn ein Fremder hinzutrat; sie seufzte, weinte und schien menschliche Handlungen zu verrichten. Die Affen, die Battel[1] beschrieben, gehen in Gesellschaft aus, bewaffnen sich mit Prügeln und verjagen den Elefanten aus ihren Bezirken; sie greifen Neger an und setzen sich um ihr Feuer, haben aber nicht den Verstand, es zu unterhalten. Der Affe des de la Brosse setzte sich zu Tisch, bediente sich des Messers und der Gabel, zürnte, trauerte, hatte alle menschliche Affekten. Die Liebe der Mütter zu den Kindern, ihre Auferziehung und Gewöhnung zu den Kunstgriffen und Schelmereien der Affenlebensart, die Ordnung in ihrer Republik und auf ihren Märschen, die Strafen, die sie ihren Staatsverbrechern anthun, selbst ihre possierliche List und Bosheit nebst einer Reihe andrer unleugbarer Züge sind Beweise genug, daß sie auch in ihrem Innern so menschenähnliche Geschöpfe sind, wie ihr Äußeres zeiget. Buffon[2] verschwendet den Strom seiner Beredsamkeit umsonst, wenn er die Gleichförmigkeit des Organismus der Natur von innen und außen bei Gelegenheit dieser Tiere bestreitet: die Fakta, die er von ihnen selbst gesammlet hat, widerlegen ihn genugsam, und der gleichförmige Organismus der Natur von innen und außen, wenn man ihn recht bestimmt, bleibt in allen Bildungen der Lebendigen unverkennbar.

Was fehlte also dem menschenähnlichen Geschöpf, daß es kein Mensch ward? Etwa nur die Sprache? Aber man hat sich

---

[1] Andrew Battel (geb. 1565) schrieb nach einem abenteuernden Leben am Kongo den ersten englischen Originalbericht über die Kongoküste. — [2] In den allgemeinen Erörterungen über den „Unterschied zwischen Mensch und Tier" in der „Histoire Naturelle" (Paris 1749—88), die von Herder auch in der „Ältesten Urkunde. Erster Teil" (SWS, Bd. 6, S. 250a) erwähnt werden. George Louis Leclerc, Graf von Buffon (1707—88), dessen Arbeiten wissenschaftlich nicht immer von selbständiger Bedeutung, in der Form der Darstellung aber ein glänzendes Muster waren, hatte zuletzt das Amt eines Intendanten des königlichen Gartens zu Paris inne.

bei mehrern Mühe gegeben, sie zu erziehen, und wenn sie derselben fähig wären, hätten sie, die alles nachahmen, diese gewiß zuerst nachgeahmt und auf keine Instruktion gewartet. Oder liegt's allein an ihren Organen? Auch nicht; denn ob sie gleich den Inhalt der menschlichen Sprache fassen, so hat noch kein Affe, da er doch immer gestikulieret, sich ein Vermögen erworben, mit seinem Herrn pantomimisch zu sprechen und durch Gebärdungen menschlich zu diskurieren. Also muß es schlechthin an etwas anderm liegen, das dem Traurigen zur Menschenvernunft die Thür schloß und ihm vielleicht das dunkle Gefühl ließ, so nahe zu sein und nicht hineinzugehören.

Was war dies Etwas? Es ist sonderbar, daß der Zergliederung nach[1] beinahe aller Unterschied an Teilen des Ganges zu liegen scheine. Der Affe ist gebildet, daß er etwa aufrecht gehen kann, und ist dadurch dem Menschen ähnlicher als seine Brüder; er ist aber nicht ganz dazu gebildet, und dieser Unterschied scheint ihm alles zu rauben. Lasset uns diesen Anblick verfolgen, und die Natur selbst wird uns auf die Wege führen, auf denen wir die erste Anlage zur menschlichen Würde zu suchen haben.

Der Orang-Utang* hat lange Arme, große Hände, kurze Schenkel, große Füße mit langen Zehen; der Daum seiner Hand aber, der große Zeh seines Fußes ist klein; Buffon und schon Tyson vor ihm nennet das Affengeschlecht also vierhändig; und ihm fehlt mit diesen kleinen Gliedern offenbar die Basis zum

* S. Campers[2] Kort Berigt wegens de Ontleding van verschiedene Orang-Outangs. Amsterd. 1780. Ich kenne diesen Bericht nur aus dem reichen Auszuge der Göttingischen gelehrten Anzeigen (Zugabe, St. 29, 1780), und es ist zu hoffen, daß er nebst der Abhandlung über die Sprachwerkzeuge der Affen aus den Transaktionen[3] in die Sammlung kleiner Schriften dieses berühmten Zergliederers (Leipzig 1781) werde eingerückt werden.[4]

[1] D. h. nach den Ergebnissen anatomischer Untersuchung. — [2] Der Mediziner Peter Camper (1722—89), Professor in Franeker, Amsterdam und Groningen. — [3] Gemeint sind die „Philosophical Transactions of the Royal Society of London", Bd. 1 (London 1779). — [4] Wirklich erschien in Campers „Kleinen Schriften" (Leipz. 1784—90) die „Kurze Nachricht von der Zergliederung mehrerer Orang Utangs" in Bd. 1, Stück 2 (1784), und die „Nachricht vom Sprachwerkzeug des Orang Utangs" in Bd. 2, St. 2 (1785), das in Anerkennung des ersten Teiles der „Ideen" Herder gewidmet war.

festen Stande des Menschen. Sein Hinterleib ist hager, sein Knie breiter als beim Menschen und nicht so tief; die Knie bewegende Muskeln sitzen tiefer im Schenkelbein, daher er nie ganz aufrecht stehen kann, sondern immer mit eingebogenen Knien gleichsam nur stehen lernet. Der Kopf des Schenkelknochen hängt in seiner Pfanne ohne Band, die Knochen des Beckens stehen wie bei vierfüßigen Tieren, die fünf letzten Halswirbel haben lange, spitzige Fortsätze, die die Zurückbeugung des Kopfs hindern; er ist also durchaus nicht zur aufrechten Stellung geschaffen, und fürchterlich sind die Folgen, die daraus sprießen. Sein Hals wird kurz und lang die Schlüsselbeine, so daß der Kopf zwischen den Schultern zu stecken scheinet.* Sonach bekommt dieser ein größeres Vorderteil, hervorragende Kinnladen, eine platte Nase, die Augen stehen dicht aneinander, der Augapfel wird klein, daß man kein Weißes um den Stern sieht. Der Mund dagegen wird groß, der Bauch dick, die Brüste lang, der Rücken wie gebrechlich; die Ohren treten tierartig empor, die Augenhöhlen kommen dicht aneinander, die Gelenkflächen des Kopfs stehen nicht mehr in der Mitte seiner Grundfläche wie beim Menschen, sondern hinterwärts wie beim Tier; der Oberkiefer dagegen rückt vorwärts, und das eingeschobne eigne Zwischenbein des Affen (os intermaxillare)[1] ist der letzte Abschnitt vom Menschenantlitz.** Denn nun, nach dieser Formung des Kopfs unten hervor, hinten hinweg, nach dieser Stellung desselben auf dem Halse, nach dem ganzen Zuge des Rückenwirbels jenen gemäß, blieb der Affe — immer nur ein Tier, so menschenähnlich er übrigens sein mochte.

* Man sehe die Abbildung der traurigen Figur bei Tyson von vorn und hinten. — ** Eine Abbildung dieses Beins siehe bei Blumenbach de generis humani varietate nativa[2] Tab. I. fig. 2. Indessen scheinen nicht alle Affen dies os intermaxillare in gleichem Grad zu haben, da Tyson in seinem Zergliederungsbericht, daß es nicht da gewesen, deutlich bemerket.

[1] Diesen „Zwischenkieferknochen", zwei Knochenstücke zwischen beiden Oberkieferknochen, die bei Affen und Menschen mit dem Oberkiefer verwachsen sind, entdeckte Goethe Ende März 1784. — [2] Die Promotionsschrift des berühmten Göttinger Naturforschers Johann Friedrich Blumenbach (1752—1840) aus dem Jahre 1775.

Um uns zu diesem Schluß vorzubereiten, so lasset uns an Menschengesichter denken, die auch nur in der weitesten Ferne ans Tier zu grenzen scheinen. Was macht sie tierisch? Was gibt ihnen diesen entehrenden groben Anblick? Der hervorgerückte Kiefer, der zurückgeschobne Kopf, kurz, die entfernteste Ähnlichkeit mit der Organisation zum vierfüßigen Gange. Sobald der Schwerpunkt verändert wird, auf dem der Menschenschädel in seiner erhabnen Wölbung ruhet, so scheinet der Kopf am Rücken fest, das Gebiß der Zähne tritt hervor, die Nase breitet sich platt und tierisch. Oben treten die Augenhöhlen näher zusammen, die Stirn geht zurück und bekommt von beiden Seiten den tödlichen Druck des Affenschädels. Der Kopf wird oben und hinten spitz, die Vertiefung der Hirnschale bekommt eine kleinere Weite — und das alles, weil die Richtung der Form verrückt scheint, die schöne, freie Bildung des Haupts zum aufrechten Gange des Menschen.

Rücket diesen Punkt anders, und die ganze Formung wird schön und edel. Gedankenreich tritt die Stirn hervor, und der Schädel wölbet sich mit erhabner, ruhiger Würde. Die breite Tiernase zieht sich zusammen und organisiert sich höher und feiner; der zurückgetretene Mund kann schöner bedeckt werden, und so formt sich die Lippe des Menschen, die der klügste Affe entbehret. Nun tritt das Kinn herab, um ein gerade herabgesenktes, schönes Oval zu ründen; sanft geht die Wange hinan, das Auge blickt unter der vorragenden Stirn wie aus einem heiligen Gedankentempel. Und wodurch dies alles? Durch die Formung des Kopfs zur aufrechten Gestalt, durch die innere und äußere Organisation desselben zum perpendikularen Schwerpunkt.* Wer

* Die Abhandlung Daubentons[1] Sur les différences de la situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux in den Mém. de l'acad. de Paris 1764, die ich bei Blumenbach angeführt gefunden,

[1] Louis Jean Marie Daubenton (1716—1800), einer von Buffons (vgl. S. 46, Anm. 2) Mitarbeitern an der „Histoire Naturelle", zu der er vor allem die sorgfältige anatomische Einzelbeschreibung der Säugetiere beisteuerte.

Zweifel hierüber hat, sehe Menschen- und Affenschädel, und es wird ihm kein Schatten eines Zweifels mehr bleiben.

Alle äußere Form der Natur ist Darstellung ihres inneren Werks; und so treten wir, große Mutter, vor das Allerheiligste deiner Erdenschöpfung, die Werkstätte des menschlichen Verstandes.

* * *

Man hat sich viel Mühe gegeben, die Größe des Gehirns beim Menschen mit der Gehirnmasse andrer Tiergattungen zu vergleichen und daher Tier und Gehirn gegeneinander zu wägen. Aus drei Ursachen kann dies Wägen und diese Zahlbestimmung keine reinen Resultate geben:

1) Weil das eine Glied des Verhältnisses, die Masse des Körpers, zu unbestimmt ist und zu dem andern, fein bestimmten Gliede, dem Gehirne selbst, keine reine Proportion gewähret. Wie verschiedenartig sind die Dinge, die in einem Körper wiegen! und wie verschieden kann das Verhältnis sein, das die Natur unter ihnen feststellte! Sie wußte dem Elefanten seinen schweren Körper, selbst sein schweres Haupt durch Luft zu erleichtern[1], und ohngeachtet seines nicht übergroßen Gehirnes ist er der Weiseste der Tiere. Was wiegt im Körper des Tiers am meisten? Die Knochen; und mit ihnen hat das Gehirn kein unmittelbares Verhältnis.

2) Ohnstreitig kommt viel darauf an, wozu das Gehirn für den Körper gebraucht werde, wohin und zu welchen Lebensver-

---

habe ich bisher nicht gelesen; ich weiß also auch nicht, wohin sein Gedanke gehet, oder wie weit er ihn führet. Meine Meinung ist aus vorliegenden Tier- und Menschenschädeln geschöpfet.

---

[1] Buch 3, Kap. 3, wo er Beispiele vom physiologischen Bau einiger Tiere gibt, sagt Herder selbst vom Elefanten: „Die Hirnschale ist im Verhältnis des Kopfs klein, weil die Nasenhöhle weit oberhalb dem Gehirn läuft und nicht nur die Stirn-, sondern auch andere Höhlen mit Luft anfüllet; denn um die schweren Kinnladen zu bewegen, wurden starke Muskeln und große Oberflächen erfodert, die die bildende Mutter also, um dem Geschöpf die untragbare Schwere zu ersparen, mit Luft anfüllte."

richtungen es seine Nerven sende. Wenn man also Gehirn und Nervengebäude gegeneinander wöge, so gäbe es schon ein feineres und dennoch kein reines Verhältnis; denn das Gewicht beider zeigt doch nie weder die Feinheit der Nerven noch die Absicht ihrer Wege.

3) Also käme zuletzt alles auf die feinere Ausarbeitung, auf die proportionierte Lage der Teile gegeneinander und, wie es scheint, am meisten auf den weiten und freien Sammelplatz an, die Eindrücke und Empfindungen aller Nerven mit der größesten Kraft, mit der schärfsten Wahrheit, endlich auch mit dem freiesten Spiel der Mannigfaltigkeit zu verknüpfen und zu dem unbekannten göttlichen Eins, das wir Gedanke nennen, energisch zu vereinen, wovon uns die Größe des Gehirns an sich nichts saget.

Indessen sind diese berechnenden Erfahrungen* schätzbar und geben zwar nicht die letzten, aber sehr belehrende und weiterhin leitende Resultate, deren ich einige, um auch hier die aufsteigende Einförmigkeit des Ganges der Natur zu zeigen, anzuführen wage.

1) In den kleinern Tieren, bei denen der Kreislauf und die organische Wärme noch unvollkommen ist, findet sich auch ein kleineres Gehirn und wenigere Nerven. Die Natur hat ihnen, wie wir schon bemerkt haben[1], an innigem oder fein verbreitetem

* In Hallers größerer Physiologie[2] ist deren eine Menge gesammlet; es wäre zu wünschen, daß Hr. Prof. Wrisberg[3] seine reichen Erfahrungen, auf welche er sich in den Anmerkungen zu Hallers kleinerer Physiologie[4] bezieht, bekannt machte; denn daß die spezifische Schwere des Gehirns, die er unter-

[1] Buch 3, Kap. 2, wo Herder die Fähigkeit von Schildkröten, Nattern, Fröschen u. s. w. schildert, nach Verlust einzelner Glieder doch weiterzuleben oder jene Glieder zu ersetzen, und dann fortfährt (SWS, Bd. 13, S. 90): „... kurz, je roher ein Geschöpf ist, d. i. je minder die organische Macht seiner Reize und Muskeln zu seinen Nervenkräften hinaufgeläutert und einem größeren Gehirn untergeordnet worden, desto mehr zeigen sie sich in einer verbreiteten, das Leben haltenden oder erstattenden organischen Allmacht". — [2] Albrecht von Haller (1708—77; vgl. Bd. 1, S. 261, Anmerkung), „Elementa physiologiae corporis humani" (Lausanne 1757—66, 8 Bde.). — [3] Heinrich August Wrisberg (1739—1808), Professor der Anatomie in Göttingen. — [4] „Primae lineae physiologiae" (Göttingen 1747, 2. Aufl. 1756).

Reiz ersetzt, was sie ihnen an Empfindung versagen mußte; denn wahrscheinlich konnte der ausarbeitende Organismus dieser Geschöpfe ein größeres Gehirn weder hervorbringen noch ertragen.

2) In den Tieren von wärmerm Blut wächst auch die Masse des Gehirns in dem Verhältnis, wie ihre künstlichere Organisation wächset; zugleich treten hier aber auch andre Rücksichten ein, die insonderheit das Verhältnis der Nerven und Muskelkräfte gegeneinander zu bestimmen scheinen. In Raubtieren ist das Gehirn kleiner; bei ihnen herrschen Muskelkräfte, und auch ihre Nerven sind großenteils Dienerinnen desselben und des tierischen Reizes. Bei grasfressenden, ruhigen Tieren wird das Gehirn größer, obwohl es auch bei ihnen sich größtenteils noch in Nerven der Sinne zu verbrauchen scheinet. Die Vögel haben viel Gehirn, denn sie mußten in ihrem kältern Elemente wärmeres Blut haben. Der Kreislauf ist auch zusammengedrängter in ihrem meistens kleineren Körper; und so füllet bei dem verliebten Sperlinge das Gehirn den ganzen Kopf und ist $\frac{1}{6}$ vom Gewicht seines Körpers.

3) Bei jungen Geschöpfen ist das Gehirn größer als bei erwachsenen: offenbar weil es flüssiger und zarter ist, also auch einen größern Raum einnimmt, deswegen aber kein größeres Gewicht gibt. In ihm ist noch der Vorrat jener zarten Befeuchtung zu allen Lebensverrichtungen und innern Wirkungen, durch welche das Geschöpf sich in seinen jüngern Jahren Fertigkeiten bilden und also viel aufwenden soll. Mit den Jahren wird es trockner und fester; denn die Fertigkeiten sind gebildet da, und der Mensch sowohl als das Tier ist nicht mehr so leichter, so anmutiger, so flüchtiger Eindrücke fähig. Kurz, die Größe des Gehirns bei einem Geschöpf scheint eine notwendige Mitbedingung, nicht aber die einzige, nicht die erste Bedingung zu sein zu seiner größern Fähigkeit und Verstandesübung. Unter allen

---

sucht hat, ein feinerer Maßstab sei, als der bei den vorhergehenden Berechnungen gebraucht worden, wird sich bald ergeben.

Tieren hat der Mensch, wie schon die Alten wußten, verhältnismäßig das größeste Gehirn, worin ihm aber der Affe nichts nachgibt; ja das Pferd wird hierin übertroffen vom Esel.

* * *

Also muß etwas anders hinzukommen, das die feinere Denkungskraft des Geschöpfs physiologisch fördert; und was könnte dies nach dem Stufengange von Organisationen, den uns die Natur vors Auge gelegt hat, anders sein als der Bau des Gehirns selbst, die vollkommenere Ausarbeitung seiner Teile und Säfte, endlich die schönere Lage und Proportion desselben zur Empfängnis geistiger Empfindungen und Ideen in der glücklichsten Lebenswärme? Lasset uns ihr Buch aufschlagen, die feinsten Blätter, die sie je geschrieben, die Gehirntafeln selbst; denn da der Zweck ihrer Organisationen auf Empfindung, auf Wohlsein, auf Glückseligkeit eines Geschöpfs geht, so muß das Haupt endlich das sicherste Archiv werden, in dem wir ihre Gedanken finden.

1) In Geschöpfen, bei denen das Gehirn kaum anfängt, erscheinet es noch sehr einfach: es ist wie eine Knospe oder ein paar Knospen des fortsprießenden Rückenmarkes, die nur den nötigsten Sinnen Nerven erteilen. Bei Fischen und Vögeln, die nach Willis'[1] Bemerkung im ganzen Bau des Gehirns Ähnlichkeit haben, nimmt die Zahl der Erhöhungen bis zu fünf und mehreren zu; sie sondern sich auch deutlicher auseinander. In den Tieren von wärmerem Blut endlich unterscheidet sich das kleine und große Gehirn kenntlich: die Flügel des letzten breiten sich der Organisation des Geschöpfs zufolge auseinander, und die einzelnen Teile treten zu ebendem Zweck in Verhältnis. Die Natur hat also, so wie bei der ganzen Bildung ihrer Geschlechter, so auch bei dem Inbegriff und Ziel derselben, dem Gehirn, nur einen Haupttypus, auf den sie es vom niedrigsten Wurm und

[1] Thomas Willis (1660 zum Professor der Naturphilosophie in Oxford ernannt, seit 1666 Arzt in London), „Cerebri anatome, cui accessit nervorum descriptio et usus" (Lond. und Amsterd. 1664 u. ö.).

Insekt anlegt, den sie bei allen Gattungen nach der verschiednen äußern Organisation des Geschöpfs im kleinen zwar verändert, aber verändernd fortführt, vergrößert, ausbildet und beim Menschen zuletzt aufs künstlichste vollendet. Sie kommt mit dem kleinen Hirn eher zu stande als mit dem großen, da jenes seinem Ursprunge nach dem Rückenmark näher und verwandter, also auch bei mehreren Gattungen gleichförmiger ist, bei denen die Gestalt des großen Gehirns noch sehr variieret. Es ist dieses auch nicht zu verwundern, da vom kleinern Gehirn so wichtige Nerven für die tierische Organisation entspringen, so daß die Natur in Ausbildung der edelsten Gedankenkräfte ihren Weg von dem Rücken nach den vordern Teilen nehmen mußte.

2) Bei dem größern Gehirn zeiget sich die mehrere Ausarbeitung seiner Flügel in den edlern Teilen auf mehr als *eine* Weise. Nicht nur sind seine Furchen künstlicher und tiefer, und der Mensch hat derselben mehrere und mannigfaltere als irgend ein anderes Geschöpf; nicht nur ist die Rinde des Hirns beim Menschen der zarteste und feinste Teil seiner Glieder, der sich ausdunstend bis auf $^1/_{25}$ verlieret — sondern auch der Schatz, den diese Rinde bedecket und durchflicht, das Mark des Gehirns, ist bei den edlern Tieren und am meisten beim Menschen in seinen Teilen unterschiedner, bestimmter und vergleichungsweise größer als bei allen andern Geschöpfen. Beim Menschen überwiegt das große Gehirn das kleine um ein Vieles, und das größere Gewicht desselben zeigt seine innere Fülle und mehrere Ausarbeitung.

3) Nun zeigen alle bisherigen Erfahrungen, die der gelehrteste Physiolog aller Nationen, Haller, gesammlet, wie wenig sich das *unteilbare Werk der Ideenbildung* in einzelnen materiellen Teilen des Gehirns materiell und zerstreut aufsuchen lasse; ja mich dünkt, wenn alle diese Erfahrungen auch nicht vorhanden wären, hätte man aus der Beschaffenheit der Ideenbildung selbst darauf kommen müssen. Was ist's, daß wir die Kraft unsres Denkens nach ihren verschiednen Verhältnissen bald

Einbildungskraft und Gedächtnis, bald Witz und Verstand nennen? daß wir die Triebe, zu begehren, vom reinen Willen absondern und endlich gar Empfindungs- und Bewegungskräfte teilen? Die mindeste genauere Überlegung zeigt, daß diese Fähigkeiten nicht örtlich voneinander getrennt sein können, als ob in dieser Gegend des Gehirns der Verstand, in jener das Gedächtnis und die Einbildungskraft, in einer andern die Leidenschaften und sinnlichen Kräfte wohnen; denn der Gedanke unsrer Seele ist ungeteilt, und jede dieser Wirkungen ist eine Frucht der Gedanken. Es wäre daher beinahe ungereimt, abstrahierte Verhältnisse als einen Körper zergliedern zu wollen und, wie Medea die Glieder ihres Bruders hinwarf[1], die Seele auseinanderzuwerfen. Entgehet uns bei dem gröbsten Sinn das Material der Empfindung, das vom Nervensaft (wenn dieser auch da wäre) ein so verschiednes Ding ist: wieviel weniger wird uns die geistige Verbindung aller Sinne und Empfindungen empfindbar werden, daß wir dieselbe nicht nur sehen und hören, sondern auch in den verschiedenen Teilen des Gehirns so willkürlich erwecken könnten, als ob wir ein Clavichord[2] spielten. Der Gedanke, dieses auch nur zu erwarten, ist mir fremde.

4) Noch fremder wird er mir, wenn ich den Bau des Gehirns und seiner Nerven betrachte. Wie anders ist hier die Haushaltung der Natur, als wie sich unsre abstrahierte Psychologie die Sinne und Kräfte der Seele denket! Wer würde aus der Metaphysik erraten, daß die Nerven der Sinne also entstehen, sich also trennen und verbinden? Und doch sind dies die einzigen Gegenden des Gehirns, die wir in ihren organischen Zwecken kennen, weil uns ihre Wirkung vors Auge gelegt ist. Also bleibt uns nichts übrig, als diese heilige Werkstätte der Ideen, das innere Gehirn, wo sich die Sinne einander nähern, als die Ge-

[1] Medea tötete ihr Brüderchen Absyrtus, das sie bei der Flucht mit Jason entführt hatte, und streute die Glieder des Zerfleischten hinter sich, damit sich die Verfolger beim Sammeln derselben verweilten. — [2] Ältere Form des Klaviers, bei der an den Tasten Metallzungen angebracht waren, mittels deren die Saiten zum Klingen gebracht wurden.

bärmutter anzusehen, in der sich die Frucht der Gedanken unsichtbar und unzerteilt bildet. Ist jene gesund und frisch und gewährt der Frucht nicht nur die gehörige Geistes- und Lebenswärme, sondern auch den geräumigen Ort, die schickliche Stätte, auf welcher die Empfindungen der Sinne und des ganzen Körpers von der unsichtbaren organischen Kraft, die hier alles durchwebt, erfasset und, wenn ich metaphorisch reden darf, in den lichten Punkt vereinigt werden können, der höhere Besinnung heißt: so wird, wenn äußere Umstände des Unterrichts und der Ideenweckung dazu kommen, das feinorganisierte Geschöpf der Vernunft fähig. Ist dieses nicht, fehlen dem Gehirn wesentliche Teile oder feinere Säfte, nehmen gröbere Sinne den Platz ein, oder findet es sich endlich in einer verschobenen, zusammengedruckten Lage: was wird die Folge sein, als daß jene feine Zusammenstrahlung der Ideen nicht stattfinde, daß das Geschöpf ein Knecht der Sinne bleibe?

5) Die Bildung der verschiednen Tiergehirne scheint dies augenscheinlich darzulegen, und eben hieraus, verglichen mit der äußern Organisation und Lebensweise des Tieres, wird man sich Rechenschaft geben können, warum die Natur, die überall auf einen Typus ausging, ihn nicht allenthalben erreichen konnte und jetzt so, jetzt anders abwechseln mußte. Der Hauptsinn vieler Geschöpfe ist der Geruch; er ist ihnen der notwendigste zur Unterhaltung und ihres Instinkts Führer. Nun siehe: wie sich im Gesicht des Tiers die Nase hervordrängt, so drängen sich auch im Gehirn desselben die Geruchnerven hervor, als ob zu ihnen allein der Vorderteil des Hauptes gemacht wäre. Breit, hohl und markig gehen sie daher, daß sie fortgesetzte Gehirnkammern scheinen; bei manchen Gattungen gehen die Stirnhöhlen weit herauf, um vielleicht auch den Sinn des Geruchs zu verstärken, und so, wenn ich so sagen darf, ist ein großer Teil der Tierseele geruchartig. Die Sehnerven folgen, da nach dem Geruch dieser Sinn dem Geschöpf der nötigste war; sie gelangen schon mehr zur mittlern Region des Gehirns, wie sie auch einem

feineren Sinne dienen. Die andern Nerven, die ich nicht hererzählen will, folgen in der Maße, wie die äußere und innere Organisation einen Zusammenhang der Teile fodert, so daß z. B. die Nerven und Muskeln der Teile des Hinterhaupts den Mund, die Kinnbacken u. s. stützen und beseelen. Sie schließen also gleichsam das Antlitz und machen das äußere Gebilde so zu einem Ganzen, wie es nach dem Verhältnisse innerer Kräfte das Innere war; nur berechne man dieses nicht bloß auf das Gesicht, sondern auf den ganzen Körper. Es ist sehr angenehm, die verschiednen Verhältnisse verschiedner Gestalten vergleichend durchzugehn und die innern Gewichte zu betrachten, die die Natur für jedes Geschöpf aufhing. Wo sie versagte, erstattete sie; wo sie verwirren mußte, verwirrete sie weise, d. i. der äußern Organisation des Geschöpfs und seiner ganzen Lebensweise harmonisch. Sie hatte aber immer ihren Typus im Auge und wich ungern von ihm ab, weil ein gewisses analogisches Empfinden und Erkennen der Hauptzweck war, zu dem sie alle Erdorganisationen bilden wollte. Bei Vögeln, Fischen und den verschiedensten Landtieren ist dies in einer fortgehenden Analogie zu zeigen.

6) Und so kommen wir auf den Vorzug des Menschen in seiner Gehirnbildung. Wovon hängt er ab? Offenbar von seiner vollkommnern Organisation im ganzen und zuletzt von seiner aufrechten Stellung. Jedes Tiergehirn ist nach der Bildung seines Kopfs oder vielmehr diese nach ihm geformt, weil die Natur von innen aus wirket. Zu welchem Gange, zu welchem Verhältnis der Teile gegeneinander, zu welchem Habitus[1] endlich sie das Geschöpf bestimmte, darnach mischte und ordnete sie auch seine organischen Kräfte. Und so ward das Gehirn groß oder klein, breit oder schmal, schwer oder leicht, viel- oder einartig, nachdem[2] seine Kräfte waren, und in welchem Verhältnisse sie gegeneinander wirkten. Darnach wurden auch die

[1] Haltung. — [2] Je nachdem.

Sinne des Geschöpfs stark oder schwach, herrschend oder dienend. Höhlen und Muskeln des Vorder- und Hinterhaupts bildeten sich, nachdem[1] die Lymphe gravitierte, kurz, nach dem Winkel der organischen Hauptrichtung. Von zahlreichen Proben, die hierüber aus Gattungen und Geschlechtern angeführt werden könnten, führe ich nur zwei oder drei an. Was bildet den organischen Unterschied unsers Haupts vom Kopfe des Affen? Der Winkel seiner Hauptrichtung. Der Affe hat alle Teile des Gehirns, die der Mensch hat; er hat sie aber nach der Gestalt seines Schädels in einer zurückgedrückten Lage, und diese hat er, weil sein Kopf unter einem andern Winkel geformt und er nicht zum aufrechten Gange gemacht ist. Sofort wirkten alle organischen Kräfte anders: der Kopf ward nicht so hoch, nicht so breit, nicht so lang wie der unsre; die niedern Sinne traten mit dem Unterteil des Gesichts hervor, und es ward ein Tiergesicht, so wie sein zurückgeschobnes Gehirn immer nur ein Tiergehirn blieb, wenn er auch alle Teile des menschlichen Gehirns hätte: er hat sie in andrer Lage, in anderm Verhältnis. Die Pariſiſchen Zergliederer[2] fanden in ihren Affen die Vorderteile menschenähnlich, die innern aber von dem kleinen Gehirn alle im Verhältnis tiefer; die Zirbeldrüse war koniſch, ihre Spitze nach dem Hinterhaupt gekehrt u. ſ. — lauter Verhältnisse aus diesem Winkel der Hauptrichtung zu seinem Gange, zu seiner Gestalt und Lebensweise. Der Affe, den Blumenbach* zergliederte, war noch tieriſcher, wahrscheinlich weil er von einer niedrigern Art war; daher sein größeres cerebellum[3], daher die andern fehlende Unterſchiede in den wichtigsten Regionen. Beim Orang-Utang fallen diese weg, weil sein Haupt minder zurückgebogen, sein Gehirn minder zurückgedrückt ist; indessen noch zurückgedrückt g'nug, wenn man es mit dem hoch- und rund- und freigewölbten menſchlichen Gehirn vergleicht, der einzigen schönen Kammer der ver-

* Blumenbach de varietat. nativ. gen. hum. p. 32.

[1] Vgl. S. 57, Anm. 2. — [2] Gemeint sind Buffon und Daubenton (vgl. S. 46, Anm. 2, und S. 49, Anmerkung). — [3] Kleinhirn.

nünftigen Ideenbildung. Warum hat das Pferd kein Wundernetz (rete mirabile)[1] gleich andern Tieren? Weil sein Haupt emporsteht und sich die Hauptader, schon einigermaßen dem Menschen ähnlich, ohne diese Versiegungen wie bei hangenden Tierhäuptern erhebet. Es ward also auch ein edleres, rasches, mutiges Tier, von vieler Wärme, von wenigem Schlaf; dahingegen bei Geschöpfen, denen ihr Haupt niedersank, die Natur im Bau des Gehirns so viel andre Anstalten vorzukehren hatte, sogar, daß sie die Hauptteile desselben mit einer beinern Wand unterschied. Alles kam also auf die Richtung an, nach und zu der sie das Haupt der Organisation des ganzen Körpers gemäß formte. Ich schweige von mehrern Beispielen mit dem Wunsch, daß forschende Zergliederer insonderheit bei menschenähnlichen Tieren auf dies innere Verhältnis der Teile nach der Lage gegeneinander und nach der Richtung des Haupts in seiner Organisation zum Ganzen Rücksicht nehmen möchten; hier, glaube ich, wohnt der Unterschied einer Organisation zu diesem oder jenem Instinkt, zur Wirkung einer Tier- oder Menschenseele; denn jedes Geschöpf ist in allen seinen Teilen ein lebendig zusammenwirkendes Ganze.

7) Selbst der Winkel der menschlichen Wohlgestalt oder Mißbildung scheinet sich aus diesem einfachen und allgemeinen Gesetz der Bildung des Haupts zum aufrechten Gange bestimmen zu lassen; denn da diese Form des Kopfs, diese Ausbreitung des Gehirns in seine weiten und schönen Hemisphäre, mithin die innere Bildung zur Vernunft und Freiheit nur auf einer aufrechten Gestalt möglich war, wie das Verhältnis und die Gravitation dieser Teile selbst, die Proportion ihrer Wärme und die Art ihres Blutumlaufs zeiget, so konnte auch aus diesem innern Verhältnis nichts anders als die menschliche Wohlgestalt werden. Warum neiget sich die griechische Form des Oberhaupts so angenehm vor? Weil sie den weitesten Raum eines

[1] Plötzliche Auflösung einer Arterie oder Vene in ein Büschel feinerer Gefäße.

freien Gehirns umschließt, ja auch schöne, gesunde Stirnhöhlen verrät, also einen Tempel jugendlich schöner und reiner Menschengedanken. Das Hinterhaupt dagegen ist klein; denn das tierische cerebellum soll nicht überwiegen. So ist's mit den andern Teilen des Gesichts: sie zeigen als sinnliche Organe die schönste Proportion der sinnlichen Kräfte des Gehirns an, und jede Abweichung davon ist tierisch. Ich bin gewiß, daß wir über die Zusammenstimmung dieser Teile einst noch eine so schöne Wissenschaft haben werden, als uns die bloß erratende Physiognomik schwerlich allein gewähren kann. Im Innern liegt der Grund des Äußern, weil durch organische Kräfte alles von innen heraus gebildet ward und jedes Geschöpf eine so ganze Form der Natur ist, als ob sie nichts anders geschaffen hätte.

Blick' also auf gen Himmel, o Mensch! und erfreue dich schaudernd deines unermeßlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Principium, deine aufrechte Gestalt, knüpfte. Gingest du wie ein Tier gebückt, wäre dein Haupt in ebender gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt und darnach der Gliederbau geordnet, wo bliebe deine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit, unsichtbar in dich gesenket? Selbst die Elenden, die unter die Tiere gerieten, verloren es; wie sich ihr Haupt mißbildete, verwilderten auch die inneren Kräfte; gröbere Sinnen zogen das Geschöpf zur Erde nieder.[1] Nun aber durch die Bildung deiner Glieder zum aufrechten Gange bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung; mithin gewann das Hirn, dies zarte, ätherische Himmelsgewächs, völligen Raum, sich umherzubreiten und seine Zweige abwärts zu versenden. Gedankenreich wölbte sich die Stirn, die tierischen Organe traten

[1] Buch 3, Kap. 6 führt Herder als Beispiele verwilderter Menschen unter anderem einen irländischen Knaben an, der „eine flache Stirn, ein erhöhetes Hinterhaupt, eine breite, blökende Kehle, eine dicke, an den Gaum gewachsene Zunge, eine stark einwärts gezogene Herzgrube hatte", und das Mädchen von Songi in der Champagne, das so starke Finger, lange Daumen und große Nägel besaß, daß es sich leicht von Baum zu Baum schwang, das wie fliegend trippelte, ganz durchdringend fein schrie und tödlich erkrankte, als man ihm die in der Wildnis gewohnte Nahrung, blutiges und rohes Fleisch, Fische, Blätter und Wurzeln, entzog.

zurück, es ward eine menschliche Bildung. Je mehr sich der Schädel hob, desto tiefer trat das Gehör hinab, es fügte sich mit dem Gesicht freundschaftlicher zusammen, und beide Sinne bekamen einen innern Zutritt zur heiligen Kammer der Ideenbildung. Das kleinere Gehirn, die sprossende Blüte des Rückens und der sinnlichen Lebenskräfte, trat, da[1] es bei den Tieren herrschender war, mit dem andern Gehirn in ein untergeordnetes, milderes Verhältnis. Die Strahlen der wunderbar schönen gestreiften Körper[2] wurden bei dem Menschen gezeichneter und feiner — ein Fingerzeig auf das unendlich feinere Licht, das in dieser mittlern Region zusammen und auseinander strahlet. So ward, wenn ich in einem Bilde reden darf, die Blume gebildet, die auf dem verlängerten Rückenmark nur emporsproßte, sich aber vornweg zu einem Gewächs voll ätherischer Kräfte wölbet, das nur auf diesem emporstrebenden Baum erzeugt werden konnte.

Denn ferner: die ganze Proportion der organischen Kräfte eines Tiers ist der Vernunft noch nicht günstig. In seiner Bildung herrschen Muskelkräfte und sinnliche Lebensreize, die nach dem Zweck des Geschöpfs in jede Organisation eigen verteilt sind und den herrschenden Instinkt jedweder Gattung bilden. Mit der aufrechten Gestalt des Menschen stand ein Baum da, dessen Kräfte so proportioniert sind, daß sie dem Gehirn, als ihrer Blume und Krone, die feinsten und reichsten Säfte geben sollten. Mit jedem Aderschlag erhebt sich mehr als der sechste Teil des Bluts im menschlichen Körper allein zum Haupt; der Hauptstrom desselben erhebt sich gerade und krümmet sich sanft und teilt sich allmählich, also daß auch die entferntesten Teile des Haupts von seinem und seiner Brüder Strömen Nahrung und Wärme erhalten. Die Natur bot alle ihre Kunst auf, die Gefäße desselben zu verstärken, seine Macht zu schwächen und zu verfeinern, es lange im Gehirn zu halten und, wenn es sein Werk

[1] Während. — [2] Ein Teil des Großhirns, corpus striatum („Streifenhügel") genannt, weil er infolge seiner Zusammensetzung aus grauer und weißer Gehirnmasse einen streifigen Eindruck macht.

gethan hat, es sanft vom Haupt zurückzuleiten. Es entsprang aus Stämmen, die, dem Herzen nahe, noch mit aller Kraft der ersten Bewegung wirken, und vom ersten Lebensanfange an arbeitet die ganze Gewalt des jungen Herzens auf diese, die empfindlichsten und edelsten Teile. Die äußern Glieder bleiben noch ungeformt, damit zuerst nur das Haupt und die innern Teile aufs zarteste bereitet werden. Mit Verwundern sieht man nicht nur das gewaltige Übermaß derselben, sondern auch ihre feine Struktur in den einzelnen Sinnen des Ungebornen, als ob die große Künstlerin denselben allein zum Gehirn und zu den Kräften innerer Bewegung erschaffen wollte, bis sie allmählich auch die andern Glieder als Werkzeuge und Darstellung des Innern nachholet. Schon also in Mutterleibe wird der Mensch zur aufrechten Stellung und zu allem, was von ihr abhängt, gebildet. In keinem hangenden Tierleibe wird er getragen: ihm ist eine künstlichere Formungsstätte bereitet, die auf ihrer Basis ruhet. Da sitzt der kleine Schlafende, und das Blut dringt zu seinem Haupt, bis dieses durch seine eigne Schwere sinket. Kurz, der Mensch ist, was er sein soll (und dazu wirken alle Teile): ein aufstrebender Baum, gekrönt mit der schönsten Krone einer feinern Gedankenbildung.

II.

Zurücksicht von der Organisation des menschlichen Haupts auf die niedern Geschöpfe, die sich seiner Bildung nähern.

Ist unser Weg bisher richtig gewesen, so muß, da die Natur immer gleichförmig wirkt, auch bei niedrigern Geschöpfen dieselbe Analogie im Verhältnis ihres Haupts zu dem gesamten Gliederbau herrschen, und sie herrscht auf die augenscheinlichste Weise. Wie die Pflanze darauf arbeitet, das Kunstwerk der Blume, als des Geschöpfs Krone, hervorzutreiben, so arbeitet der ganze Gliederbau in den lebendigen Geschöpfen, um das Haupt als seine Krone zu nähren. Man sollte sagen, daß der

Reihe der Geschöpfe nach die Natur allen ihren Organismus anwende, immer mehr und ein feineres Gehirn zu bereiten, mithin dem Geschöpf einen freiern Mittelpunkt von Empfindungen und Gedanken zu sammeln. Je weiter sie hinaufrückt, desto mehr treibt sie ihr Werk, soviel sie nämlich thun kann, ohne das Haupt des Geschöpfs zu beschweren und seine sinnlichen Lebensverrichtungen zu stören. Lasset uns einige Glieder dieser hinaufsteigenden organischen Empfindungskette, auch in der äußern Form und Richtung ihres Haupts, bemerken!

1) In Tieren, wo das Haupt mit dem Körper noch horizontal liegt, findet die wenigste Ausarbeitung des Gehirns statt; die Natur hat ihre Reize und Triebe tiefer umher verbreitet. Würmer und Pflanzentiere, Insekten, Fische, Amphibien sind dergleichen. In den untersten Gliedern der organischen Kette ist kaum noch ein Haupt sichtbar, in andern kommt's wie ein Auge hervor. Klein ist's in den Insekten, in den Fischen ist Haupt und Körper noch eins, und in den Amphibien behält es größtenteils noch seine Horizontallage mit dem ganzen kriechenden Körper. Je mehr es sich losmacht und hebet, desto mehr erwacht das Geschöpf aus seiner tierischen Dumpfheit; um so mehr tritt auch das Gebiß zurück und scheinet nicht mehr die ganze vorgestreckte Kraft des horizontalen Körpers. Man vergleiche den Haifisch, der gleichsam ganz Rachen und Gebiß ist, oder den verschlingenden, schleichenden Krokodil mit feinern Organisationen, und man wird durch zahlreiche Beispiele auf den Satz geführet werden, daß, je mehr das Haupt und der Körper eines Tiers eine ungetrennte horizontale Linie sind, desto weniger ist bei ihm zum erhöhetern Gehirn Raum, desto mehr ist sein hervorspringender, ungelenkiger Rachen das Ziel seiner Wirkung.

2) Je vollkommener das Tier wird, desto mehr kommt's gleichsam von der Erde herauf; es bekommt höhere Füße, die Wirbel seines Halses gliedern sich nach der Organisation seines Baues, und nach dem Ganzen bekommt der Kopf Stellung und

Richtung. Auch hier vergleiche man die Panzer- und Beuteltiere, den Igel, die Ratte, den Vielfraß und andre niedrige Geschlechter mit den edleren Tieren. Bei jenen sind die Füße kurz, der Kopf steckt zwischen den Schultern, der Mund stehet lang und vorwärts; bei diesen wird Gang und Kopf leichter, der Hals gegliederter, der Mund kürzer; natürlicherweise bekommt auch das Hirn dadurch einen höhern, weitern Raum. Man kann also den zweiten Satz annehmen, daß: *je mehr sich der Körper zu heben und sich das Haupt vom Gerippe hinaufwärts loszugliedern strebt, desto feiner wird des Geschöpfs Bildung.* Nur muß dieser Satz, so wie der vorige, nicht nach einzelnen Gliedern, sondern nach dem ganzen Verhältnis und Bau des Tiers verstanden werden.

3) Je mehr an dem erhöhetern Kopf die Unterteile des Gesichts abnehmen oder zurückgedränget werden, desto edler wird die Richtung desselben, desto verständiger sein Antlitz. Man vergleiche den Wolf und den Hund, die Katze und den Löwen, das Nashorn und den Elefanten, das Roß und das Flußpferd. Je breiter, gröber und herabziehender gegenteils die Unterteile des Gesichts sind, desto weniger bekommt der Kopf Schädel und der Oberteil des Gesichts Antlitz. Hiernach unterscheiden sich nicht nur die Tierarten überhaupt, sondern auch eine und dieselbe nach Klimaten. Man betrachte den weißen nordischen Bär und den Bär wärmerer Länder oder die verschiednen Gattungen der Hunde, Hirsche, Rehe — kurz, *je weniger das Tier gleichsam Kinnbacke und je mehr es Kopf ist, desto vernunftähnlicher wird seine Bildung.* Um sich diese Ansicht klärer zu machen, ziehe man vom letzten Halswirbel des Tiergerippes Linien zur höchsten Scheitelhöhe, zum vordersten Stirnbein und zum äußersten Punkt der Oberkinnlade: so wird man in den mancherlei Winkeln nach Geschlechtern und Arten die mannigfaltige Verschiedenheit sehen, zugleich aber auch inne werden, daß alles dies ursprünglich vom mehr oder minder *horizontalen* Gange herrühre und diesem diene.

Ich begegne mich hier mit dem feinen Verhältnis, das Camper über die Bildung der Affen und Menschen, und unter diesen der verschiednen Nationalbildungen, gegeben hat*, indem er nämlich eine gerade Linie durch die Höhlen des Ohrs bis zum Boden der Nase und eine andere von der höchsten Hervorragung des Stirnbeins bis auf den am meisten hervorragenden Teil der Oberkinnlade im schärfsten Profil ziehet. Er meint in diesem Winkel nicht nur den Unterschied der Tiere, sondern auch der verschiednen Nationen zu finden und glaubt, die Natur habe sich dieses Winkels bedient, alle Verschiedenheiten der Tiere zu bestimmen und sie gleichsam stufenweise bis zum Schönsten der schönen Menschen zu erheben. „Die Vögel beschreiben die kleinsten Winkel, und diese Winkel werden größer, je nachdem sich das Tier der menschlichen Gestalt nähert. Die Affenköpfe steigen von 42 bis zu 50 Graden; der letzte ist dem Menschen ähnlich. Der Neger und Kalmucke haben 70, der Europäer 80 Grade, und die Griechen haben ihr Ideal von 90 bis zu 100 Graden verschönert. Was über diese Linie fällt, wird ein Ungeheuer; sie ist also das Höchste, wozu die Alten die Schönheit ihrer Köpfe gebracht haben.“ So frappant diese Bemerkung ist, so sehr freuet es mich, sie, wie ich glaube, auf ihren physischen Grund zurückführen zu können; es ist dieser nämlich das *Verhältnis des Geschöpfs zur horizontalen und perpendikularen Kopfstellung und Bildung*, von der am Ende die glückliche Lage des Gehirns sowie die Schönheit und Proportion aller Gesichtsteile abhängt. Wenn man das Campersche Verhältnis also vollständig machen und zugleich seinen Grund erweisen will, so darf man nur statt des Ohrs den letzten Halswirbel zum Punkt nehmen und von ihm zum letzten Punkt des Hinterhaupts, zum obersten des Scheitels, zum vordersten der Stirn, zum hervorspringendsten des Kinnbeins Linien ziehen; so wird nicht nur die Varietät der

* S. *Campers* kleinere Schriften, T. I, S. 15 u. f. Ich wünschte, daß die Abhandlung vollständig und auch die zwei Kupfertafeln dazu bekannt gemacht würden.

Kopfbildung selbst, sondern auch der Grund derselben sichtbar, daß alles von der Formung und Richtung dieser Teile zum horizontalen und perpendikularen Gange, mithin zum ganzen Habitus des Geschöpfs, abhange und hiernach zufolge eines einfachen Bildungsprincipium in die größeste Mannigfaltigkeit Einheit gebracht werden möge.

O daß ein zweiter Galen[1] in unsern Tagen das Buch des alten von den Teilen des menschlichen Körpers insonderheit zu dem Zweck erneute, damit die Vollkommenheit unsrer Gestalt im aufrechten Gange nach allen Proportionen und Wirkungen offenbar würde! Daß er in fortgehender Vergleichung mit denen uns nächsten Tieren den Menschen vom ersten Anfange seiner Sichtbarkeit in seinen tierischen und geistigen Verrichtungen, in der feinern Proportion aller Teile zu einander, zuletzt den ganzen sprossenden Baum bis zu seiner Krone, dem Gehirn, verfolgte und durch Vergleichungen zeigte, wie eine solche nur hier sprossen konnte! Die aufgerichtete Gestalt ist die schönste und natürlichste für alle Gewächse der Erde. Wie der Baum aufwärts wächst, wie die Pflanze aufwärts blühet, so sollte man auch vermuten, daß jedes edlere Geschöpf diesen Wuchs, diese Stellung haben und nicht wie ein hingestrecktes, auf vier Stützen geschlagenes Gerippe sich herschleppen sollte. Aber das Tier mußte in diesen früheren Perioden seiner Niedergeschlagenheit noch animalische Kräfte ausarbeiten und sich mit Sinnen und Trieben üben lernen, ehe es zu unsrer, der freiesten und vollkommensten, Stellung gelangen konnte. Allmählich nahet es sich derselben: der kriechende Wurm erhebt, soviel er kann, vom Staube sein Haupt, und das Seetier schleichet gebückt ans Ufer. Mit hohem Halse stehet der stolze Hirsch, das edle Roß da, und dem gezähmten Tier werden schon seine Triebe gedämpft; seine Seele wird mit

[1] Claudius Galenus, der berühmte griechische Arzt des 2. Jahrhunderts n. Chr., suchte in seinem Hauptwerke *Περὶ χρειᾶς τῶν ἐν ἀνθρώπου σώματι μορίων* (Über den Zweck der Teile des menschlichen Körpers) mit wahrhaft religiöser Wärme nachzuweisen, daß jeder Teil des Körpers von einer höheren Einsicht ganz seinem Zwecke entsprechend gebildet worden sei.

Voridеen genährt, die es zwar noch nicht fassen kann, die es aber auf Glauben annimmt und sich gleichsam blind zu ihnen gewöhnet. Ein Wink der fortbildenden Natur in ihrem unsichtbaren organischen Reich, und der tierisch hinabgezwungene Körper richtet sich auf, der Baum seines Rückens sproßt gerader und efflorесziert[1] feiner; die Brust hat sich gewölbet, die Hüften geschlossen, der Hals erhoben, die Sinne sind schöner geordnet und strahlen zusammen ins hellere Bewußtsein, ja zuletzt in einen Gottesgedanken. Und das alles wodurch anders, als vielleicht, wann die organischen Kräfte sattsam geübt sind, durch ein Machtwort der Schöpfung: Geschöpf, steh auf von der Erde!

III.

Der Mensch ist zu seinen Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisieret.

Nahe dem Boden hatten alle Sinne des Menschen nur einen kleinen Umfang, und die niedrigen drängeten sich den edlern vor, wie das Beispiel der verwilderten Menschen zeiget. Geruch und Geschmack waren, wie bei dem Tier, ihre ziehenden Führer. — Über die Erde und Kräuter erhoben, herrschet der Geruch nicht mehr, sondern das Auge; es hat ein weiteres Reich um sich und übet sich von Kindheit auf in der feinsten Geometrie der Linien und Farben. Das Ohr, unter den hervortretenden Schädel tief hinuntergesetzt, gelangt näher zur innern Kammer der Ideensammlung, da es bei dem Tier lauschend hinaufsteht und bei vielen auch seiner äußern Gestalt nach zugespitzt horchet.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf; denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernet, wird er eingeweihet, alle zu lernen und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden. Siehe das Tier! Es hat zum Teil schon Finger wie der Mensch; nur sind sie hier in einen

[1] Erblüht.

Huf, dort in eine Klaue oder in ein ander Gebilde eingeschlossen und durch Schwülen verderbet. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände, Werkzeuge der feinsten Hantierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen. Helvetius[1] hat sofern recht, daß die Hand dem Menschen ein großes Hülfsmittel seiner Vernunft gewesen; denn was ist nicht schon der Rüssel dem Elefanten? Ja dieses zarte Gefühl der Hände ist in seinen Körper verbreitet, und bei verstümmelten Menschen haben die Zehen des Fußes oft Kunststücke geübet, die die Hand nicht üben konnte. Der kleine Daum, der große Zeh, die auch der Struktur ihrer Muskeln nach so besonders gebildet sind, ob sie uns gleich verachtete Glieder scheinen, sind uns die notwendigsten Kunstgehülfen zum Stehen, Gehen, Fassen und allen Verrichtungen der kunstarbeitenden Seele.

Man hat so oft gesagt, daß der Mensch wehrlos erschaffen worden, und daß es einer seiner unterscheidenden Geschlechtscharaktere sei, nichts zu vermögen. Es ist nicht also; er hat Waffen der Verteidigung wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehret sich mit Sand und Steinen, er klettert und rettet sich vor den Schlangen, seinen ärgsten Feinden, er deckt Häuser ab und kann Menschen morden. Das wilde Mädchen zu Songi[2] schlug ihre Mitschwester mit der Keule vor den Kopf und ersetzte mit Klettern und Laufen, was ihr an Stärke abging. Also auch der verwilderte Mensch ist seiner Organisation nach nicht ohne Verteidigung; und aufgerichtet, kultiviert — welch Tier hat das vielarmige Werkzeug der Kunst, was er in seinem Arm, in seiner Hand, in der Geschlankigkeit seines Leibes, in allen seinen Kräften besitzet? Kunst ist das stärkste Gewehr, und er ist ganz Kunst, ganz und gar organisierte Waffe. Nur zum Angriff fehlen ihm Klauen und Zähne, denn er sollte ein

[1] Der französische materialistische Philosoph Claude Adrien Helvetius (1715—71) in seinem Werke „De l'Esprit", Bd. 1, Diskurs 1, Kap. 1, S. 2—6 (Par. 1758). — [2] Vgl. S. 60, Anmerkung.

friedliches, sanftmütiges Geschöpf sein; zum Menschenfressen ist er nicht gebildet.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menschensinn verborgen, die hie und da meistens nur Not, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdecket, und die uns ahnen lassen, was für andre, für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns liegen mögen! Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtnis bis zu einem Grad erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünket, so mögen unentdeckte Welten der Mannigfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unsrer vielorganisierten Maschine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr! Zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt und wird in einem höhern Zustande gewiß weiter gelangen, da, wie Berkley[1] sagt, das Licht eine Sprache Gottes ist, die unser feinster Sinn in tausend Gestalten und Farben unabläßig nur buchstabieret. Der Wohllaut, den das menschliche Ohr empfindet, und den die Kunst nur entwickelt, ist die feinste Meßkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübet; so wie sie durchs Auge, indem der Lichtstrahl auf ihm spielet, die feinste Geometrie beweiset. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unserm Dasein einen Schritt weiter, alle das mit klarem Blick sehn, was wir in unsrer vielorganisierten göttlichen Maschine mit Sinnen und Kräften dunkel übten, und in welchem sich seiner Organisation gemäß das Tier schon vorzuüben scheinet.

Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben,

---

[1] Nach George Berkeleys (1685—1753) „Theorie of vision", Sekt. 147 (London 1733), kommen die optischen Vorstellungen zu stande, indem Gott zwischen den dazu gleich notwendigen Tast- und Gesichtseindrücken des Menschen eine willkürliche Verbindung herstellt; überhaupt will Berkeley das Rätsel, wie Körperliches auf den Geist wirken kann, durch die Annahme lösen, daß alle Vorstellungen von dem unendlichen, allmächtigen, allweisen und allgütigen Geiste in geordneter Weise uns endlichen Geistern eingedrückt werden.

wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte: es war das göttliche Geschenk der Rede. Nur durch die Rede wird die schlummernde Vernunft geweckt, oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch sich selbst ewig tot geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne eins und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und andrer Glieder nur gehorchet. Das Beispiel der Taub- und Stummgebornen zeigt, wie wenig der Mensch auch mitten unter Menschen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange, und in welcher tierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach, was sein Auge sieht, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter als der Affe nach, weil das innere Kriterium der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlet. Man hat Beispiele*, daß ein Taub- und Stummgeborner seinen Bruder mordete, da er ein Schwein morden sah, und wühlte bloß der Nachahmung wegen mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben; schrecklicher Beweis, wie wenig die gepriesne menschliche Vernunft und das Gefühl unsrer Gattung durch sich selbst vermöge! Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unsrer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinnen und Gedanken allmählich in Flammen brachte.

Bei den Tieren sehen wir Voranstalten zur Rede, und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden. Zum Werk des Atemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Mus-

* In Sacks[1] verteidigtem Glauben der Christen erinnere ich mich, einen solchen Fall erzählt gefunden zu haben; mehrere dergleichen sind mir aus andern Schriften erinnerlich.

[1] August Friedrich Sacks (1703—86) „Verteidigter Glaube der Christen" erschien 1751.

keln, das Zwerchfell und sogar Teile des Unterleibes, des Nackens, des Halses und der Oberarme erfodert; zu diesem großen Werk also bauete die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Rippen, Muskeln und Adern; sie gab den Teilen der Brust die Festigkeit und Beweglichkeit, die zu ihm gehören, und ging von den niedrigen Geschöpfen immer höher, eine vollkommenere Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugeborne Tier den ersten Atemzug in sich, ja es dränget sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viel Teile sind zu diesem Werk geschaffen; denn fast alle Teile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Gedeihen Luft nötig. Indessen so sehr sich alles nach diesem lebendigen Gottesatem drängt, so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache Glied der Zunge befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt, sondern auch alles ausgerichtet hat, was Menschen auf der Erde gethan haben. Unendlich schön ist's, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom stummen Fisch, Wurm und Insekt das Geschöpf allmählich zum Schall und zur Stimme hinaufördert. Der Vogel freuet sich seines Gesanges als des künstlichsten Geschäfts und zugleich des herrlichsten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Tier, das Stimme hat, ruft sie zu Hülfe, sobald es Neigungen fühlet und der innere Zustand seines Wesens freudig oder leidend hinauswill. Es gestikuliert wenig, und nur die Tiere sprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweise der lebendige Laut versagt ist. Die Zunge einiger ist schon gemacht, menschliche Worte nachsprechen zu können, deren Sinn sie doch nicht begreifen; die Organisation von außen, insonderheit unter der Zucht des Menschen, eilt dem innern Vermögen gleichsam zum voraus. Hier aber schloß sich die Thür, und dem

menschenähnlichsten Affen ist die Rede durch eigne Seitensäcke, die die Natur an seine Luftröhre hing[1], gleichsam absichtlich und gewaltsam versagt.*

Warum that dies der Vater der menschlichen Rede? Warum wollte er das Geschöpf, das alles nachahmt, gerade dies Kriterium der Menschheit nicht nachahmen lassen und versperrte ihm dazu durch eigne Hindernisse den Weg unerbittlich? Man gehe in Häuser der Wahnsinnigen und höre ihr Geschwätz, man höre die Rede mancher Mißgebornen und äußerst Einfältigen, und man wird sich selbst die Ursache sagen. Wie wehe thut uns ihre Sprache und das entweihete Geschenk der menschlichen Rede! und wie entweiheter würde sie im Munde des lüsternen, groben, tierischen Affen werden, wenn er menschliche Worte, wie ich nicht zweifle, mit halber Menschenvernunft nachäffen könnte! Ein abscheuliches Gewebe menschenähnlicher Töne und Affengedanken— nein, die göttliche Rede sollte dazu nicht erniedrigt werden, und der Affe ward stumm, stummer als andre Tiere, wo ein jedes bis zum Frosch und zur Eidechse hinunter seinen eignen Schall hat.

Aber den Menschen baute die Natur zur Sprache; auch zu ihr ist er aufgerichtet und an eine emporstrebende Säule seine Brust gewölbet. Menschen, die unter die Tiere gerieten, verloren nicht nur die Rede selbst, sondern zum Teil auch die Fähigkeit zu derselben: ein offenbares Kennzeichen, daß ihre Kehle mißgebildet worden, und daß nur im aufrechten Gange wahre menschliche Sprache stattfindet. Denn obgleich mehrere Tiere menschenähnliche Sprachorgane haben, so ist doch auch in der Nachahmung keines derselben des fortgehenden Stromes der Rede aus unsrer erhabnen, freien, menschlichen Brust, aus unserm engern und künstlich verschlossenen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nach-

* S. Campers Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, Philosoph. Transactions 1779, vol. I.[2]

[1] Gemeint sind die beiden großen Kehlsäcke des Orang-Utan. — [2] Vgl. S. 47, Anm. 2 bis 4.

ahmen und ist, wie Monboddo[1] sagt, der Mock-bird[2] unter den Geschöpfen der Erde; sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Kultur an; denn nur durch sie beherrschet er auch sich selbst und wird des Nachsinnens und Wählens, dazu er durch seine Organisation nur fähig war, mächtig. Höhere Geschöpfe mögen und müssen es sein, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein gesehenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden und sie unterscheidend zu fixieren: der Mensch der Erde ist noch ein Zögling des Ohrs, durch welches er die Sprache des Lichts allmählich erst verstehen lernet. Der Unterschied der Dinge muß ihm durch Beihülfe eines andern erst in die Seele gerufen werden, da er denn, vielleicht zuerst atmend und keichend, dann schallend und sangbar, seine Gedanken mitteilen lernte. Ausdrückend ist also der Name der Morgenländer, mit dem sie die Tiere die Stummen der Erde nennen; nur mit der Organisation zur Rede empfing der Mensch den Atem der Gottheit, den Samen zur Vernunft und ewigen Vervollkommnung, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde[3], kurz die göttliche Ideenkunst, die Mutter aller Künste.

IV.

Der Mensch ist zu seinem Trieben, mithin zur Freiheit organisieret.

Man spricht sich's einander nach, daß der Mensch ohne Instinkt sei, und daß dies instinktlose Wesen den Charakter seines

[1] James Burnet of Monboddo (1714—99), von dessen Werk „Vom Ursprung und Fortgang der Sprache" (Edinb. 1773, 2. Aufl. 1774—92) Herder E. O. Schmids Übersetzung des ersten Teiles mit einem Vorwort versah (SWS, Bd. 15, S. 179 ff.), führte Bd. 1, Buch 3, Kap. 6 einen großen Teil des Sprachgutes auf Nachahmung artikulierter Tier-, besonders Vogellaute zurück. — [2] Die englische Übersetzung von Turdus polyglottus (vielsprachige oder Spottdrossel); der Name ist übrigens bei Monboddo nicht gefunden worden. — [3] Gemeint ist die Verfügung des Schöpfers am sechsten Schöpfungstage, der Mensch solle der Herr der Erde sein (1. Mos., Kap. 1, V. 28)

Geschlechts ausmache. Er hat alle Instinkte, die ein Erdetier um ihn besitzet; nur er hat sie alle, seiner Organisation nach, zu einem feinern Verhältnis gemildert.

Das Kind im Mutterleibe scheint alle Zustände durchgehen zu müssen, die einem Erdgeschöpfe zukommen können. Es schwimmt im Wasser, es liegt mit offnem Munde; sein Kiefer ist groß, eh' eine Lippe ihn bedecken kann, die sich nur spät bildet; sobald es auf die Welt kommt, schnappt es nach Luft, und Saugen ist seine ungelernte erste Verrichtung. Das ganze Werk der Verdauung und Nahrung, des Hungers und Durfts geht instinktmäßig oder durch noch dunklere Triebe seinen Gang fort. Die Muskeln- und Zeugungskräfte streben eben also zur Entwicklung, und ein Mensch darf nur durch Affekt oder Krankheit wahnsinnig sein, so siehet man bei ihm alle tierische Triebe. Not und Gefahr entwickeln bei Menschen, ja bei ganzen Nationen, die animalisch leben, auch tierische Geschicklichkeiten, Sinnen und Kräfte.

Also sind dem Menschen die Triebe nicht sowohl geraubt als bei ihm *unterdrückt* und unter die Herrschaft der Nerven und der feinern Sinne *geordnet*. Ohne sie könnte auch das Geschöpf, das noch großenteils Tier ist, gar nicht leben.

Und wie werden sie unterdrückt? Wie bringt die Natur sie unter die Herrschaft der Nerven? Lasset uns ihren Gang von Kindheit auf betrachten; er zeiget uns das, was man oft so thöricht als menschliche Schwachheit bejammert hat, von einer ganz andern Seite.

Das menschliche Kind kommt schwächer auf die Welt als keins der Tiere; offenbar weil es zu einer Proportion gebildet ist, die im Mutterleibe nicht ausgebildet werden konnte. Das vierfüßige Tier nahm in seiner Mutter vierfüßige Gestalt an und gewann, ob es gleich anfangs ebenso unproportioniert am Kopf ist wie der Mensch, zuletzt völliges Verhältnis; oder bei nervenreichen Tieren, die ihre Jungen schwach gebären, erstattet sich doch das Verhältnis der Kräfte in einigen Wochen und Tagen. Der Mensch allein bleibt lange schwach, denn sein Gliederbau

ist, wenn ich so sagen darf, dem Haupt zuerschaffen worden, das übermäßig groß im Mutterleibe zuerst ausgebildet ward und also auf die Welt tritt. Die andern Glieder, die zu ihrem Wachstum irdische Nahrungsmittel, Luft und Bewegung brauchen, kommen ihm lange nicht nach, ob sie gleich durch alle Jahre der Kindheit und Jugend zu ihm und nicht das Haupt verhältnismäßig zu ihnen wächset. Das schwache Kind ist also, wenn man will, ein Invalide seiner obern Kräfte, und die Natur bildet diese unabläßig und am frühesten weiter. Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben. Es übt sie so instinktmäßig als das Tier, nur auf eine feinere Weise. Nicht durch angeborne Fertigkeiten und Künste, denn alle Kunstfertigkeiten der Tiere sind Folgen gröberer Reize, und wären diese von Kindheit an herrschend da, so bliebe der Mensch ein Tier, so würde er, da er schon alles kann, ehe er's lernte, nichts Menschliches lernen. Entweder mußte ihm also die Vernunft als Instinkt angeboren werden, welches sogleich als Widerspruch erhellen wird, oder er mußte, wie es jetzt ist, schwach auf die Welt kommen, um Vernunft zu lernen.

Von Kindheit auf lernet er diese und wird, wie zum künstlichen Gange, so auch zu ihr, zur Freiheit und menschlichen Sprache durch Kunst gebildet. Der Säugling wird an die Brust der Mutter über ihrem Herzen gelegt: die Frucht ihres Leibes wird der Zögling ihrer Arme. Seine feinsten Sinne, Auge und Ohr, erwachen zuerst und werden durch Gestalten und Töne geleitet; wohl ihm, wenn sie glücklich geleitet werden! Allmählich entfaltet sich sein Gesicht und hangt am Auge der Menschen um ihn her, wie sein Ohr an der Sprache der Menschen hangt und durch ihre Hülfe die ersten Begriffe unterscheiden lernet. Und so lernt seine Hand allmählich greifen; nun erst streben seine Glieder nach eigner Übung. Er war zuerst ein Lehrling der zwei feinsten Sinne; denn der künstliche Instinkt, der ihm angebildet werden soll, ist Vernunft, Humanität, menschliche Lebensweise,

die kein Tier hat und lernet. Auch die gezähmten Tiere nehmen nur tierisch einiges von Menschen an, aber sie werden nicht Menschen.

Hieraus erhellet, was menschliche Vernunft sei: ein Name, der in den neuern Schriften so oft als ein angebornes Automat[1] gebraucht wird und als solches nichts als Mißdeutung gibet. Theoretisch und praktisch ist Vernunft nichts als etwas Vernommenes, eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch nach seiner Organisation und Lebensweise gebildet worden. Eine Vernunft der Engel kennen wir nicht, so wenig als wir den innern Zustand eines tiefern Geschöpfs unter uns innig einsehn; die Vernunft des Menschen ist menschlich. Von Kindheit auf vergleicht er Ideen und Eindrücke seiner zumal feinern Sinne nach der Feinheit und Wahrheit, in der sie ihm diese gewähren, nach der Anzahl, die er empfängt, und nach der innern Schnellkraft, mit der er sie verbinden lernet. Das hieraus entstandne Eins ist sein Gedanke, und die mancherlei Verknüpfungen dieser Gedanken und Empfindungen zu Urteilen von dem, was wahr und falsch, gut und böse, Glück und Unglück ist, das ist seine Vernunft, das fortgehende Werk der Bildung des menschlichen Lebens. Sie ist ihm nicht angeboren, sondern er hat sie erlangt; und nachdem[2] die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte, nachdem die innere Kraft und Energie war, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband, nachdem ist auch seine Vernunft reich oder arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohlerzogen wie sein Körper. Täuschte uns die Natur mit Empfindungen der Sinne, so müßten wir uns, ihr zufolge, täuschen lassen; nur so viele Menschen einerlei Sinne hätten, so viele täuschten sich gleichförmig. Täuschen uns Menschen, und wir haben nicht Kraft oder Organ, die Täuschung einzusehen und die Eindrücke zur bessern Proportion zu sammlen, so wird unsre Vernunft krüppelhaft, und oft krüppelhaft

[1] Etwas an und für sich Wirkendes, von selbst Thätiges. — [2] Je nachdem.

aufs ganze Leben. Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles wie seinen geraden Gang zu lernen, so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kömmt oft nur durch Irren zur Wahrheit, indessen sich das Tier auf seinem vierfüßigen Gang sicher fortträgt, denn die stärker ausgedruckte Proportion seiner Sinne und Triebe sind seine Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt aufgerichtet weit umherzuschauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urteile ruhe; indessen ist und bleibt er seiner hohen Verstandesbestimmung nach, was kein anderes Erdengeschöpf ist: ein Göttersohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, lasset uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt, und wieviel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselbe einer so schwachen, vielfach gemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Tier ist nur ein gebückter Sklave, wenngleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß notdürftigen Trieben dienen und in diesem Dienst sich erst zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung: er stehet aufrecht. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm; er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwo freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Wage. Er kann dem trüglichsten Irrtum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden; er kann die Ketten, die ihn, seiner Natur entgegen, fesseln, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der

getäuschten Vernunft ging, gehet's auch mit der mißbrauchten oder gefesselten Freiheit: sie ist bei den meisten das Verhältnis der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgestellet haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Tier werden.

Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach und selbst im ärgsten Mißbrauch derselben, ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteste wählte; er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigner Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowohl seine Vernunft als seine Freiheit begrenzt, und sie ist glücklich begrenzt, weil, der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selbst aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt für sich ein freies Geschöpf, obwohl die allumfassende Güte ihn auch in seinen Thorheiten umfasset und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenket. Wie kein getriebenes Geschoß der Atmosphäre entfliehen kann, aber auch, wenn es zurückfällt, nach einen und denselben Naturgesetzen wirket, so ist der Mensch im Irrtum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigeborner, wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig, wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar. Der Menschenfresser in Neuseeland und Fénelon[1], der verworfene Pescherei[2] und Newton[3] sind Geschöpfe einer und derselben Gattung.

Nun scheinet es zwar, daß auf unsrer Erde alle ihre mögliche Verschiedenheit auch im Gebrauch dieser Gaben stattfinden sollte;

[1] François de Salignac de la Mothe Fénelon (1651—1715), der durch seine Kanzelberedsamkeit berühmte Verfasser des Erziehungsromanes „Les aventures de Télémaque". — [2] Peschäräh, Urbewohner des Feuerlandes. — [3] Isaak Newton (1643—1727), der Begründer der neueren mathematischen Physik und der physischen Astronomie.

und es wird ein Stufengang sichtbar vom Menschen, der zunächst ans Tier grenzt, bis zum reinsten Genius im Menschenbilde. Wir dörfen uns auch hierüber nicht wundern, da wir die große Gradation der Tiere unter uns sehen, und welch einen langen Weg die Natur nehmen mußte, um die kleine aufsprossende Blüte von Vernunft und Freiheit in uns organisierend vorzubereiten. Es scheint, daß auf unsrer Erde alles sein sollte, was auf ihr möglich war, und nur denn werden wir uns die Ordnung und Weisheit dieser reichen Fülle g'nugsam erklären können, wenn wir, einen Schritt weiter, den Zweck übersehen, wozu so mancherlei in diesem großen Garten der Natur sprossen mußte. Hier sehen wir meistens nur Gesetze der Notdurft obwalten; denn die ganze Erde auch in ihren wildesten Entlegenheiten sollte bewohnt werden; und nur der, der sie so fern streckte, weiß die Ursache, warum er auch Peschereis und Neuseeländer in dieser seiner Welten zuließ. Dem größesten Verächter des Menschengeschlechts ist's indessen unleugbar, daß, in so viel wilde Ranken Vernunft und Freiheit unter den Kindern der Erde aufgeschossen sind, diese edeln Gewächse unter dem Lichte der himmlischen Sonne auch schöne Früchte getragen haben. Fast unglaublich wäre es, wenn es uns die Geschichte nicht sagte, in welche Höhen sich der menschliche Verstand gewagt und der schaffenden, erhaltenden Gottheit nicht nur nachzuspähen, sondern auch ordnend nachzufolgen bemüht hat. Im Chaos der Wesen, das ihm die Sinne zeigen, hat er Einheit und Verstand, Gesetze der Ordnung und Schönheit gesucht und gefunden. Die verborgensten Kräfte, die er von innen gar nicht kennet, hat er in ihrem äußern Gange belauscht und der Bewegung, der Zahl, dem Maß, dem Leben, sogar dem Dasein nachgespürt, wo er dieselbe im Himmel und auf Erden nur wirken sah. Alle seine Versuche hierüber, selbst wo er irrte oder nur träumen konnte, sind Beweise seiner Majestät, einer gottähnlichen Kraft und Hoheit. Das Wesen, das alles schuf, hat wirklich einen Strahl seines Lichts, einen Abdruck der ihm eigensten Kräfte in unsre schwache Organisation gelegt, und so niedrig

der Mensch ist, kann er zu sich sagen: „Ich habe etwas mit Gott gemein; ich besitze Fähigkeiten, die der Erhabenste, den ich in seinen Werken kenne, auch haben muß; denn er hat sie rings um mich offenbaret.“ Augenscheinlich war diese Ähnlichkeit mit ihm selbst die Summe aller seiner Erdeschöpfung. Er konnte auf diesem Schauplatz nicht höher hinauf; er unterließ aber auch nicht, bis zu ihr hinaufzusteigen und die Reihe seiner Organisationen zu diesem höchsten Punkt hinaufzuführen. Deswegen ward auch der Gang zu ihm bei aller Verschiedenheit der Gestalten so einförmig.

Gleicherweise hat auch die Freiheit im Menschengebilde edle Früchte getragen und sich sowohl in dem, was sie verschmähte, als was sie unternahm, ruhmwürdig gezeiget. Daß Menschen dem unsteten Zuge blinder Triebe entsagten und freiwillig den Bund der Ehe, einer geselligen Freundschaft, Unterstützung und Treue auf Leben und Tod knüpften; daß sie ihrem eignen Willen entsagten und Gesetze über sie herrschen lassen wollten, also den immer unvollkommenen Versuch einer Regierung durch Menschen über Menschen feststellten und ihn mit eigenem Blut und Leben schützten; daß edle Männer für ihr Vaterland sich hingaben und nicht nur in einem stürmischen Augenblick ihr Leben, sondern, was weit edler ist, die ganze Mühe ihres Lebens durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unverdrossen für nichts hielten, um einer blinden, undankbaren Menge, wenigstens nach ihrer Meinung, Wohlsein und Ruhe zu schenken; daß endlich gotterfüllete Weise aus edlem Durst für die Wahrheit, Freiheit und Glückseligkeit unsers Geschlechts Schmach und Verfolgung, Armut und Not willig übernahmen und an dem Gedanken festhielten, daß sie ihren Brüdern das edelste Gut, dessen sie fähig wären, verschafft oder befördert hätten — wenn dieses alles nicht große Menschentugenden und die kraftvollesten Bestrebungen der Selbstbestimmung sind, die in uns lieget, so kenne ich keine andre. Zwar waren nur immer wenige, die hierin dem großen Haufen vorgingen und ihm als

Ärzte heilsam aufzwangen, was dieser noch nicht selbst zu erwählen wußte; eben diese wenigen aber waren die Blüte des Menschengeschlechts, unsterbliche freie Göttersöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten statt Millionen.

V.

Der Mensch ist zur zartesten Gesundheit, zugleich aber zur stärksten Dauer, mithin zur Ausbreitung über die Erde organisieret.

Mit dem aufgerichteten Gange gewann der Mensch eine Zartheit, Wärme und Stärke, die kein Tier erlangen konnte. Im Stande der Wildheit wäre er großenteils, insonderheit auf dem Rücken, mit Haaren bedecket; und das wäre denn die Decke, über deren Entziehung der ältere Plinius[1] die Natur so jammernd anklagt. Die wohlthätige Mutter hat dem Menschen eine schönere Hülle gegeben, seine zarte und doch so harte Haut, die den Unfällen jeder Jahreszeit, den Abwechselungen jedes Klima zu widerstehen vermag, wenn einige Kunst, die diesem Geschöpf zweite Natur ist, Hülfe leistet.

Und zu dieser sollte ihn nicht nur die nackte Dürftigkeit, sondern etwas Menschlicheres und Schöneres, die holde Scham, leiten. Was auch einige Philosophen sagen mögen, so ist sie dem Menschen, ja schon ein dunkles Analogon derselben einigen Tierarten, natürlich; denn auch die Äffin bedecket sich, und der Elefant suchet zur Begattung einsame dunkle Wälder. Wir kennen beinah keine so tierische Nation* auf der Erde, die nicht, zumal bei den Weibern, von den Jahren an, da die Triebe er-

* Mir sind nur zwei ganz nackte Nationen bekannt, die aber auch in einer tierischen Wildheit leben, die Peschereis an der äußersten Spitze von Südamerika, ein Auswurf andrer Nationen, und ein wildes Volk bei Arakan und Pegu[2], das mir in den dortigen Gegenden noch ein Rätsel ist, ob ich's gleich in einer der neuesten Reisen (Mackingtosh, Travels, T. I., p. 341. Lond. 1782) bestätigt finde.

[1] Der römische Polyhistor Gajus Plinius Secundus der Ältere (23 bis 79) in seiner „Naturalis historia", Buch 7, Kap. 1. — [2] Landschaften Hinterindiens.

wachen, die Bedeckung liebe; zumal auch die empfindliche Zartheit dieser Teile und andre Umstände eine Hülle fodern. Noch ehe der Mensch also seine andern Glieder gegen die Wut der Elemente, gegen den Stich der Insekten durch Kleider oder Salben zu schützen suchte, führte ihn eine Art sinnlicher Ökonomie des schnellesten und notwendigsten Triebes auf die Verhüllung. Unter allen edlern Tieren will das Weib gesuchet sein und bietet sich nicht dar; sie erfüllet damit unwissend Absichten der Natur, und bei den Menschen ist das zartere Weib auch die weise Bewahrerin der holdseligen Scham, die bei der aufrechten Gestalt sich gar bald entwickeln mußte.

Also bekam der Mensch Kleidung, und sobald er diese und einige andre Kunst hatte, war er vermögend, jedes Klima der Erde auszudauren und in Besitz zu nehmen. Wenige Tiere, fast der Hund allein, haben ihm in alle Gegenden nachfolgen können; und doch mit welcher Veränderung ihrer Gestalt, mit welcher Abartung ihres angebornen Temperamentes! Der Mensch allein hat sich am wenigsten und in wesentlichen Teilen gar nicht verändert. Man erstaunt, wie ganz und einförmig sich seine Natur erhalten, wenn man die Abänderungen seiner wandernden Mitbrüder unter den Tieren siehet. Seine zarte Natur ist so bestimmt, so vollkommen organisiert, daß er auf einer höchsten Stufe stehet und wenige Varietäten, die nicht einmal Anomalien zu nennen sind, sich an ihm möglich fanden.

Wodurch nun dieses? Abermals durch seine aufrechte Gestalt, durch nichts andres. Gingen wir wie Bär und Affe auf allen vieren, so lasset uns nicht zweifeln, daß auch die Menschenrassen (wenn mir das unedle Wort erlaubt ist) ihr eingeschränkteres Vaterland haben und nie verlassen würden. Der Menschenbär würde sein kaltes, der Menschenaffe sein warmes Vaterland lieben; so wie wir noch gewahr werden, daß, je tierischer eine Nation ist, desto mehr ist sie mit Banden des Leibes und der Seele an ihr Land und Klima befestigt.

Als die Natur den Menschen erhob, erhob sie ihn zur Herr-

schaft über die Erde. Seine aufrechte Gestalt gab ihm mit einem feiner organisierten Bau auch einen künstlichern Blutumlauf, eine vielartigere Mischung der Lebenssäfte, also auch jene innigere, festere Temperatur der Lebenswärme, mit der er allein ein Bewohner Siberiens und Afrikas sein konnte. Nur durch seinen aufgerichteten, künstlichern organischen Bau ward er vermögend, eine Hitze und Kälte zu ertragen, die kein andres Erdengeschöpf umfasset, und sich dennoch nur im kleinsten Maß zu verändern.

Nun ward mit diesem zarteren Bau und mit allem, was daraus folgte, auch freilich einer Reihe von Krankheiten die Thür geöffnet, von denen das Tier nichts weiß, und die Moscati*[1] beredt herzählet. Das Blut, das seinen Kreislauf in einer aufrechten Maschine verrichtet, das Herz, das in eine schiefe Lage gedrängt ist, die Eingeweide, die in einem stehenden Behältnis ihr Werk treiben — allerdings sind diese Teile bei uns mehreren Gefahren der Zerrüttung ausgesetzt als in einem tierischen Körper. Insonderheit, scheint es, muß das weibliche Geschlecht seine größere Zartheit auch teurer als wir erkaufen. — Indessen ist auch hierin die Wohlthat der Natur tausendfach ersetzend und mildernd; denn unsre Gesundheit, unser Wohlsein, alle Empfindungen und Reize unsres Wesens sind geistiger und feiner. Kein Tier genießt einen einzigen Augenblick menschlicher Gesundheit und Freude; es kostet keinen Tropfen des Nektarstroms, den der Mensch trinkt; ja, auch bloß körperlich betrachtet sind seine Krankheiten zwar weniger an der Zahl, weil sein Körperbau gröber ist, aber dafür desto fortwirkender und fester. Sein Zellengewebe, seine Nervenhäute, seine Arterien, Knochen, sein Gehirn sogar ist härter als das unsre; daher auch alle Landtiere rings um den Menschen (vielleicht den einzigen Elefanten ausgenommen, der in seinen Lebensperioden uns nahe kommt)

* Vom körperlichen wesentlichen Unterschiede der Tiere und Menschen. Göttingen 1771.

[1] Pietro Moscati (1736—1824), namhafter mailändischer Staatsmann und Arzt. Herder bezieht sich auf die deutsche Übersetzung eines italienischen Originalwerkes.

kürzer als der Mensch leben und des Todes der Natur, d. i. an einem verhärtenden Alter, viel früher als er sterben. Ihn hat also die Natur zum längsten und dabei zum gesundesten, freudenreichsten Leben bestimmt, das eine Erdorganisation fassen konnte. Nichts hilft sich vielartiger und leichter als die vielartige menschliche Natur; und es haben alle Ausschweifungen des Wahnsinns und der Laster, deren freilich kein Tier fähig ist, dazu gehört, unsre Maschine in dem Maß, wie sie in manchen Ständen geschwächt und verdorben ist, zu schwächen und zu verderben. Wohlthätig hatte die Natur jedem Klima die Kräuter gegeben, die seinen Krankheiten dienen, und nur die Verwirrung aller Klimate hat aus Europa den Pfuhl von Übeln machen können, den kein Volk, das der Natur gemäß lebet, bei sich findet. Indessen auch für diese selbsterrungenen Übel hat sie uns ein selbsterrungenes Gute gegeben, das einzige, dessen wir dafür wert waren: den Arzt, der, wenn er der Natur folget, ihr aufhilft, und wenn er ihr nicht folgen darf oder kann, den Kranken wenigstens wissenschaftlich begräbet.

Und o welche mütterliche Sorgfalt und Weisheit der göttlichen Haushaltung war's, die auch die Lebensalter und die Dauer unsres Geschlechts bestimmte! Alle lebendige Erdgeschöpfe, die sich bald zu vollenden haben, wachsen auch bald; sie werden früh reif und sind schnell am Ziel des Lebens. Der Mensch, wie ein Baum des Himmels aufrecht gepflanzt, wächset langsam. Er bleibt gleich dem Elefanten am längsten im Mutterleibe; die Jahre seiner Jugend dauren lange, unvergleichbar länger als irgend eines Tieres. Die glückliche Zeit also, zu lernen, zu wachsen, sich seines Lebens zu freuen und es auf die unschuldigste Weise zu genießen, zog die Natur so lang, als sie sie ziehen konnte. Manche Tiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinahe schon im Augenblick der Geburt ausgebildet; sie sind aber auch desto unvollkommener und sterben desto früher. Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst

ankommt. Würde nachher auch durch das unnennbare Heer der Zufälle und Gefahren sein Leben abgekürzet, so hat er doch seine sorgenfreie lange Jugend genossen, da mit seinem Körper und Geist auch die Welt um ihn her wuchs, da mit seinem langsam heraufsteigenden, immer erweiterten Gesichtskreise auch der Kreis seiner Hoffnungen sich weitete und sein jugendlich edles Herz in rascher Neugier, in ungeduldiger Schwärmerei für alles Große, Gute und Schöne immer heftiger schlagen lernte. Die Blüte des Geschlechtstriebes entwickelt sich bei einem gesunden, ungereizten Menschen später als bei irgend einem Tier; denn er soll lange leben und den edelsten Saft seiner Seelen- und Leibeskräfte nicht zu früh verschwenden. Das Insekt, das der Liebe früh dienet, stirbt auch früh; alle keusche, einpaarige Tiergeschlechter leben länger, als die ohne Ehe leben. Der lüsterne Hahn stirbt bald; die treue Waldtaube kann 50 Jahre leben. Für den Liebling der Natur hienieden ist also auch die Ehe geordnet; und die ersten, frischesten Jahre seines Lebens soll er gar als eine eingehüllete Knospe der Unschuld sich selbst leben. Es folgen darauf lange Jahre der männlichen und heitersten Kräfte, in denen seine Vernunft reift, die bei dem Menschen sogar mit den Zeugungskräften in ein den Tieren unbekanntes hohes Alter hinauf grünet, bis endlich der sanfte Tod kommt und den fallenden Staub sowohl als den eingeschlossenen Geist von der ihnen selbst fremden Zusammenfügung erlöset. Die Natur hat also an die brechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt, die ein Gebilde der Erde fassen konnte; und selbst in dem, was das Leben kürzt und schwächet, hat sie wenigstens den kürzern mit dem empfindlichern Genuß, die aufreibende mit der inniger gefühlten Kraft vergolten.

VI.

Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet.

Ich wünschte, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur

Vernunft und Freiheit, zu feinern Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unsrer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebet. Um seine edelsten Pflichten zu entwickeln, dörfen wir nur seine Gestalt zeichnen.

Alle Triebe eines lebendigen Wesens lassen sich auf die Erhaltung sein selbst und auf eine Teilnehmung oder Mitteilung an andre zurückführen; das organische Gebäude des Menschen gibt, wenn eine höhere Leitung dazukommt, diesen Neigungen die erlesenste Ordnung. Wie die gerade Linie die festeste ist, so hat auch der Mensch zur Beschützung seiner von außen den kleinsten Umfang, von innen die vielartigste Schnellkraft. Er stehet auf der kleinsten Basis und kann also am leichtesten seine Glieder decken; der Punkt seiner Schwere fällt zwischen die lenksamsten und stärksten Hüften, die ein Erdengeschöpf hat, und wo kein Tier die regsame Stärke des Menschen beweiset. Seine gedrücktere, ehrene Brust und die Werkzeuge der Arme eben an dieser Stellung geben ihm von oben den weitesten Umkreis der Verteidigung, sein Herz zu bewahren und seine edelsten Lebensteile vom Haupt bis zu den Knien hinab zu schirmen. Es ist keine Fabel, daß Menschen mit Löwen gestritten und sie übermannt haben; der Afrikaner nimmt es mit mehr als einem auf, wenn er Behutsamkeit, List und Gewalt verbindet. Indessen ist's wahr, daß der Bau des Menschen vorzüglich auf die Verteidigung, nicht auf den Angriff gerichtet ist; in diesem muß ihm die Kunst zu Hülfe kommen, in jener aber ist er von Natur das kräftigste Geschöpf der Erde. Seine Gestalt selbst lehret ihn also Friedlichkeit, nicht räuberische Mordverwüstung — der Humanität erstes Merkmal.

2) Unter den Trieben, die sich auf andre beziehen, ist der Geschlechtstrieb der mächtigste; auch er ist beim Menschen dem Bau der Humanität zugeordnet. Was bei dem vierfüßigen Tier,

selbst bei dem schamhaften Elefanten, Begattung ist, ist bei ihm seinem Bau nach Kuß und Umarmung. Kein Tier hat die menschliche Lippe, deren feine Oberrinne bei der Frucht des Mutterleibes im Antlitz am spätesten gebildet wird — gleichsam die letzte Bezeichnung des Fingers der Liebe, daß diese Lippe sich schön und verstandreich schließen sollte. Von keinem Tier also gilt der schamhafte Ausdruck der alten Sprache, daß es sein Weib erkenne. Die alte Fabel sagt, daß beide Geschlechter einst wie Blumen eine Androgyne[1] gewesen, aber geteilt worden; sie wollte mit dieser und andern sinnreichen Dichtungen als Fabel den Vorzug der menschlichen Liebe vor den Tieren verhüllet sagen. Auch daß der menschliche Trieb nicht wie bei diesen schlechthin einer Jahrszeit unterworfen ist (obwohl über die Revolutionen hiezu im menschlichen Körper noch keine tüchtige Betrachtungen angestellet worden), zeigt offenbar, daß er nicht von der Notwendigkeit, sondern vom Liebreiz abhangen, der Vernunft unterworfen bleiben und einer freiwilligen Mäßigung so überlassen werden sollte wie alles, was der Mensch um und an sich träget. Auch die Liebe sollte bei dem Menschen human sein; dazu bestimmte die Natur außer seiner Gestalt auch die spätere Entwicklung, die Dauer und das Verhältnis des Triebes in beiden Geschlechtern, ja sie brachte diesen unter das Gesetz eines gemeinschaftlichen freiwilligen Bundes und der freundschaftlichsten Mitteilung zweener Wesen, die sich durchs ganze Leben zu einem vereint fühlen.

3) Da außer der mitteilenden Liebe alle andere zärtlichen Affekten sich mit der Teilnehmung begnügen, so hat die Natur den Menschen unter allen Lebendigen zum teilnehmendsten geschaffen, weil sie ihn gleichsam aus allem geformt und jedem Reich der Schöpfung in dem Verhältnis ähnlich organisiert hat, als er mit demselben mitfühlen sollte. Sein Fiberngebäude ist so elastisch fein und zart und sein Nervengebäude so verschlungen in alle Teile seines vibrierenden Wesens, daß er als ein

[1] Mannweib.

Analogon der alles durchfühlenden Gottheit sich beinah in jedes Geschöpf setzen und gerade in dem Maß mit ihm empfinden kann, als das Geschöpf es bedarf und sein Ganzes es ohne eigene Zerrüttung, ja selbst mit Gefahr derselben leidet. Auch an einem Baum nimmt unsre Maschine teil, sofern sie ein wachsender, grünender Baum ist, und es gibt Menschen, die den Sturz oder die Verstümmelung desselben in seiner grünenden Jugendgestalt körperlich nicht ertragen. Seine verdorrete Krone thut uns leid; wir trauren um eine verwelkende liebe Blume. Auch das Krümmen des zerquetschten Wurms ist einem zarten Menschen nicht gleichgültig; und je vollkommener das Tier ist, je mehr es in seiner Organisation uns nahekommt, desto mehr Sympathie erregt es in seinem Leiden. Es haben harte Nerven dazu gehört, ein Geschöpf lebendig zu öffnen und in seinen Zuckungen zu behorchen; nur der unersättliche Durst nach Ruhm und Wissenschaft konnte allmählich dies organische Mitgefühl betäuben. Zärtere Weiber können sogar die Zergliederung eines toten nicht ertragen; sie empfinden Schmerz in jedem Gliede, das vor ihren Augen gewaltsam zerstört wird, besonders je zarter und edler die Teile selbst werden. Ein durchwühltes Eingeweide erregt Grauen und Abscheu, ein zerschnittenes Herz, eine zerspaltne Lunge, ein zerstörtes Gehirn schneidet und sticht mit dem Messer in unsre eignen Glieder. Am Leichnam eines geliebten Toten nehmen wir noch in seinem Grabe teil; wir fühlen die kalte Höhle, die er nicht mehr fühlet, und Schauder überläuft uns, wenn wir sein Gebein nur berühren. So sympathetisch webte die allgemeine Mutter, die alles aus sich nahm und mit allem in der innigsten Sympathie mitfühlet, den menschlichen Körper. Sein vibrierendes Fibernsystem, sein teilnehmendes Nervengebäude hat des Aufrufs der Vernunft nicht nötig: es kommt ihr zuvor, ja es setzet sich ihr oft mächtig und widersinnig entgegen. Der Umgang mit Wahnsinnigen, an denen wir teilnehmen, erregt selbst Wahnsinn, und desto eher, je mehr sich der Mensch davor fürchtet.

Sonderbar ist's, daß das Gehör so viel mehr als das Gesicht beiträgt, dies Mitgefühl zu erwecken und zu verstärken. Der Seufzer eines Tiers, das ausgestoßne Geschrei seines leidenden Körpers zieht alle ihm ähnlichen herbei, die, wie oft bemerkt ist, traurig um den winselnden stehn und ihm gerne helfen möchten. Auch bei den Menschen erregt das Gemälde des Schmerzes eher Schrecken und Grausen als zärtliche Mitempfindung; sobald uns aber nur ein Ton des Leidenden ruft, so verlieren wir die Fassung und eilen zu ihm; es geht uns ein Stich durch die Seele. Ist's, weil der Ton das Gemälde des Auges zum lebendigen Wesen macht, also alle Erinnerungen eigner und fremder Gefühle zurückbringt und auf *einen* Punkt vereinet? Oder gibt es, wie ich glaube, noch eine tiefere organische Ursache? G'nug, die Erfahrung ist wahr, und sie zeigt beim Menschen den Grund seines größern Mitgefühls durch *Stimme und Sprache*. An dem, was nicht seufzen kann, nehmen wir weniger teil, weil es ein lungenloses, ein unvollkommeneres Geschöpf ist, uns minder gleich organisieret. Einige Taub- und Stummgeborne haben entsetzliche Beispiele vom Mangel des Mitgefühls und der Teilnehmung an Menschen und Tieren gegeben; und wir werden bei wilden Völkerschaften noch Proben g'nug davon bemerken. Indessen auch bei ihnen noch ist das Gesetz der Natur unverkennbar. Die Väter, die, von Not und Hunger gezwungen, ihre Kinder dem Tode opfern, weihen sie in Mutterleibe demselben, ehe sie ihr Auge gesehen, ehe sie ihre Stimme gehört haben, und manche Kindermörderin bekannte, daß ihr nichts so schwer geworden und so lang' im Gedächtnis geblieben sei als der erste weinende Laut, die flehende Stimme des Kindes.

4) Schön ist die Kette, an der die allfühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und sie von Gliede zu Gliede hinaufbildet. Wo das Geschöpf noch stumpf und roh ist, kaum für sich zu sorgen, da ward ihm auch die Sorge für seine Kinder nicht anvertrauet. Die Vögel brüten und erziehen ihre Jungen mit Mutterliebe, der sinnlose Strauß dagegen gibt seine

Eier dem Sande. „Er vergisset", sagt jenes alte Buch[1] von ihm, „daß eine Klaue sie zertrete oder ein wildes Tier sie verderbe; denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgeteilet." Durch eine und dieselbe organische Ursache, dadurch das Geschöpf mehr Gehirn empfängt, empfängt es auch mehr Wärme, gebiert Lebendige oder brütet sie aus, säugt und bekommt mütterliche Liebe. Das lebendig geborne Geschöpf ist gleichsam ein Knäuel der Nerven des mütterlichen Wesens, das selbstgesäugte Kind ist eine Sprosse der Mutterpflanze, die sie als einen Teil von sich nähret. — Auf dies innigste Mitgefühl sind in der Haushaltung des Tieres alle die zärtern Triebe gebauet, dazu die Natur sein Geschlecht veredeln konnte.

Bei dem Menschen ist die Mutterliebe höherer Art — eine Sprosse der Humanität seiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schoß und trinkt die zarteste und feinste Speise; eine tierische und selbst den Körper verunstaltende Art ist's, wenn Völker, von Not gezwungen, ihre Kinder auf dem Rücken säugen. Den größten Unmenschen zähmt die väterliche und häusliche Liebe; denn auch eine Löwenmutter ist gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Also auch um die Wildheit der Menschen zu brechen und sie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, sollte die Kindheit unsres Geschlechts lange Jahre dauren; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zusammen, daß es sich nicht, wie die bald ausgebildeten Tiere, zerstreuen und vergessen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher seines Sohns, wie die Mutter seine Säugerin gewesen war; und so ward ein neues Glied der Humanität geknüpfet. Hier lag nämlich der Grund zu einer notwendigen *menschlichen Gesellschaft*, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen sein könnte. Der Mensch ist also zur Gesellschaft *geboren*; das sagt

[1] „Hiob", Kap. 39, V. 15 und 17.

ihm das Mitgefühl seiner Eltern, das sagen ihm die Jahre seiner langen Kindheit.

5) Da aber das bloße Mitgefühl des Menschen sich nicht über alles verbreiten und bei ihm als einem eingeschränkten, vielorganisierten Wesen in allem, was fern von ihm lag, nur ein dunkler, oft unkräftiger Führer sein konnte, so hatte die richtig leitende Mutter seine vielfachen und leise verwebten Äste unter eine untrüglichere Richtschnur zusammengeordnet: dies ist die Regel der Gerechtigkeit und Wahrheit. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen; und wie in seiner Gestalt alles dem Haupt dienet, wie seine zwei Augen nur eine Sache sehen, seine zwei Ohren nur einen Schall hören; wie die Natur im ganzen Äußern der Bekleidung überall Symmetrie mit Einheit verband und die Einheit in die Mitte setzte, daß das Zwiefache allenthalben nur auf sie weise, so wurde auch im Innern das große Gesetz der Billigkeit und des Gleichgewichts des Menschen Richtschnur: was du willt, daß andre dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht; was jene dir thun sollen, thue du auch ihnen. Diese unwidersprechliche Regel ist auch in die Brust des Unmenschen geschrieben; denn wenn er andre frißt, erwartet er nichts, als von ihnen gefressen zu werden. Es ist die Regel des Wahren und Falschen, des Idem und Idem[1], auf den Bau aller seiner Sinne, ja ich möchte sagen, auf die aufrechte Gestalt des Menschen selbst gegründet. Sähen wir schief, oder fiele das Licht also, so hätten wir von keiner geraden Linie Begriff. Wäre unsre Organisation ohne Einheit, unsre Gedanken ohne Besonnenheit, so schweiften wir auch in unsern Handlungen in regellosen Krümmen einher, und das menschliche Leben hätte weder Vernunft noch Zweck. Das Gesetz der Billigkeit und Wahrheit macht treue Gesellen und Brüder; ja, wenn es Platz gewinnt, macht es aus Feinden selbst Freunde. Den ich an meine Brust drücke, drückt auch mich an seine Brust; für den ich mein Leben aufopfere, der

[1] Des Einen und Desselben, der Identität.

opfert es auch für mich auf. Gleichförmigkeit der Gesinnungen also, Einheit des Zwecks bei verschiedenen Menschen, gleichförmige Treue bei einem Bunde hat alles Menschen-, Völker- und Tierrecht gestiftet; denn auch Tiere, die in Gesellschaft leben, befolgen der Billigkeit Gesetz, und Menschen, die durch List oder Stärke davon weichen, sind die inhumansten Geschöpfe, wenn es auch Könige und Monarchen der Welt wären. Ohne strenge Billigkeit und Wahrheit ist keine Vernunft, keine Humanität denkbar.

6) Die aufrechte und schöne Gestalt des Menschen bildete denselben zur Wohlanständigkeit; denn diese ist der Wahrheit und Billigkeit schöne Dienerin und Freundin. Wohlanständigkeit des Körpers ist, daß er stehe, wie er soll, wie ihn Gott gemacht hat; wahre Schönheit ist nichts als die angenehme Form der innern Vollkommenheit und Gesundheit. Man denke sich das Gottesgebilde des Menschen durch Nachlässigkeit und falsche Kunst verunziert, das schöne Haar ausgerissen oder in Klumpen verwandelt, Nase und Ohr durchbohrt und herabgezwungen, den Hals und die übrigen Teile des Körpers an sich selbst oder durch Kleider verderbet; man denke sich dies, und wer wird, selbst wenn die eigensinnigste Mode Gebieterin wäre, hier noch Wohlanständigkeit des geraden und schönen menschlichen Körpers finden? Mit Sitten und Gebärden ist es nicht anders; nicht anders mit Gebräuchen, Künsten und der menschlichen Sprache. Durch alle diese Stücke gehet also ein und dieselbe Humanität durch, die wenige Völker auf der Erde getroffen und hundert durch Barbarei und falsche Künste verunziert haben. Dieser Humanität nachzuforschen, ist die echte menschliche Philosophie, die jener Weise[1] vom Himmel rief, und die sich im Umgange wie in der Politik, in Wissenschaften wie in allen Künsten offenbaret.

Endlich ist die Religion die höchste Humanität des Menschen, und man verwundre sich nicht, daß ich sie hieher rechne. Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist, so ist's

[1] Sokrates. Vgl. Buch 13, Kap. 5, Absatz 4.

das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen und denselben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dieses in allen Sachen, Hantierungen und Künsten; denn auch, wo er einer angenommenen Fertigkeit folget, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns selbst nicht und wissen nicht, wie irgend etwas in uns wirket. Also ist auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermutung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerlei Wirkungen mit einerlei Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der Philosophie, und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt; denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freilich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten als an die Wesen der Natur, mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und daurende Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter eine zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß Furcht bei den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht als solche erfindet nichts: sie weckt bloß den Verstand, zu mutmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders als ein Tier ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuten, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward die Religion, wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen,

die ratgebende Trösterin ihres so dunkeln, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein, du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das gebückte Tier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es seiner Organisation nach Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst, ohne daß er's weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errate und dich also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirret und muß irren, denn du bist gestaltlos, obwohl die erste, einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daseins, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüte der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dies: eine Übung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt, so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebet. Tiere sind geborne Knechte im großen Hause der irdischen Haushaltung; sklavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal tierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frei und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsiehet, sind gut, und wo er sie nicht einsiehet, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so mußt du gehen; die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber

die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennest, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum Nachbilde der Gottheit in deinem irdischen Leben bilden. Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so siehet man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe stattfinden müssen, entweder daß man den Menschen zu Gott erhob oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinabzog. Eine höhere Gestalt als die unsre kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden sein. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; andre, die geistiger dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt als die Religion — bloß und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurückführte.

Daß mit der Religion also auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beinah unzertrennlich. Wie? wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollen, zu dessen Erkenntnis wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch so dunkel, wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach, ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können? Und es sollte für uns keine andre möglich, für unsre gewisseste, beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich sein? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt: sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Notdurft dienet

Und doch fühlen wir unsern edlern Teil beständig im Kampf mit dieser Notdurft; gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheinet, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstätte. Riß also die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenherde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsres Geschlechts zum Glauben zusammen und wand der Humanität eine unsterbliche Krone.

VII.

Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet.

Man erwarte hier keine metaphysische Beweise von der Unsterblichkeit der Seele aus ihrer einfachen Natur, aus ihrem Spiritualismus u. s. Die Physik kennet diese einfache Natur nicht und könnte vielmehr Zweifel gegen sie erregen, da wir unsre Seele nur in einem zusammengesetzten Organismus durch Wirkungen kennen, die aus einer Mannigfaltigkeit von Reizen und Empfindungen zu entsprießen scheinen. Der allgemeinste Gedanke ist nur das Resultat unzähliger einzelner Wahrnehmungen, und die Regentin unsers Körpers wirkt auf das zahllose Heer untergeordneter Kräfte, als ob sie ihnen allen auch dem Ort nach gegenwärtig wäre. —

Auch Bonnets[1] sogenannte Philosophie der Keime kann hier unsre Führerin nicht sein; denn sie ist in Absicht auf den Über-

[1] Charles Bonnet (1720—93), „La Palingénésie philosophique ou Idées sur l'État passé et sur l'État futur des Êtres vivants", Bd. 1, S. 169 ff. (Genf und Lyon 1770), führt alle Gestaltungen auf vorweltliche Keime und dem entsprechend die Unsterblichkeit darauf zurück, daß im vergänglichen Menschen von Anfang an ein kleiner unzerstörbarer Körper sitze, der sich zu neuem, höherem Leben entwickele.

gang zu einem neuen Dasein teils unerwiesen, teils nicht zu ihm gehörig. Niemand hat in unserm Gehirn ein geistliches Gehirn, den Keim zu einem neuen Dasein entdeckt; auch das kleinste Analogon dazu ist im Bau desselben nicht sichtbar. Das Gehirn des Toten bleibt uns; und wenn die Knospe unsrer Unsterblichkeit nicht andre Kräfte hätte, so läge sie verdorret im Staube. Ja, diese Philosophie ist, wie mich dünkt, auch hieher ganz ungehörig, da wir hier nicht von Absprossung eines Geschöpfs in junge Geschöpfe seiner Art, sondern von Aufsprossung des absterbenden Geschöpfs in ein neues Dasein reden; vielmehr setzte sie, wenn sie auch nur in der irdischen Generation ausschließend wahr wäre und alle Hoffnung auf ihr beruhete, dieser Hoffnung unüberwindliche Zweifel entgegen. Ist es ewig bestimmt, daß die Blume nur Blume, das Tier nur Tier sein soll und vom Anfange der Schöpfung her in präformierten Keimen alles mechanisch dalag, so lebe wohl, du zauberische Hoffnung eines höchsten Daseins! Zum gegenwärtigen und zu keinem höhern Dasein lag ich ewig im Keim präformieret: was aus mir sprossen sollte, sind die präformierten Keime meiner Kinder, und wenn der Baum stirbt, ist alle Philosophie der Keime mit ihm gestorben.

Wollen wir uns also in dieser wichtigen Frage nicht mit süßen Worten täuschen, so müssen wir tiefer und weiterher anfangen und auf die gesamte Analogie der Natur merken. Ins innere Reich ihrer Kräfte schauen wir nicht; es ist also so vergebens als unnot, innere wesentliche Aufschlüsse von ihr, über welchen Zustand es auch sei, zu begehren. Aber die Wirkungen und Formen ihrer Kräfte liegen vor uns; sie also können wir vergleichen und etwa aus dem Gange der Natur hienieden, aus ihrer gesamten herrschenden Ähnlichkeit Hoffnungen sammeln.

Dreizehntes Buch.

Mit dem Bedauern eines Wanderers, der ein Land verlassen muß, ohne daß er's nach seinen Wünschen kennen lernte, verlasse ich Asien. Wie wenig ist's, was wir von ihm wissen! und meistens aus wie späten Zeiten, aus wie unsichern Händen! Das östliche Asien ist uns nur neulich durch religiöse oder politische Parteien bekannt und durch gelehrte Parteien in Europa zum Teil so verwirret worden[1], daß wir in große Strecken desselben noch wie in ein Fabelland blicken. Im Vorderasien und dem ihm nachbarlichen Ägypten erscheint uns aus der ältern Zeit alles wie eine Trümmer oder wie ein verschwundener Traum; was uns aus Nachrichten bekannt ist, wissen wir nur aus dem Munde flüchtiger Griechen[2], die für das hohe Altertum dieser Staaten teils zu jung, teils von zu fremder Denkart waren und nur das ergriffen, was zu ihnen gehörte. Die Archive Babylons, Phöniziens und Karthagos sind nicht mehr; Ägypten war abgeblühet, fast ehe Griechen sein Inneres betraten[3]; also schrumpft

[1] Herder denkt wohl an Ostindien und Persien. Einen Blick in schlimme Ausnutzung ostindischer Glaubens- und Stammesstreitigkeiten hatte der Prozeß gewährt, der 1786 in England nach dem Sturze des demokratischen Ministers Fox gegen den ostindischen Gouverneur Warren Hastings eröffnet worden war, ebenso wie gegen dessen Vorgänger Lord Clive wegen Gewaltthätigkeit. — In Persien waren in den nach Mohammed Kerims Tode 1779 ausgebrochenen Thronstreitigkeiten die Gegner oft zugleich verschiedenen Stammes und Bekenntnisses, so der 1785 gefallene letzte Herrscher aus dem Hause Saffi, Ali Murad Khan, und sein dem turkomanischen Kadscharen-Stamme angehöriger Besieger Aga Mohammed, der Begründer der bis heute herrschenden Dynastie. — Die Gelehrten-Kontroversen über die persischen Altertümer verleideten es Herder noch später, seine „Persepolitanischen Briefe" (SWS, Bd. 24, S. 465—564) zu veröffentlichen. Vgl. in unserer Ausgabe Bd. 3, S. 10. — [2] Die griechische Geschichtschreibung fußt meist nicht auf urkundlichem Material, sondern nur auf Berichten und heimischer Legende. — [3] Als Psammetich (655—610 v. Chr.) den Fremden das Land öffnete, machten von der Erlaubnis, einzuwandern, besonders Griechen Gebrauch, wie der König denn auch ionische Söldner hielt.

alles in wenige verwelkte Blätter zusammen, die Sagen aus Sagen enthalten, Bruchstücke der Geschichte, ein Traum der Vorwelt.

Bei Griechenland klärt sich der Morgen auf, und wir schiffen ihm froh entgegen. Die Einwohner dieses Landes bekamen in Vergleichung mit andern Nationen früh Schrift und fanden in den meisten ihrer Verfassungen Triebfedern, ihre Sprache von der Poesie zur Prose und in dieser zur Philosophie und Geschichte herabzuführen.[1] Die Philosophie der Geschichte sieht also Griechenland für ihre Geburtsstätte an; sie hat in ihm auch eine schöne Jugend durchlebet. Schon der fabelnde Homer beschreibt die Sitten mehrerer Völker, soweit seine Kenntnis reichte; die Sänger der Argonauten, deren Nachhall übrig ist, erstrecken sich in eine andre merkwürdige Gegend[2]. Als späterhin die eigentliche Geschichte sich von der Poesie loswand, bereisete Herodot mehrere Länder[3] und trug mit löblich kindischer[4] Neugierde zusammen, was er sah und hörte. Die spätern Geschichtschreiber der Griechen, ob sie sich gleich eigentlich auf ihr Land einschränkten, mußten dennoch auch manches von andern Ländern melden, mit denen ihr Volk in Verbindung kam; so erweiterte sich endlich insonderheit durch Alexanders[5] Züge allmählich die Welt. Mit Rom, dem die Griechen nicht nur zu Führern in der Geschichte, sondern auch selbst zu Geschichtschreibern dienten[6], erweitert sie sich noch mehr, so daß Diodor von Sizilien[7], ein

[1] Die republikanischen Verfassungen Griechenlands setzten Bekanntschaft aller Bürger mit dem Wortlaut der Gesetze und mit der Geschichte des Staates voraus. In Athen schrieb schon i. J. 620 v. Chr. Drakon das Strafrecht nieder. — [2] Der sagenhafte Zug griechischer Heroen auf dem Schiffe Argo nach Kolchis am Schwarzen Meer hatte den Zweck, das goldene Vlies des Widders zu holen, auf dem Phrixos und Helle vor ihrer Stiefmutter geflohen waren. Dichterische Darstellungen von diesem Zuge gaben Apollonios von Rhodos (geb. um 280 v. Chr.) und Valerius Flaccus (gest. 89 nach Chr.). — [3] Herodot (484 bis etwa 425 v. Chr.), der älteste bekannte griechische Geschichtschreiber, machte weite Reisen in Europa, Asien und Afrika. — [4] Hier s. v. w. kindlicher. — [5] Alexanders des Großen (356—323 v. Chr.). — [6] So Polybius (etwa 205—123 v. Chr.), der seit 167 v. Chr. in Rom lebte und in griechischer Sprache eine „Geschichte der Ausbreitung der römischen Herrschaft" von 220—146 v. Chr. schrieb. — [7] Diodors von Sizilien unter Kaiser Augustus geschriebene „Historische Bibliothek" enthielt in ethnographischer Anordnung die Geschichte fast aller damals bekannten Völker bis zum Jahre 60 v. Chr.

Grieche, und Trogus[1], ein Römer, ihre Materialien bereits zu einer Art von Weltgeschichte zusammenzutragen wagten. Wir freuen uns also, daß wir endlich zu einem Volk gelangen, dessen Ursprung zwar auch im Dunkel begraben, dessen erste Zeiten ungewiß, dessen schönste Werke sowohl der Kunst als der Schrift großenteils auch von der Wut der Völker oder vom Moder der Zeiten vertilgt sind, von dem aber dennoch herrliche Denkmale zu uns reden. Sie reden mit dem philosophischen Geist zu uns, dessen Humanität ich meinem Versuch über sie vergebens einzuhauchen strebe. Ich möchte wie ein Dichter den weithinsehenden Apoll und die Töchter des Gedächtnisses, die alles wissenden Musen, anrufen; aber der Geist der Forschung sei mein Apoll und die parteilose Wahrheit meine belehrende Muse.

I.

Griechenlands Lage und Bevölkerung.

Das dreifache Griechenland[2], von dem wir reden, ist ein meerumgebenes Busen- und Küstenland oder gar ein Sund von Inseln. Es liegt in einer Weltgegend, in der es aus mehreren Erdstrichen nicht nur Bewohner, sondern auch gar bald Keime der Kultur empfangen konnte; seine Lage also und der Charakter des Volks, der sich durch frühe Unternehmungen und Revolutionen[3] dieser Gegend gemäß bildete, brachte gar bald eine innere Zirkulation der Ideen und eine äußere Wirksamkeit zuwege, die den Nationen des großen festen Weltteils von der Natur versagt war. Endlich die Zeit, in welche die Kultur Griechenlands traf, die Stufe der Bildung, auf der damals nicht nur die umherwohnenden Völker standen, sondern der gesamte Menschengeist lebte — alles dies trug dazu bei, die Griechen zu dem Volk zu

[1] Vgl. S. 226, Anm. 10. — [2] Vgl. S. 22, Z. 3 v. u. — [3] Herder denkt daran, daß die griechische Besiedelung der Küsten und Inseln Kleinasiens im 10. Jahrhundert v. Chr. und der Küsten des Schwarzen Meeres sowie Siziliens und Unteritaliens zwischen 750 und 550 v. Chr. vom Mutterlande aus erfolgte, und daß meist innere ständische oder soziale Umwälzungen ihre Ursache waren.

machen, das sie einst waren, jetzt nicht mehr sind und nie mehr sein werden. Lasset uns dies schöne Problem der Geschichte näher betrachten; die Data desselben, insonderheit durch den Fleiß deutscher Gelehrten[1] bearbeitet, liegen beinahe bis zur Auflösung vor uns.

Ein eingeschränktes Volk, das fern von der Seeküste und dem Umgange andrer Nationen zwischen Bergen wohnet, ein Volk, das seine Aufklärung nur von einem Ort her erhielt und, je früher es diese annahm, dieselbe durch eherne Gesetze um so fester machte: eine solche Nation mag viele Eigenheit an Charakter erhalten und sich lange darin bewahren, es fehlt aber viel, daß dieser beschränkte Idiotismus ihr jene nützliche Vielseitigkeit gebe, die nur durch thätige Konkurrenz mit andern Nationen erlangt werden konnte. Beispiele davon sind nebst Ägypten alle asiatischen Länder. Hätte die Kraft, die unsre Erde baute, ihren Bergen und Meeren eine andre Gestalt, und das große Schicksal, das die Grenzen der Völker setzte, ihnen einen andern Ursprung als von den asiatischen Gebirgen gegeben[2]; hätte das östliche Asien früheren Seehandel und ein Mittelländisches Meer bekommen, das es jetzt seiner Lage nach nicht hat: der ganze Gang der Kultur wäre verändert. Jetzt ging dieser nach Westen hinab, weil er sich ostwärts weder ausbreiten noch wenden konnte.

Betrachten wir die Geschichte der Inseln und Sundländer[3], wie und wo sie auch in der Welt liegen, so finden wir, daß, je glücklicher ihre Bepflanzung, je leichter und vielfacher der Kreislauf von Thätigkeit war, der auf ihnen in Gang gesetzt werden

[1] Herder denkt hier an Männer wie Christoph Cellarius (1638—1704), den Verfasser einer „Geographia antiqua" (zuletzt Jena 1745; deutsch Berl. 1717) und der zweibändigen „Notitia orbis antiqui", die noch 1773 zu Leipzig neu herausgegeben wurde; ferner an Johann Matthias Gesner (1691—1761), der durch seine „Chrestomathia Graeca" (Weimar und Jena 1731) die Grundlage für einen besseren griechischen Unterricht legte, und namentlich an den ihm befreundeten berühmten Philologen Christian Gottlob Heyne (1729—1812), der viele griechische Schriftsteller herausgab, eine „Einleitung in das Studium der Antike" veröffentlichte (Götting. 1772) und in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" viele Fragen der griechischen Staats-, Kultur- und Litteraturgeschichte erörterte. — [2] Vgl. S. 16, Z. 7—29. — [3] Länder mit tiefen Meereseinschnitten.

konnte, endlich in je eine vorteilhaftere Zeit oder Weltlage die Rolle ihrer Wirksamkeit fiel — desto mehr haben sich solche Inseln- oder Küstenbewohner vor den Geschöpfen des ebnen Landes ausgezeichnet. Trotz aller angebornen Gaben und erworbnen Geschicklichkeiten blieb auf diesem der Hirt ein Hirt, der Jäger ein Jäger; selbst der Ackermann und Künstler waren wie Pflanzen an einen engen Boden befestigt. Man vergleiche England mit Deutschland. Die Engländer sind Deutsche, ja bis auf die spätesten Zeiten haben Deutsche den Engländern in den größesten Dingen vorgearbeitet; weil aber jenes Land als eine Insel von frühen Zeiten in manche größere Thätigkeit eines Allgemeingeistes kam, so konnte dieser Geist auf ihr sich besser ausarbeiten und ungestörter zu einer Konsistenz gelangen, die dem bedrängten Mittellande versagt war. Bei den Inseln der Dänen, bei den Küsten Italiens, Spaniens, Frankreichs, nicht minder der Niederlande und Norddeutschlands, werden wir ein gleiches Verhältnis gewahr, wenn wir sie mit den innern Gegenden des europäischen Slaven- und Scythenlandes, mit Rußland, Polen, Ungarn vergleichen. In allen Meeren haben die Reisenden gefunden, daß sich auf Inseln, Halbinseln oder Küsten von glücklicher Lage eine Bestrebsamkeit und freiere Kultur erzeugt hatte, die sich unter dem Druck einförmiger alter Gesetze des festen Landes nicht erzeugen konnte.* Man lese die Beschreibungen der Sozietäts- und Freundschaftsinseln[1]; trotz ihrer Entfernung von der ganzen bewohnten Welt haben sie sich bis auf Putz und Üppigkeit zu einer

* Man vergleiche die Malaien und die Einwohner der asiatischen Inseln mit dem festen Lande; selbst Japan halte man gegen Sina, die Bewohner der Kurilen[2] und Fuchsinseln[3] gegen die Mongolen: Juan-Fernandez[4], Sokotora[5], die Oster-[6], die Byrons-Insel[7], die Maldiven[8] u. s. f.

[1] Polynesische Inselgruppen (Gesellschaftsinseln, Tonga-Archipel). — [2] Inseln zwischen Kamtschatka und Jeso, der nördlichen Hauptinsel von Japan. — [3] Östliche Gruppe der Aleuten im Nordwesten von Amerika. — [4] Zwei chilenische Inseln im Großen Ozean. — [5] Bei Ostafrika, Kap Gardafui gegenüber. — [6] Die zu Ostern 1722 besetzte östlichste polynesische Insel. — [7] Australische Insel nördlich von Neuguinea, in der Byronstraße, zwischen Neu-Irland und Neu-Hannover. — [8] Korallenarchipel im Indischen Ozean.

Art von Griechenland gebildet. Selbst in manchen einzelnen Inseln des offnen Meers trafen die ersten Reisenden eine Milde und Gefälligkeit an, die man bei den Nationen des innern Landes vergebens suchte. Allenthalben sehen wir also das große Gesetz der Menschennatur, daß, wo sich Thätigkeit und Ruhe, Geselligkeit und Entfernung, freiwillige Betriebsamkeit und Genuß derselben auf eine schöne Weise gatten, auch ein Kreislauf befördert werde, der dem Geschlecht selbst sowohl als allen ihm nahenden Geschlechten hold ist. Nichts ist der menschlichen Gesundheit schädlicher als Stockung ihrer Säfte; in den despotischen Staaten von alter Einrichtung ist diese Stockung unvermeidlich, daher sie meistens auch, falls sie nicht schnell aufgerieben werden, bei lebendem Leibe ihres langsamen Todes sterben. Wo hingegen durch die Natur des Landes die Staaten sich klein und die Einwohner in der gesunden Regsamkeit erhalten, die ihnen z. B. das geteilte See- und Landleben vorzüglich gibt, da dürfen nur günstige Umstände hinzukommen, und sie werden ein gebildetes, berühmtes Volk werden. So war, anderer Gegenden zu geschweigen, unter den Griechen selbst die Insel Kreta das erste Land, das eine Gesetzgebung zum Muster aller Republiken des festen Landes hervorbrachte[1]; ja die meisten und berühmtesten von diesen waren Küstenländer. Nicht ohne Ursache haben daher die Alten ihre glücklichen Wohnungen auf Inseln gesetzt[2], wahrscheinlich weil sie auf ihnen die meisten freien, glücklichen Völker fanden.

Wenden wir dies alles auf Griechenland an, wie natürlich mußte sich sein Volk von den Einwohnern des höheren Gebirgs unterscheiden! Durch eine kleine Meerenge war Thracien von Kleinasien getrennt und dies nationenreiche, fruchtbare Land längs seiner westlichen Küste durch einen inselvollen Sund mit Griechenland verbunden. Der Hellespont, könnte man sagen,

[1] Nach einer alten, durch die Ähnlichkeit der kretischen und der spartanischen Einrichtungen veranlaßten Sage soll Lykurg seine Gesetze von Kreta entlehnt haben. — [2] Das Elysium, die Wohnung der Tugendhaften nach dem Tode, suchten die Griechen im Westen auf den „Inseln der Seligen".

war nur dazu durchbrochen und das Ägäische Meer mit seinen Inseln zwischengeworfen, damit der Übergang eine leichte Mühe und in dem busenreichen Griechenlande eine beständige Wanderung und Zirkulation würde. Von den ältesten Zeiten an finden wir daher die zahlreichen Völker dieser Küsten auf der See wandernd: Kretenser, Lydier, Pelasger, Thracier, Rhodier, Phrygier, Cyprier, Milesier, Karier, Lesbier, Phocäer, Samier, Spartaner, Naxier, Ereträer und Ägineten folgten schon vor Xerxes' Zeiten einander in der Herrschaft des Meeres*, und lange vor diesen Seemächten fanden sich auf demselben Seeräuber, Kolonien, Abenteurer, so daß es beinahe kein griechisches Volk gibt, das nicht oft mehr als einmal gewandert habe. Von alten Zeiten an ist hier alles in Bewegung, von den Küsten Kleinasiens bis nach Italien, Sizilien, Frankreich; kein europäisches Volk hat einen weitern, schönern Weltstrich als diese Griechen bepflanzet. Nichts anders will man auch, wenn man das schöne Klima der Griechen nennt, sagen. Käme es dabei bloß auf träge Wohnplätze der Fruchtbarkeit in wasserreichen Thälern oder auf Auen überschwemmender Ströme an — wie manches schönere Klima würde sich in den andern drei Weltteilen finden, das doch nie Griechen hervorgebracht hat!** Eine Reihe von Küsten aber, die im Lauf der Kultur für die Betriebsamkeit kleiner Staaten unter einer so günstigen Aura[1] lägen wie diese ionischen, griechischen und großgriechischen Küsten, findet man sonst nirgend auf der Erde.

Wir dürfen daher auch nicht lange fragen, woher dem Lande

* S. Heyne, Comment. de Castoris epoch. in N. Comment. Soc. Gotting. T. I. II.[2] — ** S. Riedesels Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante. S. 113.[3]

[1] Luft, Klima. — [2] Heynes (vgl. S. 101, Anm. 1) hier angeführte Schrift erschien in zwei Teilen in den Jahren 1770 und 1771 in den „Neuen Abhandlungen der Göttinger Königlichen Gesellschaft [der Wissenschaften]", Philologisch-historische Klasse, und zwar in Bd. 1 (1770) S. 67 ff., und in Bd. 2 (1771) S. 40 ff. — [3] Johann Hermann v. Riedesels (1740—85) „Bemerkungen u. s. w." erschienen, aus dem Französischen übersetzt, zu Leipzig 1774.

der Griechen seine ersten Bewohner kamen. Pelasger heißen sie, Ankömmlinge[1], die sich auch in dieser Entfernung noch als Brüder der Völker jenseit des Meers, d. i. Kleinasiens, erkannten. Es wäre eine grundlose Mühe, alle die Züge herzuzählen, wie über Thracien oder über den Hellespont und Sund west- und südwärts die Völker dahingesteuret und sich, beschützt von den nordischen Gebirgen, allmählich über Griechenland verbreitet haben. Ein Stamm folgte dem andern; ein Stamm verdrängte den andern; Hellenen brachten den alten Pelasgern neue Kultur, so wie sich mit der Zeit griechische Kolonien wieder an die asiatischen Ufer verpflanzten. Günstig g'nug für die Griechen, daß sie eine so schöne Halbinsel des großen festen Landes sich nahe zur Seite hatten, auf welcher die meisten Völker nicht nur eines Stammes, sondern auch von früher Kultur waren.* Dadurch bekam nicht nur ihre Sprache jene Originalität und Einheit, die sie als ein Gemisch vieler Zungen nie würde erhalten haben — auch die Nation selbst nahm an dem sittlichen Zustande ihrer benachbarten Stammvölker teil und kam bald mit denselben in mannigfaltige Verhältnisse des Krieges und des Friedens. Kleinasien also ist die Mutter Griechenlandes sowohl in seiner Anpflanzung als den Hauptzügen seiner frühesten Bildung; dagegen es auf die Küsten seines Mutterlandes wiederum Kolonien sandte und in ihnen eine zweite, schönere Kultur erlebte.

Leider aber, daß uns auch von der asiatischen Halbinsel aus der frühesten Zeit so wenig bekannt ist! Das Reich der Trojer kennen wir nur aus Homer; und so hoch er als Dichter seine Landesleute über jene erhebt, so ist doch selbst bei ihm der blühende Zustand des trojanischen Reichs auch in Künsten und sogar in

* S. Heyne de origine Graecorum, commentat. Soc. Gotting. 1764.

[1] Alte, unhaltbare Deutung des Namens „Pelasger"; im Gegenteil ist diese vorhellenische Urbevölkerung Griechenlands von den von Norden eindringenden Hellenen zum größten Teile nach Asien hinübergedrängt worden. Die Bewohner Kleinasiens (ausgenommen dessen griechische Kolonisten) wie die sogenannten Pelasger hatten auch eine andere (karische), nicht indogermanische Sprache.

der Pracht unverkennbar. Desgleichen sind die Phrygier ein altes, frühgebildetes Volk, dessen Religion und Sagen auf die älteste Mythologie der Griechen unstreitig gewirkt haben. So späterhin die Karier, die sich selbst Brüder der Mysier und Lydier nannten und mit den Pelasgern und Lelegern[1] eines Stammes waren; sie legten sich frühe auf die Schiffahrt, welche damals Seeräuberei war, da[2] die gesittetern Lydier sogar die Erfindung des geprägten Geldes als eines Mittels der Handlung[3] mit den Phöniziern teilen. Keinem von diesen Völkern also, so wenig als den Mysiern und Thraciern, hat es an früher Kultur gefehlt, und bei einer guten Verpflanzung konnten sie Griechen werden.

Der erste Sitz der griechischen Musen war gegen Thracien zu, nordöstlich. Aus Thracien kam Orpheus, der den verwilderten Pelasgern zuerst ein menschliches Leben gab und jene Religionsgebräuche einführte, die so weit umher und so lange galten.[4] Die ersten Berge der Musen waren Thessaliens Berge, der Olympus, Helikon, Parnassus, Pindus; hier (sagt der feinste Forscher der griechischen Geschichte*) hier war der älteste Sitz ihrer Religion, Weltweisheit, Musik und Dichtkunst. Hier lebten die ersten griechischen Barden, hier bildeten sich die ersten gesitteten Gesellschaften; die Lyra und Cythara ward hier erfunden und allem, was nachher der Geist der Griechen ausschuf, die erste Gestalt angebildet. In Thessalien und Böotien, die in spätern Zeiten durch Geistesarbeiten sich so wenig hervorgethan haben, ist kein Quell, kein Fluß, kein Hügel, kein Hain, der nicht durch Dichtungen bekannt und in ihnen verewigt wäre. Hier floß der

* Heyne de Musis. S. Gött. Anzeigen, 1766. S. 275.

[1] Eine vorgeschichtliche Bevölkerung an den Küsten Kleinasiens, auf den Inseln des Ägäischen Meeres und im nördlichen und westlichen Griechenland; daß die Leleger mit den Kariern identisch seien, ist nur eine willkürliche Annahme des Pausanias (um 170 n. Chr.) in seiner „Beschreibung Griechenlands", Buch, 1, Kap. 39, S. 6. — [2] Während. — [3] Des Handels. — [4] Nach dem mythischen griechischen Sänger Orpheus (vgl. Bd. 1, S. 43, Anm. 2, und Bd. 2, S. 295, Anm. 2) als ihrem angeblichen Stifter nannte sich die um 600 v. Chr. entstandene mystisch-religiöse Sekte der Orphiker.

Peneus[1], hier war das angenehme Tempe, hier wandelte Apoll als Schäfer, und die Riesen türmten ihre Berge.[2] Am Fuß des Helikons lernte noch Hesiodus seine Sagen aus dem Munde der Musen[3]; kurz, hier hat sich zuerst die griechische Kultur einheimisch gebildet, so wie auch von hier aus durch die Stämme der Hellenen die reinere griechische Sprache in ihren Hauptdialekten ausging.

Notwendig aber entstand mit der Folge der Zeiten auf so verschiednen Küsten und Inseln, bei so manchen Wanderungen und Abenteuern eine Reihe andrer Sagen, die sich ebenfalls durch Dichter im Gebiet der griechischen Muse festsetzten. Beinah jedes kleine Gebiet, jeder berühmte Stamm trug seine Vorfahren oder Nationalgottheiten in dasselbe; und diese Verschiedenheit, die ein undurchschaulicher Wald wäre, wenn wir die griechische Mythologie als eine Dogmatik behandeln müßten, eben sie brachte aus dem Leben und Weben der Stämme auch Leben ins Gebiet der Nationaldenkart. Nur aus so vielartigen Wurzeln und Keimen konnte jener schöne Garten aufblühn, der selbst in der Gesetzgebung mit der Zeit die mannigfaltigsten Früchte brachte.[4] Im vielgeteilten Lande schützte diesen Stamm sein Thal, jenen seine Küste und Insel, und so erwuchs aus der langen jugendlichen Regsamkeit zerstreuter Stämme und Königreiche die große, freie Denkart der griechischen Muse. Von keinem Allgemeinherrscher war ihnen Kultur aufgezwungen worden: durch den Klang der Leier bei heiligen Gebräuchen, Spielen und Tänzen, durch selbsterfundene Wissenschaften und Künste, am meisten endlich durch den vielfachen Umgang untereinander und mit andern Völkern

[1] Peneios, der Hauptstrom Thessaliens. Tempe ist das anmutige Thal desselben zwischen den Gebirgen Ossa und Olymp. — [2] Nach der griechischen Sage türmten die Giganten oder Titanen den Ossa und Pelion übereinander, um den Olymp, den Sitz der neuen Götter, zu stürmen. — [3] Nach V. 22 ff. der unter Hesiods (um 775 v. Chr.; vgl. Bd. 2, S. 298, Anm. 1) Namen gehenden „Theogonie". — [4] Die Mannigfaltigkeit der griechischen Gesetzgebungen spiegelt sich in Platos (427—347 v. Chr.) „Gesetzen" wider, die viele zum Teil widersprechende Vorschriften enthalten. Widersprechend sind sie, weil sie der Wirklichkeit entnommen sind.

nahmen sie freiwillig, jetzt dieser, jetzt jener Strich, Sittlichkeit und Gesetze an; auch im Gange zur Kultur also ein griechisches Freivolk. Daß hiezu, wie in Theben, auch phönizische und, wie in Attika, ägyptische Kolonien[1] beigetragen haben, ist außer Zweifel, obgleich durch diese Völker glücklicherweise weder der Hauptstamm der griechischen Nation noch ihre Denkart und Sprache gebildet wurde. Ein ägyptisch-kananitisches Volk sollten die Griechen, dank ihrer Abstammung, Lebensart und einländischen Muse, nicht werden.

II.

Griechenlandes Sprache, Mythologie und Dichtkunst.

Wir kommen zu Gegenständen, die Jahrtausende schon das Vergnügen des feineren Menschengeschlechts waren und, wie ich hoffe, es immerhin sein werden. Die griechische Sprache ist die gebildetste der Welt, die griechische Mythologie die reichste und schönste auf der Erde, die griechische Dichtkunst endlich vielleicht die vollkommenste ihrer Art, wenn man sie ort- und zeitmäßig betrachtet. Wer gab nun diesen einst rohen Stämmen eine solche Sprache, Poesie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab sie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

Von rohen Anfängen ging die griechische Sprache aus; aber diese Anfänge enthielten schon Keime zu dem, was aus ihr werden sollte und werden konnte. Sie war kein Hieroglyphenmachwerk, keine Reihe hervorgestoßener einzelner Silben wie die Sprachen jenseit der mongolischen Berge.[2] Biegsamere, leichtere Organe brachten unter den Völkern des Kaukasus eine leichtere Modulation hervor, die von der geselligen Liebe zur Tonkunst gar bald in Form gebracht werden konnte. Sanfter wurden die Worte gebunden, die Töne zum Rhythmus geordnet; die Sprache floß in einen

[1] Erst nach einer späten Sage ist Kadmos, ein thebanischer Staatsordner und König, aus Phönizien eingewandert, ebenso der attisch-pelasgische Stammheros Kekrops aus dem ägyptischen Saïs. — [2] Vgl. S. 22. Die Chinesen reden in lauter unverändert bleibenden einsilbigen Wörtern.

volleren Strom, die Bilder derselben in eine angenehme Harmonie; sie stiegen sogar zum Wohllaut eines Tanzes. Und so ward jenes einzige Gepräge der griechischen Sprache, das nicht von stummen Gesetzen erpreßt, das durch Musik und Tanz, durch Gesang und Geschichte, endlich durch den plauderhaften freien Umgang vieler Stämme und Kolonien wie eine lebendige Form der Natur entstanden war. Die nordischen Völker Europens hatten bei ihrer Bildung dies Glück nicht. Da ihnen durch fremde Gesetze und durch eine gesanglose Religion ausländische Sitten gegeben wurden[1], so verstummte auch ihre Sprache. Die deutsche z. B. hat unstreitig viel von ihrer innern Biegsamkeit, von ihrer bestimmtern Zeichnung in der Flexion der Worte, ja noch mehr von jenem lebendigen Schall verloren, den sie unter günstigern Himmelsstrichen ehedem hatte.[2] Einst war sie eine nahe Schwester der griechischen Sprache, und jetzt — wie fernab von dieser ist sie gebildet! Keine Sprache jenseit des Ganges hat die Biegsamkeit und den sanften Fortfluß der griechischen Mundart, kein aramäischer Dialekt[3] diesseit des Euphrats hatte ihn in seinen alten Gestalten. Nur die griechische Sprache ist wie durch Gesang entstanden; denn Gesang und Dichtkunst und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat sie zur Musensprache der Welt gebildet. So selten sich nun jene Umstände der Griechenkultur wieder zusammenfinden werden, so wenig das Menschengeschlecht in seine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Musäus und Linus[4] oder einen Homerus und Hesiodus mit allem, was sie

[1] Die ältesten erhaltenen Gesetze der nord- und westeuropäischen Völker haben lateinische Fassung und enthalten auch sachlich viele Spuren römischen Geistes; über Herders Auffassung der Schädigung des germanischen (Sprach-) Geistes durch die anfangs recht knöcherne lateinische Kirchensprache und Dichtung vgl. Bd. 1, besonders S. 132—140. — [2] Abgesehen davon, daß unsere Sprache ehedem klangvoller war, eine willkürliche Annahme Herders; von größerem Klang- und Formenreichtum hat sich unsere Sprache vielmehr erst allmählich zu größerer Bieg- und Schmiegsamkeit entwickelt. — [3] Aramäa hieß im Altertum das gesamte Land zwischen Arabien, Euphrat und Palästina, besonders aber Syrien links des Jordans. Die aramäische Sprache, dem semitischen Sprachstamm angehörend, hat zwei Hauptdialekte: Westaramäisch (Syrisch) und Ostaramäisch (Chaldäisch). — [4] Sagenhafte Sänger der griechischen Vorzeit; vgl. Bd. 2, S. 295, Anm. 2.

begleitete, von den Toten zurückführen kann: so wenig ist die Genesis einer griechischen Sprache in unsern Zeiten selbst für diese Gegenden möglich.

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verschiedener Gegenden zusammen, die Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern oder die ersten Versuche denkender Köpfe waren, sich die Wunder der Welt zu erklären und der menschlichen Gesellschaft Gestalt zu geben.* So unecht und neugeformt unsre Hymnen des alten Orpheus sein mögen[1], so sind sie immer doch Nachbilder von jenen lebendigen Anbetungen und Grüßen an die Natur, die alle Völker auf der ersten Stufe der Bildung lieben. Der rohe Jäger spricht seinen gefürchteten Bär**, der Neger seinen heiligen Fetisch, der parsische Mobed[2] seine Naturgeister und Elemente beinah auf orphische Weise an; nur wie ist der orphische Naturhymnus bloß und allein schon durch die griechischen Worte und Bilder gereinigt und veredelt! Und wie angenehm leichter wurde die griechische Mythologie, da sie mit der Zeit auch in den Hymnen selbst die Fesseln bloßer Beiworte abwarf[3] und dafür, wie in den Homerischen Gesängen, Fabeln der Götter erzählte! Auch in den Kosmogonien[4] zog man mit der Zeit die alten, harten Ursagen näher zusammen und sang dafür menschliche Helden und Stammväter, die man dicht an jene und an die Gestalten der Götter knüpfte. Glücklicherweise hatten die

* S. Heyne de fontibus et causis errorum in historia mythica; de causis fabularum physicis; de origine et causis fabularum Homericarum; de Theogonia ab Hesiodo condita etc.[5] — ** S. Georgi, Abbildungen der Völker des russischen Reichs, T. I.[6]

[1] Vgl. Bd. 1, S. 18, Anm. 4. — [2] Mitglied des mittleren der drei Grade innerhalb der parsischen Priesterkaste. — [3] Zur Erklärung vgl. S. 111, Z. 1—5. — [4] Dichtungen über die Weltschöpfung. — [5] Von diesen Arbeiten Heynes (vgl. S. 101, Anm. 1) steht die zweite nach Kühnemann in Heynes „Opuscula Academica", Bd. 1, S. 184—206 (Götting. 1785), die dritte in den „Neuen Abhandlungen der Göttinger Königlichen Gesellschaft [der Wissenschaften]", Philologisch-historische Klasse, Bd. 8, S. 34—58 (Götting. 1778), die vierte ebenda Bd. 2 und auch hinter „Hesiodi Theogonia", Ausgabe von Friedrich August Wolf (Halle 1783). Die erste ist heute unbekannt. — [6] Johann Gottlieb Georgi (1735—1802), „Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches" (Petersb. 1776).

alten Theogonien-Erzähler[1] in die Stammtafeln ihrer Götter und Helden so treffende, schöne Allegorien oft nur mit einem Wort ihrer holden Sprache gebracht, daß, wenn die späteren Weisen die Bedeutung derselben nur ausspinnen und ihre feinern Ideen daran knüpfen wollten, ein neues schönes Gewebe ward. Daher verließen selbst die epischen Sänger mit der Zeit ihre oft gebrauchten Sagen von Göttererzeugungen, Himmelsstürmern, Thaten des Herkules u. s. und sangen dafür menschlichere Gegenstände zum menschlichen Gebrauche.

Vor allen ist unter diesen Homer berühmt, der Vater aller griechischen Dichter und Weisen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schicksal wurden seine zerstreueten Gesänge zu rechter Zeit gesammlet[2] und zu einem zwiefachen Ganzen[3] vereint, das wie ein unzerstörbarer Palast der Götter und Helden auch nach Jahrtausenden glänzet. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären strebt, so hat man sich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären*, der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher Sänger der ionischen Küste. So manche seiner Art mögen untergegangen sein, die ihm teilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein einziger lebet. Man hat ihm Tempel gebaut und ihn als einen menschlichen Gott verehret; die größeste Verehrung indes ist die bleibende Wirkung, die er auf seine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu schätzen vermögen. Zwar sind die Gegenstände, die er besingt, Kleinigkeiten nach unsrer Weise; seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine andre, als die ihm die Sage seiner und der vergangenen Zeiten darbot; ebenso ein-

* Blackwell's[4] Enquiry into the Life and Writings of Homer. 1736. Wood's Essay on the original Genius of Homer. 1769.[5]

[1] Erzähler von der Entstehung und Verwandtschaft der Götter und halbgöttlichen Helden. — [2] Auf Veranlassung des athenischen Tyrannen Pisistratus (560—527 v. Chr.). — [3] „Odyssee" und „Ilias". — [4] Thomas Blackwell (1701—57) veröffentlichte das oben angeführte Werk 1735 zu London. — [5] Vgl. Bd. 2, S. 26, Anm. 1.

geschränkt ist auch seine Natur- und Erdkenntnis, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte, sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählet, die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt und, jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte eingehaucht, mit seinen Gesängen gleich ewig lebet: sie sind's, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unsterblich sein kann.

Notwendig hatte Homer auf die Griechen eine andre Wirkung, als er auf uns haben kann, von denen er so oft eine erzwungene, kalte Bewunderung oder gar eine kalte Verachtung zum Lohne hat. Bei den Griechen nicht also. Ihnen sang er in einer lebendigen Sprache, völlig noch ungebunden von dem, was man in spätern Zeiten Dialekte nannte[1]; er sang ihnen die Thaten der Vorfahren mit Patriotismus gegen die Fremden und nannte ihnen dabei Geschlechter, Stämme, Verfassungen und Gegenden, die ihnen teils als ihr Eigentum vor Augen waren, teils in der Erinnerung ihres Ahnenstolzes lebten. Also war ihnen Homer in mehrerem Betracht ein Götterbote des Nationalruhms, ein Quell der vielseitigsten Nationalweisheit. Die späteren Dichter folgten ihm: die tragischen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorien, Beispiele und Sentenzen; jeder erste Schriftsteller einer neuen Gattung nahm am Kunstgebäude seines Werks zu dem seinigen das Vorbild, also daß Homer gar bald das Panier des griechischen Geschmacks ward und bei schwächern Köpfen die Regel aller menschlichen Weis-

[1] Die alt- oder episch-ionische Mundart Homers wurde nicht wirklich so gesprochen, sondern war eine z. T. willkürliche Kunstform des Dichters, etwa wie Reuters Sprache nicht das wirkliche Mecklenburger Platt ist.

heit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt, und keine „Äneis“[1] würde ohne ihn dasein. Noch mehr hat auch er die neueren Völker Europas aus der Barbarei gezogen: so mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genossen und der arbeitende sowohl als der betrachtende Mann Regeln des Geschmacks und der Menschenkenntnis aus ihm gezogen. Indessen ist's ebenso unleugbar, daß, wie jeder große Mann durch eine übertriebne Bewunderung seiner Gaben Mißbrauch stiftete, auch der gute Homer davon nicht frei gewesen, so daß er sich selbst am meisten wundern würde, wenn er wiedererscheinend sähe, was man zu jeder Zeit aus ihm gemacht hat. Unter den Griechen hielt er die Fabel länger und fester, als sie ohne ihn wahrscheinlich gedauret hätte; Rhapsodisten sangen ihn her, kalte Dichterlinge ahmten ihn nach, und der Enthusiasmus für den Homer ward unter den Griechen endlich eine so kahle, süße, zugespitzte Kunst, als er's kaum irgend für einen Dichter unter einem andern Volk gewesen. Die zahllosen Werke der Grammatiker über ihn sind meistens verloren; sonst würden wir auch an ihnen die unselige Mühe sehen, die Gott den spätern Geschlechten der Menschen durch jeden überwiegenden Geist auflegt; denn sind nicht auch in den neuern Zeiten Beispiele g'nug von der falschen Bearbeitung[2] und Anwendung[3] Homers vorhanden? Das bleibt indessen immer gewiß, daß ein Geist wie er in den Zeiten, in denen er lebte, und für die Nation, der er gesammlet ward[4], ein Geschenk der Bildung sei, dessen sich schwerlich ein anderes Volk rühmen könnte. Kein Morgenländer besitzt einen Homer, keinem europäischen Volke ist zur rechten Zeit in seiner Jugendblüte ein Dichter wie er erschienen. Selbst Ossian war es seinen Schotten nicht, und ob je das Schicksal einen zweiten Glückswurf thun werde, dem Sunde neugriechischer Freundschaftsinseln einen

[1] Das berühmte Hauptwerk Vergils (70—19 v. Chr.). — [2] Z. B. durch Bodmer; vgl. Bd. 1, S. 85, Anm. 3. — [3] Z. B. durch Graf Caylus (1692—1765), der in seinen „Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère etc.“ (Paris 1757) die Größe Homers in der Menge ihm zu entnehmender malerischer Vorwürfe sah. — [4] Vgl. S. 111, Anm. 2.

Homer zu geben, der sie so hoch wie sein alter Zwillingsbruder führe, darüber frage man das Schicksal.

Da also einmal die griechische Kultur von Mythologie, Dichtkunst und Musik ausging, so ist's nicht zu verwundern, daß der Geschmack daran ein Hauptstrich ihres Charakters geblieben, der auch ihre ernsthaftesten Schriften und Anstalten bezeichnet. Unsern Sitten ist's fremde, daß die Griechen von der Musik als dem Hauptstück der Erziehung reden, daß sie solche als ein großes Werkzeug des Staats behandeln und dem Verfall derselben die wichtigsten Folgen zuschreiben. Noch sonderbarer scheinen uns die Lobsprüche, die sie dem Tanz, der Gebärden- und Schauspielkunst als natürlichen Schwestern der Poesie und Weisheit so begeistert und fast entzückt geben. Manche, die diese Lobsprüche lasen, glaubten, daß die Tonkunst der Griechen auch in systematischer Vollkommenheit ein Wunder der Welt gewesen, weil die gerühmten Wirkungen derselben uns so ganz fremde blieben. Daß es aber auf wissenschaftliche Vollkommenheit der Musik bei den Griechen nicht vorzüglich angelegt gewesen sei, zeigt selbst der Gebrauch, den sie von ihr machten. Sie behandelten sie nämlich gar nicht als eine besondre Kunst, sondern ließen sie der Poesie, dem Tanze, der Gebärden- und Schauspielkunst nur dienen. In dieser Verbindung also und im ganzen Gange, den die griechische Kultur nahm, liegt das Hauptmoment der Wirkung ihrer Töne. Die Dichtkunst der Griechen, von der Musik ausgegangen, kam gern auf sie zurück; selbst das hohe Trauerspiel war nur aus dem Chor entstanden, sowie auch das alte Lustspiel, die öffentlichen Ergetzungen, die Züge zur Schlacht und die häuslichen Freuden des Gastmahls bei ihnen selten ohne Musik und Gesang, die meisten Spiele aber nicht ohne Tänze blieben. Nun war hierin zwar, da Griechenland aus vielen Staaten und Völkern bestand, eine Provinz von der andern sehr verschieden; die Zeiten, die mancherlei Stufen der Kultur und des Luxus änderten darin noch mehr; im ganzen aber blieb's allerdings wahr, daß die Griechen auf eine gemeinschaftliche

Ausbildung dieser Künste als auf den höchsten Punkt menschlicher Wirkung rechneten und darauf den größesten Wert legten. Es darf wohl gesagt werden, daß weder die Gebärden- noch Schauspielkunst, weder der Tanz noch die Poesie und Musik bei uns die Dinge sind, die sie bei den Griechen waren. Bei ihnen waren sie nur ein Werk, eine Blüte des menschlichen Geistes, deren rohen Keim wir bei allen wilden Nationen, wenn sie gefälligen, leichten Charakters sind und in einem glücklichen Himmelsstrich leben, wahrnehmen. So thöricht es nun wäre, sich in dies Zeitalter jugendlichen Leichtsinns[1] zurücksetzen zu wollen, da es einmal vorüber ist, und wie ein lahmer Greis mit Jünglingen zu hüpfen, — warum sollte dieser Greis es den Jünglingen verübeln, daß sie munter sind und tanzen? Die Kultur der Griechen traf auf dies Zeitalter jugendlicher Fröhlichkeit, aus deren Künsten sie alles, was sich daraus machen ließ, machten, notwendig also auch damit eine Wirkung erreichten, deren Möglichkeit wir jetzt kaum in Krankheiten und Überspannungen einsehen. Denn ich zweifle, ob es ein größeres Moment der feinern sinnlichen Wirkung aufs menschliche Gemüt gebe, als der ausstudierte höchste Punkt der Verbindung dieser Künste war, zumal bei Gemütern, die, dazu erzogen und gebildet, in einer lebendigen Welt solcher Eindrücke lebten. Lasset uns also, wenn wir selbst nicht Griechen sein können, uns wenigstens freuen, daß es einmal Griechen gegeben, und daß, wie jede Blüte der menschlichen Denkart, so auch diese ihren Ort und ihre Zeit zur schönsten Entwicklung fand.

Aus dem, was bisher gesagt worden, läßt sich vermuten, daß wir manche Gattung der griechischen Komposition, die sich auf eine lebendige Vorstellung durch Musik, Tanz und die Gebärdensprache beziehet, nur als ein Schattenwerk ansehen, mithin auch bei der sorgsamsten Erklärung vielleicht irregehen werden. Äschylus', Sophokles', Aristophanes' und Euripides'

[1] D. h. jugendlich leichten Sinnes.

Theater war nicht unser Theater; das eigentliche Drama der Griechen ist unter keinem Volk mehr erschienen, so vortreffliche Stücke auch andre Nationen in dieser Art gearbeitet haben. Ohne Gesang, ohne jene Feierlichkeiten und hohen Begriffe der Griechen von ihren Spielen müssen Pindars Oden[1] uns Ausbrüche der Trunkenheit scheinen, so wie selbst Platons Gespräche[2] voll Silbenmusik und schöner Komposition in Bildern und Worten eben in Stellen ihrer künstlichsten Einkleidung sich die meisten Vorwürfe zugezogen haben. Jünglinge müssen daher die Griechen lesen lernen, weil Alte sie selten zu sehen oder ihre Blüte sich zuzueignen geneigt sind. Laß es sein, daß ihre Einbildungskraft oft den Verstand, daß jene feine Sinnlichkeit, in welche sie das Wesen der guten Bildung setzten, zuweilen die Vernunft und Tugend überwogen: wir wollen sie schätzen lernen, ohne selbst Griechen zu werden. An ihrer Einkleidung, am schönen Maß und Umriß ihrer Gedanken, an der naturvollen Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, endlich an jenem klangvollen Rhythmus ihrer Sprache, der nie und nirgend seinesgleichen gefunden, haben wir immer noch zu lernen.

III.

Künste der Griechen.

Ein Volk von dieser Gesinnung mußte auch in allen Künsten des Lebens vom Notwendigen zum Schönen und Wohlgefälligen steigen; die Griechen haben dies in allem, was auf sie traf, fast bis zum höchsten Punkt erreichet. Ihre Religion erfoderte Bilder und Tempel, ihre Staatsverfassungen machten Denkmale und öffentliche Gebäude, ihr Klima und ihre Lebensweise, ihre Betriebsamkeit, Üppigkeit, Eitelkeit u. s. machten ihnen mancherlei Werke der Kunst nötig. Der Genius des Schönen gab ihnen

[1] Pindar aus Theben (522—442 v. Chr.) dichtete schwungvolle Lieder zum Preise der in den nationalen Wettspielen gewonnenen Siege. — [2] Plato kleidete seine philosophischen Schriften bekanntlich in eine künstlerisch wohlberechnete, dramatisch belebte Gesprächform.

also diese Werke an und half sie, einzig in der Menschengeschichte, vollenden; denn da die größesten Wunder dieser Art längst zerstört sind, bewundern und lieben wir noch ihre Trümmer und Scherben.

1) Daß Religion die Kunst der Griechen sehr befördert habe, sehen wir aus den Verzeichnissen ihrer Kunstwerke in Pausanias[1], Plinius[2] oder irgend einer der Sammlungen, die von ihren Resten reden; es ist dieser Punkt auch der ganzen Völker- und Menschengeschichte ähnlich. Allenthalben wollte man gern den Gegenstand seiner Anbetung sehen, und wo solches nicht das Gesetz oder die Religion selbst verbot[3], bestrebte man sich, ihn vorzustellen oder zu bilden. Selbst Negervölker machen sich ihren Gott in einem Fetisch gegenwärtig, und von den Griechen weiß man, daß ihre Vorstellung der Götter uralters von einem Stein oder einem bezeichneten Kloß ausging. In dieser Dürftigkeit konnte nun ein so betriebsames Volk nicht bleiben; der Block wurde zu einer Herme oder Statue, und da die Nation in viele kleine Stämme und Völkerschaften geteilt war, so war es natürlich, daß jede ihren Haus- und Stammesgott auch in der Abbildung auszuschmücken suchte. Einige glückliche Versuche der alten Dädalen[4], wahrscheinlich auch die Ansicht nachbarlicher Kunstwerke erregten Nacheiferung, und so fanden sich bald mehrere Stämme und Städte, die ihren Gott, das größeste Heiligtum ihres Bezirks, in einer leidlichern Gestalt erblickten. Vorzüglich an Bildern der Götter hat sich die älteste Kunst aufgerichtet und gleichsam gehen gelernet*; daher auch alle Völker,

* S. Winckelmanns Gesch. der Kunst.[5] T. I, Kap. I. Heyne, Berichtigung und Ergänzung derselben in den deutschen Schriften der Götting. Societ. T. I[6]. S. 211 u. f.

[1] Pausanias schrieb um 170 n. Chr. eine „Beschreibung Griechenlandes" (*Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος*). — [2] In des älteren Plinius (23—79 n. Chr.) Naturgeschichte sind das 34. und 35. Buch kunstgeschichtlichen Inhalts. — [3] Wie den Mohammedanern und Juden. — [4] Dädalus, der Sohn des Eupalamon, ist der älteste dem Namen nach bekannte griechische Künstler. Sein Name wurde zu einem Gesamtnamen, auf den alle frühesten griechischen Kunsterzeugnisse übertragen wurden. — [5] Johann Joachim Winckelmann (1717—68), „Geschichte der Kunst des Altertums" (Dresden 1764). — [6] Göttingen 1771.

denen Abbildungen der Götter versagt waren, in der bildenden Kunst nie eigentlich hoch emporstiegen.

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Gesang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Gestalten darinnen lebten, was war natürlicher, als daß die bildende Kunst von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunst ward, der ihre Mutter jene großen Gestalten gleichsam ins Ohr sang? Von Dichtern mußte der Künstler die Geschichte der Götter, mithin auch die Art ihrer Vorstellung lernen; daher die älteste Kunst selbst die grausendste Abbildung derselben nicht verschmähte, weil sie der Dichter sang*. Mit der Zeit kam man auf gefälligere Vorstellungen, weil die Dichtkunst selbst gefälliger wurde, und so ward Homer ein Vater der schöneren Kunst der Griechen, weil er der Vater ihrer schönern Poesie war. Er gab dem Phidias jene erhabene Idee zu seinem Jupiter[1], welcher dann die andern Abbildungen dieses Götterkünstlers folgten. Nach den Verwandtschaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch bestimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder, bis endlich die angenommene Dichtertradition sich zu einem Kodex der Göttergestalten im ganzen Reich der Kunst formte. Kein Volk des Altertums konnte also die Kunst der Griechen haben, das nicht auch griechische Mythologie und Dichtkunst gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechische Weise zu seiner Kultur gelangt war. Ein solches hat es in der Ge-

* S. Heyne über den Kasten des Kypselus u. a.[2]

[1] Nach Strabo, „Geographica", Buch 8, S. 533, hat Phidias (um 500 bis um 430 v. Chr.) selbst erklärt, daß er die Auffassung seiner Gold-Elfenbein-Bildsäule des Zeus im Tempel zu Olympia der Stelle Ges. 1, V. 527 ff. der „Ilias" verdanke. — [2] Göttingen 1770. Die „Lade des Kypselos", die im Heraion zu Olympia stand und von Pausanias (vgl. S. 117, Anm. 1) ausführlich beschrieben worden ist, war korinthischen Ursprungs und gehörte dem ersten Viertel des 6. Jahrhunderts v. Chr. an. Sie war aller Wahrscheinlichkeit nach rechteckig aus Zedernholz gearbeitet; und teils aus Zedernholz, teils aus Gold, teils aus Elfenbein bestand das Bilderwerk geschlechtergeschichtlichen Inhalts, mit dem ihre Vorderseite in fünf Streifen übereinander bedeckt war.

schichte nicht gegeben, und so stehen die Griechen mit ihrer Homerischen Kunst allein da.

Hieraus erkläret sich also die Idealschöpfung der griechischen Kunst, die weder aus einer tiefen Philosophie ihrer Künstler noch aus einer idealischen Naturbildung der Nation, sondern aus Ursachen entstanden war, die wir bisher entwickelt haben. Ohne Zweifel war es ein glücklicher Umstand, daß die Griechen, im ganzen betrachtet, ein schöngebildetes Volk waren, ob man gleich diese Bildung nicht auf jeden einzelnen Griechen als auf eine idealische Kunstgestalt ausdehnen müßte. Bei ihnen wie allenthalben ließ sich die formenreiche Natur an der tausendfachen Veränderung menschlicher Gestalten nicht hindern, und nach Hippokrates[1] gab es, wie allenthalben, so auch unter den schönen Griechen mißformende Krankheiten und Übel. Alle dies aber auch zugestanden und selbst jene mancherlei süße Gelegenheiten mitgerechnet, bei denen der Künstler einen schönen Jüngling zum Apoll oder eine Phryne und Laïs[2] zur Göttin der Anmut erheben konnte, so erkläret sich das angenommene und zur Regel gegebene Götterideal der Künstler damit noch nicht. Ein Kopf des Jupiters könnte in der Menschennatur wahrscheinlich so wenig existieren, als in unserer wirklichen Welt Homers Jupiter je gelebt hat. Der große anatomische Zeichner, Camper[3], hat deutlich erwiesen*, auf welchen ausgedachten Regeln das griechische Künstlerideal in seiner Form beruhe[4]; auf diese Regel

* Campers kleinere Schriften[5]. S. 18 u. f.

[1] Hippokrates von Kos (460—364 v. Chr.), berühmter griechischer Arzt. — [2] Die schöne Hetäre Phryne aus Thespiä diente ebenso dem Maler Apelles als Vorbild zu seiner Aphrodite Anadyomene wie dem Bildhauer Praxiteles als Modell zu seiner Knidischen Aphrodite (vgl. Athenäus, „Deipnosophistai", Buch 13, S. 590); ebendort (S. 588 f.) ist von Apelles' Beziehungen zu der vielbewunderten (jüngeren) Hetäre Laïs zu lesen. — [3] Vgl. S. 47, Anm. 2 und S. 65, Z. 26. — [4] Camper erklärt in dem ersten der in seinen „Kleineren Schriften" auszugsweise wiedergegebenen Vorträge in der Amsterdamer Malerakademie das steigende Gefallen an der Erscheinung der Tiere von den Vögeln bis zum Menschen und, was diesen anlangt, an den verschiedenen Rassen von dem Mohren bis zum Europäer also: „Der Grund ... bestand in einer geraden, durch die Höhlen des Ohrs bis auf den Boden der Nase gezogenen Linie, und in einer anderen ge-

aber konnte nur die Vorstellung der Dichter und der Zweck einer heiligen Verehrung führen. Wollet ihr also ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen, so gebet einem Volk diesen dichterisch-mythologischen Aberglauben nebst allem, was dazu gehört, in seiner ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiset Griechenland und betrachtet seine Tempel, seine Grotten und heiligen Haine, so werdet ihr von dem Gedanken ablassen, einem Volk die Höhe der griechischen Kunst auch nur wünschen zu wollen, das von einer solchen Religion, d. i. von einem so lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flecken und Winkel mit zugeeerbter, heiliger Gegenwart erfüllet hatte, ganz und gar nichts weiß.

2) Alle Heldensagen der Griechen, insonderheit wenn sie Vorfahren des Stammes betrafen, gehören gleichfalls hieher; denn auch sie waren durch die Seele der Dichter gegangen und lebten zum Teil in ewigen Liedern; der Künstler also, der sie bildete, schuf zum Stolz und zur Ahnenfreude des Stammes ihre Geschichten mit einer Art Dichterreligion nach. Dies bestätigt

---

raden Linie, welche die Hervorragung des Stirnbeines oberhalb der Nase berührt und bis auf den am meisten hervorragenden Teil der Knochen der Kinnbacke gezogen [ist], wohlverständlich, wenn man den Kopf im Profil beschauet" (S. 15). Während nun seine Messungen für den durch diese beiden Linien gebildeten Winkel bei zwei Affen 42 und 50, bei Mohren und Kalmücken 70 und bei Europäern „durchschnittlich 80" Grad ergeben haben (S. 16; vgl. oben S. 65, Z. 1—26), hat Camper die überlegene Schönheit griechischer Köpfe durch Abbildungen dreier Köpfe mit Winkeln von 90, 95 und 100 Grad veranschaulicht und den letzten „als das Höchste (maximum) der Schönheit" erwiesen, indem er seine Übereinstimmung mit dem Kopf des Apollo Pythicus und mit der Medusa des Tofolles (Philippe de Stosch, Description de pierres gravées du feu, Florenz 1760, Tafel LXV) aufzeigte. Doch fügte er S. 20 noch hinzu: „Selbst mit diesem Winkel allein würde man das Schöne nicht hervorbringen können, wenn man die Hirnhöhle auf dieselbe Art zeichnete, wie sie sich in der Natur zeigte." Weil ein Rechteck schöner sei als ein Quadrat, hätten „die Alten, anstatt dem Gehirn denjenigen Raum zu lassen, den die Natur erfordert, den Winkel, der größer als der rechte Winkel ist, oben an der Hirnhöhle angesetzt und hinten abgenommen, wodurch ein Kopf von 100° viel länger wird und einen höheren Scheitel erhält, welches die Ursache ist, daß die Augen alsdann mitten im Kopfe zu stehen kommen". Die Ausführung schließt S. 21 mit den Worten: „Weil nun der Scheitel höher und die Stirn gerader wird, so wird auch die Nase gerader und beinahe senkrecht; die Augenhöhlen werden hohler, weil bei den Alten die Einbiegung oberhalb der Nase geringer und gerader ablaufend wird, der Raum zwischen Nase und der obern Lippe kleiner, weil sich dieselbe ein wenig abhängend zeigt — und so erhält man durch dieses alles die Verhältnisse von vier Nasen in der Höhe." — (Zu S. 119:) Bd. 1, Stück 1 (Leipz. 1784).

die älteste Künstlergeschichte und eine Übersicht der griechischen Kunstwerke. Gräber, Schilde, Altäre, heilige Sitze und Tempel waren es, die das Andenken der Vorfahren festhielten, und eben auch sie beschäftigten in mehreren Stämmen von den ältesten Zeiten her den arbeitenden Künstler. Alle streitbaren Völker der Welt bemalten und schmückten ihre Schilde; die Griechen gingen weiter: sie schnitzten oder gossen und bildeten auf sie das Andenken der Väter. Daher die frühen Werke Vulkans in sehr alten Dichtern[1]; daher Herkules' Schild beim Hesiodus mit Perseus' Thaten[2]. Nebst Schildern kamen Vorstellungen dieser Art auf Altäre der Helden oder auf andere Familiendenkmale, wie Kypselus' Kasten zeigt, dessen Figuren völlig im Geschmack von Hesiodus' Schilde waren. Erhobene[3] Werke dieses Inhalts schrieben sich schon von Dädalus' Zeiten her, und da viele Tempel der Götter ursprünglich Grabmäler gewesen waren*, so trat in ihnen das Andenken der Vorfahren, der Helden und Götter so nahe zusammen, daß es fast einerlei Verehrung, der Kunst wenigstens einerlei Triebwerk ward. Daher die Vorstellung der alten Heldengeschichte an der Kleidung der Götter, auf Seiten der Throne und Altäre; daher die Ehrenmäler der Verstorbnen oft auf den Märkten der Städte oder die Hermen und Säulen auf den Gräbern. Setzt man nun noch die unsäglich vielen Kunstwerke hinzu, die als Geschenke von Familien, Stämmen oder Privatpersonen zum Andenken oder als Dankgelübde in die Tempel der Götter

* Wie z. B. der Tempel der Pallas zu Larissa Akrisius', der Tempel der Minerva Polias zu Athen Erichthonius', der Thron des Amyklaeus Hyacinths Grabmal war u. s.[4]

[1] In der „Ilias", Ges. 18, V. 478 ff., wird die Ausschmückung des Schildes Achills durch Vulkanus (Hephästus) erzählt. — [2] In dem unter Hesiods (vgl. S. 107, Anm. 3) Namen gehenden *Ἀσπὶς Ἡρακλέους* V. 216 ff. (Ausgabe von Göttling, Gotha u. Erf. 1831). — [3] Erhabene. — [4] Akrisius, ein mythischer König von Argos, wurde zu Larissa in Erfüllung eines Orakels von seinem Enkel Perseus wider dessen Willen durch einen Diskuswurf getötet. Erichthonius, der attische Stammheros, durch welchen der Dienst der Athene auf der Akropolis eingeführt worden war, hatte dort in deren Tempel seine Kultstätte. Hyazinth fand sein Grab zu Amyklä unter dem Altar Apolls, dessen Liebling er war.

kamen und dem angenommenen Gebrauch gemäß oft mit Vorstellungen aus der Stammes- und Heldengeschichte ausgeschmückt waren — welch andres Volk könnte sich einer solchen Triebfeder der mannigfaltigsten Kunst rühmen? Unsre Ahnensäle mit ihren Bildern vergessener Vorfahren sind dagegen nichts; da[1] ganz Griechenland von Sagen und Liedern und heil'gen Plätzen seiner Götter- und Heldenahnen voll war. Alles hing an der kühnen Idee, daß Götter mit ihnen verwandte höhere Menschen und Helden niedere Götter sei'n; diesen Begriff aber hatten ihre Dichter gebildet.

Zu solchem Familien- und Vaterlandsruhm, der der Kunst aufhalf, rechne ich auch die griechischen Spiele; sie waren Stiftungen und zugleich Gedächtnisfeste ihrer Helden, dabei also gottesdienstliche und sowohl der Kunst als der Dichtkunst äußerst vorteilhafte Gebräuche. Nicht etwa nur, daß Jünglinge, zum Teil nackt, sich in mancherlei Kämpfen und Geschicklichkeiten übten und dabei dem Künstler lebendige Modelle wurden; sondern vielmehr, daß durch diese Übungen ihr Leib einer schönen Nachbildung fähig und durch diese jugendlichen Siege ihr Geist im thätigen Andenken des Familien-, Väter- und Heldenruhms erhalten ward. Aus Pindar und aus der Geschichte wissen wir, wie hoch die Siege solcher Art im ganzen Griechenlande geschätzt wurden, und mit welchem Wetteifer man darnach strebte. Die ganze Stadt des Überwinders wurde damit geehrt; Götter und Helden der Vorzeit stiegen zum Geschlecht des Siegers nieder. Hierauf beruhet die Ökonomie der Oden Pindars[2] — Kunstwerke, die er über den Wert der Bildsäulen erhob. Hierauf beruhete die Ehre des Grabmals oder der Statue, die der Sieger, meistens idealisch, erhalten durfte. Er war durch diese glückliche Nacheiferung der Heldenvorfahren gleichsam ein Gott geworden und über die Menschen erhoben. Wo sind jetzt dergleichen Spiele mit gleichem Wert und gleichen Folgen möglich?

[1] Während. — [2] Pindars Siegeslieder feiern nach einem kurzen Eingange meist ausführlich ältere Helden aus dem Hause des Siegers, mit dessen Preise das Lied dann kurz schließt.

3) Auch die Staatsverfassungen der Griechen halfen der Kunst auf; nicht sowohl weil sie Freistaaten waren, als weil diese Freistaaten den Künstler zu großen Arbeiten brauchten. Griechenland war in viele Staaten verteilt, und mochten diese von Königen oder von Archonten[1] regiert werden, so fand die Kunst Nahrung. Auch ihre Könige waren Griechen, und alle Kunstbedürfnisse, die aus der Religion oder aus Geschlechtssagen entsprangen, waren ihr Bedürfnis; oft waren sie sogar die obersten Priester. Also von alten Zeiten an zeichnete sich der Schmuck ihrer Paläste durch Kostbarkeiten ihrer Stammes- oder ihrer Heldenfreunde aus, wie bereits Homer davon erzählet. Allerdings aber gaben die republikanischen Verfassungen, die mit der Zeit überall in Griechenland eingeführet wurden, der Kunst einen weitern Raum. In einem Gemeinwesen waren Gebäude zur Versammlung des Volks, zum öffentlichen Schatz, zu gemeinschaftlichen Übungen und Vergnügungen nötig, und so entstanden z. B. in Athen die prächtigen Gymnasien, Theater und Galerien[2], das Odeum[3] und Prytaneum[4], der Pnyx[5] u. s. Da in den griechischen Republiken alles im Namen des Volks oder der Stadt getrieben ward, so war auch nichts zu kostbar, was auf die Schutzgötter derselben oder auf die Herrlichkeit ihres Namens verwandt wurde, dagegen einzelne, selbst die vornehmsten Bürger sich mit schlechteren Häusern begnügten. Dieser Gemeingeist, alles wenigstens dem Scheine nach für das Ganze zu thun, war die Seele der griechischen Staaten, den ohne Zweifel auch Winckelmann[6] meinte, wenn er die Freiheit der griechischen Republiken als das goldne Zeitalter der Kunst pries. Pracht und Größe nämlich waren in ihnen nicht so verteilt wie in den neueren Zeiten[7], sondern flossen

[1] Die obersten Regierungsbeamten Athens. — [2] Am berühmtesten unter den zahlreichen „Galericen", d. h. Säulenhallen Athens, Gebäuden mit einer oder mehreren Säulenreihen vor einer geschlossenen Rückwand, war die „Bunte Halle", in der diese Rückwand Darstellungen aus der Geschichte des Theseus, des Trojanischen Krieges und der Schlacht von Marathon von der Hand Polygnots trug. — [3] Konzerthaus (zu musikalischen Wettkämpfen). — [4] Rathaus. — [5] Die Pnyx, eine Anhöhe in Athen, diente meist als die Stätte der Volksversammlungen. — [6] Vgl. S. 117, Anm. 5. — [7] D. h. an einzelne vornehme und reiche Leute.

in dem zusammen, was den Staat anging. Mit Ruhmesideen dieser Art schmeichelte Perikles[1] dem Volk und that mehr für die Künste, als zehn athenienſiſche Könige würden gethan haben. Alles, was er bauete, war im großen Geſchmack, weil es den Göttern und der ewigen Stadt gehörte; und gewiß würden wenige der griechiſchen Städte und Inſeln ſolche Gebäude errichtet, ſolche Kunſtwerke befördert haben, wenn ſie nicht voneinander getrennte, im Ruhm wetteifernde Freiſtaaten geweſen wären. Da überdem bei demokratiſchen Republiken der Führer des Volks dem Volk gefallen mußte, was wählte er lieber als die Gattung des Aufwandes, die nebſt dem Wohlgefallen der Schutzgötter auch dem Volk in die Augen fiel und viele Menſchen nährte?

Niemand zweifelt daran, daß dieſer Aufwand auch Folgen gehabt habe, von welchen die Menſchheit gern wegſiehet. Die Härte, mit der die Athenienſer ihre Überwundenen, ſelbſt ihre Kolonien, drückten, die Räubereien und Kriege, in welche die Staaten Griechenlands unaufhörlich verflochten waren, die harten Dienſte, die ſelbſt ihre Bürger dem Staat thun mußten, und viele andere Dinge mehr machen die griechiſchen wohl nicht zu den erwünſchteſten Staaten; der öffentlichen Kunſt aber mußten ſelbſt dieſe Beſchwerden dienen. Tempel der Götter waren meiſtens auch dem Feinde heilig; bei einem wechſelnden Schickſal aber gingen auch die vom Feinde verwüſteten Tempel aus der Aſche deſto ſchöner empor. Vom Siegesraube der Perſer ward ein ſchöneres Athen erbauet[2], und faſt bei allen glücklichen Kriegen ward von dem Teil der Beute, der dem Staat zugehörte, auch einer oder der andern Kunſt geopfert. Noch in den ſpätern Zeiten erhielt Athen trotz aller Verwüſtungen der Römer immer

[1] Der berühmte atheniſche Staatsmann (geſt. 429 v. Chr.), unter dem Griechenland ſeine höchſte geiſtige und künſtleriſche Blüte erreichte („Perikleiſches Zeitalter"). — [2] Die erſte große Beute lieferte den Griechen das Lager des i. J. 479 v. Chr. bei Platää geſchlagenen perſiſchen Feldherrn Mardonius. Dann trieb Themiſtokles von den mit den Perſern verbündet geweſenen Inſeln des Ägäiſchen Meeres bedeutende Bußgelder ein; vor allem aber kamen die Einkünfte des 476 zur Fortſetzung des Krieges gegen die Perſer gegründeten Seebundes, zumal ſeitdem ſein Schatz bald nach 460 von Delos nach Athen verlegt worden war, allein dieſem zu gute.

noch die Herrlichkeit seines Namens durch Statuen und Gebäude; denn mehrere Kaiser, Könige, Helden und reiche Privatpersonen beeiferten sich, eine Stadt zu erhalten und zu verschönern, die sie für die Mutter alles guten Geschmacks erkannten. Daher sehen wir auch unter dem macedonischen Reich die Kunst der Griechen nicht ausgestorben, sondern nur wandernd[1]. Auch in fernen Ländern waren die griechischen Könige doch Griechen und liebten griechische Künste. So baueten Alexander und manche seiner Nachfolger in Afrika und Asien prächtige Städte; auch Rom und andre Völker lernten von den Griechen, da die Zeit der Kunst in ihrem Vaterlande dahin war; denn allenthalben war doch nur eine griechische Kunst und Baukunst auf der gesamten Erde.

4) Endlich nährte auch das Klima der Griechen die Künste des Schönen, nicht hauptsächlich durch die Gestalt der Menschen, die mehr vom Stamm als vom Himmelsstrich abhängt, sondern durch seine bequeme Lage für die Materialien der Kunst und die Aufstellung ihrer Kunstwerke. Der schöne parische[2] und andre Gattungen Marmors standen in ihrem Lande ihnen zu Gebot; das Elfenbein, das Erz, und was sie sonst zur Kunst bedurften, gab ihnen ein Handel, dem sie wie in der Mitte lagen. Gewissermaßen kam dieser der Geburt ihrer Kunst selbst zuvor, indem sie aus Kleinasien, Phönizien und andern Ländern Kostbarkeiten besitzen konnten, die sie selbst noch nicht zu bearbeiten wußten. Der Keim ihrer Kunstgaben ward also frühe hervorgelockt, vorzüglich auch, weil ihre Nähe mit Kleinasien, ihre Kolonien in Großgriechenland u. s. einen Geschmack an Üppigkeit und Wohlleben bei ihnen erweckten, der der Kunst nicht anders als aufhelfen konnte. Der leichte Charakter der Griechen war weit entfernt, an nutzlose Pyramiden seinen Fleiß zu verschwenden; einzelne Städte und Staaten konnten in diese Wüste des Ungeheu-

[1] Die macedonischen Herrscher über Griechenland (338—146 v. Chr.), vor allem Alexander der Große, fühlten sich in allen kulturellen Fragen als Griechen; Alexander und seine Nachfolger verpflanzten daher die griechische Kunst bis in die entlegensten Teile der von ihnen eroberten Länder. — [2] Von der Insel Paros im Ägäischen Meere.

ren auch nie geraten. Sie trafen also, wenn man vielleicht den einzigen Coloſſus der Inſel Rhodus[1] ausnimmt, ſelbſt in ihren größeſten Werken das ſchöne Maß, in welchem Erhabenheit ſich mit Anmut begegnet. Dazu gab ihnen nun ihr heiterer Himmel ſo manchen Anlaß. So manchen unbedeckten Statuen, Altären und Tempeln gab er Raum; inſonderheit der ſchönen Säule, die ſtatt der toten nordiſchen Mauer in ſchlanker Anmut unter ihm daſtehen konnte, ein Muſter des Ebenmaßes, der Richtigkeit und Einfalt.

Vereinigt man alle dieſe Umſtände, ſo ſiehet man, wie in Jonien, Griechenland und Sizilien auch der Kunſt nach jener leichte, richtige Geiſt wirken konnte, der bei den Griechen alle Werke des Geſchmacks bezeichnet. Durch Regeln allein kann er nicht erlernt werden; er äußert ſich aber in beobachteten Regeln und durfte, ſo ganz er urſprünglich der Anhauch eines glücklichen Genius war, durch eine fortgeſetzte Übung ſelbſt Handwerk werden. Auch der ſchlechteſte griechiſche Künſtler iſt ſeiner Manier nach ein Grieche; wir können ihn übertreffen — die ganze genetiſche Art der griechiſchen Kunſt aber werden wir nie erreichen: der Genius dieſer Zeiten iſt vorüber.

IV.

Sitten- und Staatenweisheit der Griechen.

Die Sitten der Griechen waren ſo verſchieden, als die Art ihrer Stämme, ihrer Gegenden und Lebensweiſe nach den Graden ihrer Kultur und einer Reihe von Glücks- und Unglücksfällen war, in welche ſie der Zufall ſetzte. Der Arkadier und Athener, der Jonier und Epirote, der Spartaner und Sybarit waren nach Zeiten, Lage und Lebensweiſen einander ſo unähnlich, daß mir die Kunſt mangelt, ein trügeriſches Gemälde von ihnen allen

[1] Die am Hafeneingange von Rhodos ſtehende Rieſenbildſäule des Sonnengottes war 70 Ellen hoch und von Chares von Lindos in zwölfjähriger Arbeit etwa 303—292 v. Chr. ausgeführt worden (vgl. Plinius, Naturgeſchichte, Buch 34, § 41).

im ganzen zu entwerfen, deſſen Züge widerſprechender ausfallen müßten als das Bild jenes atheniſchen Demus, das Parrhaſius malte.* Alſo bleibet uns nichts übrig, als den Gang zu bemerken, den im ganzen die Sittenbildung der Griechen nahm, und die Art, wie ſie ſich mit ihrer Staateneinrichtung geſellte.

Wie bei allen Völkern der Erde ging ihre älteſte Sittenkultur vorzüglich von der Religion aus, und ſie hat ſich lange in dieſem Gleiſe gehalten. Die gottesdienſtlichen Gebräuche, die ſich in den verſchiedenen Myſterien bis auf ſehr politiſche Zeiten fortpflanzten, jene heiligen Rechte der Gaſtfreiheit und des Schutzes flehender Unglücklichen, ihre Sicherheit an heiligen Örtern, der Glaube an Furien und Strafen, die auch den unvorſätzlichen Mörder Geſchlechter hinab verfolgten und mit dem ungerächten Blut über ein ganzes Land den Fluch brächten, die Gebräuche der Entſündigung und Götterverſöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Herdes, der Tempel, Gräber u. ſ. waren in Gang gebrachte Meinungen und Anſtalten, die ein rohes Volk bändigen und halbwilde Menſchen allmählich zur Humanität bilden ſollten.** Daß ſie ihr Geſchäft glücklich bewirket, ſehen wir, wenn wir die Griechen mit andern Nationen vergleichen; denn es iſt unleugbar, daß ſie durch dieſe Anſtalten nicht nur bis an die Pforte der Philoſophie und politiſchen Kultur, ſondern tief ins Heiligtum derſelben geführt wurden. Das

* Pinxit Demon Atheniensium argumento quoque ingenioso: volebat namque varium, iracundum, injustum, inconstantem, eundem exorabilem, clementem, misericordem, excelsum, gloriosum, humilem, ferocem fugacemque et omnia pariter ostendere. Plin. hist. nat. I. 30. c. 5.[1] — ** S. Heyne de primorum Graeciae Legumlatorum institutis ad morum mansuetudinem, in opusc. academic. P. I. p. 207.[2]

[1] Parrhaſius' (um 400 v. Chr.) Gemälde des (ſouveränen) Volkes von Athen erwähnt Plinius (vgl. S. 81, Anm. 1) in ſeiner „Naturgeſchichte" vielmehr Buch 35, § 69. Die Stelle lautet überſetzt: „Parrhaſius malte das Volk von Athen auch in geiſtvoller Auffaſſung; er ſtellte es nämlich in ſeinem wechſelvollen Weſen als jähzornig, ungerecht, wankelmütig und zugleich leicht erbittlich, mild und mitleidig, als ruhmſüchtig und hochfahrend und wieder kleinlaut, gewaltthätig und ausweichend, kurz in allen ſeinen Eigenſchaften dar." — [2] Dieſe Schrift Heynes über die Maßnahmen der früheſten Geſetzgeber Griechenlands zur Sänftigung der Sitten erſchien in dem oben genannten Sammelwerk zu Göttingen 1785.

einzige delphische Orakel, wie großen Nutzen hat es in Griechenland gestiftet! So manchen Tyrannen und Bösewicht zeichnete seine Götterstimme aus, indem sie ihm abweisend sein Schicksal sagte; nicht minder hat es viele Unglückliche gerettet, so manchen Ratlosen beraten, manche gute Anstalt mit göttlichem Ansehen bekräftigt, so manches Werk der Kunst oder der Muse, das zu ihm gelangte, bekannt gemacht und Sittensprüche sowohl als Staatsmaximen geheiligt. Die rohen Verse des Orakels haben also mehr gewirkt als die glattesten Gedichte späterer Dichter; ja den größesten Einfluß hatte es dadurch, daß es die hohen Staaten und Rechtsprecher Griechenlands, die Amphiktyonen[1], in seinen Schutz nahm und ihre Aussprüche gewissermaßen zu Gesetzen der Religion machte. Was in spätern Jahrhunderten als ein einziges Mittel zum ewigen Frieden Europas vorgeschlagen ist, ein Gericht der Amphyktionen*, war bei den Griechen schon da, und zwar nahe dem Throne des Gottes der Weisheit und Wahrheit[1], der durch sein Ansehen es heiligen sollte.

Nebst der Religion gehören alle Gebräuche hieher, die, aus Anstalten der Väter erwachsen, ihr Andenken den Nachkommen bewahrten; sie haben auf die Sittenbildung der Griechen fortdaurend gewirket. So z. E. gaben die mancherlei öffentlichen Spiele der griechischen Erziehung eine sehr eigentümliche Richtung, indem sie Leibesübungen zum Hauptstück derselben und die dadurch erlangten Vorzüge zum Augenmerk der ganzen Nation machten. Nie hat ein Zweig schönere Früchte getragen als der kleine Öl-, Epheu- und Fichtenzweig, der die griechischen Sieger kränzte. Er machte die Jünglinge schön, gesund, munter;

*S. Oeuvres de St. Pierre. T. I. und beinah in allen seinen Schriften.[2]

[1] Den Schutz eines (Bundes-) Heiligtums bezweckende Verbände von umwohnenden Völkerschaften, deren am Sitz des Heiligtums tagende Vertreter menschlichere Bedingungen für den Krieg, zunächst innerhalb des Verbandes, vereinbarten. Der berühmteste dieser Verbände war der Pyläische, d. h. der von Thermopylä und Delphi, dessen Heiligtum dem Apollon (Z. 16—17) geweiht war. — [2] Charles Irenée Castel de Saint-Pierre (1658—1743) z. B. im „Projet de paix perpétuelle“ (Utrecht 1713).

ihren Gliedern gab er Gelenkigkeit, Ebenmaß und Wohlstand; in ihrer Seele fachte er die ersten Funken der Liebe für den Ruhm, selbst für den Nachruhm an und prägte ihnen die unzerstörbare Form ein, für ihre Stadt und für ihr Land öffentlich zu leben; was endlich das Schätzbarste ist, er gründete in ihrem Gemüte jenen Geschmack für Männerumgang und Männerfreundschaft, der die Griechen ausnehmend unterscheidet. Nicht war das Weib in Griechenland der ganze Kampfpreis des Lebens, auf den es ein Jüngling anlegte; die schönste Helena könnte immer doch nur einen Paris[1] bilden, wenn ihr Genuß oder Besitz das Ziel der ganzen Mannestugend wäre. Das Geschlecht der Weiber, so schöne Muster jeder Tugend es auch in Griechenland hervorgebracht hat, blieb nur ein untergeordneter Zweck des männlichen Lebens; die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas Höheres hinaus; das Band der Freundschaft, das sie unter sich oder mit erfahrnen Männern knüpften, zog sie in eine Schule, die ihnen eine Aspasia[2] schwerlich gewähren konnte. Daher in mehreren Staaten die männliche Liebe der Griechen, mit jener Nacheiferung, jenem Unterrichte, jener Dauer und Aufopferung begleitet, deren Empfindungen und Folgen wir im Plato[3] beinahe wie den Roman aus einem fremden Planeten lesen. Männliche Herzen banden sich aneinander in Liebe und Freundschaft, oft bis auf den Tod; der Liebhaber verfolgte den Geliebten mit einer Art Eifersucht, die auch den kleinsten Flecken an ihm aufspähete, und der Geliebte scheuete das Auge seines Liebhabers als eine läuternde Flamme der geheimesten Neigungen seiner Seele. Wie uns nun die Freundschaft der Jugend die süßeste und keine Empfindung daurender ist als die Liebe derer, mit denen wir uns in den schönsten Jahren unsrer erwachenden Kräfte auf einer Laufbahn der Vollkommenheit übten, so war den Griechen diese Laufbahn in ihren Gymnasien, bei ihren Geschäften des Krieges und der Staatsverwaltung öffentlich bestimmt und jene heilige Schar der Lie-

[1] Also einen Weichling. — [2] Die geistreiche Freundin des Perikles. — [3] Besonders im „Symposion".

benden davon die natürliche Folge. Ich bin weit entfernt, die Sittenverderbnisse zu verhehlen, die aus dem Mißbrauch dieser Anstalten, insonderheit wo sich unbekleidete Jünglinge übten, mit der Zeit erwuchsen; allein auch dieser Mißbrauch lag leider im Charakter der Nation, deren warme Einbildungskraft, deren fast wahnsinnige Liebe für alles Schöne, in welches sie den höchsten Genuß der Götter setzten, Unordnungen solcher Art unumgänglich machte. Im geheimen geübt, würden diese nur desto verderblicher worden sein, wie die Geschichte fast aller Völker des warmen Erdstrichs oder einer üppigen Kultur beweiset. Daher ward der Flamme, die sich im Innern nährte, durch öffentliche rühmliche Zwecke und Anstalten zwar freiere Luft geschafft; sie kam damit aber auch unter die einschränkende Aufsicht der Gesetze, die sie als eine wirksame Triebfeder für den Staat brauchten.

Endlich. Da das dreifache Griechenland beider Weltteile in viele Stämme und Staaten geteilt war, so mußte die Sittenkultur, die sich hie und da erhob, jedem Stamme genetisch, mithin auf so mancherlei Weise politisch werden, daß eben dieser Umstand uns die glücklichen Fortschritte der griechischen Sittenbildung allein schon erkläret. Nur durch die leichtesten Bande einer gemeinschaftlichen Sprache und Religion, der Orakel, der Spiele, des Gerichts der Amphiktyonen u. s., oder durch Abstammung und Kolonien, endlich durch das Andenken alter gemeinschaftlichen Thaten, durch Poesie und Nationalruhm waren die griechischen Staaten miteinander verbunden; weiter verband sie kein Despot; denn auch ihre gemeinschaftlichen Gefahren gingen lange Zeit glücklich vorüber.[1] Also kam es darauf an, was aus dem Quell der Kultur jeder Stamm schöpfen, welche Bäche daraus

[1] Herder denkt wohl daran, daß der erste persische Anschlag auf die Freiheit aller Griechen, auch der europäischen, dadurch vereitelt wurde, daß des persischen Feldherrn Mardonios Flotte 492 v. Chr. am Vorgebirge Athos auf der Halbinsel Chalcidice scheiterte, ferner daran, daß bei Marathon (490 v. Chr.) die den Städten Athen und Eretria für ihre Einmengung in die kleinasiatischen Verhältnisse drohende Züchtigung leicht abgewehrt werden konnte, und daß seit der Schlacht von Platää (479 v. Chr.) bis zum Siege Philipps von Makedonien bei Chäronea (338 v. Chr.) den Boden Griechenlands kein Feind mehr betreten hatte.

er für sich ableiten wollte. Dies that jeder nach Umständen seines Bedürfnisses, vorzüglich aber nach der Denkart einiger großen Männer, die ihm die bildende Natur sandte. Schon unter den Königen Griechenlandes gab es edle Söhne der alten Helden, die mit dem Wechsel der Zeit fortgingen und ihren Völkern jetzt durch gute Gesetze so nützlich wurden, wie ihre Väter es durch ruhmvolle Tapferkeit gewesen waren. So hebt sich außer den ersten Kolonienstiftern unter gesetzgebenden Königen insonderheit Minos[1] empor, der seine kriegerischen Kretenser, die Bewohner einer Insel voller Gebirge, auch kriegerisch bildete und späterhin Lykurgs Vorbild wurde.[2] Er war der Erste, der die Seeräuber bändigte und das Ägäische Meer sicherstellte; der erste allgemeinere Sittenstifter Griechenlandes zur See und auf dem Lande. Daß er in guten Einrichtungen mehrere seinesgleichen unter den Königen hatte, zeiget die Geschichte von Athen, von Syrakus und andern Königreichen.[3] Freilich aber nahm die Regsamkeit der Menschen in der politischen Sittenbildung einen andern Schwung, als aus den meisten griechischen Königreichen Republiken wurden — eine Revolution, die allerdings eine der merkwürdigsten ist in der gesamten Menschengeschichte. Nirgend als in Griechenland war sie möglich, wo eine Menge einzelner Völker das Andenken ihres Ursprunges und Stammes sich auch unter seinen Königen zu erhalten gewußt hatte. Jedes Volk sahe sich als einen einzelnen Staatskörper an, der gleich seinen wandernden Vorfahren sich politisch einrichten dürfe; unter den Willen einer erblichen Königsreihe sei keiner der griechischen Stämme verkauft. Nun war zwar damit noch nicht ausgemacht, daß die neue Regierung auch die bessere wäre; statt des Königes herrschten bei-

[1] Mythischer König von Kreta. — [2] Vgl. S. 103, Anm. 1. — [3] Die Athener feierten den mythischen König Theseus, der der Sage nach Minos' jüngerer Zeitgenosse war, als Einiger des attischen Landes um die Hauptstadt Athen. Unter den Tyrannen von Syrakus wurde Gelon (gest. 478 v. Chr.) wegen der von ihm gestifteten Ordnung geradezu als Heros verehrt. Ferner ist z. B. Pheidon von Argos um 660 v. Chr. für Ägina und den nördlichen Peloponnes durch Einführung geprägten Geldes und gleichen Maßes ein Förderer friedlichen Handelsverkehrs gewesen.

nahe allenthalben die Vornehmsten und Mächtigern, so daß in mehreren Städten die Verwirrung größer und der Druck des Volks unleidlich wurde; indessen waren doch damit einmal die Würfel geworfen, daß Menschen, wie aus der Unmündigkeit erwacht, über ihre politische Verfassung selbst nachdenken lernten. Und so war das Zeitalter griechischer Republiken der erste Schritt zur Mündigkeit des menschlichen Geistes in der wichtigen Angelegenheit, wie Menschen von Menschen zu regieren wären. Alle Ausschweifungen und Fehltritte der Regierungsformen Griechenlandes hat man als Versuche der Jugend anzusehen, die meistens nur durch Schaden klug werden lernet.

Bald also thaten sich in vielen freigewordenen Stämmen und Kolonien weise Männer hervor, die Vormünder des Volks wurden. Sie sahen, unter welchen Übeln ihr Stamm litt, und sannen auf eine Einrichtung desselben, die auf Gesetze und Sitten des Ganzen erbauet wäre. Natürlich waren also die meisten dieser alten griechischen Weisen Männer in öffentlichen Geschäften, Vorsteher des Volks, Ratgeber der Könige, Heerführer; denn bloß von diesen Edeln konnte die politische Kultur ausgehn, die weiter hinab aufs Volk wirkte. Selbst Lykurg, Drako, Solon waren aus den ersten Geschlechtern ihrer Stadt, zum Teil selbst obrigkeitliche Personen; die Übel der Aristokratie samt der Unzufriedenheit des Volks waren zu ihrer Zeit aufs höchste gestiegen, daher die bessere Einrichtung, die sie angaben, so großen Eingang gewann. Unsterblich bleibt das Lob dieser Männer, daß sie, vom Zutrauen des Volks unterstützt, für sich und die Ihrigen den Besitz der Oberherrschaft verschmähten und allen ihren Fleiß, alle ihre Menschen- und Volkskenntnis auf ein Gemeinwesen, d. i. auf den Staat als Staat wandten. Wären ihre ersten Versuche in dieser Art auch bei weitem nicht die höchsten und ewigen Muster menschlicher Einrichtungen — sie sollen dieses auch nicht sein; sie gehören nirgend hin, als wo sie eingeführt wurden, ja auch hier mußten sie sich den Sitten des Stammes und seinen eingewurzelten Übeln oft wider Willen bequemen. Lykurg hatte

freiere Hand als Solon; er ging aber in zu alte Zeiten zurück und bauete einen Staat, als ob die Welt ewig im Heldenalter der rohen Jugend verharren könnte[1]. Er führte seine Gesetze ein, ohne ihre Wirkungen abzuwarten[2], und für seinen Geist wäre es wohl die empfindlichste Strafe gewesen, durch alle Zeitalter der griechischen Geschichte die Folgen zu sehen, die sie teils durch Mißbrauch, teils durch ihre zu lange Dauer seiner Stadt und bisweilen dem ganzen Griechenlande verursacht haben[3]. Die Gesetze Solons wurden auf einem andern Wege schädlich. Den Geist derselben hatte er selbst überlebet[4]; die übeln Folgen seiner Volksregierung[5] sahe er voraus, und sie sind bis zum letzten Atem Athens den Weisesten und Besten seiner Stadt unverkennbar geblieben.* Das ist aber einmal das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, insonderheit der schwersten, über Land und Leute. Zeit und Natur verändern alles; und das Leben der Menschen sollte sich nicht ändern? Mit jedem neuen Geschlecht kommt eine neue Denkart empor, so altväterisch auch die Einrichtung und die Erziehung bleibe. Neue Bedürfnisse und Gefahren, neue Vorteile des Sieges, des Reichtums, der wachsenden Ehre, selbst der mehreren Bevölkerung drängen sich hinzu; und wie kann nun der gestrige Tag der heutige, das alte Gesetz ein ewiges Gesetz

* S. Xenophon über die Republik der Athenienser[5], auch Plato, Aristoteles u. s.

[1] Solon in Athen (Archont i. J. 594 v. Chr.) mußte die ständischen und sozialen Verhältnisse eines wirtschaftlich ziemlich entwickelten Landes im wesentlichen bestehen lassen; Lykurg in Sparta (um 888 v. Chr.) konnte (angeblich) das ganze mit Staatssklaven besetzte Land in lauter gleiche Teile zertrennen, von deren Einkünften die freien Bürger dauernd wie eine alte Kriegerkaste weiterleben konnten. — [2] Da das Orakel verkündet hatte, Lykurgs Gesetze seien so vorzüglich, daß Sparta unter ihnen immer blühen werde, verließ der Gesetzgeber die Stadt, nachdem er seine Mitbürger eidlich verpflichtet hatte, seine Schöpfung bis zu seiner Rückkehr unverändert zu lassen, und kehrte nie wieder zurück. — [3] Diese Folgen waren Erstarrung, Unfähigkeit zu weiter ausschauenden Unternehmungen und kriegerische Herrschsucht. — [4] So urteilt Herder fälschlich, weil noch bei Solons Lebzeiten die Tyrannis des Pisistratus begann. — [5] Solons Verfassung war durchaus noch nicht die einer Volksherrschaft, die vielmehr erst Kleisthenes, Aristides, Ephialtes und Perikles ausgebildet haben. Von der Staatseinrichtung dieser Männer gilt es auch, wenn der Verfasser des unter Xenophons Namen gehenden „Staates der Athener" vom Jahre 425/424 v. Chr. sagt, sie bedeute das Vorrecht der Schlechten über die Tüchtigen.

bleiben? Es wird beibehalten, aber vielleicht nur zum Schein und leider am meisten in Mißbräuchen, deren Aufopferung eigennützigen, trägen Menschen zu hart fiele. Dies war der Fall mit Lykurgs, Solons, Romulus'[1], Moses' und allen Gesetzen, die ihre Zeit überlebten.

Äußerst rührend ist's daher, wenn man die eigne Stimme dieser Gesetzgeber in ihren spätern Jahren höret; sie ist meistens klagend. Denn wenn sie lange lebten, hatten sie sich selbst schon überlebet. So ist's die Stimme Moses' und auch Solons in den wenigen Fragmenten, die wir von ihm haben[2]; ja, wenn ich die bloßen Sittensprüche ausnehme, haben fast alle Betrachtungen der griechischen Weisen einen traurigen Ton. Sie sahen das wandelbare Schicksal und Glück der Menschen durch Gesetze der Natur enge beschränkt, durch ihr eignes Verhalten schnöde verwirret, und klagten. Sie klagten über die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens und seiner blühenden Jugend; dagegen schilderten sie das oftmals arme und kranke, immer aber schwache und nichts geachtete Alter. Sie klagten über der Frechen Glück und des Gutmütigen Leiden, verfehlten aber auch nicht, die echten Waffen dagegen, Klugheit und gesunde Vernunft, Mäßigung der Leidenschaften und stillen Fleiß, Eintracht und freundschaftliche Treue, Standhaftigkeit und eisernen Mut, Ehrfurcht gegen die Götter und Liebe zum Vaterlande, den Bürgern ihrer Welt sanftrührend einzuflößen. Selbst in den Resten des neuen griechischen Lustspiels[3] tönt noch diese klagende Stimme der sanften Humanität wieder.*

* Hiervon an einem andern Ort.[4]

[1] Romulus, der sagenhafte Gründer und erste König Roms, schuf nach der Überlieferung auch die Grundlagen der politischen Verfassung des römischen Staates. — [2] Es sind bei Theodor Bergk, Poetae lyrici Graeci, Bd. 2, S. 35—61 (4. Aufl., Leipz. 1882), 44 Nummern. — [3] Der sogenannten neueren „attischen" Komödie. — [4] Im 38. Humanitätsbriefe (SWS, Bd. 17, S. 191—195) vom Jahre 1794 hat Herder einige Bruchstücke des Komödiendichters Philemon (um 362—262 v. Chr.) übersetzt; sie sollen dort beweisen, daß in den edleren Schauspielen der neueren attischen Komödie der Mensch von allen Seiten betrachtet und zur Lehre aufgestellt worden sei.

Trotz also aller bösen, zum Teil auch schrecklichen Folgen, die für Heloten, Pelasger, Kolonien, Ausländer und Feinde mancher Griechenstaat gehabt hat, so können wir doch das hohe Edle jenes Gemeinsinnes nicht verkennen, der in Lacedämon, Athen und Thebe, ja gewissermaßen in jedem Staate Griechenlands zu seinen Zeiten lebte. Es ist völlig wahr und gewiß, daß, nicht aus einzelnen Gesetzen eines einzelnen Mannes erwachsen, er auch nicht in jedem Gliede des Staats auf gleiche Weise, zu allen Zeiten gelebt habe; gelebt hat er indes unter den Griechen, wie es selbst noch ihre ungerechten, neidigen Kriege[1], die härtesten ihrer Bedrückungen[2] und die treuloseſten Verräter ihrer Bürgertugend[3] zeigen. Die Grabschrift jener Spartaner, die bei Thermopylä fielen[4]:

Wanderer, sag's zu Sparta, daß', seinen Gesetzen gehorsam,
Wir erschlagen hier liegen —

bleibt allemal der Grundsatz der höchsten politischen Tugend, bei dem wir auch zwei Jahrtausende später nur zu bedauren haben, daß er zwar einst auf der Erde der Grundsatz weniger Spartaner über einige harte Patriciergesetze eines engen Landes, noch nie aber das Principium für die reinen Gesetze der gesamten Menschheit hat werden mögen. Der Grundsatz selbst ist der höchste, den Menschen zu ihrer Glückseligkeit und Freiheit ersinnen und

[1] Der aus der Eifersucht Spartas erwachsende Peloponnesische Krieg (431—404 v. Chr.) galt der Zerstörung der überragenden Sonderstellung Athens, und die folgenden spartanischen Unternehmungen bis zum Frieden des Antalkidas (387 v. Chr.), wonach keine griechische Gemeinde einer anderen unterthan sein sollte, verfolgten den Zweck, eine neue Vormachtstellung Athens zu vereiteln. — [2] Z. B. bezweckte die Vergewaltigung Plataäs durch die Thebaner und Mytilenes durch die Athener i. J. 427 v. Chr. sowie die Herrschaft spartanischer Vögte in so vielen Städten nach 404 v. Chr., dem Siege im Peloponnesischen Krieg, je die Aufzwingung des spartanischen oder des athenischen, des aristokratischen oder des demokratischen Standpunktes in der Gestaltung des Gemeinwesens. — [3] Themistokles (527—460 v. Chr.), der sich im Unmut über den Undank seiner athenischen Mitbürger in den Schutz und Dienst des Perserkönigs begeben hatte, starb doch lieber freiwillig, als daß er sein Versprechen einlöste, die Feinde gegen das eigene Vaterland zu führen; Alcibiades (um 450—404 v. Chr.), der von den Athenern verbannt worden war und sie dafür geschädigt hatte, indem er auf die Seite der Spartaner übergegangen war, erschien zuletzt doch wieder bei der athenischen Flotte mit einem Ratschlage, dessen Befolgung seine Vaterstadt vor der entscheidenden Niederlage bei Ägospotamoi (405 v. Chr.) bewahrt haben würde. — [4] Unter Leonidas, 480 v. Chr.

ausüben mögen. Ein Ähnliches ist's mit der Verfassung Athens, obgleich dieselbe auf einen ganz andern Zweck führte. Denn wenn die Aufklärung des Volks in Sachen, die zunächst für dasselbe gehören, der Gegenstand einer politischen Einrichtung sein darf, so ist Athen ohnstreitig die aufgeklärteste Stadt in unsrer bekannten Welt gewesen. Weder Paris noch London, weder Rom noch Babylon, noch weniger Memphis, Jerusalem, Peking und Benares werden ihr darüber den Rang anstreiten. Da nun Patriotismus und Aufklärung die beiden Pole sind, um welche sich alle Sittenkultur der Menschheit beweget, so werden auch Athen und Sparta immer die beiden großen Gedächtnisplätze bleiben, auf welchen sich die Staatskunst der Menschen über diese Zwecke zuerst jugendlich froh geübt hat. Die andern Staaten der Griechen folgten meistens nur diesen zwei großen Mustern, so daß einigen, die nicht folgen wollten, die Staatsverfassungen Athens und Lacedämons von ihren Überwindern sogar aufgedrungen wurden[1]. Auch siehet die Philosophie der Geschichte nicht sowohl darauf, was auf diesen beiden Erdpunkten in dem kleinen Zeitraum, da sie wirkten, von schwachen Menschen wirklich gethan sei, als vielmehr, was aus den Prinzipien ihrer Einrichtung für die gesamte Menschheit folge. Trotz aller Fehler werden die Namen Lykurgs und Solons, Miltiades und Themistokles, Aristides, Cimon, Phocion, Epaminondas, Pelopidas, Agesilaus, Agis, Kleomenes, Dion, Timoleon u. s. mit ewigem Ruhme gepriesen[2]; dagegen die ebenso großen Männer Alcibiades, Konon,

[1] Vgl. S. 135, Anm. 2. — [2] Miltiades trug i. J. 490 v. Chr. den Sieg von Marathon über die Perser davon, Themistokles (vgl. S. 135, Anm. 3) überwand dieselben Feinde zehn Jahre später in der Seeschlacht bei Salamis. Aristides (gest. 467 v. Chr.), der alle Staatsämter sämtlichen Bürgern zugänglich machte, wurde von den Athenern „der Gerechte" genannt. Cimon vertrat eine Politik, die seine Vaterstadt Athen und Sparta gegen das Ausland einen sollte, und fiel 449 v. Chr. in siegreichem Kampfe gegen die Perser auf Cypern. Phocion war wegen seiner Kriegserfahrung und Rechtlichkeit fünfundvierzigmal atheniſcher Stratege; er beharrte auf seiner Überzeugung von der Notwendigkeit einer maßvollen macedonierfreundlichen Politik bis in den Tod, indem er 317 v. Chr. zum Giftbecher verurteilt wurde. Pelopidas befreite seine Vaterstadt Theben 379 v. Chr. von der Herrschaft der spartanischen Vögte. Agesilaus (444—358 v. Chr.) kämpfte glücklich gegen die Perser in Kleinasien (396—394), besiegte die Thebaner 394 bei Koronea und

Pausanias, Lysander als Zerstörer des griechischen Gemeingeistes oder als Verräter ihres Vaterlandes mit Tadel genannt werden[1]. Selbst die bescheidene Tugend Sokrates' konnte ohn' ein Athen schwerlich zu der Blüte erwachsen, die sie durch einige seiner Schüler[2] wirklich erreicht hat; denn Sokrates war nur ein athenienſiſcher Bürger, alle ſeine Weisheit nur athenienſiſche Bürgerweisheit, die er in häuslichen Geſprächen fortpflanzte. In Abſicht der bürgerlichen Aufklärung ſind wir dem einzigen Athen alſo das Meiſte und Schönſte aller Zeiten ſchuldig.

Und ſo dürfen wir auch, da von praktiſchen Tugenden wenig geredet werden kann, noch einige Worte jenen Anſtalten gönnen, die nur eine athenienſiſche Volksregierung möglich machte, den Rednern und dem Theater. Redner vor Gericht, zumal in Sachen des Staats und des augenblicklichen Entſchluſſes, ſind gefährliche Triebfedern; auch ſind die böſen Folgen[3] derſelben offenbar g'nug in der athenienſiſchen Geſchichte. Da ſie indeſſen ein Volk vorausſetzen, das in jeder öffentlichen Sache, die vorgetragen ward, Kenntniſſe hatte oder wenigſtens empfangen konnte, ſo bleibt

hinderte ſie 370, Sparta ſelbſt einzunehmen. Epaminondas ſiegte 371 bei Leuktra und fiel 362 bei Mantinea als Kämpfer gegen die ſich als Gewaltherren Griechenlands aufſpielenden Spartaner. König Agis III. von Sparta büßte einen edlen Verſuch, Sparta mit den alten Geſetzen die alte Größe wiederzugeben, i. J. 240 v. Chr. mit dem Tode, ebenſo wie 219 v. Chr. ſein Geſinnungsgenoſſe Kleomenes III. Dion befreite 357 Syrakus von der Tyrannei des älteren Dionyſius. Timoleon tötete 366 ſogar ſeinen Bruder Timophanes, als ſich dieſer in Korinth zum Gewaltherrn machen wollte, und befreite 343 Syrakus von der Tyrannei Dionyſius' d. j. — [1] Über Alcibiades vgl. S. 135, Anm. 3. Konon ſtärkte den perſiſchen Einfluß in Griechenland, indem er ſich perſiſcher Hilfstruppen und Hilfsgelder bediente, um durch die Seeſchlacht bei Knidos i. J. 394 v. Chr. die ſpartaniſche Herrſchaft zur See zu brechen und danach Athens Befeſtigung wiederherzuſtellen. Pauſanias mußte i. J. 467 den Hungertod ſterben, weil er mit dem Perſerkönige hochverräteriſche Verhandlungen angeknüpft hatte. Lyſander bediente ſich ebenfalls perſiſcher Unterſtützung zur Bekämpfung Athens, führte den Krieg gegen dieſes mit ſo grauſamer Härte, daß er nach ſeinem Seeſiege bei dem Flüßchen Ägospotamoi (405 v. Chr.) 3000 Gefangene hinrichten und unbeſtattet liegen ließ, und erzwang, wie ſchon während des Krieges in Samos, die Annahme der ſpartaniſch-oligarchiſchen Verfaſſung, wo nötig, mit Gewalt. — [2] Herder denkt wohl an Xenophon (um 435 bis 355 v. Chr.), von deſſen Werken z. B. die „Cyropädie" von der Befähigung des Tüchtigen zur Herrſchaft und der „Ökonomikus" von der Haushaltungskunſt handelt, an Plato (vgl. S. 116, Anm. 2), Phädon von Elis und Eutlides von Megara. — [3] Die rabuliſtiſchen Zänkereien politiſcher Gegner vor Gericht und Volksverſammlung.

das athenienſiſche Volk, aller Parteien ohngeachtet, hierin das einzige unſerer Geſchichte, an welches auch das römiſche Volk ſchwerlich reichet. Der Gegenſtand ſelbſt, Feldherrn zu wählen oder zu verdammen, über Krieg und Frieden, über Leben und Tod und jedes öffentliche Geſchäft des Staats zu ſprechen, war gewiß nicht die Sache eines unruhigen Haufens; durch den Vortrag dieſer Geſchäfte aber und durch alle Kunſt, die man darauf wandte, ward ſelbſt dem wilden Haufen das Ohr geöffnet und ihm jener aufgeklärte, politiſche Schwätzergeiſt gegeben, von dem keines der Völker Aſiens wußte. Die Beredſamkeit vor den Ohren des Volks hob ſich damit zu einer Höhe, die ſie außer Griechenland und Rom niemals gehabt hat, die ſie auch ſchwerlich je haben wird und haben kann, bis etwa die Volksrednerei wahre allgemeine Aufklärung werde. Unſtreitig iſt der Zweck dieſer Sache groß, wenngleich in Athen die Mittel dazu dem Zweck unterlagen. Mit dem athenienſiſchen Theater war es ein Gleiches. Es enthielt Spiele fürs Volk, und zwar ihm angemeſſene, erhabene, geiſtreiche Spiele; mit Athen iſt ſeine Geſchichte vorbei; denn der enge Kreis beſtimmter Fabeln, Leidenſchaften und Abſichten, aufs Volk zu wirken, findet ſich kaum mehr in dem vermiſchten Haufen einer andern Stammesart und Regimentsverfaſſung wieder. Niemals alſo meſſe man die griechiſche Sittenbildung, weder in ihrer öffentlichen Geſchichte noch in ihren Rednern und theatraliſchen Dichtern, nach dem Maßſtabe einer abſtrakten Moral, weil keinem dieſer gegebenen Fälle ein ſolcher Maßſtab zum Grunde lieget.* Die Geſchichte zeigt, wie die Griechen in jedem Zeitpunkt alles waren, was ſie gut und böſe nach ihrer Lage ſein konnten. Der Redner zeigt, wie er in ſeinem Handel

* S. die Einleitung in Gillies's Überſetzung der Reden Lyſias' und Iſokrates'[1] nebſt andern ähnlichen Schriften, die Griechenland aus Rednern oder Dichtern geſchätzt haben.

[1] Des Schotten John Gillies' (1747—1836) Überſetzung des Lyſias und Iſokrates vom Jahre 1778 enthielt eine Einleitung über das Leben dieſer beiden griechiſchen Redner und über die Geſchichte, die Sitten und den Charakter der Griechen in der Zeit von 404—338 v. Chr.

die Parteien sah und seinem Zweck gemäß schildern mußte. Der theatralische Dichter endlich brachte Gestalten in sein Spiel, wie sie ihm die Vorzeit gab, oder wie er solche seinem Berufe gemäß diesen und keinen andern Zuschauern darstellen wollte. Schlüsse hieraus auf die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des gesamten Volks zu machen, wäre grundlos; daran wird aber niemand zweifeln, daß die Griechen in gewissen Zeitpunkten und Städten nach dem Kreise von Gegenständen, der ihnen damals vorlag, das geschickteste, leichteste und aufgeklärteste Volk ihrer Welt gewesen. Die Bürger Athens gaben Feldherren, Redner, Sophisten[1], Richter, Staatsleute und Künstler, nachdem[2] es die Erziehung, Neigung, Wahl oder das Schicksal und der Zufall wollte, und oft waren in einem Griechen mehrere der schönsten Vorzüge eines Guten und Edlen vereinigt.

V.

Wissenschaftliche Übungen der Griechen.

Keinem Volk der Erde thut man sein Recht an, wenn man ihm ein fremdes Ideal der Wissenschaft aufdringt; so ist's mit vielen Völkern Asiens[3] auch den Griechen gegangen, und man hat sie mit Lobe und Tadel oft unbillig überhäufet. Von keiner spekulativen Dogmatik z. B. über Gott und die menschliche Seele wußten die Griechen; die Untersuchungen hierüber waren freie Privatmeinungen, sobald der Weltweise die gottesdienstlichen Gebräuche seines Landes beobachtete und keine politische Partei ihm im Wege stand. In Rücksicht dieser hat sich der menschliche Geist in Griechenland wie überall seinen Raum erkämpfen müssen, den er sich aber doch zuletzt wirklich erkämpfte.

Von alten Göttersagen und Theogonien[4] ging die griechische

[1] Die Aufklärungsapostel zur Zeit des Sokrates, die sich im Gegensatze zu den Philosophen, den suchenden Freunden der Weisheit, als deren Besitzer anpriesen und für Geld Kenntnisse jeder Art verhießen; hier einfach s. v. w. Gelehrte. — [2] Je nachdem. — [3] Vgl. oben (S. 36—39) z. B. Herders Urteile über die Inder und Perser. — [4] Vgl. S. 111, Anm. 1.

Weltweisheit aus, und es ist merkwürdig viel, was der feine Geist dieser Nation hierüber ausspann. Die Dichtungen von der Geburt der Götter, vom Streit der Elemente, von Haß und Liebe der Wesen gegeneinander sind von ihren verschiedenen Schulen in so verschiedenen Richtungen[1] ausgebildet worden, daß man beinah sagen möchte, sie waren so weit, als wir sind, wenn wir ohne Naturgeschichte Weltentstehungen dichten. Ja, in gewissem Betracht waren sie weiter, weil ihr Sinn freier war und keine gegebne Hypothese ihnen ein Ziel vorsteckte. Selbst die Zahlen Pythagoras'[2] und andrer Philosophen sind kühne Versuche, die Wissenschaft der Dinge mit dem reinsten Begriff der menschlichen Seele, einer deutlich gedachten Größe, zu paaren; weil aber sowohl die Naturwissenschaft als die Mathematik damals noch in ihrer Kindheit waren, so kam dieser Versuch zu frühe. Immer aber locket er uns, so wie die Systeme mancher andern griechischen Philosophen, eine Art von Verehrung ab, weil diese allesamt, jedes aus seinem Standpunkt, tief durchdacht und von weitem Umfange waren; manchem derselben liegen Wahrheiten und Bemerkungen zum Grunde, die wir seitdem, vielleicht nicht zum Vorteil der Wissenschaft, aus den Augen verloren haben. Daß z. B. keiner der alten Philosophen sich an Gott ein außerweltliches Wesen oder eine höchst metaphysische Monade[3] dachte, sondern alle bei dem Begriffe einer Weltseele stehen blieben, war der Kindheit menschlicher Philosophie völlig angemessen und wird ihr vielleicht immer angemessen bleiben. Schade ist's, daß wir der kühnsten Philosophen Meinung nur

[1] Heraklit aus Ephesus (gest. um 475 v. Chr.) nannte den „Kampf den Vater der Dinge" und ließ die endlichen Dinge durch Streit und Feindschaft aus dem göttlichen Urfeuer hervorgehen. Empedokles von Agrigent (geb. um 490 v. Chr.) trug eine ähnliche Lehre von dem Streit der Elemente und den sie bewegenden zwei ideellen Prinzipien, der vereinenden Liebe und dem trennenden Haß, vor. Anaxagoras von Klazomenä (geb. um 500 v. Chr.) erklärte alles Entstehen und Vergehen aus Mischung und Sonderung der letzten, sich je nach ihrer Verwandtschaft anziehenden oder abstoßenden Elemente. — [2] Pythagoras von Samos (um 540—500 v. Chr.) führte die Prinzipien aller Erscheinungen auf Verhältnisse der Zahl, des räumlichen Maßes und der Harmonie zurück. — [3] Wie Leibniz, dem Gott die „Ur-Monade" (Ur-Einheit) ist.

aus verstümmelten Nachrichten, nicht aber aus ihren eignen Schriften im Zusammenhange wissen; aber noch mehr schade, daß wir uns ungern in ihre Zeit setzen und sie lieber unsrer Denkart bequemen. Jede Nation hat in allgemeinen Begriffen ihre eigene Sehart, die meistens in den Formen des Ausdrucks, kurz, in der Tradition ihren Grund hat; und da bei den Griechen die Philosophie aus Gedichten und Allegorien entstanden war, so gaben diese auch ihren Abstraktionen ein eigentümliches, ihnen nicht undeutliches Gepräge. Selbst noch bei Plato sind seine Allegorien nicht bloße Ziererei; ihre Bilder sind wie klassische Sprüche der Vorzeit, feinere Entwickelungen der alten Dichtertraditionen.

Zur menschlichen und moralischen Philosophie aber neigte sich der Forschungsgeist der Griechen vorzüglich, weil ihre Zeit und Verfassung sie am meisten dieses Weges führte. Naturgeschichte, Physik und Mathematik waren damals noch lange nicht g'nug angebauet und zu unsern neuern Entdeckungen die Werkzeuge noch nicht erfunden. Alles zog sich dagegen auf die Natur und die Sitten der Menschen. Dies war der herrschende Ton der griechischen Dichtkunst, Geschichte und Staatseinrichtung; jeder Bürger mußte seine Mitbürger kennen und bisweilen öffentliche Geschäfte verwalten, denen er sich nicht entziehen konnte; die Leidenschaften und wirkenden Kräfte der Menschen hatten damals ein freieres Spiel; selbst dem müßigen Philosophen schlichen sie nicht unbemerkt vorüber; Menschen zu regieren oder als ein lebendes Glied der Gesellschaft zu wirken, war der herrschende Zug jeder emporstrebenden griechischen Seele. Kein Wunder also, daß auch die Philosophie des abstrakten Denkers auf Bildung der Sitten oder des Staats hinausging, wie Pythagoras, Plato und selbst Aristoteles[1] dies beweisen.

[1] Plato (vgl. S. 116, Anm. 2) schrieb eine Schrift „Vom [sozialen] Staat" und ein „Gesetze" betiteltes Werk, Aristoteles (384—322 v. Chr.) Staatsverfassungen und Sittenlehren („Ethik"); Pythagoras (vgl. S. 140, Anm. 2) schloß sich bei seiner Übersiedelung nach Kroton in Unteritalien der Adelspartei an und wurde dort selber, wie anderwärts seine Anschauungsweise, die Triebfeder zu sittlich-religiösen Reformen; (wohl ein Jahrhundert) später wurden die Pythagoreer in Kroton von der Gegenpartei in ihrem Versammlungshause bis auf zwei getötet.

Staaten einzurichten, war ihr bürgerlicher Beruf nicht; nirgend war Pythagoras wie Lykurgus, Solon oder andre Obrigkeit und Archon; auch der größeste Teil seiner Philosophie war Spekulation, die sogar bis an den Aberglauben grenzte. Indessen zog seine Schule Männer, die auf die Staaten Großgriechenlandes den größesten Einfluß gehabt haben, und der Bund seiner Jünger wäre, wenn ihm das Schicksal Dauer gegönnt hätte, vielleicht die wirksamste, wenigstens eine sehr reine Triebfeder zur Verbesserung der Welt worden*. Aber auch dieser Schritt des über seine Zeit hocherhabenen Mannes war zu früh: die reichen, sybaritischen Städte Großgriechenlandes nebst ihren Tyrannen begehrten solche Sittenwächter nicht, und die Pythagoräer wurden ermordet.[1]

Es ist ein zwar oft wiederholter, aber, wie mich dünkt, überspannter Lobspruch des menschenfreundlichen Sokrates, daß er's zuerst und vorzüglich gewesen sei, der die Philosophie vom Himmel auf die Erde gerufen und mit dem sittlichen Leben der Menschen befreundet habe; wenigstens gilt der Lobspruch nur für die Person Sokrates' selbst und den engen Kreis seines Lebens. Lange vor ihm waren Philosophen gewesen, die sittlich und thätig für die Menschen philosophiert hatten, da vom fabelhaften Orpheus an eben dies der bezeichnende Charakter der griechischen Kultur war. Auch Pythagoras hatte durch seine Schule eine viel größere Anlage zur Bildung menschlicher Sitten gemacht, als Sokrates durch alle seine Freunde je hatte machen mögen. Daß dieser die höhere Abstraktion nicht liebte, lag an seinem Stande, am Kreise seiner Kenntnisse, vorzüglich aber an seiner Zeit und Lebensweise. Die Systeme der Einbildungskraft ohne fernere Naturerfahrungen waren erschöpft und die griechische Weisheit ein gaukelndes Geschwätz der Sophisten

* S. in Meiners Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, T. I², die Geschichte dieser Gesellschaft.

[1] Vgl. S. 141, Anmerkung. — [2] Teil 1 von Christoph Meiners (1747—1810) „Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom" erschien 1781 zu Lemgo.

worden, daß es also keines großen Schrittes bedurfte, das zu verachten oder beiseitzulegen, was nicht weiter zu übertreffen war. Vor dem schimmernden Geist der Sophisten schützte ihn sein Dämon[1], seine natürliche Redlichkeit und der bürgerliche Gang seines Lebens. Dieser steckte zugleich seiner Philosophie das eigentliche Ziel der Menschheit vor, das beinah auf alle, mit denen er umging, so schöne Folgen hatte; allerdings gehörte aber zu dieser Wirksamkeit die Zeit, der Ort und der Kreis von Menschen, mit denen Sokrates lebte. Anderswo wäre der bürgerliche Weise ein aufgeklärter, tugendhafter Mann gewesen, ohne daß wir vielleicht seinen Namen wüßten; denn keine Erfindung, keine neue Lehre ist's, die er, ihm eigen, ins Buch der Zeiten verzeichnet: nur durch seine Methode und Lebensweise, durch die moralische Bildung, die er sich selbst gegeben hatte und andern zu geben suchte, vorzüglich endlich durch die Art seines Todes ward er der Welt ein Muster. Es gehörte viel dazu, ein Sokrates zu sein, vor allem die schöne Gabe, entbehren zu können, und der feine Geschmack an moralischer Schönheit, den er bei sich zu einer Art von Instinkt erhöhet zu haben scheinet; indessen hebe man auch diesen bescheidnen, edeln Mann nicht über die Sphäre empor, in welche ihn die Vorsehung selbst stellte. Er hat wenige seiner ganz würdige Schüler gezogen, eben weil seine Weisheit gleichsam nur zum Hausgerät seines eigenen Lebens gehörte und seine vortreffliche Methode im Munde seiner nächsten Schüler gar zu leicht in Spöttereien und Sophismen ausarten konnte, sobald es dem ironisch Fragenden am Geistes- und Herzenscharakter Sokrates' fehlte. Auch seine zwei edelsten Jünger, Xenophon und Plato, vergleiche man unparteiisch, so wird man finden, daß er bei ihnen (wie er selbst den bescheidenen Ausdruck liebte) nur die Hebamme ihrer eignen Geistesgestalt gewesen war; daher er sich auch im Bilde beider so unähnlich siehet. Das Auszeichnende ihrer Schriften rührt

[1] Sokrates behauptete, ein Daimonion, d. h. eine innere Stimme, zu besitzen, die ihn vor Irrtümern warnte.

offenbar von ihrer eignen Denkart her, und der schönste Dank, den sie ihrem geliebten Lehrer bringen konnten, war der, daß sie sein moralisches Bild aufstellten[1]. Allerdings wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß durch Sokrates' Schüler sein Geist in alle Gesetze und Staatsverfassungen Griechenlands fortan eingedrungen wäre; daß dieses aber nicht geschehen sei, bezeugt die griechische Geschichte. Sein Leben traf auf den Punkt der höchsten Kultur Athens[2], zugleich aber auch der höchsten Anstrengung der griechischen Staaten gegeneinander[3]; beides konnte nichts anders als unglückliche Zeiten und Sitten nach sich ziehen, die nicht gar lange darauf den Untergang der griechischen Freiheit[4] bewirkten. Hiegegen schützte sie keine sokratische Weisheit, die zu rein und fein war, als daß sie das Schicksal der Völker hätte entscheiden mögen. Der Staatsmann und Kriegsführer Xenophon schildert schlechte Staatsverfassungen[5]; er kann sie aber nicht ändern. Plato schuf eine idealische Republik, die nirgend, am wenigsten an Dionysius'[6] Hofe, Platz fand. Kurz, Sokrates' Philosophie hat mehr der Menschheit als Griechenland gedienet, welches ohne Zweifel auch ihr schönerer Ruhm ist.

Ein ganz anderer war Aristoteles' Geist, der scharfsinnigste, festeste und trockenste vielleicht, der je den Griffel geführet. Seine Philosophie ist freilich mehr die Philosophie der Schule als des gemeinen Lebens, insonderheit in den Schriften, die wir von ihm haben, und nach der Weise, wie man sie gebrauchte; um so mehr aber hat die reine Vernunft und Wissenschaft durch ihn gewonnen, so daß er in ihrem Gebiet als ein Monarch der Zeiten da-

[1] Xenophon (vgl. S. 137, Anm. 2) in den „Denkwürdigkeiten", Plato besonders in der „Apologie" und im „Kriton", sowie überhaupt, indem er Sokrates in seinen Dialogen zum Träger seiner Ideen machte. — [2] Sokrates' Leben (469—399 v. Chr.) fällt in seinem dritten und vierten Jahrzehnt mit dem perikleischen Zeitalter (vgl. S. 124, Anm. 1) zusammen. — [3] Herder denkt an den Peloponnesischen Krieg (vgl. S. 135, Anm. 1). — [4] Gemeint ist die Schlacht bei Chäronea i. J. 338 v. Chr. — [5] In seinem „Kriegszug des Cyrus" (gegen Artaxerxes II.) und in seiner „Griechischen Geschichte", einer Darstellung der Jahre 411—362 v. Chr. Vgl. auch S. 133, Anm. 5, und S. 137, Anm. 2. — [6] Dionys der jüngere von Syrakus, den Plato während seiner ersten Tyrannis (367—357 v. Chr.) persönlich für die Philosophie zu gewinnen und zur Umwandelung der Tyrannis in eine gesetzlich geordnete Monarchie zu bestimmen suchte.

steht. Daß die Scholastiker meistens nur auf seine Metaphysik verfielen[1], war ihre, nicht Aristoteles' Schuld, und doch hat sich auch an solcher die menschliche Vernunft unglaublich geschärfet. Sie reichte barbarischen Nationen[2] Werkzeuge in die Hände, die dunkeln Träume der Phantasie und Tradition zuerst in Spitzfindigkeiten zu verwandeln, bis sie sich damit allmählich selbst zerstörten. Seine besseren Schriften aber, die Naturgeschichte und Physik, die Ethik und Moral, die Politik, Poetik und Redekunst, erwarten noch manche glückliche Anwendung. Zu beklagen ist's, daß seine historischen Werke untergegangen sind, und daß wir auch seine Naturgeschichte nur im Auszuge haben. Wer indessen den Griechen den Geist reiner Wissenschaft abspricht, möge ihren Aristoteles und Euklides[3] lesen, Schriftsteller, die in ihrer Art nie übertroffen wurden; denn auch das war Platons und Aristoteles' Verdienst, daß sie den Geist der Naturwissenschaft und Mathematik erweckten, der über alles Moralisieren hinaus ins Große geht und für alle Zeiten wirket. Mehrere Schüler derselben waren Beförderer der Astronomie, Botanik, Anatomie und andrer Wissenschaften, wie denn Aristoteles selbst bloß mit seiner Naturgeschichte den Grund zu einem Gebäude gelegt hat, an welchem noch Jahrhunderte bauen werden. Zu allem Gewissen der Wissenschaft wie zu allem Schönen der Form ist in Griechenland der Grund gelegt worden; leider aber, daß uns das Schicksal von den Schriften seiner gründlichsten Weisen so wenig gegönnt hat! Was übriggeblieben ist, ist vortrefflich; das Vortrefflichste ging vielleicht unter.

Man wird es nicht von mir erwarten, daß ich die einzelnen

[1] Die Scholastiker, d. h. die christlichen Philosophen des Mittelalters im 13. bis 15. Jahrhundert, benutzten die logisch-metaphysischen Schriften des Aristoteles, um den Beweis für die Wahrheit der Kirchenlehre zu führen. — [2] Z. B. den Arabern, von denen Averroes in Spanien um 1180 durch seine Übersetzungen und Erläuterungen Aristotelischer Werke eine Grundlage der scholastischen Studien lieferte, ferner den Franzosen, Engländern, Italienern und Deutschen, soweit seit dem 13. Jahrhundert ihre Scholastiker auf den Aristotelischen Schriften fußten. — [3] Die „Stoicheia" des um 300 v. Chr. in Alexandria lehrenden Euklid ist die Grundlage für alle Lehrbücher der Geometrie geworden und bis in unser Jahrhundert auch die Grundlage für den geometrischen Unterricht gewesen.

Wissenschaften der Mathematik, Medizin, Naturwissenschaft und aller schönen Künste durchgehe, um eine Reihe Namen zu nennen, die entweder als Erfinder oder als Vermehrer des Wissenschaftlichen derselben allen künftigen Zeiten zur Grundlage gedient haben. Allgemein ist's bekannt, daß Asien und Ägypten uns eigentlich keine wahre Form der Wissenschaft in irgend einer Kunst oder Lehre gegeben; dem feinen, ordnenden Geist der Griechen haben wir diese allein zu danken. Da nun eine bestimmte Form der Erkenntnis eben das ist, was ihre Vermehrung oder Verbesserung in zukünftigen Zeiten bewirkt, so sind wir den Griechen die Basis beinahe aller unserer Wissenschaften schuldig. Mögen sie sich fremde Ideen zugeeignet haben, so viel sie wollen, desto besser für uns: g'nug, sie ordneten solche und strebten zur deutlichen Erkenntnis. Die mancherlei griechischen Schulen waren hierin das, was in ihrem Staatswesen die vielen Republiken waren, gemeinschaftlich strebende, miteinander wetteifernde Kräfte; denn ohne diese Verteilung[1] Griechenlandes würde selbst in ihren Wissenschaften nie so viel geschehen sein, als geschehen ist. Die ionische, italische[2] und athenienſische Schule waren ihrer gemeinschaftlichen Sprache ohngeachtet durch Länder und Meere voneinander gesondert; jede also konnte für sich selbst wurzeln und, wenn sie verpflanzt oder eingeimpft ward, desto schönere Früchte tragen. Keiner der früheren Weisen wurde vom Staat, selbst nicht von seinen Schülern besoldet; er dachte für sich, er erfand aus Liebe zur Wissenschaft oder aus Liebe zum Ruhm. Die er unterrichtete, waren nicht Kinder, sondern Jünglinge oder Männer, oft Männer, die der wichtigsten Staatsgeschäfte pflegten. Für Jahrmärkte eines gelehrten Handels schrieb man damals noch nicht; man dachte aber desto länger und tiefer, zumal der mäßige Philosoph im schönen grie-

[1] Zerteilung. — [2] Die ältesten griechischen Philosophen, besonders die sogen. Naturphilosophen, lebten im kleinasiatischen Jonien, so Thales, Anaximander und Anaximenes von Milet, Heraklit von Ephesus und Xenophanes von Kolophon, ja noch Anaxagoras von Milet; in Italien wirkten besonders die Pythagoreer und die Eleaten, Parmenides und Zeno von Elea in Unteritalien.

chischen Klima ungehindert von Sorgen denken konnte, da er zu seinem Unterhalt wenig bedurfte.

Indessen können wir nicht umhin, auch hier der Monarchie das Lob widerfahren zu lassen, das ihr gebühret. Keiner der sogenannten Freistaaten Griechenlandes hätte dem Aristoteles zu seiner Naturgeschichte die Beihilfe verschafft, die ihm sein königlicher Schüler[1] verschaffen konnte; noch minder hätten ohne die Anstalten der Ptolemäer[2] Wissenschaften, die Muße oder Kosten fordern, z. B. Mathematik, Astronomie u. s., die Fortschritte gethan, die sie in Alexandrien gethan haben. Ihren Anlagen sind wir den Euklides, Eratosthenes, Apollonius Pergäus, Ptolemäus[3] u. a. schuldig, Männer, die zu den Wissenschaften den Grund gelegt, auf welchen jetzt nicht nur das Gebäude der Gelehrsamkeit, sondern gewissermaße unsrer ganzen Weltregierung ruhet.[4] Es hatte also auch seinen Nutzen, daß die Zeit der griechischen Rednerei und Bürgerphilosophie mit den Republiken zu Ende ging: diese hatte ihre Früchte getragen; dem menschlichen Geist aber waren aus griechischen Seelen noch andre Keime der Wissenschaft nötig. Gern verzeihen wir dem ägyptischen Alexandrien seine schlechteren Dichter*: es gab uns dafür gute

* S. Heyne de Genio saeculi Ptolomaeorum in opusc. acad. P. I. p. 76. seq.[6]

[1] Alexander der Große, dessen Lehrer Aristoteles 343—340 v. Chr. gewesen war, sandte diesem von seinen Kriegszügen seltene Gesteine, Pflanzen und namentlich Tiere. — [2] Unter den Ptolemäern, den macedonisch-griechischen Beherrschern Ägyptens von 323—30 v. Chr., hat besonders Ptolemäos II. Philadelphos als Gründer des Museums und der Bibliothek zu Alexandria viel für die Wissenschaft gethan. — [3] Eratosthenes (276—194 v. Chr.), Leiter der alexandrinischen Bibliothek, schuf das erste wissenschaftliche System der Erdkunde und berechnete z. B. schon die Ekliptik. — Apollonius aus Pergä in Pamphylien lehrte um 200 v. Chr. ebenfalls in Alexandria schon die Kegelschnitte. — Claudius Ptolemäus legte ebendort um 140 v. Chr. in seinem Hauptwerke „Almagest" den Grund für das astronomische Wissen im ganzen Mittelalter. — [4] Viele Bezeichnungen, Messungen und Bestimmungen, z. B. in Bezug auf den Lauf und Stand der Sonne, werden von der heutigen Astronomie noch gebraucht, wie sie jene Alten geschaffen haben. — [5] Die sogenannten Alexandriner, gelehrte Kunstdichter wie Apollonius von Rhodus, der Verfasser der „Argonautika" (vgl. S. 99, Anm. 2), oder Kallimachus, der Verfasser kleiner Epyllien und Epigramme. — [6] Über die Sammelschrift, in der diese Arbeit Heynes über den Geist des Zeitalters der Ptolemäer erschien, vgl. S. 110, Anm. 5

Beobachter und Rechner. Dichter werden durch sich selbst; Beobachter können durch Fleiß und Übung allein vollkommen werden.

Insonderheit hat die griechische Philosophie über drei Gegenstände vorgearbeitet, die schwerlich irgendwo anders eine so glückliche Werkstatt hätten finden mögen; sie sind Sprache, Kunst und Geschichte. Die Sprache der Griechen hatte sich durch Dichter, Redner und Philosophen so vielseitig, reich und schön gebildet, daß das Werkzeug selbst in spätern Zeiten die Aufmerksamkeit der Betrachter an sich zog, da man es nicht mehr zu so glänzenden Zwecken des öffentlichen Lebens anwenden konnte. Daher die Kunst der Grammatiker, die zum Teil wirkliche Philosophen waren.[1] Zwar hat uns den größesten Teil dieser Schriftsteller die Zeit geraubt, welchen Verlust wir auch allenfalls gegen viel wichtigere Sachen verschmerzen mögen; indessen ist ihre Wirkung deswegen nicht ausgetilgt worden; denn am Studium der griechischen hat sich das Studium der römischen Sprache und überhaupt alle Sprachenphilosophie der Erde angezündet. Auch in die morgenländischen Dialekte des vorderen Asiens ist es nur aus ihr gekommen; denn die ebräische, arabische und andere Sprachen hat man nur durch die griechische in Regeln zu bringen gelernet.[2] Gleichermaßen ist an eine Philosophie der Kunst nirgend als in Griechenland gedacht worden, weil durch einen glücklichen Trieb der Natur und durch eine geschmackvolle, sichre Gewohnheit Dichter und Künstler selbst eine Philosophie des Schönen ausübten, ehe der Zergliedrer ihre Regeln aufnahm. So mußte sich durch den ungeheuren Wetteifer in Epopeen, Theaterstücken und öffentlichen Reden notwendig mit der Zeit eine Kritik bil-

[1] Philosophisch wurde die Grammatik vom Haupte der Philologenschule zu Pergamum, Krates von Mallos (um 160 v. Chr.), und gegen 150 n. Chr. von Apollonius „dem Dunkeln" behandelt. — [2] Diese Bemerkung mag darauf gehen, daß am Anfange des gelehrten Studiums der genannten Sprachen Übersetzungen aus ihnen ins Griechische oder aus diesem in sie stehen, so die griechisch-alexandrinische Übertragung des hebräischen Alten Testamentes und die arabischen Übersetzungen Aristotelischer Schriften. Auch berührte sich bei den ersten Lehrern des Griechischen und Hebräischen in Deutschland, Reuchlin und Melanchthon, die philologische Behandlung beider Sprachen.

den, an welche unsre Kritik schwerlich reichet. Es sind uns zwar auch von ihr außer Aristoteles' Schriften nur wenige späte Bruchstücke übriggeblieben, die indes immer noch von dem überfeinen Scharfsinn der griechischen Kunstrichter zeugen. Die Philosophie der Geschichte endlich gehört vorzüglich nach Griechenland heim, weil eigentlich die Griechen allein Geschichte haben. Der Morgenländer hat Stammregister oder Märchen, der Nordländer hat Sagen, andre Nationen Lieder: der Grieche bildete aus Sagen, Liedern, Märchen und Stammregistern mit der Zeit den gesunden Körper einer Erzählung, die in allen Gliedern lebet. Auch hierin ging ihm seine alte Dichtkunst vor, da sich ein Märchen nicht leicht angenehmer erzählen läßt, als es die Epopee erzählte; die Verteilung der Gegenstände nach Rhapsodien gab zu ähnlichen Absätzen in der Geschichte Anlaß, und der lange Hexameter konnte bald den Wohlklang der historischen Prose bilden. Herodot war also Homers Nachfolger, und die späteren Geschichtschreiber der Republiken nahmen die Farbe derselben, den republikanischen Rednergeist, in ihre Erzählung auf. Da nun mit Thucydides[1] und Xenophon die griechische Geschichte aus Athen ausging und die Beschreiber derselben Staatsmänner und Feldherren waren, so mußte ihre Geschichte pragmatisch werden, ohne daß sie ihr eine pragmatische Gestalt zu geben suchten. Die öffentlichen Reden, die Verflechtung der griechischen Angelegenheiten, die lebendige Gestalt der Sachen und ihrer Triebfedern gab ihnen solche Form an, und man kann kühn behaupten, daß ohne die Republiken Griechenlands keine pragmatische Geschichte in der Welt wäre. Je mehr späterhin die Staaten- und Kriegskunst sich entwickelte, desto künstlicher ward auch der pragmatische Geist der Geschichte, bis endlich Polybius sie fast zur Kriegs- und Staatenwissenschaft selbst machte. An Vorbildern solcher Art hatten nun die spätern Betrachter zu ihren Anmerkungen reichen

[1] Thucydides (geboren um 470 v. Chr.) verfaßte eine durch Wahrhaftigkeit, kritische Genauigkeit und feine Charakterzeichnung hervorragende „Geschichte des Peloponnesischen Krieges".

Stoff, und die Dionyse[1] konnten sich in den Anfängen der historischen Kunst gewiß reichlicher üben, als ein Sineser, Jude oder selbst ein Römer es thun konnte.

Da wir also die Griechen in jeder Übung des Geistes an dichterischen, rednerischen, philosophischen, wissenschaftlichen, historischen Werken so reich und glücklich finden — Schicksal der Zeiten, warum hast du uns denn so viel von ihnen versagt? Wo sind Homers Amazonia und seine Thebaïs und Iresione, seine Jamben, sein Margites[2]? Wo sind die vielen verlornen Stücke Archilochus'[3], Simonides'[4], Alcäus'[5], Pindars, die dreiundachtzig Trauerspiele Äschylus', die hundertundachtzehn des Sophokles und die unzähligen andern verlornen Stücke der Tragiker, Komiker, Lyriker, der größesten Weltweisen, der unentbehrlichsten Geschichtschreiber, der merkwürdigsten Mathematiker, Physiker u. s.? Für eine Schrift des Demokritus[6], Aristoteles, Theophrast[7], Polybius, Euklides, für ein Trauerspiel des Äschylus, Sophokles und so vieler andern, für ein Lustspiel Aristophanes', Philemons, Menanders[8], für eine Ode des Alcäus oder der Sappho, für die verlorne Natur- und Staatengeschichte Aristoteles' oder für die fünfunddreißig Bücher Polybius' — wer würde nicht gern einen Berg von neuern Schriften, seine eignen zuerst, hingeben, daß die Bäder von Alexandrien ein ganzes Jahr lang davon erwärmt würden? Aber das Schicksal mit eisernem Fuß geht einen andern

[1] Dionysius von Halikarnaß schrieb um 40 n. Chr. eine „Römische Archäologie", d. h. eine Geschichte des älteren Rom von dessen Anfängen bis zum Jahre 265 v. Chr., sowie Beurteilungen älterer Schriftsteller, z. B. des Thucydides. — [2] Die „Amazonia" und die „Thebaïs" waren zwei Epen, die erst von Späteren dem Homer zugesprochen wurden; ebenso ist das komische Epos auf den Dummkopf Margites jünger. Zu den (hexametrischen!) Epigrammen Homers, die Herder Jamben nennt, gehört auch die „Siresione", ein Bettellied, das am Erntefest zum Umtragen eines mit Wolle umsponnenen und mit Früchten behängten Ölzweiges gesungen ward, den man dann an der Hausthür aufhing. — [3] Archilochus von Paros, griechischer Lyriker um 700 v. Chr. — [4] Simonides von Keos (um 556—468 v. Chr.), überaus fruchtbarer und vielseitiger griechischer Lyriker. — [5] Alkaios aus Mytilene auf Lesbos, griechischer Lyriker um 600 v. Chr. — [6] Demokrit von Abdera (um 460—370 v. Chr.) stellte die Atomenlehre auf. — [7] Theophrastos von Lesbos (um 390—305 v. Chr.), griechischer Philosoph, Schüler des Aristoteles, schrieb die erste umfassende Darstellung der Pflanzenkunde. — [8] Neben Philemon (vgl. S. 134, Anm. 4) war Menander (342—292 v. Chr.) ein Mitbegründer der

Gang fort, als daß es auf die Unsterblichkeit einzelner menschlicher Werke in Wissenschaft oder in Kunst rechne. Die gewaltigen Propyläen Athens[1], alle Tempel der Götter, jene prächtigen Paläste, Mauern, Kolossen, Bildsäulen, Sitze, Wasserleitungen, Straßen, Altäre, die das Altertum für die Ewigkeit schuf, sind durch die Wut der Zerstörer dahin; und einige schwache Gedankenblätter des menschlichen Nachsinnens und Fleißes sollten verschont bleiben? Vielmehr ist zu verwundern, daß wir derselben noch so viel haben, und vielleicht haben wir an ihnen noch zu viel, als daß wir sie alle gebraucht hätten, wie sie zu gebrauchen wären. Lasset uns jetzt zum Aufschluß dessen, was wir bisher einzeln durchgingen, die Geschichte Griechenlands im ganzen betrachten; sie trägt ihre Philosophie Schritt vor Schritt belehrend mit sich.

VI.

Geschichte der Veränderungen Griechenlandes.

So reich und verflochten die griechische Geschichte an Veränderungen ist, so gehen doch ihre Fäden an wenigen Hauptpunkten zusammen, deren Naturgesetze klar sind. Denn

1) daß in diesen drei Landesstrecken mit ihren Inseln und Halbinseln viele Stämme und Kolonien zur See und vom höhern Lande hinaus hin und her wandern, sich niederlassen und einander vertreiben, ist allenthalben die Geschichte der Alten Welt bei ähnlichen Meer- und Erdstrichen gewesen. Nur hier war das Wandern lebhafter, weil das volkreiche nordische Gebirge[2] und das große Asien nahe lag und durch eine Reihe von Zufällen, von denen die Sagen erzählen, der Geist des Abenteuers sehr rege erhalten ward.[3] Dies ist die Geschichte Griechenlandes beinahe von 700 Jahren.

---

sogenannten neueren attischen Komödie. — [1] Der prachtvolle Thorbau am oberen Ende der zur Akropolis emporführenden Treppe. — [2] Der Pindus (vgl. S. 106, Z. 17). — [3] Nach Nord- und Mittelgriechenland weisen viele Züge des Herkules, von hier geht die Argonautenfahrt aus; auch den europäischen Ausgangspunkt des Dionysoskultes, Nysa, dachte man sich später in Thrazien gelegen.

2) Daß unter diese Stämme Kultur, und zwar von verschiedenen Seiten, in verschiedenen Graden, kommen mußte, ist ebensowohl Natur der Sache und des Erdstrichs. Sie breitete sich von Norden hinab, sie kam aus verschiedenen Gegenden der nahen gebildeten Völker zu ihnen herüber und setzte sich hie und da sehr verschieden fest. Die überwiegenden Hellenen bringen endlich Einheit ins Ganze und geben der griechischen Sprache und Denkart Ton. Nun mußten in Kleinasien, in Klein- und Großgriechenland die Keime dieser gegebenen Kultur sehr ungleich und verschieden treiben; diese Verschiedenheit aber half durch Wetteifer und Verpflanzungen dem griechischen Geist auf; denn es ist in der Naturgeschichte sowohl der Pflanzen als der Tiere bekannt, daß derselbe Same auf demselben Erdstrich nicht ewig gedeihe, aber, zu rechter Zeit verpflanzt, frischere und fröhlichere Früchte trage.

3) Aus ursprünglichen kleinen Monarchien gingen die geteilten Staaten mit der Zeit in Aristokratien, einige in Demokratien über; beide gerieten oft in Gefahr, unter die Willkür *eines* Beherrschers zurückzufallen, jedoch die Demokratien öfter — abermals der Naturgang der menschlichen Einrichtung in ihrer früheren Jugend. Die Vornehmsten des Stammes glaubten sich dem Willen der Könige entziehen zu dürfen; und da das Volk sich nicht führen konnte, so wurden sie seine Führer. Nachdem[1] nun sein Gewerbe, sein Geist, seine Einrichtung war, blieb es entweder unter diesen Führern, oder es rang so lange, bis es Anteil an der Regierung bekam. Jenes war der Fall in Lacedämon, dies in Athen. Von beidem lag die Ursache in den Umständen und der Verfassung beider Städte. In Sparta wachten die Regenten scharf aufeinander, daß kein Tyrann aufkommen konnte; in Athen ward das Volk mehr als einmal unter die Tyrannei mit oder ohne Namen hineingeschmeichelt.[2] Beide

[1] Je nachdem. — [2] *Pisistratus* zog nach seiner ersten zeitweiligen Vertreibung im Festzuge wieder in Athen ein, gleichsam von Athene geführt, die von einer schönen Athenerin dargestellt wurde. *Perikles'* Herrschaft heißt bei Thucydides, Buch 2, Kap. 65, § 6, „dem Namen nach eine Volksherrschaft, in der That die Herrschaft des ersten Mannes im Staate".

Städte mit allem, was sie hervorgebracht haben, sind so natürliche Produkte ihrer Lage, Zeit, Einrichtung und Umstände, als je eine Naturerzeugung sein mochte.

4) Viele Republiken, mehr oder minder durch gemeinschaftliche Geschäfte, Grenzen oder ein anderes Interesse, am meisten aber durch die Krieges- und Ruhmliebe gleichsam an eine Rennbahn gestellt, werden bald Ursache zu Zwistigkeiten finden; die Mächtigern zuerst, und diese ziehen zu ihrer Partei, wen sie hinzuzuziehen vermögen, bis endlich eine das Übergewicht gewinnet. Dies war der Fall der langen Jugendkriege zwischen den Staaten Griechenlands, insonderheit zwischen Lacedämon, Athen und zuletzt Theben[1]. Die Kriege waren bitter, hart, ja oft grausam, wie allemal Kriege sein werden, in welchen jeder Bürger und Krieger am Ganzen teilnimmt. Meistens entstanden sie über Kleinigkeiten oder über Sachen der Ehre, wie die Gefechte bei Jugendhändeln zu entstehen pflegen, und, was sonderbar scheinet, es aber nicht ist, jeder überwindende Staat, insonderheit Lacedämon, suchte dem Überwundenen seine Gesetze und Einrichtung aufzuprägen, als ob damit das Zeichen der Niederlage unauslöschlich an ihm bliebe. Denn die Aristokratie ist eine geschworne Feindin der Tyrannei sowohl als der Volksregierung.

5) Indessen waren die Kriege der Griechen, auch als Geschäft betrachtet, nicht bloß Streifereien der Wilden; vielmehr entwickelt sich in ihnen mit der Zeitenfolge bereits der ganze Staats- und Kriegesgeist, der je das Rad der Weltbegebenheiten gelenkt hat.* Auch die Griechen wußten, was Bedürfnis des Staats, Quellen seiner Macht und seines Reichtums sei'n,

* Eine Vergleichung mehrerer Völker hierüber wird aus dem Fortgange der Geschichte erwachsen.

[1] Sparta eroberte seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. auch den Südwesten des Peloponnes, Messenien, und gewann die Vorherrschaft über die anderen Landschaften der Halbinsel. Der offene Krieg zwischen Sparta und Athen dauerte mit nicht zu langen Unterbrechungen von 457—387 v. Chr.; Theben stand gegen Athen gar von 479—387 v. Chr., gegen Sparta von 383—362 v. Chr.

die sie sich oft auf rohe Weise zu verschaffen suchten. Auch sie wußten, was Gleichgewicht der Republiken und Stände gegeneinander, was geheime und öffentliche Konföderationen, was Kriegslist, Zuvorkommen, im Stich lassen u. dergl. heiße. Sowohl in Kriegs- als Staatssachen haben also die erfahrensten Männer der römischen und neueren Welt von den Griechen gelernet; denn die Art des Krieges möge sich mit den Waffen, der Zeit und der Weltlage ändern: der Geist der Menschen, der da erfindet, überredet, seine Anschläge bedeckt, angreift, vorrückt, sich verteidigt oder zurückziehet, die Schwächen seiner Feinde ausspähet und so oder also seinen Vorteil gebraucht oder mißbrauchet, wird zu allen Zeiten derselbe bleiben.

6) Die Kriege mit den Persern machen die erste große Unterscheidung in der griechischen Geschichte. Sie waren von den asiatischen Kolonien veranlaßt, die dem ungeheuren morgenländischen Eroberungsgeist nicht hatten widerstehen mögen und, an die Freiheit gewohnt, bei der ersten Gelegenheit dies Joch abzuschütteln suchten. Daß die Athenienser ihnen zwanzig Schiffe zu Hülfe sandten, war ein Übermut der Demokratie; denn Kleomenes, der Spartaner, hatte ihnen die Hülfe abgeschlagen, und mit ihren zwanzig Schiffen führten jene dem ganzen Griechenlande den wildesten Krieg zu. Indessen, da er einmal geführt wurde, so war es zwar ein Wunder der Tapferkeit, daß einige kleine Staaten gegen zwei Könige[1] des großen Asiens die herrlichsten Siege davontrugen; es war aber kein Naturwunder. Die Perser waren völlig außer ihrem Mittelpunkt; die Griechen dagegen stritten für Freiheit, Land und Leben. Sie stritten gegen sklavische Barbaren, die an den Eretriern[2] gezeigt hatten, was auch ihnen bevorstünde, und nahmen daher alles zusammen, was menschliche Klugheit und Mut ausrichten konnte. Die Perser unter Xerxes griffen wie Barbaren an; sie kamen mit Ketten in

[1] Darius I., der Sohn des Hystaspes (521—485 v. Chr.), und Xerxes I. (485—465 v. Chr.). — [2] Diese wurden im Jahre 490 v. Chr. nach der Eroberung ihrer Stadt mit nach Asien (Susa) weggeführt.

der Hand, um zu binden, und mit Feuer in der Hand, um zu verheeren; dies hieß aber nicht mit Klugheit fechten. Themistokles bediente sich gegen sie bloß des Windes[1], und freilich ist der widrige Wind auf dem Meere einer ungelenken Flotte ein gefährlicher Gegner. Kurz, der persische Krieg ward mit großer Macht und Wut, aber ohne Verstand geführt, und so mußte er unglücklich enden. Gesetzt, daß auch die Griechen geschlagen und ihr ganzes Land wie Athen verwüstet worden wäre: Griechenland konnten die Perser von der Mitte Asiens her und bei dem innern Zustande ihres Reichs dennoch nie behaupten, da sie Ägypten selbst mit Mühe behaupten konnten.[2] Das Meer war Griechenlands Freundin, wie in anderm Sinn auch das Delphische Orakel sagte.[3]

7) Aber die geschlagenen Perser ließen mit ihrer Beute und Schande den Athenienfern einen Funken zurück, dessen Flamme das ganze Gebäude der griechischen Staatseinrichtungen zerstörte. Es war der Ruhm und Reichtum, die Pracht und Eifersucht, kurz, der ganze Übermut, der auf diese Kriege folgte. Bald erschien in Athen das Zeitalter Perikles', das glänzendste, in welchem je ein so kleiner Staat gewesen, und es folgte darauf aus ebenso natürlichen Ursachen der unglückliche Peloponnesische, der doppelte spartanische Krieg[4], bis endlich durch eine einzige Schlacht Philippus aus Macedonien dem ganzen Griechenlande das Netz übers Haupt warf.[5] Sage doch niemand, daß ein ungünstiger Gott das Schicksal der Menschen lenke und neidend es von seiner Höhe zu stürzen trachte: die Menschen selbst sind einander ihre ungünstigen Dämonen. Was konnte aus Griechenland,

[1] Gegen Mittag des Schlachttages von Salamis (20. September 480 v. Chr.) wurde das Meer so unruhig, daß die ungelenken persischen Schiffe gefährlich zusammenstießen. — [2] In den Jahren 493 bis 490 v. Chr. verzögerte der erste Aufstand der Ägypter die persischen Rüstungen gegen Griechenland. 462—455 empörten sich die Ägypter mit athenischer Unterstützung zum zweitenmal; der dritte Aufstand unter Darius II. verschaffte ihnen für siebzig Jahre (414—345) die thatsächliche Unabhängigkeit wieder. — [3] Durch die den Athenern gegebene Weisung, sie sollten sich hinter den hölzernen Mauern, d. h. auf den Schiffen, schützen. — [4] Der sogen. Korinthische Krieg 395—387 v. Chr. und Epaminondas' Feldzüge gegen Sparta 371—362 v. Chr. — [5] Sieg Philipps II. von Macedonien, des Vaters Alexanders des Großen, über die verbündeten Griechen bei Chäronea (338 v. Chr.).

wie es in diesen Zeiten war, anders als die leichte Beute eines Siegers werden? und woher konnte dieser Sieger kommen, als aus den macedonischen Gebirgen? Vor Persien, Ägypten, Phönizien, Rom, Karthago war es sicher; sein Feind aber saß ihm in der Nähe, der es mit ein paar Griffen voll List und Macht erhaschte. Das Orakel war hier abermals klüger als die Griechen; es philippisierte[1], und im ganzen Vorfall wurde nichts als der allgemeine Satz bestätigt, daß ein einträchtiges, krieggeübtes Bergvolk, das einer geschwächten, zerteilten, entnervten Nation auf dem Nacken sitzt, notwendig der Sieger derselben sein werde, sobald es die Sache klug und tapfer angreift. Das that Philippus und raffte Griechenland auf; denn es war durch sich selbst lange vorher besiegt gewesen. Hier würde nun die Geschichte Griechenlands endigen, wenn Philippus ein Barbar wie Sulla oder Alarich[2] gewesen wäre; er war aber selbst ein Grieche, sein größerer Sohn war es auch, und so beginnet eben mit dem Verlust der griechischen Freiheit noch unter dieses Volkes Namen eine Weltszene, die ihresgleichen wenige gehabt hat.

8) Der junge Alexander nämlich, der, kaum zwanzig Jahre alt, im ersten Feuer der Ruhmbegierde auf den Thron kam, führte den Gedanken aus, zu dem sein Vater alles vorbereitet hatte: er ging nach Asien hinüber in des Persermonarchen eigene Staaten. Abermals die natürlichste Begebenheit, die sich ereignen konnte. Alle Landzüge der Perser gegen Griechenland waren durch Thracien und Macedonien gegangen; der alte Haß gegen sie lebte also bei diesen Völkern noch. Nun war die Schwäche

[1] Im sogenannten zweiten Heiligen Kriege (355—346 v. Chr.) wurde an Stelle der Phocier nach deren völliger Niederlage Philipp in den delphischen Amphiktyonenverband (vgl. S. 128, Anm. 1) aufgenommen, und im dritten Heiligen Kriege wurde der König mit der Ausführung des Bundesbeschlusses gegen Amphissa beauftragt; daß die Athener dagegen einschritten, führte zur Schlacht von Chäronea. — [2] Der Römer Lucius Cornelius Sulla schlug auf griechischem Boden zwei siegreiche Schlachten gegen Mithridates VI. von Pontus (86 v. Chr. bei Chäronea, 85 bei Orchomenos). Der Westgote Alarich durchzog 395 n. Chr. verwüstend Macedonien, Illyrien und Griechenland, weil ihm der oströmische Kaiser Arcadius den versprochenen Sold nicht zahlte.

der Perser den Griechen genugsam bekannt, nicht nur aus jenen alten Schlachten bei Marathon, Platäa u. s., sondern noch in näheren Zeiten aus dem Rückzuge Xenophons mit seinen zehntausend Griechen[1]. Der Macedonier, der jetzt Gebieter und Oberfeldherr von Griechenland war, wohin sollte er seine Waffen, wo seinen Phalanx hinrichten als gegen die reiche Monarchie, die seit einem Jahrhundert von innen in tiefem Verfall war? Der junge Held lieferte drei Schlachten[2], und Kleinasien, Syrien, Phönizien, Ägypten, Lybien, Persien, Indien war sein; ja, er hätte bis zum Weltmeer gehen mögen, wenn nicht seine Macedonier, klüger als er, ihn zum Rückzuge gezwungen hätten. So wenig in alle diesem Glücke ein Wunder war, so wenig war's ein neidiges Schicksal, das ihm in Babylon sein Ende machte.[3] Welch ein großer Gedanke zwar, von Babylon aus die Welt zu regieren, eine Welt, die vom Indus bis gen Lybien, ja über Griechenland bis zum Ikarischen Meer[4] reichte! Welch ein Gedanke, diesen Weltstrich zu einem Griechenlande an Sprache, Sitten, Künsten, Handel und Pflanzstädten zu machen und in Baktra, Susa, Alexandrien u. s. neue Athene zu gründen! Und siehe, da stirbt der Sieger in der schönsten Blüte seines Lebens; mit ihm stirbt alle diese Hoffnung, eine neuerschaffene griechische Welt! Spräche man also zum Schicksal, so würde dieses uns antworten: „Sei Babel oder Pella[5] die Residenz Alexanders, möge Baktra griechisch oder parthisch reden, nur wenn das Menschenkind seinen Entwurf ausführen will, so sei es mäßig und trinke sich nicht zu Tode." Alexander that's, und sein Reich war hin. Kein Wunder, daß er sich selbst erwürgte; vielmehr war es bei-

---

[1] Im Jahre 401 v. Chr. erhob sich der jüngere Cyrus gegen seinen Bruder, den König Artaxerxes Mnemon von Persien. Als jener in der Schlacht bei Kunaxa getötet worden war, führte Xenophon des Gefallenen griechische Söldner, noch zehntausend an der Zahl, nordwärts an das Schwarze Meer (in die Nähe von Trapezunt) zurück. Er hat selbst diesen „Rückzug der Zehntausend" in seiner „Anabasis" beschrieben. — [2] Alexander d. Gr. siegte 334 v. Chr. am Granikus, 333 bei Issus, 331 bei Arbela oder Gaugamela. — [3] Alexander war erst 33 Jahre alt, als er 323 v. Chr. zu Babylon starb. — [4] Der südöstliche Teil des Ägäischen Meeres. — [5] Die Residenzstadt Macedoniens, Alexanders des Großen Geburtsort.

nah ein Wunder, daß er, der sein Glück längst nicht mehr hatte ertragen können, so lange lebte.

9) Jetzt teilte sich das Reich, d. i. es zersprang eine ungeheure Wasserblase; wo und wann ist es bei ähnlichen Umständen anders gewesen? Alexanders Gebiet war noch von keiner Seite vereinigt, kaum noch in der Seele des Überwinders selbst zu einem Ganzen verknüpfet. Die Pflanzstädte, die er hie und da angelegt hatte[1], konnten ohne einen Beschützer, wie er war, sich in dieser Jugend nicht decken, geschweige alle die Völker im Zaum halten, denen sie aufgedrungen waren. Da Alexander nun so gut als ohne Erben starb[2], wie anders, als daß die Raubvögel[3], die ihm in seinem Fluge siegreich beigestanden hatten, jetzt für sich raubten? Sie zerhackten sich lange untereinander, bis jeder sein Nest fand, eine erworbene Siegesbeute. Mit keinem Staat, der aus so ungeheuren, schnellen Eroberungen entstand und nur auf des Eroberers Seele ruhte, ist es je anders gegangen: die Natur der verschiednen Völker und Gegenden nimmt gar bald ihre Rechte wieder, so daß es nur der Übermacht griechischer Kultur vor barbarischen Völkern zuzuschreiben ist, daß viele zusammengezwungene Erdstriche nicht eher zu ihrer alten Verfassung zurückkehrten. Parthien, Baktra[4] und die Länder jenseit des Euphrats thaten es zuerst; denn sie lagen dem Mittelpunkt eines Reichs

---

[1] Z. B. Alexandria Troas, südlich von Troja, die jetzige Ruinenstätte Eskistambol; Alexandria, jetzt Alexandrette oder Iskanderun, in Syrien; Alexandria in Ägypten; ein viertes und fünftes Alexandria an der Stelle der jetzigen afghanischen Städte Kandahar und Herat u. s. f. — [2] Alexanders des Großen Sohn von der Roxane, Alexander Ägus, wurde erst nach des Vaters Tode geboren und mit der Mutter 311 v. Chr. im Gefängnis ermordet. Des Königs Halbbruder Philipp Arrhidäus starb schon 317 v. Chr. — [3] Die sogenannten Diadochen, d. h. Alexanders Generale und Nachfolger, deren bedeutendste Perdikkas, Antipater, Krateros, Ptolemäus, Antigonus, Lysimachus und Seleukus waren; ihren Kämpfen machte die Schlacht bei Ipsus in Phrygien 301 v. Chr. ein Ende. — [4] Arsaces I. von Parthien vertrieb den syrischen Statthalter und die macedonischen Besatzungen und stiftete 256 v. Chr. ein kleines Reich um das parthische Hekatompylos; Arsaces II. eroberte das übrige Parthien und begründete 236 v. Chr. durch Besiegung Seleukus' II. von Syrien die Unabhängigkeit Parthiens (Persiens). — Baktrien am oberen Oxusflusse mit der Hauptstadt Baktra, jetzt Balch, ward von dem syrischen Statthalter Diodotus I. im Jahre 256 v. Chr. als selbständiges griechisch-baktrisches Reich gegründet, verlor aber 165 v. Chr. diese Selbständigkeit wieder an Persien.

zu fern, das sich gegen Bergvölker von parthischem Stamm mit nichten schützen konnte. Hätten die Seleuciden[1], wie Alexander wollte, Babylon oder ihr eignes Seleucia zu ihrer Wohnung gemacht, vielleicht wären sie ostwärts mächtiger geblieben, aber auch vielleicht desto eher in entkräftende Üppigkeit versunken. Ein Gleiches war's mit den asiatischen Provinzen des thracischen Reiches: sie bedienten sich des Rechts, dessen sich ihre Räuber bedient hatten[2], und wurden, da die Kriegsgenossen Alexanders weichern Nachfolgern den Thron einräumten, eigne Königreiche. In alle diesem sind die immer wiederkehrenden Naturgesetze der politischen Weltgeschichte unverkennbar.

10) Am längsten dauerten die Reiche, die zunächst um Griechenland lagen[3]; ja, sie hätten länger dauern können, wenn der Zwist zwischen ihnen[4], vorzüglich aber zwischen den Karthagi-nensern und Römern, nicht auch sie in jenen Ruin gezogen hätte, der von der Monarchin Italiens nach und nach über alle Küsten des Mittelländischen Meeres ausging[5]. Hier trafen nun abgelebte, schwache Reiche in einen zu ungleichen Glückskampf, vor welchem sie eine mäßige Klugheit hätte warnen mögen. Indessen hielt sich in ihnen von griechischer Kultur und Kunst, was sich nach Beschaffenheit der Regenten und Zeiten halten konnte. Die Wissenschaften in Ägypten blüheten als Gelehrsamkeit, weil sie

---

[1] Die Nachfolger Seleukus' I., des Gründers des syrischen Reiches, dessen Hauptstadt zuerst Seleucia am Tigris, später Antiochia am Orontes war. — [2] D. h. sie machten sich selbständig, indem sie sich von Lysimachus' thracischem Reiche losrissen: Bithynien schon 298 v. Chr. unter Nikomedes I., das pergamenische Reich unter Attalus I. bald nach Lysimachus' Tode im Jahre 281, der Bundesstaat der Galater seit 280, ebenso die Königreiche Kappadocien und Pontus. — [3] Macedonien unter den Nachkommen des Antigonus, ferner Bithynien und Pergamum. — [4] Antigonus Doson von Macedonien wurde vom Achäischen Bunde gegen Sparta zu Hilfe gerufen, das 221 v. Chr. bei Sellasia geschlagen wurde; später riefen der Ätolische und der Achäische Bund die Römer gegen Philipp V. von Macedonien zu Hilfe, der 197 v. Chr. bei Kynoskephalai geschlagen und gezwungen wurde, die griechischen Staaten freizulassen. — [5] Die „Monarchin Italiens" ist Rom, das sich allmählich alle Länder um das Mittelmeer unterthänig machte. — Im zweiten Punischen Kriege (218–201 v. Chr.) verbündete sich 215 Philipp V. von Macedonien mit Hannibal gegen die Römer und stellte den Karthagern noch 202 zur Entscheidungsschlacht von Zama eine macedonische Heeresabteilung. — König Prusias von Bithynien zog sich Roms Mißfallen durch Aufnahme des flüchtigen Hannibal zu.

nur als Gelehrsamkeit eingeführt waren; wie Mumien waren sie im Museum oder in der Bibliothek begraben. Die Kunst an den asiatischen Höfen ward üppige Pracht; die Könige zu Pergamus und in Ägypten wetteiferten, Bibliotheken zu sammeln[1] — ein Wetteifer, der der ganzen künftigen Litteratur nützlich und schädlich wurde. Man sammlete Bücher und verfälschte sie; ja mit dem Brande des Gesammleten ging nachher eine ganze Welt alter Gelehrsamkeit auf einmal unter.[2] Man siehet, daß sich das Schicksal dieser Dinge nicht anders angenommen habe, als es sich aller Dinge der Welt annimmt, die es dem klugen oder thörichten, immer aber natürlichen Verhalten der Menschen überließ. Wenn der Gelehrte um ein verlornes Buch des Altertums weinet — um wie viel wichtigere Dinge müßte man weinen, die alle dem Lauf des Schicksals unabänderlich folgten! Äußerst merkwürdig ist die Geschichte der Nachfolger Alexanders, nicht nur, weil in ihr so viel Ursachen zu dem, was untergegangen oder erhalten ist, liegen, sondern auch als das traurige Muster von Reichen, die sich auf fremden Erwerb sowohl der Länder als der Wissenschaften, Künste und Kultur gründen.

11) Daß Griechenland in diesem Zustande nie mehr zu seinem alten Glanz gelangen mögen, bedarf wohl keines Erweises: die Zeit dieser Blüte war längst vorüber. Zwar gaben sich manche eitle Regenten Mühe, der griechischen Freiheit emporzuhelfen[3];

---

[1] Ptolemäus II. Philadelphus (285—247 v. Chr.), der Gründer der alexandrinischen Bibliothek, suchte die gleichen Bemühungen Eumenes' I. von Pergamum (263—241 v. Chr.) zu vereiteln, indem er die Ausführung der Papyrusstaude, woraus das Papier hergestellt wurde, verbot. In Pergamum wurde daher seitdem auf Tierhaut geschrieben, und der Name „Pergament" erinnert noch an dessen Erfinder. — [2] Die große Bibliothek in Alexandria, die bei Cäsars Verteidigung i. J. 47 v. Chr. in Brand geriet, umfaßte nach Seneca („De tranquilitate animi", Kap. 9, § 5) 40,000, nach Gellius („Noctes Atticae", Buch 4, Kap. 17) gar 70,000 Bände. — [3] Z. B. brachte Antigonus Doson von Macedonien, nachdem er bei Sellasia 221 v. Chr. die herrschsüchtigen Spartaner geschlagen hatte, einen macedonisch-hellenischen Bund zu stande. Demetrius von Phaleron verwaltete 317—307 v. Chr. Athen aufs glücklichste. Eumenes II. von Pergamum (197—159 v. Chr.) war in Rom ein Befürworter der griechischen Freiheit und sah sich dafür im ganzen Peloponnes durch Ehrentafeln und Bildsäulen belohnt. Unter den römischen Kaisern Antoninus Pius und Marc Aurel nahm Herodes Atticus um 150—168 n. Chr. in Athen eine fürstliche Stellung ein.

es war aber eine Scheinmühe um eine Freiheit ohne Geist, um einen Körper ohne Seele. An Vergötterung seiner Wohlthäter ließ es Athen nie fehlen[1], und die Kunst sowohl als die Deklamation über Philosophie und Wissenschaften hat sich in diesem Sitz der allgemeinen Kultur Europas, solange es möglich war, erhalten[2]; immer aber wechselten Glücksfälle mit Verwüstungen ab. Die kleinen Staaten untereinander kannten weder Eintracht noch Grundsätze zu ihrer Erhaltung, wenn sie gleich den Ätolischen Bund schlossen und den Achäischen Bund erneuten.[3] Weder Philopömens Klugheit noch Aratus' Rechtschaffenheit gaben Griechenland seine alten Zeiten wieder. Wie die Sonne im Niedergange, von den Dünsten des Horizonts umringt, eine größere, romantische Gestalt hat, so hat's die Staatskunst Griechenlandes in diesem Zeitpunkt; allein die Strahlen der untergehenden Sonne erwärmen nicht mehr wie am Mittage, und die Staatskunst der sterbenden Griechen blieb unkräftig. Die Römer kamen auf sie wie schmeichelnde Tyrannen, Entscheider aller Zwistigkeiten des Erdstrichs zu ihrem eigenen Besten; und schwerlich haben Barbaren je ärger verfahren als Mummius in Korinth, Sulla in Athen, Ämilius in Macedonien verfuhren.[4] Lange plünderten die Römer, was in Griechenland geplündert werden konnte, bis sie es zuletzt ehrten, wie man eine beraubte, getötete Leiche ehret. Sie besoldeten Schmeichler daselbst[5] und

[1] Dem Demetrius von Phaleron z. B. errichteten die Athener 360 Bildsäulen. — [2] Erst der oströmische Kaiser Justinian (527—565) untersagte 529 den Unterricht in der Philosophie zu Athen und zog das Vermögen der Akademie ein. — [3] Um 280 v. Chr. organisiert, umfaßte der Achäische Bund hauptsächlich nordpeloponnesische Staaten, der Ätolische hauptsächlich Staaten Mittel- und Nordgriechenlands. An der Spitze jener stand zwischen 240 und 213 v. Chr. Arat siebzehnmal als Strateg; Philopömen bekleidete dieselbe Stellung achtmal zwischen 207 und 183 v. Chr. — [4] Lucius Mummius schlug die letzte Erhebung des Achäischen Bundes i. J. 146 v. Chr. durch die Einnahme und Zerstörung Korinths nieder und führte viele Kunstschätze aus Griechenland nach Italien. — Sulla (vgl. S. 156, Anm. 2) ließ nach der Eroberung Athens im März 86 v. Chr. den Piräeus mit allen seinen vielbewunderten Bauwerken zerstören. — Lucius Ämilius Paulus spaltete nach seinem Siege bei Pydna über Perseus von Macedonien (168 v. Chr.) dieses Land in vier voneinander streng geschiedene politische Bezirke und brachte so viel Beute nach Rom, daß dort die Kriegssteuer (tributum) aufgehoben werden konnte. — [5] Seit Griechenland i. J. 197 v. Chr. von Titus Quinctius Flamininus für frei

schickten ihre Söhne dahin, um auf den geweiheten Fußtritten alter Weisen unter Schwätzern und Kunstgrüblern zu studieren. Zuletzt kamen Goten, Christen und Türken, die dem Reich der griechischen Götter, das sich lange selbst überlebt hatte, ein völliges Ende machten.[1] Sie sind gefallen, die großen Götter, Jupiter Olympius und Pallas Athene, der delphische Apoll und die argische Juno; ihre Tempel sind Schutt, ihre Bildsäulen Steinhaufen, nach deren Trümmern selbst man jetzo vergeblich spähet.* Verschwunden sind sie von der Erde, so daß man sich jetzt kaum mit Mühe denket, wie ihr Reich einst im Glauben geblühet und bei den scharfsinnigsten Völkern so viele Wunder bewirkt habe. Werden, da diese schönsten Idole der menschlichen Einbildungskraft gefallen sind, auch die minder schönen wie sie fallen? und wem werden sie Platz machen — andern Idolen?

12) Großgriechenland hatte in einem andern Gedränge zuletzt ein gleiches Schicksal. Die blühendsten, volkreichsten Städte im schönsten Klima der Erde, nach Gesetzen Zaleukus', Charondas', Diokles'[2] errichtet und in Kultur, Wissenschaft, Kunst und Handel den meisten Provinzen Griechenlandes zuvoreilend, sie lagen zwar weder den Persern noch dem Philippus im Wege, erhielten sich also zum Teil auch länger als ihre europäischen

* S. Spons[3], Stuarts[4], Chandlers[5], Riedesels[6] Reisen u. s.

erklärt worden war, unterhielten die Römer in allen hellenischen Staaten Beziehungen zu der macedonierfeindlichen Partei, deren Anhänger für Gold alle Römerfeinde denunzierten. — [1] Die Westgoten unter Alarich drangen 395 n. Chr. verwüstend bis in den Peloponnes vor; die Türken haben nach der Eroberung Konstantinopels (1453) bis 1573 allmählich ganz Griechenland erobert. — [2] Zaleukus ordnete im 7. Jahrhundert v. Chr. die Staatsverfassung der epizephyrischen Lokroi an der Südspitze Bruttiens, Charondas etwa gleichzeitig die Katanas und anderer sizilischer wie auch unteritalischer Kolonien der Chalkidiker; Diokles richtete 413—412 v. Chr. die Volksherrschaft in Syrakus ein. — [3] Im Verzeichnis von Herders nachgelassener Bibliothek („Bibliotheca Herderiana", Weimar 1804) ist unter Nr. 2935 verzeichnet: Johannes Baptiste Taverniers und Jakob Spons „Reisebeschreibung" (Nürnberg 1684). — [4] In der „Bibliotheca Herderiana" steht unter Nr. 3936, 3: Gilbert Stuart, „Größe und Verfall des osmanischen Reiches" (Nürnberg 1783). — [5] Richard Chandlers (geb. 1738) „Travels in Asia minor" (Oxf. 1775) und „Travels in Greece" (Oxf. 1776) erscheinen beide 1776 zu Leipzig in deutscher Übersetzung von F. E. Boine. — [6] Vgl. S. 104, Anm. 3.

und asiatischen Schwestern; indessen kam auch ihre Zeit des Schicksals. Mit Karthago und Rom in mancherlei Kriege verflochten[1], unterlagen sie endlich und verderbten Rom durch ihre Sitten[2], wie sie durch Roms Waffen verdarben. Beweinenswert liegen ihre schönen und großen Trümmer da, von Erdbeben und feuerspeienden Bergen[3], noch mehr aber von der Wut der Menschen traurig verödet.* Die Nymphe Parthenope[4] klagt, Siziliens Ceres[5] sucht ihre Tempel und findet kaum ihre goldenen Saaten wieder.

VII.

Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlandes.

Wir haben die Geschichte dieses merkwürdigen Erdstrichs von mehreren Seiten betrachtet, weil sie zur Philosophie der Geschichte gewissermaßen ein einziges[6] Datum ist unter allen Völkern der Erde. Nicht nur sind die Griechen von der Zumischung fremder Nationen befreit und in ihrer ganzen Bildung sich eigen geblieben; sondern sie haben auch ihre Perioden so ganz durchlebt und von den kleinsten Anfängen der Bildung die ganze Laufbahn derselben so vollständig durchschritten als sonst kein andres Volk der Geschichte. Entweder sind die Nationen des festen Landes bei den ersten Anfängen der Kultur stehen geblie-

* S. Riedesels, Houels[7] Reisen u. a.

[1] Die Karthager eigneten sich seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. allmählich die westliche Hälfte Siziliens an. Rom gewann durch den 272 v. Chr. mit der Eroberung von Tarent endenden Tarentinischen oder Pyrrhischen Krieg Unteritalien und durch den ersten Punischen Krieg (264–241 v. Chr.) Sizilien. — [2] Die schlichte, biedere einheimische Kultur Roms geriet allmählich immer mehr unter den Einfluß der feineren, üppigeren griechischen Lebensgewohnheiten. — [3] Bei dem Ausbruch des Vesuvs i. J. 79 v. Chr. wurde bekanntlich Herculaneum durch Lava, Pompeji durch Asche und Schlamm verschüttet. Die Trümmer Taorminas an der Ostküste Siziliens liegen am Fuße des Ätna. — [4] Die Nymphe des gleichnamigen älteren Ortes, über dem später Neapel erstand. — [5] Auf dem getreidereichen Sizilien genoß Ceres (Demeter) als die Göttin der Feldfrüchte besondere Verehrung. — [6] Einzig dastehendes. — [7] Von Howell ist in der „Bibliotheca Herderiana“ unter Nr. 6776a verzeichnet: „Howells Passage from India“ (London o. J.).

ben und haben solche in Gesetzen und Gebräuchen unnatürlich verewigt, oder sie wurden, ehe sie sich auslebten, eine Beute der Eroberung; die Blume ward abgemähet, ehe sie zum Flor kam. Dagegen genoß Griechenland ganz seiner Zeiten; es bildete an sich aus, was es ausbilden konnte, zu welcher Vollkommenheit ihm abermals das Glück seiner Umstände half. Auf dem festen Lande wäre es gewiß bald die Beute eines Eroberers worden wie seine asiatischen Brüder; hätten Darius und Xerxes ihre Absichten an ihm erreicht, so wäre keine Zeit des Perikles erschienen. Oder hätte ein Despot über die Griechen geherrschet, er wäre nach dem Geschmack aller Despoten bald selbst ein Eroberer worden und hätte, wie Alexander es that, mit dem Blut seiner Griechen ferne Flüsse gefärbet. Auswärtige Völker wären in ihr Land gemischt, sie in auswärtigen Ländern sieghaft umhergestreuet worden u. s. Gegen dasalles schützte sie nun ihre mäßige Macht, selbst ihr eingeschränkter Handel, der sich nie über die Säulen Herkules'[1] und des Glückes hinausgewaget. Wie also der Naturlehrer seine Pflanze nur dann vollständig betrachten kann, wenn er sie von ihrem Samen und Keime aus bis zur Blüte und Abblüte kennet, so wäre uns die griechische Geschichte eine solche Pflanze; schade nur, daß nach dem gewohnten Gange[2] dieselbe bisher noch lange nicht wie die römische ist bearbeitet worden. Meines Orts ist's jetzo, aus dem, was gesagt worden, einige Gesichtspunkte auszuzeichnen, die aus diesem wichtigen Beitrage für die gesamte Menchengeschichte dem Auge des Betrachters zunächst vorliegen; und da wiederhole ich zuerst den großen Grundsatz:

Erstlich. Was im Reich der Menschheit nach dem Umfange gegebner National-, Zeit- und Ortumstände geschehen kann, geschiehet in ihm wirklich; Griechenland gibt hievon die reichsten und schönsten Erweise.

---

[1] So nannten die Alten die Vorgebirge zu beiden Seiten der Meerenge von Cadix. — [2] Das Studium der Griechen und des Griechentums wurde erst unter dem Einfluß und nach dem Vorbild Goethes, Schillers und der Romantiker lebhafter betrieben.

In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder; wir bemerken Gesetze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäßig finden — wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturkette entwinden? Setzet Sinesen nach Griechenland, und es wäre unser Griechenland nie entstanden; setzt unsre Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Eretrier führte[1]: sie werden kein Sparta und Athen bilden. Betrachtet Griechenland jetzt: ihr findet die alten Griechen, ja oft ihr Land nicht mehr. Sprächen sie nicht noch einen Rest ihrer Sprache, sähet ihr nicht noch Trümmer ihrer Denkart, ihrer Kunst, ihrer Städte oder wenigstens ihre alten Flüsse und Berge, so müßtet ihr glauben, das alte Griechenland sei euch als eine Insel der Kalypso oder des Alcinous[2] vorgedichtet worden. Wie nun diese neuern Griechen nur durch die Zeitfolge in einer gegebenen Reihe von Ursachen und Wirkungen das geworden sind, was sie wurden — nicht minder jene alten, nicht minder jede Nation der Erde. Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.

So einfach dieser Grundsatz ist, so aufklärend und nützlich wird er in Behandlung der Geschichte der Völker. Jeder Geschichtforscher ist mit mir einig, daß ein nutzloses Anstaunen und Lernen derselben den Namen der Geschichte nicht verdiene; und ist dies, so muß bei jeder ihrer Erscheinungen wie bei einer Naturbegebenheit der überlegende Verstand mit seiner ganzen Schärfe wirken. Im Erzählen der Geschichte wird dieser also die größeste Wahrheit, im Fassen und Beurteilen den vollständigsten Zusammenhang suchen und nie eine Sache, die ist oder geschieht, durch eine andre, die nicht ist, zu erklären streben. Mit diesem strengen Grundsatz verschwinden alle Ideale, alle Phantome eines Zauberfeldes: überall sucht man rein zu sehen,

[1] Nach Susa. Vgl. S. 154, Anm. 2. — [2] Zauberhafte Eilande; von Odysseus' Aufenthalt bei Kalypso handelt der 5. Gesang der „Odyssee", von dem bei Alcinous, dem Herrscher der Phäaken, der 6.—13. Gesang.

was da ist, und sobald man dies sah, fällt meistens auch die Ursache in die Augen, warum es nicht anders als also sein konnte. Sobald das Gemüt an der Geschichte sich diese Gewohnheit eigen gemacht hat, hat es den Weg der gesunderen Philosophie gefunden, den es außer der Naturgeschichte und Mathematik schwerlich anderswo finden konnte.

Eben dieser Philosophie zufolge werden wir uns also zuerst und vorzüglich hüten, den Thaterscheinungen der Geschichte verborgne einzelne Absichten eines uns unbekannten Entwurfs der Dinge oder gar die magische Einwirkung unsichtbarer Dämonen anzudichten, deren Namen man bei Naturerscheinungen auch nur zu nennen sich nicht getraute. Das Schicksal offenbart seine Absichten durch das, was geschieht und wie es geschiehet; also entwickelt der Betrachter der Geschichte diese Absichten bloß aus dem, was da ist und sich in seinem ganzen Umfange zeiget. Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? Weil sie da waren und unter solchen Umständen nicht anders als aufgeklärte Griechen sein konnten. Warum zog Alexander nach Indien? Weil er Philipps Sohn, Alexander, war und nach den Anstalten seines Vaters, nach den Thaten seiner Nation, nach seinem Alter und Charakter, nach seinem Lesen Homers[1] u. s. nichts Besseres zu thun wußte. Legten wir seinem raschen Entschluß verborgene Absichten einer höheren Macht und seinen kühnen Thaten eine eigne Glücksgöttin unter, so liefen wir Gefahr, dort seine schwärzesten Unbesonnenheiten zu göttlichen Endzwecken zu machen, hier seinen persönlichen Mut und seine Kriegsklugheit zu schmälern, überall aber der ganzen Begebenheit ihre natürliche Gestalt zu rauben. Wer in der Naturgeschichte den Feenglauben hätte, daß unsichtbare Geister die Rose schminken oder den silbernen Tau in ihren Kelch tröpfeln; wer den Glauben hätte, daß kleine Lichtgeister den Leib des Nachtwurms zu ihrer Hülle nehmen oder auf dem Schweif des Pfauen spielen, der mag ein sinnreicher

[1] Alexander wollte sein Vorbild Achill, den Helden der „Ilias", die er in einer Handausgabe immer bei sich trug, an Ruhm übertreffen.

Dichter sein: nie wird er als Natur- oder als Geschichtforscher glänzen. Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein könnte.

Zweitens. Was von einem Volk gilt, gilt auch von der Verbindung mehrerer Völker untereinander: sie stehen zusammen, wie Zeit und Ort sie band, sie wirken aufeinander, wie der Zusammenhang lebendiger Kräfte es bewirkte.

Auf die Griechen haben Asiaten und sie auf jene zurückgewirket. Römer, Goten, Türken, Christen übermanneten sie, und Römer, Goten, Christen haben von ihnen mancherlei Mittel der Aufklärung erhalten — wie hangen diese Dinge zusammen? Durch Ort, Zeit und die natürliche Wirkung lebendiger Kräfte. Die Phönizier brachten ihnen Buchstaben; sie hatten aber diese Buchstaben nicht für sie erfunden; sie brachten ihnen solche, weil sie eine Kolonie zu ihnen schickten. So war's mit den Hellenen und Ägyptern[1]; so mit den Griechen, da sie gen Baktra zogen[2]; so ist's mit allen Geschenken der Muse, die wir von ihnen erhielten. Homer sang, aber nicht für uns; nur weil er zu uns kam, haben wir ihn und dürfen von ihm lernen. Hätte ihn uns ein Umstand der Zeitenfolge geraubt wie so viel andre vortreffliche Werke — wer wollte mit der Absicht eines geheimen Schicksals rechten, wenn er die natürlichen Ursachen seines Unterganges vor sich siehet? Man gehe die verlornen und erhaltenen Schriften, die verschwundenen und übriggebliebenen Werke der Kunst samt den Nachrichten über ihre Erhaltung und Zerstörung durch und wage es, die Regel anzuzeigen, nach welcher in einzelnen Fällen

[1] Die Griechen führten ihre älteste Kultur zum Teil auf ägyptische Einwanderer zurück, z. B. auf Kekrops, den Erbauer der Burg von Athen, und Danaos, den Erbauer der Burg von Argos. In Ägypten zog wieder, seitdem König Psammetich (vgl. S. 98, Anm. 3) das Land für die Griechen geöffnet hatte, griechische Bildung in so großem Umfang ein, daß Alexandria seit der hellenistischen Zeit der bedeutendste Mittelpunkt griechischen Geisteslebens wurde. — [2] Die Hellenen, die unter Alexander dem Großen nach Baktrien, d. h. bis nach Hochasien, kamen, legten den Grund zur Bekanntschaft auch dieser asiatischen Landschaften mit der griechischen Sprache, die dort bald 400 Jahre später die Predigt des Evangeliums ermöglichte.

das Schicksal erhielt oder zerstörte? Aristoteles ward in einem Exemplar unter der Erde[1], andre Schriften als verworfne Pergamente in Kellern und Kisten, der Spötter Aristophanes unter dem Kopfkissen des H. Chrysostomus[2] erhalten, damit dieser aus ihm predigen lernte; und so sind die verworfensten, kleinsten Wege gerade diejenigen gewesen, von denen unsre ganze Aufklärung abhing. Nun ist unsre Aufklärung unstreitig ein großes Ding in der Weltgeschichte; sie hat fast alle Völker in Aufruhr gebracht und legt jetzt mit Herschel[3] die Milchstraßen des Himmels wie Strata[4] auseinander. Und dennoch, von welchen kleinen Umständen hing sie ab, die uns das Glas und einige Bücher brachten, so daß wir ohne diese Kleinigkeiten vielleicht noch wie unsre alten Brüder, die unsterblichen Scythen[5], mit Weibern und Kindern auf Wagenhäusern führen! Hätte die Reihe der Begebenheiten es gewollt, daß wir statt griechischer mongolische Buchstaben erhalten sollten, so schrieben wir jetzt mongolisch, und die Erde ginge deshalb mit ihren Jahren und Jahreszeiten ihren großen Gang fort, eine Ernährerin alles dessen, was nach göttlichen Naturgesetzen auf ihr lebet und wirket.

Drittens. Die Kultur eines Volks ist die Blüte seines Daseins, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret.

Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiß; er muß, was er wissen will, lernen: so lernt ein rohes Volk durch Übung für sich oder durch Umgang von andern. Nun hat aber

---

[1] Aristoteles' Handschriften soll Theophrast, sein Erbe und Nachfolger im Lehramt, einem gewissen Neleus vermacht und dieser sie verwahrlost und aus Furcht vor dem Sammeleifer der Könige Pergamums in einem Keller vergraben haben, wo sie 130 Jahre lang lagen. — [2] Der heilige Chrysostomus (347—407), seit 398 Bischof von Konstantinopel, war als hinreißender Prediger gefeiert. — [3] Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822), bedeutender deutscher Astronom, dem außer der Entdeckung des Uranus, der Uranus- und Saturnmonde und vieler Doppelsterne namentlich die Bestimmung und Zerlegung vieler Sternhäufe und Nebelflecke gelang. — [4] Schichten. — [5] Diese alten Bewohner der südrussischen Steppen sind namentlich durch die Schilderungen unsterblich geworden, die der griechische Geschichtschreiber Herodot (vgl. S. 99, Anm. 3) im 4. Buch seiner „Geschichten" von ihnen gegeben hat.

jede Art der menschlichen Kenntnisse ihren eigenen Kreis, d. i. ihre Natur, Zeit, Stelle und Lebensperiode; die griechische Kultur z. B. erwuchs nach Zeiten, Orten und Gegenständen und sank mit denselben. Einige Künste und die Dichtkunst gingen der Philosophie zuvor; wo die Kunst oder die Rednerei blühte, durfte nicht eben auch die Kriegskunst oder die patriotische Tugend blühen; die Redner Athens bewiesen ihren größesten Enthusiasmus, da es mit dem Staat zu Ende ging und seine Redlichkeit hin war.

Aber das haben alle Gattungen menschlicher Aufklärung gemein, daß jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebet, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt. Jedes vollkommenste Werk nämlich, sofern man von Menschen Vollkommenheit fodern kann, ist ein Höchstes in seiner Art; hinter ihm sind also bloß Nachahmungen oder unglückliche Bestrebungen, es übertreffen zu wollen, möglich. Als Homer gesungen hatte, war in seiner Gattung kein zweiter Homer denkbar; jener hatte die Blüte des epischen Kranzes gepflückt, und wer auf ihn folgte, mußte sich mit einzelnen Blättern begnügen. Die griechischen Trauerspieldichter wählten sich also eine andre Laufbahn: sie aßen, wie Äschylus sagt, vom Tisch Homers, bereiteten aber für ihr Zeitalter ein anderes Gastmahl. Auch ihre Periode ging vorüber; die Gegenstände des Trauerspiels erschöpften sich und konnten von den Nachfolgern der größesten Dichter nur verändert, d. i. in einer schlechtern Form, gegeben werden, weil die bessere, die höchstschöne Form des griechischen Drama mit jenen Mustern schon gegeben war. Trotz aller seiner Moral konnte Euripides nicht mehr an Sophokles reichen, geschweige, daß er ihn im Wesen seiner Kunst zu übertreffen vermocht hätte, und der kluge Aristophanes wählte daher eine andre Laufbahn.[1] So

[1] Insofern er Komödien schrieb.

war's mit allen Gattungen der griechischen Kunst und wird unter allen Völkern also bleiben; ja, daß die Griechen in ihren schönern Zeiten dieses Naturgesetz einsahn und ein Höchstes durch ein noch Höheres nicht zu überstreben suchten, das eben machte ihren Geschmack so sicher und die Ausbildung desselben so mannigfaltig. Als Phidias seinen allmächtigen Jupiter erschaffen hatte, war kein höherer Jupiter möglich; wohl aber konnte das Ideal desselben auch auf andre Götter seines Geschlechts angewandt werden, und so erschuf man jedem Gott seinen Charakter: die ganze Provinz der Kunst ward bepflanzet.

Arm und klein wäre es also, wenn wir unsre Liebe zu irgend einem Gegenstande menschlicher Kultur der allwaltenden Vorsehung als Regel vorzeichnen wollten, um dem Augenblick, in welchem er allein Platz gewinnen konnte, eine unnatürliche Ewigkeit zu geben. Es hieße diese Bitte nichts anders, als das Wesen der Zeit zu vernichten und die ganze Natur der Endlichkeit zu zerstören. Unsere Jugend kommt nicht wieder, mithin auch nie die Wirkung unsrer Seelenkräfte, wie sie dann und dort war. Eben daß die Blume erschien, zeigt, daß sie verblühen werde; von der Wurzel aus hat sie die Kräfte der Pflanze in sich gezogen, und wenn sie stirbt, stirbt die Pflanze ihr nach. Unglücklich wäre es gewesen, wenn die Zeit, die einen Perikles und Sokrates hervorbrachte, nur ein Moment länger hätte dauren sollen, als ihr die Kette der Umstände Dauer bestimmte; es war für Athen ein gefährlicher, unerträglicher Zeitpunkt[1]. Ebenso eingeschränkt[2] wäre es, wenn die Mythologie Homers in den Gemütern der Menschen ewig dauren, die Götter der Griechen ewig herrschen, ihre Demosthene ewig donnern sollen u. s. Jede Pflanze

[1] Daß sich eine Demokratie wie die athenische in der Spannung der Kräfte, die das perikleische Zeitalter hervorbrachte, nicht dauernd erhalten konnte, erkennt man an dem Unglück, das der Verlust dieses zügelnden, die Massen beherrschenden Mannes (gest. 429 v. Chr.) bedeutete, und an der jeder ernsten Mahnung abholden Leidenschaftlichkeit der durch den langen Peloponnesischen Krieg vollends entfesselten arbeitslosen, leicht verführten Masse, die im Jahre 399 v. Chr. Sokrates zum Giftbecher verurteilte. — [2] Beschränkt. Zur Sache vgl. Bd. 1 unserer Ausgabe, S. 3—10 und S. 202—203.

der Natur muß verblühen; aber die verblühete Pflanze streut ihren Samen weiter, und dadurch erneuet sich die lebendige Schöpfung. Shakespeare war kein Sophokles, Milton kein Homer, Bolingbroke[1] kein Perikles; sie waren aber das in ihrer Art und auf ihrer Stelle, was jene in der ihrigen waren. Jeder strebe also, auf seinem Platz zu sein, was er in der Folge der Dinge sein kann; dies soll er auch sein, und ein andres ist für ihn nicht möglich.

Viertens. Die Gesundheit und Dauer eines Staats beruhet nicht auf dem Punkt seiner höchsten Kultur, sondern auf einem weisen oder glücklichen Gleichgewicht seiner lebendig wirkenden Kräfte. Je tiefer bei diesem lebendigen Streben sein Schwerpunkt liegt, desto fester und daurender ist er.

Worauf rechneten jene alten Einrichter der Staaten? Weder auf träge Ruhe noch auf ein Äußerstes der Bewegung, wohl aber auf Ordnung und eine richtige Verteilung der nie schlafenden, immer erweckten Kräfte. Das Principium dieser Weisen war eine der Natur abgelernte echte Menschenweisheit. Jedes Mal, da ein Staat auf seine Spitze gestellt ward, gesetzt, daß es auch vom glänzendsten Mann, unter dem blendendsten Vorwande geschehen wäre, geriet er in Gefahr des Unterganges und kam zu seiner vorigen Gestalt nur durch eine glückliche Gewalt wieder. So stand Griechenland gegen die Perser auf einer fürchterlichen Spitze; so strebten Athen, Lacedämon und Theben zuletzt mit äußerster Anstrengung gegeneinander, welches dem ganzen Griechenlande den Verlust der Freiheit zuzog. Gleichergestalt stellte Alexander mit seinen glänzenden Siegen das ganze Gebäude seines Staats auf eine Kegelspitze; er starb, der Kegel fiel und zerschellte. Wie gefährlich Alcibiades und Perikles für Athen gewesen[2], beweiset ihre Geschichte, ob es gleich ebenso wahr ist, daß

---

[1] Henry Saint John Viscount of Bolingbroke, 1704—1708 englischer Kriegssekretär, 1710—15 Minister des Auswärtigen, brachte 1713 den Frieden von Utrecht zu stande; er war auch litterarisch thätig. — [2] Vgl. S. 136, Z. 25 bis S. 137, Z. 3 und S. 124, Z. 1—20.

Zeitpunkte dieser Art, zumal wenn sie bald und glücklich ausgehen, seltene Wirkungen zum Vorschein bringen und unglaubliche Kräfte regen. Alles Glänzende Griechenlandes ist durch die rege Wirksamkeit vieler Staaten und lebendiger Kräfte, alles Daurende und Gesunde seines Geschmacks und seiner Verfassung dagegen ist nur durch ein weises, glückliches Gleichgewicht seiner strebenden Kräfte bewirkt worden. Jedesmal war das Glück seiner Einrichtungen um so daurender und edler, je mehr es sich auf Humanität, d. i. auf Vernunft und Billigkeit, stützte. Hier nun böte sich uns ein weites Feld der Betrachtungen über die Verfassung Griechenlands dar, was es mit seinen Erfindungen und Anstalten sowohl für die Glückseligkeit seiner Bürger als für die gesamte Menschheit geleistet habe. Hiezu aber ist's noch zu früh. Wir müssen erst mehrere Zeitverbindungen und Völker durchschauen, ehe wir hierüber zu sichern Resultaten schreiten.

Vierzehntes Buch.

Wir nähern uns der Küste, die den meisten bisher betrachteten Staaten ihren oft schrecklichen Untergang gebracht hat; denn von Rom aus ergoß sich wie eine wachsende Flut das Verderben über die Staaten Großgriechenlandes, über Griechenland selbst und über alle Reiche, die von den Trümmern des Throns Alexanders erbauet waren. Rom zerstörte Karthago, Korinth, Jerusalem und viel andre blühende Städte der griechischen und asiatischen Welt, so wie es auch in Europa jeder mittäglichen Kultur, an welche seine Waffen reichten, insonderheit seiner Nachbarin Etrurien und dem mutvollen Numantia, ein trauriges Ende gemacht hat. Es ruhete nicht, bis es vom westlichen Meer bis zum Euphrat, vom Rhein bis zum Atlas eine Welt von Völkern beherrschte, zuletzt aber auch über die vom Schicksal ihm bezeichnete Linie hinausbrach und nicht nur durch den tapfern Widerstand nördlicher oder Bergvölker[1] sein Ziel, sondern auch durch innere Üppigkeit und Zwietracht, durch den grausamen Stolz seiner Beherrscher, durch die fürchterliche Soldatenregierung[2], endlich durch die Wut roher Völker[3], die wie Wogen des Meers hinanstürzten, sein unglückliches Ende fand. Nie ist das Schicksal der Völker länger und mächtiger an eine

[1] Der Germanen am Rhein und an der Donau, der Jazygen und Daker in Ungarn und Siebenbürgen. — [2] Die vielen von den Prätorianern ausgerufenen römischen Kaiser von Septimius Severus bis auf Carus (193—283) heißen geradezu die Soldatenkaiser. — [3] Der Hunnen und der von diesen westwärts gedrängten Germanen. Der Germane Odoaker stürzte im Jahre 476 den letzten nationalrömischen Herrscher Romulus Augustulus.

Stadt geknüpft gewesen als unter der römischen Weltbeherrschung; und wie sich bei derselben auf einer Seite alle Stärke des menschlichen Muts und Entschlusses, mehr aber noch viel kriegerische und politische Weisheit entwickelt hat, so sind auch auf der andern Seite in diesem großen Spiel Härtigkeiten und Laster erschienen, vor denen die menschliche Natur zurückschaudern wird, solange sie einen Punkt ihrer Rechte fühlet. Wunderbarerweise ist dies Rom der steile, fürchterliche Übergang zur ganzen Kultur Europas worden, indem sich in seinen Trümmern nicht nur die geplünderten Schätze aller Weisheit und Kunst einiger alten Staaten in traurigen Resten gerettet haben, sondern auch durch eine sonderbare Verwandlung die Sprache Roms das Werkzeug ward, durch welches man alle jene Schätze der ältern Welt brauchen lernet.[1] Noch jetzt wird uns von Jugend auf die lateinische Sprache das Mittel einer gelehrteren Bildung, und wir, die wir so wenig römischen Sinnes und Geistes haben, sind bestimmt, römische Weltverwüster eher kennen zu lernen als die sanftern Sitten milderer Völker oder die Grundsätze der Glückseligkeit unsrer Staaten. Marius und Sulla, Cäsar und Oktavius sind unsre frühere Bekannten als die Weisheit Sokrates' oder die Einrichtungen unsrer Väter. Auch hat die römische Geschichte, weil an ihrer Sprache die Kultur Europas hing, sowohl politische als gelehrte Erläuterungen erhalten, deren sich fast keine Geschichte der Welt rühmen darf; denn die größesten Geister, die über Geschichte dachten, dachten über sie und entwickelten über römischen Grundsätzen und Thaten ihre eignen Gedanken. Wir gehen also auf dem blutbetriesten Boden der römischen Pracht zugleich wie in einem Heiligtum klassischer Gelehrsamkeit und alter überbliebner Kunstwerke umher, wo uns bei jedem Schritt ein neuer Gegenstand an versunkne Schätze einer alten, nie wiederkehrenden Weltherrlichkeit er-

[1] Das Lateinische wurde die Kirchen-, Schul- und Gelehrtensprache des Mittelalters. Vgl. Bd. 1, S. 132—198.

innert. Die Fasces[1] der Überwinder, die einst unschuldige Nationen züchtigten, betrachten wir als Sprößlinge einer hochherrlichen Kultur, die durch traurige Zufälle auch unter uns gepflanzt worden. Ehe wir aber die Weltüberwinderin selbst kennen lernen, müssen wir zuvor der Humanität ein Opfer bringen und wenigstens den Blick des Bedaurens auf ein nachbarliches Volk werfen, das zur früheren Bildung Roms das meiste beitrug[2], leider aber auch seinen Eroberungen zu nahe lag und ein trauriges Ende erlebte.

I.

Etrusker und Lateiner.

Schon ihrer Lage nach war die hervorgestreckte Halbinsel Italien einer Menge verschiedener Ankömmlinge und Bewohner fähig. Da sie im obern Teil mit dem großen festen Lande zusammenhängt, das von Spanien und Gallien aus über Illyrien hin sich bis zum Schwarzen Meer, der großen Wegscheide der Völker, verbreitet und längs dem Meer hin gerade den Küsten Illyriens und Griechenlandes gegenüberliegt, so war's unvermeidlich, daß nicht in jenen Zeiten uralter Völkerwanderungen auch verschiedne Stämme verschiedner Nationen längsab dahin gelangen mußten. Oberhalb waren einige von ihnen iberischen[3], andre gallischen Stammes; hinunterwärts wohnten Ausonier,

[1] Rutenbündel (im Kriege mit einem eingebundenen Beil), die vor den oberen römischen Beamten und den Feldherren als Zeichen ihrer Richt- und Strafgewalt hergetragen wurden. — [2] In der Reihe der römischen Könige erinnerten Tarquinius Priscus und Tarquinius Superbus, deren ersterer aus der etruskischen Stadt Tarquinii nach Rom eingewandert sein und die Kloaken und die Rennbahn gebaut haben soll, an eine Zeit, in welcher die Etrusker auch ein politisches Übergewicht über Rom besaßen. Noch Julius Cäsar wußte nach seiner Rede in Sallusts „Verschwörung des Catilina" (Kap. 51, § 38), daß die Römer die meisten Abzeichen ihrer Behörden den Etruskern entlehnt hatten, z. B. die Thronsessel der oberen Beamten und deren purpurverbrämte Amtstracht. — [3] Iberier, eigentlich der Name eines Stammes im Nordosten Spaniens, ist ein Gesamtname der Spanier. Die Basken in Spanien und die Ligurer um den Golf von Genua gelten auch heute zum Teil für verwandt (Carl Pauli, Altitalische Forschungen, Bd. 2, Abt. 1 u. 2, Leipz. 1894).

deren höheren Ursprung man nicht weiß, und da sich mit den meisten dieser Völker Pelasger[1] und späterhin Griechen, ja vielleicht selbst Trojaner, und jene aus verschiednen Gegenden zu verschiednen Zeiten, vermischt haben, so kann man schon dieser merkwürdigen Ankömmlinge wegen Italien als ein Treibhaus ansehn, in welchem früher oder später etwas Merkwürdiges hervorsprießen mußte. Viele dieser Völker kamen nämlich nicht ungebildet hieher; die pelasgischen Stämme hatten ihre Buchstaben, ihre Religion und Fabel; manche Iberier, die dem phönicischen Handel nahe gewohnt hatten, vielleicht auch; es kam also nur darauf an, auf welcher Stelle und in welcher Weise die einländische Blüte sich hervorthun würde.

Sie sproßte bei den Etruskern auf, die, woher sie auch gewesen sein mögen, eins der frühesten und eigentümlichsten Völker im Geschmack und in der Kultur wurden. Auf Eroberungen ging nicht ihr Sinn; aber auf Anlagen, Einrichtungen, Handel, Kunst und Schiffahrt, zu welcher ihnen die Küsten dieses Landes sehr bequem waren. Fast in ganz Italien bis nach Kampanien hin haben sie Pflanzstädte angelegt, Künste eingeführt und Handel getrieben, so daß eine Reihe der berühmtesten Städte[2] dieses Landes ihnen ihren Ursprung verdanket.* Ihre bürgerliche Einrichtung, in welcher sie den Römern selbst zum Vorbilde dienten[3], hebt sich hoch über die Verfassung der Barbaren empor und hat zugleich so ganz das Gepräge eines europäischen Geistes, daß sie gewiß von keinem asiatisch- oder afrikanischen Volk entlehnt sein konnte. Nahe noch vor den Zeiten ihres Unterganges war Etrurien eine Gemeinrepublik von zwölf Stämmen, nach Grundsätzen vereinigt, die in Griechenland selbst

* S. Demster. Etrur. Regal. cum observat. Buonaroti et paralipom. Passerii[4]. Florent. 1723. 1767.

[1] Vgl. S. 105, Anm. 1. — [2] Außerhalb Etruriens (Toscanas) z. B. Antium in Latium, Sorrent, Capri und Capua, ja ein ganzer Zwölfstädtebund in Kampanien. — [3] Vgl. S. 175, Anm. 2. — [4] Johann Baptist Passer, In Theodori Dempteri libros de Etruria regali Paralipomena (1767).

weit später und nur durch die äußerste Not erzwungen wurden[1]. Kein einzelner Staat durfte ohne Teilnehmung des gesamten Ganzen Krieg anfangen oder Frieden schließen; der Krieg selbst war von ihnen schon zu einer Kunst gemacht, da sie zu Zeichen des Angriffes, des Abzuges, des Marsches, des Fechtens in geschlossnen Gliedern die Kriegstrompete, die leichten Spieße, das Pilum[2] u. s. erfunden hatten oder gebrauchten. Mit dem feierlichen Recht der Herolde, das sie einführten[3], beobachteten sie eine Art Krieges- und Völkerrechts, wie denn auch die Auguria[4] und mehrere Gebräuche ihrer Religion, die uns bloß Aberglaube dünken, offenbar zugleich Werkzeuge ihrer Staatseinrichtung waren, durch welche sie in Italien als das erste Volk erscheinen, das die Religion kunstmäßig mit dem Staat zu verbinden suchte. In alle diesem hat Rom fast alles von ihnen gelernt, und wenn Einrichtungen solcher Art unleugbar zur Festigkeit und Größe der römischen Macht beitrugen, so sind die Römer den Etruskern hierin das meiste schuldig. Auch die Schiffahrt trieb dieses Volk frühe schon als wirkliche Kunst und herrschte in Kolonien oder durch Handel längs der italienischen Küste. Sie verstanden die Befestigungs- und Baukunst; die toskanische Säule, älter als selbst die dorische der Griechen, hat von ihnen den Namen und ist von keinem fremden Volk entlehnet[5]. Sie liebten das Wettrennen auf Wagen, Theaterspiele, die Musik, ja auch die Dichtkunst, und hatten, wie ihre Kunstdenkmale zeigen, die pelasgische Fabel[6] sich sehr eigen zu-

[1] Herder denkt daran, daß die im Folgenden näher bezeichneten — übrigens nicht allzu streng beobachteten — Grundsätze in Griechenland eigentlich erst in den Perserkriegen, in denen die Thebaner noch zu den Landesfeinden standen, zur Geltung kamen. — [2] Die auch von den Römern übernommene schwere Wurfwaffe. — [3] Die Fetialen, d. h. „Spruchmänner", die den Krieg ansagten und den Friedensschluß vollzogen, waren eine gemein-italische Einrichtung, wie denn Herder (mit seiner ganzen Zeit) die etruskischen Einflüsse auf Rom sehr überschätzt. — [4] Verkündigung des Willens der Götter aus dem Flug und Geschrei der Vögel. — [5] Die toskanische oder italische Säulenordnung ist thatsächlich ein sehr alter, dem dorischen Typus verwandter Versuch einer eigenen Säulenbildung. — [6] Die altgriechischen Mythen. Nach früher Überlieferung sollte das etruskische Volk aus der Vereinigung der unter Tyrsenus aus Kleinasien eingewanderten Lyder und pelasgischer Tyrrhener entstanden sein.

gebildet. Jene Trümmern und Scherben ihrer Kunst, die uns meistens nur das rettende Totenreich aufbewahrt hat[1], zeigen, daß sie von den rohesten Anfängen ausgegangen sind und auch nachher in der Bekanntschaft mehrerer Völker, selbst der Griechen, ihrer eigentümlichen Denkart treu zu bleiben wußten. Sie haben wirklich einen eignen Stil der Kunst* und haben diesen wie den Gebrauch ihrer Religionssagen bis über das Ende ihrer Freiheit behauptet.** So scheinen sie auch in guten bürgerlichen Gesetzen für beide Geschlechter, in Anstalten für den Acker- und Weinbau, für die innere Sicherheit des Handels, für die Aufnahme der Fremden u. s. den Rechten der Menschheit nähergekommen zu sein, als selbst späterhin manche griechische Republiken kamen; und da ihr Alphabet der nähere Typus aller europäischen Alphabete geworden ist[2], so dürfen wir Etrurien als die zweite Pflanzstätte der Kultur unsres Weltteils ansehen. Um so mehr ist's zu bedauren, daß wir von den Bestrebungen dieses kunstreichen, gesitteten Volks so wenige Denkmale und Nachrichten haben; denn selbst die nähere Geschichte ihres Unterganges hat uns ein feindlicher Zufall geraubet.[3]

Woher nun diese etruskische Blüte? Woher, daß sie nicht zur

* S. Winckelmanns Geschichte der Kunst. T. I, Kap. 3. — ** S. Heyne de fabularum religionumque Graecarum ab Etrusca arte frequentatarum natura et causis; de reliquiis patriae religionis in artis Etruscae monumentis; Etrusca Antiquitas a commentitiis interpretamentis liberata; Artis Etruscae monimenta ad genera et tempora sua revocata in N. Commentariis Soc. Gotting. T. III. seq.[4]

[1] Die meisten etruskischen Denkmäler, namentlich Vasen, sind Gräberfunde. Eine ganze „etruskische Nekropole" (Totenstadt, Begräbnisplatz) ist z. B. unter dem nordwestlichen Abhang der Stadthöhe von Orvieto, dem alten Volsinii, aufgedeckt worden. — [2] Das etruskische Alphabet, die selbständige Weiterbildung eines jüngeren hellenischen Alphabetes, ist zwar nicht direkt die Grundlage der Alphabete der europäischen Kulturvölker geworden, aber thatsächlich bis zu den Kelten an und in den Alpen, ja nördlich von diesen bis nach Tirol und Steiermark verbreitet worden. — [3] Gemeint ist der Verlust der Bücher 11—20 von Livius' Geschichtswerk, in deren erstem die letzten Kämpfe der Etrusker um ihre Selbständigkeit in den Jahren 285—282 v. Chr. erzählt waren. — [4] Die frei aus dem Gedächtnis verzeichneten Abhandlungen Heynes stehen der Reihe nach in den „Novae commentationes Societatis Regiae scientiarum Gottingensis", Bd. 3, 6, 7, 4 und 5.

griechischen Schönheit stieg und vor dem Gipfel ihrer Vollkommenheit verblühte? So wenig wir von den Etruskern wissen, so sehen wir doch auch bei ihnen das große Naturwerk in Bildung der Nationen, das sich nach innern Kräften und äußern Verbindungen mit Ort und Zeit gleichsam selbst umschreibet. Ein europäisches Volk waren sie, schon weiter entfernt vom altbewohnten Asien, jener Mutter der früheren Bildung. Auch die pelasgischen Stämme kamen als halbverwilderte Wanderer an diese oder jene italienische Küste, da Griechenland hingegen dem Zusammenstrom gebildeter Nationen wie im Mittelpunkt lag. Hier drängeten sich mehrere Völker zusammen, so daß auch die etruskische Sprache ein Gemisch mehrerer Sprachen scheinet*; dem vielbewohnten Italien war also die Blüte der Bildung aus einem reinen Keime versagt. Schon daß der Apennin voll roher Bergvölker mitten durch Italien streichet, ließ jene Einförmigkeit eines Reiches oder Nationalgeschmacks nicht zu, auf welche sich doch allein die feste Dauer einer allgemeinen Landeskultur gründet. Auch in spätern Zeiten hat kein Land den Römern mehr Mühe gekostet als Italien selbst, und sobald ihre Herrschaft dahin war, ging es abermals in seinen natürlichen Zustand der mannigfaltigsten Teilung über. Die Lage seiner Länder nach Gebürg- und Küsten sowie auch der verschiedne Stammescharakter seiner Bewohner machte diese Teilung natürlich; denn noch jetzt, da die politische Gewalt alles unter ein Haupt zu bringen oder an eine Kette zu reihen sucht[1], ist unter allen Ländern Europas Italien das vielgeteilteste Land geblieben. Auch die Etrusker also wurden bald von mehreren Völkern bedränget, und da sie mehr ein handelndes als ein kriegerisches

* S. Passerii Paralipom. ad Demster.

[1] Wohl eine Anspielung auf den Deutschen Fürstenbund, der auf Veranlassung Friedrichs des Großen 1785 zwischen Preußen, Sachsen, Hannover, Hessen-Cassel, Baden, Braunschweig, Mecklenburg und den thüringischen Herzogtümern geschlossen wurde, um Josephs II. Absichten auf Bayern und Anschlägen wider die Reichsverfassung entgegenzutreten.

Volk waren, so mußte selbst ihre gebildetere Kriegskunst beinahe jedem neuen Anfall wilderer Nationen weichen. Durch die Gallier verloren sie ihre Plätze in Oberitalien[1] und wurden ins eigentliche Etrurien eingeschränkt; späterhin gingen ihre Pflanzstädte in Kampanien an die Samniten über.[2] Als ein kunstliebendes, handelndes Volk mußten sie roheren Nationen gar bald unterliegen; denn Künste sowohl als der Handel führen Üppigkeit mit sich, von der ihre Kolonien an den schönsten Küsten Italiens nicht frei waren. Endlich gerieten die Römer über sie, denen sie unglücklicherweise zu nahe lagen, denen also auch trotz alles rühmlichen Widerstandes weder ihre Kultur noch ihr Staatenbund ewig widerstehen mochte. Durch jene waren sie zum Teil schon ermattet, indes Rom noch ein hartes kriegerisches Volk war; ihre Staatenverbündung konnte ihnen auch wenig Nutzen schaffen, da die Römer sie zu trennen wußten und mit einzelnen Staaten fochten. Einzeln aber bezwangen sie dieselbe, nicht ohne vieljährige Mühe, da von der andern Seite auch die Gallier oft in Etrurien streiften. Das bedrängte Volk, von zwei mächtigen Feinden begrenzet, erlag also dem, der seine Unterjochung mit dem festesten Plan fortsetzte; und dies waren die Römer. Seit der Aufnahme des stolzen Tarquins in Etrurien und seit dem Glück des Porsenna[3] sahen sie diesen Staat als ihren gefährlichsten Nachbar an; denn Demütigungen, wie Rom vom Porsenna erfahren hatte, konnte es nie vergeben. Daher es kein Wunder war, wenn einem rohen Volke ein beinahe erschlafftes, einem kriegerischen ein handelndes, einer festvereinigten Stadt ein uneiniges Staatenbündnis zuletzt unterliegen mußte. Wenn Rom

[1] Im 5. Jahrhundert v. Chr. entrissen die über die Alpen niedersteigenden Kelten (Gallier) einen Platz Norditaliens nach dem anderen den ursprünglich auch dort herrschenden Etruskern. — [2] Capua fiel 424 v. Chr., die anderen Städte Kampaniens schon in den Jahrzehnten vorher in die Hände der Samniter. — [3] Der i. J. 509 v. Chr. aus Rom vertriebene letzte König Tarquinius Superbus (d. h. der Stolze) fand gemäß der Herkunft seines Hauses (vgl. S. 175, Anm. 2) Aufnahme in Etrurien. Zur Abwehr des Versuches, ihn nach Rom zurückzuführen, mußten die Römer noch 509 gegen Veji und Tarquinii, 508 gegen König Porsenna von Clusium kämpfen, von dem sie den Frieden sogar durch Entwaffnung und Gebietsabtretung erkaufen mußten.

nicht zerstören sollte, so mußte es frühe zerstört werden; und da solches der gute Porsenna nicht that, so ward sein Land endlich des verschonten Feindes Beute.

Daß also die Etrusker auch in ihrem Kunststil nie völlige Griechen worden sind, erklärt sich aus der Lage und Zeit, in welcher sie blühten. Ihre Dichterfabel war bloß die ältere, schwere griechische Fabel[1], in welche sie dennoch bis zur Bewunderung Leben und Bewegung brachten; die Gegenstände, die sie in der Kunst ausdrückten, scheinen auf wenige gottesdienstliche oder bürgerliche Feierlichkeiten eingeschränkt gewesen zu sein, deren Schlüssel wir im einzelnen beinahe ganz verloren haben. Überdem kennen wir dies Volk fast nur aus Leichenbegängnissen, Särgen und Totentöpfen[2]. Die schönste Zeit der griechischen Kunst, die durch den Sieg der Perser[3] bewirkt ward, erlebte die Freiheit der Etrusker nicht, und für sich selbst hatte ihnen ihre Lage dergleichen Anlässe zum höheren Aufschwunge des Geistes und Ruhms versaget. Also müssen wir sie wie eine frühgereifte Frucht betrachten, die in einer Ecke des Gartens nicht ganz zur Süßigkeit ihrer Mitschwestern, die sich des milderen Glanzes der Sonnenwärme erfreun, gelangen konnte. Das Schicksal hatte den Ufern des Arno eine spätere Zeit vorbehalten, in der sie reifere und schönere Früchte brächten.[4]

* * *

Vorjetzt waren die sumpfigen Ufer der Tiber zu dem Wirkungskreise bestimmt, der sich über drei Weltteile[5] erstrecken sollte, und auch dazu schreiben sich die Anlagen lange noch vor der Entstehung Roms aus ältern Zeitumständen her. In dieser Gegend nämlich war's, wo der Sage nach Evander, ja Herkules selbst[6]

---

[1] Vgl. S. 110, Z. 4 bis S. 111, Z. 9. — [2] Vgl. S. 178, Anm. 1. — [3] D. h. über die Perser. — [4] Herder meint die Blüte der Malerei, Bildhauerei und Architektur in Florenz vom 14. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts (Renaissancezeit). — [5] Europa, Asien und Afrika. — [6] Auf den aus Pallantion in Arkadien eingewanderten latinischen Heros Euander wurde die älteste Niederlassung auf dem römischen Stadthügel Palatin zurückgeführt, die nach diesem Nachkommen des Pallas

mit seinen Griechen, Äneas mit seinen Trojanern gelandet hatte; hier im Mittelpunkt Italiens war Pallantium erbaut, das Reich der Lateiner mit Alba Longa[1] errichtet; hier war also eine Niederlage früherer Kultur, so daß einige[2] sogar ein Rom vor Rom angenommen und die neue Stadt auf Trümmern einer älteren zu finden vermeinet haben. Das letzte ist ohne Grund, da Rom wahrscheinlich eine Kolonie von Alba Longa unter der Anführung zweier glücklicher Abenteurer war; denn unter andern Umständen würde man diese traurige Gegend schwerlich gewählt haben. Lasset uns indessen sehen, was eben in ihr Rom gleich von Anfange an vor und um sich hatte, um, sobald es den Brüsten der Wölfin[3] entkam, sich zum Kampf und zum Raube zu üben.

Lauter kleine Völker wohnten rings um dasselbe; daher es bald in den Fall kam, nicht nur seinen Unterhalt, sondern selbst seinen Platz sich zu erstreiten. Die frühen Fehden mit den Cäninensern, Crustuminern, Antemnaten, den Sabinern, Cameriern, Fidenaten, Vejentern u. s. sind bekannt[4]; sie machten das kaum entstandene Rom, das auf der Grenze der verschiedensten Völker gebauet war, von Anfange an gleichsam zu einem stehenden Feldlager und gewöhnten den Feldherren sowohl als den

ursprünglich Pallanteum oder Palantium geheißen haben sollte. Als Herkules, mit den Rindern des Geryones von der westlichen Insel Erytheia zurückkehrend, bei Palantium den räuberischen Riesen Cacus erschlug, errichtete Euander daselbst zum Dank einen Altar, die Ara Maxima, und Herkules' argivische Begleiter sollen sich bei diesem Heiligtum angesiedelt haben. — [1] Der aus Troja geflüchtete Äneas galt als der Stammvater der Römer; sein Sohn Ascanius oder Julus gründete von dem von Äneas selbst erbauten Lavinium aus Alba Longa, das, etwa 30 km südöstlich von Rom gelegen, vor diesem eine Zeitlang das Oberhaupt eines lateinischen Städtebundes war. — [2] Z. B. Livius und Ovid, namentlich aber Vergil, der in der „Äneis" (Buch 8, V. 313) Euander „König" sowie „Gründer der römischen Burg" nennt und ihn dem Äneas schon die Trümmer zweier zerstörter Städte, des Janus und des Saturnus, zeigen läßt. Lange nahm man die Angaben dieser Schriftsteller für historisch und schloß daraus voreilig auf eine vorrömische Stadt an der Stelle des auf Romulus und Remus zurückgeführten Rom, eine Annahme, die erst spätere topographische Forschungen wissenschaftlich bestätigt haben. — [3] Romulus und Remus sollten von ihrem Großoheim, dem König Amulius von Alba Longa, ausgesetzt und von einer Wölfin gesäugt worden sein. — [4] Die Sabiner überhaupt und im besonderen die sabinischen Gemeinden Cänina, Crustumium, Antemnä und Cameria begannen den Krieg mit Rom, weil Romulus durch seine Unterthanen hatte Sabinerinnen rauben lassen; auch die Etrusker von Fidenä und Veji erlagen nach Livius' Erzählung schon den Waffen des Romulus.

Senat, die Ritter und das Volk zu Triumphaufzügen über beraubte Völker. Diese Triumphaufzüge, die Rom von den benachbarten Etruskern annahm, wurden dem länderarmen, dürftigen, aber volkreichen und kriegerischen Staat die große Lockspeise zu auswärtigen Befehdungen und Streifereien. Vergebens bauete der friedliche Numa den Tempel des Janus und der Göttin Fides; vergebens stellte er Grenzgötter auf und feierte Grenzfeste.[1] Nur in seinen Lebzeiten dauerte diese friedliche Einrichtung, denn das durch die dreißigjährigen Siege seines ersten Beherrschers zum Raube gewöhnte Rom glaubte, auch seinen Jupiter nicht besser ehren zu können, als wenn es ihm Beute brächte. Ein neuer Kriegsgeist folgte dem billigen Gesetzgeber, und Tullus Hostilius bekriegte schon die Mutter seiner Stadt selbst, Alba Longa. Er schleifte sie und versetzte die Albaner nach Rom; so bezwangen er und seine Nachfolger die Fidenaten, Sabiner, zuletzt alle lateinische Städte und gingen auf die Etrusker.[2] Alle das wäre von selbst unterblieben, wenn Rom an einem andern Ort gebauet oder von einem mächtigen Nachbar früh unterdrückt worden wäre. Jetzt drang es als eine lateinische Stadt sich gar bald dem Bunde der lateinischen Städte zum Oberhaupt auf und verschlang zuletzt die Lateiner; es mischte sich mit den Sabinern, bis es auch sie unterjochte[3]; es lernte von den Etruskern, bis es

---

[1] Numa Pompilius, der zweite römische König, galt als Ordner des römischen Kultus. „Überzeugt", so berichtet Livius von ihm, „daß das wilde Volk durch Entwohnung von den Waffen gesänftigt werden müsse, schuf er als Verkündiger von Krieg und Frieden den Janustempel: geöffnet sollte er anzeigen, daß der Staat in Waffen sei, geschlossen, daß die Völker ringsum in Frieden lebten." Die von Numa angeordnete Festfeier der Göttin der Fides, d. h. der Treue, des Wortbaltens, sollte lehren, „daß Treue zu halten und ihr Sitz in der Rechten heilig sei". Die von Numa eingeführte feierliche Aufrichtung von Grenzsteinen und das Fest des Grenzgottes (Terminus oder Jupiter Terminalis) am 23. Februar jedes Jahres beschreibt namentlich Ovid in den „Fasten", Buch 2, V. 639—684. — [2] Kriege gegen die Vejenter und andere Etrusker führte nach Tullus Hostilius selbst wieder der sechste römische König, Servius Tullius. Der nämliche veranlaßte auch schon Roms Aufnahme in den „Bund der Latiner" und bewog die Latiner, das Bundesheiligtum auf den römischen Aventin zu verlegen; der letzte römische König, Tarquinius Superbus, machte die Latiner vollends zu Unterthanen. — [3] Rom scheint geradezu aus der Verschmelzung einer latinischen und einer sabinischen Gemeinde hervorgegangen zu sein. Über Roms Verhältnis zu Etrurien vgl. S. 177, Anm. 3.

sie unter sich brachte, und so nahm es Besitz von seiner dreifachen Grenze.[1]

Allerdings ward zu diesen frühen Unternehmungen der Charakter solcher Könige erfodert, als Rom hatte, insonderheit der Charakter ihres ersten Königs. Dieser, den auch ohne Fabel die Milch einer Wölfin genährt hatte, offenbar war er ein mutiger, kluger, kühner Abenteurer, wie es auch seine ersten Gesetze und Einrichtungen sagen. Schon Numa milderte einige derselben, ein deutliches Kennzeichen, daß es nicht in der Zeit, sondern in der Person lag, die solche Gesetze gegeben. Denn wie roh der Heldengeist der frühern Römer überhaupt gewesen, zeigt so manche Geschichte eines Horatius Cocles, Junius Brutus, Mucius Scävola, das Betragen einer Tullia Tarquins[2] u. s. Glücklich war's also für diesen räuberischen Staat, daß in der Reihe seiner Könige rohe Tapferkeit sich mit politischer Klugheit, beide aber mit patriotischer Großmut mischten; glücklich, daß auf den Romulus ein Numa, auf diesen ein Tullius, Ankus, nach solchen abermals ein Tarquin und auf ihn Servius folgte, den nur persönliche Verdienste vom Stande eines Sklaven bis zum Thron hinaufführen konnten.[3] Glücklich endlich, daß diese Könige von so verschiednen Eigenschaften lange regierten[4], daß also jeder der-

[1] Die Etrusker waren die nördlichen, die Sabiner die östlichen, die Latiner die südlichen Grenznachbarn Roms. — [2] Horatius Cocles verteidigte die Tiberbrücke allein gegen die Scharen des Königs Porsenna (vgl. S. 180, Anm. 3), bis sie hinter ihm abgebrochen war; Junius Brutus ließ seinen Sohn hinrichten, weil er sich an einer Verschwörung zur Zurückführung des Königs Tarquinius Superbus beteiligt hatte; Mucius Scävola hielt zum Beweise, daß die Strafe des Königs Porsenna, den er hatte ermorden wollen, ihn und seine Mitverschworenen nicht schrecke, die rechte Hand ins Opferfeuer; Tullia, die Tochter des Servius Tullius und Gemahlin des Tarquinius Superbus, fuhr triumphierend über den Leichnam des von ihrem Gemahl ermordeten Vaters hinweg. — [3] Wie Tullius Hostilius die Bewohner von Alba Longa, so führte Ancus Marcius, der vierte König Roms, die Bewohner kleiner latinischer Städte nach Rom über. Beiden werden Tarquinius Priscus, der Erbauer des Jupitertempels auf dem Kapitol sowie der Kloaken und der großen Rennbahn, und Servius Tullius, der die Centurieneinteilung begründete und die Schätzung des Volkes einführte, als friedlichere Staatsordner gegenübergestellt. — [4] Die sagenhaften Könige Roms wurden früher mit folgenden Regierungszeiten angesetzt: Romulus 753—716, Numa 716—673, Tullus 673—641, Ancus 641—616, Tarquinius Priscus 616—578, Servius Tullius 578—534, Tarquinius Superbus 534—510 v. Chr.

selben Zeit hatte, die Zugabe seines Geistes in Rom zu sichern; bis endlich ein frecher Tarquinius kam und die festgegründete Stadt sich eine andre Regierungsform wählte.[1] Eine auserlesene, immer verjüngte Reihe von Kriegsmännern und rohen Patrioten trat jetzo auf, die auch ihre Triumphe jährlich zu verjüngen und ihren Patriotismus auf tausendfache Art zu wenden und zu stählen suchten. Wollte man einen politischen Roman erfinden, wie ein Rom etwa habe entstehen mögen, so wird man schwerlich glücklichere Umstände erdenken, als hier die Geschichte oder die Fabel uns wirklich gibt.* Rhea Sylvia[2] und das Schicksal ihrer Söhne, der Raub der Sabinerinnen[3] und die Vergötterung des Quirinus[4], jedes Abenteuer von roher Gestalt in Kriegen und Siegen, zuletzt ein Tarquin und eine Lukrezia, ein Junius Brutus, Poplicola[5], Mucius Scävola u. s. gehören dazu, um in der Anlage Roms selbst schon eine ganze Reihe künftiger Erfolge zu malen. Über keine Geschichte ist daher leichter zu philosophieren gewesen als über die römische Geschichte, weil der politische Geist ihrer Geschichtschreiber uns im Lauf der Begeben-

* Montesquieu in seiner schönen Schrift „Sur la grandeur et sur la décadence des Romains"[6] hat sie beinahe schon zu einem politischen Roman erhoben. Vor ihm hatten Macchiavell[6], Paruta[6] und viel andere scharfsinnige Italiener sich in politischen Betrachtungen über sie geübet.

[1] Tarquinius Superbus führte durch die Entehrung der Lucretia, der edlen Gemahlin des Lucius Tarquinius Collatinus, den Entschluß des Adels zum Sturz der Könige (510 v. Chr.) herbei. — [2] Die Tochter des entthronten Königs Numitor von Alba Longa, die von ihrem Oheim Amulius (vgl. S. 182, Anm. 3) zum Dienst der Vesta gezwungen worden war, aber von Mars die Mutter des Romulus und Remus wurde. — [3] Vgl. S. 182, Anm. 4. — [4] Romulus wurde der Sage nach während einer Heerschau von seinem Vater Mars auf dem Streitwagen in den Himmel entrückt; er wurde — wie manche meinten, nachdem er von den herrschsüchtigen Adligen erschlagen worden war — seitdem als Quirinus göttlich verehrt. — [5] Publius Valerius Poplicola trat noch im ersten Jahre der Republik an Stelle des wegen seiner Verwandtschaft mit dem Königshause verdächtigten Lucius Tarquinius Collatinus als Konsul neben Junius Brutus an die Spitze des Staatswesens und gewann die Liebe des Volkes besonders durch Gesetze zum Schutze der Volksfreiheit. — [6] Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689—1755), „Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains" (Par. 1734). — Von Niccolò Machiavelli (1469—1527) sind die „Discorsi sopra la prima Deca di Tito Livio" (Florenz 1531) gemeint; von Paolo Paruta (1540—98) „Discorsi politici" behandelte das erste Buch die römische und die athenische Geschichte.

heiten und Thaten die Kette der Ursachen und Wirkungen selbst vorführet.

II.

Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude.

Romulus zählte sein Volk und teilte es in Zünfte[1], Kurien und Centurien; er überschlug die Äcker und verteilte sie dem Gottesdienst, dem Staat und dem Volke[2]. Das Volk sonderte er in Edle und Bürger[3]; aus jenen schuf er den Senat und verband mit den ersten Ämtern des Staats auch die Heiligkeit priesterlicher Gebräuche[4]. Ein Trupp von Rittern wurde gewählt[5], die in den spätern Zeiten eine Art Mittelstandes zwischen dem Senat und Volk ausmachten, sowie auch diese beiden Hauptstände durch Patrone und Klienten näher miteinander verknüpft wurden[6]. Von den Etruskern nahm Romulus die Liktors mit Stäben und Beil[7]: ein furchtbares Zeichen der Obergewalt, welches künftig jede höchste Obrigkeit in ihrem Kreise von Geschäften, nicht ohne Unterschiede[8], mit sich führte. Er schloß fremde Götter aus, um Rom seinen eigenen Schutzgott zu sichern; er

[1] Gedacht ist an die drei alten Tribus, deren jeder zehn Kurien zu je zehn Geschlechtern umfaßte. Die Centurien (Hundertschaften) waren Unterabteilungen der fünf römischen Vermögensklassen, nach denen zugleich Dienstpflicht und Wahlrecht geordnet waren. — [2] Als Romulus dem Jupiter Feretrius auf dem Kapitol den ersten Tempel weihte, bestimmte er nach Livius auch gewisse Ländereien zum Unterhalt dieses Heiligtumes und seiner Priester. Dem Staate fiel zu, was z. B. die Vejenter an Gebiet abtreten mußten. Die Zuweisung von Land an Nicht-Patrizier nimmt Herder willkürlich an. — [3] Patrizier und Klienten. — [4] Schon Romulus übte als König das Augurium (vgl. S. 177, Anm. 4) aus, und Senator wurde von Anfang an nur, wer auch an den Kuriengottesdiensten teilnehmen konnte. Kein Feldherr unternahm später einen Kampf, kein Beamter berief eine Volksversammlung, ohne das Recht der Auspizien, d. h. der Vogelschau und Himmelsbeobachtungen, ausgeübt zu haben. — [5] Livius berichtet von der Aufstellung der drei Rittercenturien, der Ramnes, Tities und Luceres. — [6] Nicht-Patrizier (Klienten) konnten nur mit Hilfe eines patrizischen Schutzherrn (patronus) Rechtsgeschäfte erledigen. — [7] Vgl. S. 175, Anm. 1. — [8] Es gab drei Dekurien Liktoren zu je 24 Mann für die höheren Magistrate und eine für die mit Opfern Betrauten. Diktatoren hatten 24, Konsuln 12, Prätoren 6 Liktoren; im Kriege trugen diese drei Beile in den Rutenbündeln, in der Stadt senkten sie die Bündel vor den Bürgern und führten gar keine Beile darin.

führte die Augurien und andre Wahrsagungen ein, die Religion des Volks mit den Geschäften des Krieges und Staats innig verwebend. Er bestimmte das Verhältnis des Weibes zum Manne, des Vaters zu seinen Kindern, richtete die Stadt ein, feierte Triumphe, ward endlich erschlagen und als ein Gott angebetet. Siehe da die einfachen Punkte, um welche sich nachher das Rad der römischen Begebenheiten unaufhörlich wälzet! Denn wenn nun mit der Zeit die Klassen des Volks vermehrt, verändert oder einander entgegengesetzt werden[1]; wenn bittre Streitigkeiten[2] entstehen, was für die Klassen oder Zünfte des Volks und für welche derselben es zuerst gehöre; wenn Unruhen über die wachsende Schuldenlast der Bürger und die Bedrückungen der Reichen[3] sich erheben, also auch so manche Vorschläge zur Erleichterung des Volks durch Zunftmeister[4], Verteilung der Äcker oder die Rechtspflege durch einen mittlern, den Ritterstand, gethan werden; wenn Streitigkeiten über die Grenzen des Senats, der Patrizier und Plebejer bald diese, bald jene Form annehmen, bis beide Stände sich untereinander verlieren[5]: so sehen wir in alle

---

[1] Durch Einfügung der Plebs, die gewöhnlich dem Ancus Marcius zugeschrieben wird. — [2] Die sogenannten Ständekämpfe gegen die Bevorrechtung der Patrizier oder um die Gleichberechtigung zwischen Patriziern und Plebejern. — [3] In den vielen Kämpfen, welche die junge Republik gegen die umliegenden Städte zu führen hatte, mußten die Patrizier die Hilfe der Plebejer oft durch Nachlaß der Schulden erkaufen. Die von den Reichen oft rücksichtslos gehandhabte Schuldhaft wurde erst 326 v. Chr. aufgehoben. — [4] Gemeint sind die (Volks-) Tribunen, die unverletzlichen Schutzbeamten, deren das Volk seit 494 v. Chr. zuerst zwei, endlich zehn erhalten hatte. Aus dem Recht der Tribunen, Plebejer gegen patrizische Beamte zu schützen, entwickelte sich ihr Recht des Einspruchs („Veto") auch gegen Anordnungen der Beamten überhaupt und gegen Senatsbeschlüsse sowie ihr Recht, das Volk zu berufen und mit ihm zu verhandeln. Die Volkstribunen Gajus Licinius und Lucius Sextius des Jahres 376 v. Chr. wollten für die Plebejer zugleich eine Erleichterung der Schuldenlast erreichen, wenn sie die Abziehung der gezahlten Zinsen vom Kapital durchsetzten, und sie suchten ferner die Mittel zur Aufteilung von Gemeindeland an arme Plebejer zu beschaffen, wenn in Zukunft kein Patrizier mehr als 500 Morgen Gemeindelandes sollte bewirtschaften dürfen. Die Zusammensetzung der Geschworenengerichte aus Rittern bewirkte zuerst der Volkstribun Gajus Sempronius Gracchus i. J. 123 v. Chr. — [5] Diese Verschmelzung vollzog sich ziemlich schnell und stetig, seitdem das Canulejische Gesetz von 445 v. Chr. die Ehen zwischen Patriziern und Plebejern für rechtsgültig erklärt hatte, und seitdem durch das eine der licinisch-sextischen Gesetze vom Jahre 366 v. Chr. bestimmt worden war, daß wenigstens einer der beiden Konsuln ein Plebejer sein müsse.

diesem nichts als notwendige Zufälle einer roh zusammengesetzten, lebendigen Maschine, wie der römische Staat innerhalb der Mauern einer Stadt sein mußte. Ein Gleiches ist's mit den Vermehrungen obrigkeitlicher Würden, da die Zahl der Bürger, der Siege, der eroberten Länder und die Bedürfnisse des Staats wuchsen; ein Gleiches mit den Einschränkungen und Vermehrungen der Triumphe, der Spiele, des Aufwandes, der männlichen und väterlichen Gewalt nach den verschiedenen Zeitaltern der Sitten und Denkart — lauter Schattierungen jener alten Stadteinrichtung, die Romulus zwar nicht erfand[1], sie aber mit so fester Hand hinstellte, daß sie bis unter die Gewalt der Kaiser, ja fast bis auf den heutigen Tag der Grund der römischen Verfassung bleiben konnte. Sie heißt: S. P. Q. R.* — vier Zauberworte, die die Welt unterjocht, zerstört und Rom zuletzt selbst durch einander unglücklich gemacht[2] haben. Lasset uns einige Hauptmomente der römischen Verfassung bemerken, aus denen das Schicksal Roms wie der Baum aus seinen Wurzeln entsprossen zu sein scheinet!

1) Der römische Senat wie das römische Volk waren von frühen Zeiten an Krieger; Rom von seinem höchsten bis im Notfall zum niedrigsten Gliede war ein Kriegsstaat. Der Senat ratschlagte; er gab aber auch in seinen Patriziern Feldherren und Gesandte; der wohlhabende Bürger von seinem siebzehnten bis zum sechsundvierzig- oder gar funfzigsten Jahr mußte zu Felde dienen. Wer nicht zehn Kriegszüge gethan hatte, war keiner obrigkeitlichen Stelle würdig. Daher also der Staatsgeist der Römer im Felde, ihr Kriegsgeist im Staat. Ihre Beratschlagungen waren über Sachen, die sie kannten, ihre Entschlüsse wurden Thaten. Der römische Gesandte prägte Königen Ehrfurcht ein; denn er konnte zugleich Heere führen und im Senat sowohl als

* Der römische Senat und das römische Volk[3].

[1] Vgl. S. 186, Z. 15, und S. 175, Anm. 2. — [2] Die Bürgerkriege von 88 bis 31 wurden zwischen der Senats- und der Volkspartei ausgefochten. — [3] Senatus populusque romanus.

im Felde das Schicksal über Königreiche entscheiden. Das Volk der obern Centurien war keine rohe Masse des Pöbels: es bestand aus kriegs-, länder-, geschäfterfahrnen, begüterten Männern. Die ärmern Centurien galten mit ihren Stimmen auch minder und wurden in den bessern Zeiten Roms des Krieges nicht einmal fähig geachtet.[1]

2) Dieser Bestimmung ging die römische Erziehung insonderheit in den edlen Geschlechtern entgegen.[2] Man lernte ratschlagen, reden, seine Stimme geben oder das Volk lenken; man ging früh in den Krieg und bahnte sich den Weg zu Triumphen oder Ehrengeschenken und Staatsämtern. Daher der so eigne Charakter der römischen Geschichte und Beredsamkeit, selbst ihrer Rechtsgelehrsamkeit und Religion, Philosophie und Sprache: alle hauchen einen Staats- und Thatengeist, einen männlichen, kühnen Mut, mit Verschlagenheit und Bürgerurbanität verbunden. Es läßt sich beinah' kein größerer Unterschied gedenken, als wenn man eine sinesische oder jüdische und römische Geschichte oder Beredsamkeit miteinander vergleichet. Auch vom Geiste der Griechen, Sparta selbst nicht ausgenommen[3], ist der römische Geist verschieden, weil er bei diesem Volk gleichsam auf einer härtern Natur, auf älterer Gewohnheit, auf festern Grundsätzen ruhet. Der römische Senat starb nicht aus: seine Schlüsse, seine Maximen und der von Romulus her geerbte Römercharakter war ewig.

3) Die römischen Feldherren waren oft Konsuls, deren Amt- und Feldherrnwürde gewöhnlich nur ein Jahr dauerte: sie mußten also eilen, um im Triumph zurückzukehren, und der Nachfolger eilte seines Vorfahren Götterehre nach. Daher der unglaubliche Fortgang und die Vervielfältigung der römischen Kriege; einer entstand aus dem andern, wie einer den andern trieb. Man sparete sich sogar Gelegenheiten auf, um künftige Feldzüge zu beginnen, wenn der jetzige vollendet wäre, und wucherte

---

[1] Dies gilt gegenüber 188 anderen nur von den zwei Centurien der Besitzlosen = prolotarii oder capito censi. — [2] D. h. kam entgegen, nicht etwa: lief zuwider. — [3] Vgl. S. 132, Z. 34 bis S. 134, Z. 3.

mit denselben wie mit einem Kapital der Beute, des Glücks und der Ehre. Daher das Interesse, das die Römer so gern an fremden Völkern nahmen, denen sie sich als Bundes- und Schutzverwandten oder als Schiedsrichter, gewiß nicht aus Menschenliebe, aufdrängeten. Ihre Bundesfreundschaft ward Vormundschaft, ihr Rat Befehl, ihre Entscheidung Krieg oder Herrschaft. Nie hat es einen kältern Stolz und zuletzt eine schamlosere Kühnheit des befehlenden Aufdringens gegeben, als diese Römer bewiesen haben; sie glaubten, die Welt sei die ihre, und darum ward sie's.

4) Auch der römische Soldat nahm an den Ehren und am Lohne des Feldherrn teil. In den ersten Zeiten der Bürgertugend Roms diente man um keinen Sold; nachher ward er sparsam erteilt; mit den Eroberungen aber und der Emporhebung des Volks durch seine Tribunen wuchsen Sold, Lohn und Beute. Oft wurden die Äcker der Überwundenen unter die Soldaten verteilt, und es ist bekannt, daß die meisten und ältesten Streitigkeiten der römischen Republik über die Austeilung der Äcker unter das Volk entstanden.[1] Späterhin bei auswärtigen Eroberungen nahm der Soldat teil an der Beute und durch Ehre sowohl als durch reiche Geschenke am Triumph seines Feldherrn selbst teil. Es gab Bürger-, Mauer-, Schiffskronen[2], und L. Dentatus[3] konnte sich rühmen, daß, da er hundertundzwanzig Treffen beigewohnt, achtmal im Zweikampf gesiegt, vorn am Leibe fünf-

[1] Zuerst beantragte i. J. 486 v. Chr. der patrizische Konsul Spurius Cassius ein Ackergesetz (lex agraria), wonach ein Teil des von den Patriziern in Besitz genommenen Gemeindelandes an bedürftige Plebejer verteilt werden sollte. Er wurde dafür von seinen Standesgenossen hingerichtet, ebenso wie die edlen Brüder Tiberius und Gajus Sempronius Gracchus (jener 133, dieser 121 v. Chr.) mit ihren auf die Stärkung und Erhaltung eines kriegstüchtigen bäuerlichen Mittelstandes gerichteten Reformen hauptsächlich deshalb scheiterten, weil sie ihren adligen Standesgenossen die Entäußerung von Gemeindeland zumuteten. — [2] Kränze oder Diademe, die zur Belohnung für hervorragende Thaten im Kriege verliehen wurden: ein Kranz aus Eichenlaub für die Errettung eines Mitbürgers, ein in Gestalt von Mauerzinnen gehaltener Stirnreif aus Gold für den, der zuerst die Mauer einer belagerten Stadt erstieg, ein Reif mit goldenen Schiffsschnäbeln für den, der zuerst ein feindliches Schiff betrat. — [3] Der auf Veranlassung der Dezemvirn i. J. 449 v. Chr. ermordete Oberst Lucius Siccius Dentatus (vgl. Plinius „Naturgeschichte", Buch 7, Kap. 8, § 101).

undvierzig Wunden und hinten keine erhalten, er dem Feinde fünfunddreißigmal die Waffen abgezogen und mit achtzehn unbeschlagenen Spießen[1], mit fünfundzwanzig Pferdezieraten, mit dreiundachtzig Ketten, hundertundsechzig Armringen, mit sechsundzwanzig Kronen, nämlich vierzehn Bürger-, acht goldenen, drei Mauer- und einer Errettungskrone, außerdem mit barem Gelde, zehn Gefangenen und zwanzig Ochsen beschenkt sei. Weil überdies der Ehrenpunkt unsrer stehenden Armeen, in denen niemand zurückdienet und nach dem Alter des Dienstes ein jeder fortrückt, in den längsten Zeiten des römischen Staats nicht stattfand, sondern der Feldherr sich seine Tribunen und diese ihre Unterbefehlshaber beim Anfange des Krieges selbst wählten, so ward notwendig damit eine freiere Konkurrenz zu Ehrenstellen und Geschäften des Krieges eröffnet, auch ein engerer Zusammenhang zwischen dem Feldherrn, den Befehlshabern und der Armee errichtet. Das ganze Heer war ein zu diesem Feldzuge erlesener Körper, in dessen kleinstem Gliede der Feldherr durch die Vertreter seiner Stelle als Seele lebte. Je mehr mit der Zeitfolge in Rom die Mauer durchbrochen ward, die im Anfange der Republik Patrizier und Volk schied, desto mehr ward auch das Kriegsglück und die Tapferkeit im Kriege für alle Stände der Weg zu Ehrenstellen, Reichtümern und der Macht im Staate — so daß in den spätern Zeiten die ersten Allgewaltigen Roms, Marius und Sulla[2], aus dem Volk waren und zuletzt gar die schlechtsten Menschen zu den höchsten Würden stiegen. Ohnstreitig war dies das Verderben Roms, so wie im Anfange der Republik der Patrizierstolz seine Stütze gewesen war und nur allmählich der drückende Hochmut des vornehmen Standes die Ursach' aller folgenden innern Zerrüttungen wurde. Ein Gleichgewicht zwischen Senat und Volk, zwischen Patriziern und Plebejern zu treffen, war der immerwährende Streitpunkt der Verfassung

[1] Gleich den Pferdezieraten, Ketten und Armringen Formen verliehener Auszeichnungen. — [2] Sulla stammte zwar aus einem heruntergekommenen, aber altadeligen Geschlechte (vgl. Sallust, „Jugurthinischer Krieg", Kap. 95, § 3).

Roms, wo das Übergewicht bald auf der einen, bald auf der andern Seite endlich dem Freistaat ein Ende machte.[1]

5) Der größeste Teil der gepriesenen Römertugend ist uns ohne die enge, harte Verfassung ihres Staats unerklärlich; jene fiel weg, sobald diese wegfiel. Die Konsuls traten in die Stelle der Könige und wurden nach den ältesten Beispielen[2] gleichsam gedrungen, eine mehr als königliche, eine römische Seele zu beweisen; alle Obrigkeiten, insonderheit die Censors[3], nahmen an diesem Geiste teil. Man erstaunt über die strenge Unparteilichkeit, über die uneigennützige Großmut, über das geschäftvolle bürgerliche Leben der alten Römer vom Anbruch des Tages an, ja noch vor Anbruch desselben bis in die späte Dämmerung. Kein Staat der Welt hat es vielleicht in dieser ernsten Geschäftigkeit, in dieser bürgerlichen Härte so weit als Rom gebracht, in welchem sich alles nahe zusammendrängte. Der Adel ihrer Geschlechter, der sich auch durch Geschlechtsnamen glorreich auszeichnete[4], die immer erneuete Gefahr von außen und das unaufhörlich kämpfende Gegengewicht zwischen dem Volk und den Edlen von innen; wiederum das Band zwischen beiden durch Klientelen und Patronate, das gemeinschaftliche Drängen aneinander auf Märkten,

[1] Aus dem letzten (sogenannten dritten) Bürgerkriege ging mit dem Obsiegen des Octavian, der das Erbe seines auf der Seite der Volkspartei stehenden Adoptivvaters Cäsar verfocht, i. J. 31 v. Chr. die Alleinherrschaft hervor. — [2] Der Konsul Titus Manlius Torquatus ließ i. J. 340 v. Chr. seinen Sohn, weil sich dieser gegen seine Weisung mit dem feindlichen Führer in einen (wenn auch siegreichen) Zweikampf eingelassen hatte, hinrichten, wie schon 509 v. Chr. aus anderem Anlaß (vgl. S. 184, Anm. 2) Junius Brutus den seinigen. Im Jahre 339 v. Chr. stürzte sich in der Schlacht am Vesuv der Konsul Publius Decius Mus in die Spieße der Latiner, um durch diesen Opfertod seinem Heere den Sieg zuzuwenden. — [3] Die Censoren, aller fünf Jahre zur Zählung und Schätzung der Bürger gewählte außerordentliche Beamte, übten auch eine Sittenaufsicht aus, von deren strenger Durchführung in altrömischem Sinne z. B. der Censor des Jahres 184 v. Chr., Marcus Porcius Cato, den Beinamen Censorius erhielt. — [4] Besonders berühmte Adelsgeschlechter waren die Fabier, die, nachdem sie Jahre hintereinander den einen Konsul gestellt, infolge Zerwürfnisses mit ihren Standesgenossen samt ihren Klienten die Stadt verließen und bis auf einen Knaben i. J. 477 v. Chr. am Bach Cremera gegen die Vejenter fielen; die Metelller, gegen deren gleiches Übergewicht um 206 v. Chr. der Dichter Gnejus Nävius den Spottvers richtete: Fató Metélli Rómae fiunt cónsulés (nach Schicksalsfügung werden die Meteller Roms Konsuln); die Cornelier, zu denen ebenso die Familie der Scipionen wie die Gracchen und Sulla, „der Glückliche", gehörten.

in Häusern, in politischen Tempeln, die nahen und doch genau abgeteilten Grenzen zwischen dem, was dem Rat und dem Volk gehörte, ihr enges, häusliches Leben, die Erziehung der Jugend im Anblick dieser Dinge von Kindheit auf — alles trug dazu bei, das römische Volk zum stolzesten, ersten Volk der Welt zu bilden. Ihr Adel war nicht wie bei andern Völkern ein träger Landgüter- oder Namenadel: es war ein stolzer Familien-, ein Bürger- und Römergeist in den ersten Geschlechtern, auf welchen das Vaterland als auf seine stärkste Stütze rechnete; in fortgesetzter Wirksamkeit, im daurenden Zusammenhange desselben ewigen Staates erbte er von Vätern auf Kinder und Enkel hinunter. Ich bin gewiß, daß in den gefährlichsten Zeiten kein Römer einen Begriff davon gehabt habe, wie Rom untergehen könne: sie wirkten für ihre Stadt, als sei ihr von den Göttern die Ewigkeit beschieden, und als ob sie Werkzeuge dieser Götter zur ewigen Erhaltung derselben wären. Nur als das ungeheure Glück den Mut der Römer zum Übermut machte, da sagte schon Scipio beim Untergange Karthagos jene Verse Homers, die auch seinem Vaterlande das Schicksal Trojas weissagten.[1]

6) Die Art, wie die Religion mit dem Staat in Rom verwebt war, trug allerdings zu seiner bürgerlich-kriegerischen Größe bei. Da sie vom Anbeginn der Stadt und in den tapfersten Zeiten der Republik in den Händen der angesehensten Familien, der Staats- und Kriegsmänner selbst war, so daß auch noch die Kaiser sich ihrer Würden nicht schämten[2], so bewahrte sie sich in ihren Gebräuchen vor jener wahren Pest aller Landesreligionen, der Verachtung, die der Senat auf alle Weise von ihr abzuhalten

[1] Als Publius Cornelius Scipio der jüngere Æmilianus (185 bis 129 v. Chr.) nach dem Auftrage des Senats i. J. 146 v. Chr. das eroberte Karthago zerstören mußte, soll er die Ahnung davon, daß Rom einst das gleiche Geschick ereilen werde, in die homerischen Verse gekleidet haben: „Einst wird kommen der Tag, wo die stolze Ilios hinsinkt, Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs" („Ilias", Ges. 4, V. 164—165). — [2] Seit Augustus war der Imperator auch immer Oberpriester (pontifex maximus), d. h. Vorsitzender der Körperschaft der Pontifices, und noch christliche Kaiser, wie Gratian (375—383), führten diesen Titel.

strebte.[1] Der staatskluge Polybius[2] schrieb also einen Teil der Römertugenden, vornehmlich ihre unbestechliche Treue und Wahrheit, der Religion zu, die er Aberglauben nannte; und wirklich sind die Römer bis in die späten Zeiten ihres Verfalls diesem Aberglauben so ergeben gewesen, daß auch einige Feldherren vom wildesten Gemüt sich die Gebärde eines Umganges mit den Göttern gaben[3] und durch ihre Begeisterung wie durch ihren Beistand nicht nur über die Gemüter des Volkes und Heers, sondern selbst über das Glück und den Zufall Macht zu haben glaubten. Mit allen Staats- und Kriegshandlungen war Religion verbunden, also daß jene durch diese geweihet wurden; daher die edlen Geschlechter für den Besitz der Religionswürden als für ihr heiligstes Vorrecht gegen das Volk kämpften. Man schreibt dieses gemeiniglich bloß ihrer Staatsklugheit zu, weil sie durch die Auspicien und Aruspicien[4] als durch einen künstlichen Religionsbetrug den Lauf der Begebenheiten in ihrer Hand hatten; aber wiewohl ich nicht leugne, daß diese auch also gebraucht worden, so war dies die ganze Sache nicht. Die Religion der Väter und Götter Roms war dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzuges vor andern Völkern und das geweihete Heiligtum ihres in der Welt einzigen Staates. Wie sie nun im Anfange keine fremde Götter aufnahmen, ob sie wohl die Götter jedes fremden Landes schoneten, so sollte auch

---

[1] Vgl. S. 186, Z. 8 bis S. 187, Z. 3. — [2] Den Wortlaut der hier angezogenen Stelle (Buch 6, Kap. 56, § 7—15) von Polybius' „Geschichte [der Ausbreitung der römischen Herrschaft]" siehe in der Schlußanmerkung. Über Polybius vgl. S. 99, Anm. 6. — [3] Die Selbstopferung des Publius Decius Mus am Berge Vesuv (vgl. S. 192, Anm. 2) beschreibt Livius z. B. mit den Worten: „Bei den Heeren erschien er viel erhabener als sonst eine menschliche Erscheinung, gleichsam als ein vom Himmel geschickter Sühner alles Götterzornes, der das Verderben von den Seinen auf die Feinde abwenden wollte." Auch Gajus Marius gewann die Zuversicht, als homo novus, d. h. Beamter aus nichtadligem Hause, das Konsulat und überhaupt große Erfolge erringen zu können, vor allem aus der Prophezeiung eines Opferschauers in Cirta, der ihm bei allen seinen Unternehmungen Glück verkündigt hatte. — [4] Das Aruspicium oder Haruspicium, der von den Etruskern entlehnte Brauch der Opferschau, bestand namentlich in der Deutung und Bannung von schlimmen Anzeichen, in der Beobachtung und Sühnung von Blitzschlägen und in der Weissagung aus den Eingeweiden der Opfertiere.

ihren Göttern der alte Dienst, durch den sie Römer geworden waren, bleiben. Hierin etwas verändern, hieß die Grundsäule des Staats verrücken, daher auch in Anordnung der Religionsgebräuche der Senat und das Volk sich das Recht der Majestät vorbehielten, das alle Meutereien oder Spitzfindigkeiten eines abgetrennten Priesterstandes ausschloß. Staats- und Kriegsreligion war die Religion der Römer, die sie zwar nicht vor ungerechten Feldzügen bewahrte, diese Feldzüge aber wenigstens unter dem Schein der Gerechtigkeit durch Gebräuche der Fetialen und Auspicien[1] dem Auge der Götter unterwarf und sich von ihrem Beistande nicht ausschloß. Gleichergestalt war es späterhin wirkliche Staatskunst der Römer, daß sie wider ihre alten Grundsätze auch fremden Göttern bei sich Platz gaben und solche zu sich lockten.[2] Hier wankte schon ihr Staat, wie es nach so ungeheuren Eroberungen nicht anders sein konnte; aber auch jetzt schützte sie diese politische Duldung vor dem Verfolgungsgeist fremder Gottesdienste, der nur unter den Kaisern aufkam[3] und auch von diesen nicht aus Haß oder Liebe zur spekulativen Wahrheit, sondern aus Staatsursachen hie und da geübt wurde. Im ganzen kümmerte sich Rom um keine Religion, als sofern sie den Staat anging; sie waren hierin nicht Menschen und Philosophen, sondern Bürger, Krieger und Überwinder.

7) Was soll ich von der römischen Kriegskunst sagen, die allerdings damals die vollkommenste ihrer Art war, weil sie den Soldat und Bürger, den Feldherrn und Staatsmann vereinigte und, immer wachsam, immer gelenk und neu, von jedem Feinde lernte? Der rohe Grund derselben war gleich alt mit ihrer Stadt, so daß die Bürgerschaft, die Romulus musterte, auch ihre erste

[1] Über die Fetialen siehe S. 177, Anm. 3, über die Auspicien S. 186, Anm. 4. — [2] Der griechische Gott der Heilkunde, Asklepios, wurde in Gestalt einer Schlange i. J. 291 v. Chr. gemäß einer Auslegung der Sibyllinischen Bücher zur Vertreibung einer Pest aus Epidaurus im Peloponnes nach Rom geholt; ähnlich Rhea oder Kybele, die „große Mutter", während des Hannibalischen Krieges i. J. 205 v. Chr. aus Pessinus in Phrygien. Gegen die Ausartung griechischer Gotterdienste wurde z. B. im Jahre 186 v. Chr. der Senatsbeschluß über die Bacchanalien erlassen. — [3] Gedacht ist an die Christenverfolgungen.

Legion war; allein sie schämeten sich nicht, mit der Zeit die alte Stellung ihres Heers zu ändern, den alten Phalanx beweglicher zu machen, und warfen durch diese Beweglichkeit bald selbst die geübte macedonische Schlachtordnung, das damalige Muster der Kriegskunst, über den Haufen.[1] Statt ihrer alten lateinischen Rüstung nahmen sie von den Etruskern und Samnitern an Waffen an, was ihnen diente; sie lernten von Hannibal Ordnung der Märsche, dessen langer Aufenthalt in Italien[2] ihnen die schwerste Kriegsübung war, die sie je gehabt haben. Jeder große Feldherr, unter welchen die Scipionen[3], Marius, Sulla, Pompejus[4], Cäsar[5] waren, dachten über ihr lebenslanges Kriegswerk als über eine Kunst nach, und da sie solche gegen die verschiedensten, auch durch Verzweiflung, Mut und Stärke sehr tapfern Völker zu üben hatten, kamen sie notwendig in jedem Teil ihrer Wissenschaft weit. Nicht aber in den Waffen, in der Schlachtordnung und im Lager bestand der Römer ganze Stärke, sondern vielmehr in dem unerschrockenen Kriegsgeist ihrer Feldherren und in der geübten Stärke des Kriegers, der Hunger, Durst und Gefahren ertragen konnte, der seiner Waffen sich als seiner Glieder bediente und, den Anfall der Spieße aushaltend, mit dem

[1] Die ursprünglich allgemein übliche Phalanx, die Aufstellung in geschlossener Masse, die von König Philipp von Macedonien (356—336 v. Chr.) besonders eigenartig weitergebildet worden war, hatten die Römer schon im Latinischen Kriege von 340—338 v. Chr. aufgegeben, indem sie die 30 Manipel ihrer Legionen in drei Reihen hintereinander aufstellten, und zwar so, daß die Manipel des zweiten Gliedes hinter den Zwischenräumen des ersten, die des dritten Gliedes hinter den Zwischenräumen des zweiten standen. Die macedonische Phalanx unterlag der römischen Aufstellung in der Schlacht bei Kynoskephalä 197 v. Chr. — [2] 218—203 v. Chr. — [3] Publius Cornelius Scipio der ältere (235—183 v. Chr.), der als Feldherr in Spanien 210—208 v. Chr. seine strategische Hauptaufgabe, Hasdrubal zu vernichten oder doch im Schach zu halten, noch nicht zu lösen vermochte, schlug i. J. 202 v. Chr. bei Zama den großen Feldherrn Hannibal mit den diesem selbst inzwischen abgelernten Künsten. Der jüngere Scipio (vgl. S. 193, Anm. 1) hat sowohl vor Karthago, das er 146 v. Chr., als vor Numantia, das er 133 v. Chr. eroberte, die alte Kriegszucht bewußt wiederhergestellt und überhaupt die langwierige Belagerung mit überlegener Einsicht geleitet. — [4] Gnejus Pompejus Magnus (106—48 v. Chr.), der Sieger über die Seeräuber und im dritten Mithridatischen Kriege (67—63 v. Chr.), erhält von Quintilian das Zeugnis, „ein überaus beredter Darsteller seiner Kriegsthaten" gewesen zu sein. — [5] Betreffs Gajus Julius Cäsars (102—44 v. Chr.) braucht nur an seine „Tagebücher" (commentarii) über den Gallischen und über den Bürgerkrieg erinnert zu werden.

kurzen römischen Schwert in der Hand das Herz des Feindes mitten im Phalanx selbst suchte. Dies kurze Römerschwert, mit Römermut geführt, hat die Welt erobert. Es war römische Kriegsart, die mehr angriff als sich verteidigte, minder belagerte als schlug und immer den geradesten, kürzesten Weg ging zum Sieg und zum Ruhme. Ihr dienten jene ehernen Grundsätze der Republik, denen alle Welt weichen mußte: nie nachzulassen, bis der Feind im Staube lag, und daher immer nur mit einem Feinde zu schlagen; nie Frieden anzunehmen im Unglück, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, sondern festzustehen und desto trotziger zu sein gegen den glücklichen Sieger; großmütig und mit der Larve der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu schützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen suchte, bis man zeitig genug den Bundesgenossen befehlen, die Beschützten unterdrücken und über Freund und Feind als Sieger triumphieren konnte. Diese und ähnliche Maximen römischer Insolenz oder, wenn man will, felsenfester, kluger Großmut machten eine Welt von Ländern zu ihren Provinzen und werden es immer thun, wenn ähnliche Zeiten mit einem ähnlichen Volk wiederkämen. Lasset uns jetzt das blutige Feld betreten, das diese Weltüberwinder durchschritten, und zugleich sehen, was sie auf demselben zurückgelassen haben!

III.

Eroberungen der Römer.

Als Rom seine Heldenbahn antrat, war Italien mit einer Menge kleiner Völker bedeckt, deren jedes nach eignen Gesetzen und seinem Stammescharakter in mehrerem oder minderm Grade der Aufklärung, aber lebendig, fleißig, fruchtbar lebte. Man erstaunt über die Menge Menschen, die jeder kleine Staat, selbst in rauhen Gegenden der Berge, den Römern entgegenstellen konnte — Menschen, die sich doch alle genährt hatten und nährten. Mit nichten war die Kultur Italiens in Etrurien eingeschlossen:

jedes kleine Volk, die Gallier selbst nicht ganz ausgenommen[1], nahm daran teil; das Land ward gebauet, rohe Künste, der Handel und die Kriegskunst wurden nach der Weise, wie sie die Zeit gab, getrieben; auch an guten, obgleich wenigen Gesetzen, selbst an der so natürlichen Regel des Gleichgewichts mehrerer Staaten fehlte es keinem Volke. Von Stolz oder Not gedrungen und von mancherlei Umständen begünstigt, führten die Römer mit ihnen fünf Jahrhunderte hin schwere, blutige Kriege, so daß ihnen die andre Welt, die sie unterjochten, nicht so ein saurer Erwerb war als die kleinen Striche der Völker, die sie jetzt hier, jetzt dort allmählich unter sich brachten. Und was war der Erfolg dieser Mühe? Zerstörung und Verheerung. Ich rechne die Menschen nicht, die von beiden Seiten erschlagen wurden, und durch deren Niederlage ganze Nationen, wie die Etrusker und Samniter, zu Grunde gingen: die Aufhebung ihrer Gemeinheiten[2] samt der Zerstörung ihrer Städte war das größere Unglück, das diesem Lande geschah, weil es bis in die fernste Nachwelt reichte. Mochten diese Völker nach Rom verpflanzt oder ihre traurige Reste ihm als Bundesgenossen zugezählt oder sie gar als Unterthanen behandelt und von Kolonien beschränkt[3] werden: nimmer kam ihnen ihre erste Kraft wieder. Einmal an das eherne Joch Roms geknüpft, mußten sie als Bundesgenossen oder Unterthanen Jahrhunderte durch ihr Blut für Rom vergießen, nicht zu ihrem, sondern zu Roms Vorteil und Ruhme. Einmal an das Joch Roms geknüpft, kamen sie ohngeachtet aller Freiheiten, die man diesem und jenem Volk gewährte, zuletzt doch dahin,

[1] Die Gallier in Oberitalien und im Ager Gallicus (zwischen Ariminum und Ancona) besaßen gleich ihren Stammesbrüdern jenseit der Alpen frühzeitig Städte und städtische Kultur. Noch während ihrer Eroberungszüge hielten sie das Völkerrecht heilig und beantworteten dessen Verletzung durch einen römischen Gesandten vor der etrurischen Stadt Clusium mit dem Zug gegen Rom, der Belagerung der Römer an der Allia und dem Brande Roms i. J. 390 v. Chr.; die Römer aber entlehnten später mehrere Arten der Zirkuskämpfe von ihnen. — [2] Geschlechtergaue oder Clane mit einem Häuptling oder Fürsten sowie dem Rate an der Spitze und der allgemeinen Gauversammlung als oberster Instanz. — [3] Solche zur Beugung der umwohnenden Gallier angelegte römische Militärkolonien sind z. B. Placentia, Cremona, Mutina und Aquileja aus dem ersten Jahrzehnt des 2. Jahrhunderts v. Chr.

daß jedermann nur in Rom Glück, Ansehen, Recht, Reichtum suchte, so daß die große Stadt in wenigen Jahrhunderten das Grab Italiens wurde. Früher oder später galten Roms Gesetze allenthalben, die Sitten der Römer wurden Italiens Sitten, ihr tolles Ziel der Weltbeherrschung lockte alle diese Völker, sich zu ihm zu drängen und endlich in römischer Üppigkeit zu ersterben. Dagegen halfen zuletzt keine Weigerungen, keine Einschränkungen und Verbote; denn der Lauf der Natur, einmal von seinem Wege abgeleitet, läßt sich durch keine spätere Willkür menschlicher Gesetze ändern. So ward Italien von Rom allmählich ausgesogen, entnervt und entvölkert, daß zuletzt rohe Barbaren[1] nötig waren, ihm neue Menschen, neue Gesetze, Sitten und Mut wiederzugeben. Aber was hin war, kam damit nicht wieder; Alba und Cameria, das reiche Veji und die meisten etruskischen, lateinischen, samnitischen, apulischen Städte waren nicht mehr; auch durch dünnere Kolonien, auf ihrer Asche gepflanzet, hat keine derselben ihr altes Ansehn, ihre zahlreiche Bevölkerung, ihren künstlerischen Fleiß, ihre Gesetze und Sitten je wieder erhalten. So war's mit allen blühenden Republiken Großgriechenlandes; Tarent und Kroton, Sybaris und Kumä, Lokri und Thurium, Rhegium und Messana, Syrakusä, Catana, Naxus, Megara sind nicht mehr, und manche derselben erlagen in hartem Unglück.[2] Mitten unter deinen Zirkeln wardst du erschlagen,

[1] Die germanischen Söldner unter den römischen Kaisern, dann namentlich die Ostgoten, deren Reich auf italischem Boden von 493—555 bestand, und die Langobarden, deren Reich von 568—774 dauerte. — [2] Tarent, Sybaris, Thurii und Kroton sind ursprünglich griechische Pflanzstädte am Tarentinischen Meerbusen, wie Kumä am nördlichen Vorgebirge des Golfs von Neapel, Lokri Epizephyrii und Rhegium nahe der Südspitze Italiens, Messana, Naxos, Catana, Megara und Syrakus an der Ostküste Siziliens. Von diesen Städten wurde z. B. Tarent nach zweimaliger Eroberung durch die Römer i. J. 173 v. Chr. mit einer Kolonie belegt, entwickelte sich aber lediglich als genußsüchtige Handelsstadt. Was die anderen oben genannten Griechenstädte anlangt, so sind thatsächlich von Sybaris und dem 443 v. Chr. von den überlebenden Sybariten sowie von Athenern gegründeten Thurii, von Lokri, Kumä, Syrakus, Naxos und Megara nur dürftige Trümmer übrig, obwohl an der Stätte von Thurii i. J. 203 v. Chr. die Kolonie Copiä, an der von Naxos das im heutigen Taormina fortlebende Tauromenium und auf dem Boden von Syrakus ebenfalls eine neue Kolonie gegründet wurde. Auch Kroton hat die Kolonisation v. J. 195 v. Chr. nicht dauernd wieder erhoben, während

du weiser, großer Archimedes[1], und es war kein Wunder, daß späterhin deine Landsleute dein Grab nicht wußten; dein Vaterland selbst war mit dir begraben; denn daß die Stadt verschont ward, half dem Vaterlande nicht auf. Unglaublich ist der Nachteil, den Roms Beherrschung an dieser Ecke der Welt den Wissenschaften und Künsten, der Kultur des Landes und der Menschen zufügte. Durch Kriege[2] und Statthalter[3] ging das schöne Sizilien, das schöne Unteritalien durch so manche Verheerungen, am meisten durch seine Nachbarschaft mit Rom zu Grunde, da beide Länder zuletzt nur die ausgeteilten Landgüter und Wollustsitze der Römer[4], mithin die nächsten Gegenstände ihrer Erpressungen waren. Ein Gleiches war schon zu des älteren Gracchus Zeiten das einst so blühende etruskische Land geworden, eine fruchtbare Einöde, von Sklaven bewohnt, von Römern ausgesogen[5]. Und welcher schönen Gegend der Welt ist's anders ergangen, sobald römische Hände zu ihr reichten?

Als Rom Italien unterjocht hatte, fingen seine Händel mit Karthago an, und mich dünkt, auf eine Weise, der sich auch der entschlossenste Römerfreund schämet. Die Art, wie sie, um in Sizilien Fuß zu gewinnen, den Mamertinern beistanden, die Art, wie sie Sardinien und Korsika wegnahmen, als eben Kar-

---

die unter Augustus neu kolonisierten Städte Catana und Rhegium noch längere Zeit, Messana (jetzt Messina) sogar bis heute bedeutend geblieben sind. — [1] Archimedes (geb. 287 v. Chr.), ein genialer Mathematiker des Altertums, wurde i. J. 212 v. Chr. bei der Eroberung seiner Vaterstadt Syrakus durch die Römer erschlagen. — [2] Erst zwischen Griechen und Karthagern (vgl. S. 163, Anm. 1), dann von 264 bis 242 und von 215 bis 212 v. Chr. zwischen Römern und Karthagern. — [3] Unter den sizilischen Statthaltern war durch Erpressungen und Plünderungen namentlich der von Cicero i. J. 70 v. Chr. belangte Gajus Cornelius Verres berüchtigt. — [4] Das Gebiet besiegter Gemeinden wurde von früher Zeit an zu einem Drittel als römisches Staatsgebiet bewirtschaftet oder an römische Kolonisten vergeben, ja Capua verlor für seine Verbindung mit Hannibal nach seiner Wiedereroberung durch die Römer i. J. 211 v. Chr. seine Selbständigkeit vollständig. Die vornehmen Römer besetzten oder kauften dann in solchen Gegenden weite Liegenschaften zur Anlage großer Landgüter, die namentlich um den Golf von Neapel mit prächtigen Villen ausgestattet wurden. — [5] Nach Plutarch, „Tiberius Gracchus", Kap. 8, wurde der ältere Gracchus durch den Anblick der weiten verödeten Landstriche Etruriens auf den Gedanken der Ackerverteilung zu gunsten der ärmeren Bürger gebracht, dessen Folgen die Gracchischen Unruhen und damit i. J. 133 v. Chr. sein gewaltsamer Tod waren.

thago von seinen Mietvölkern bedrängt ward[1], die Art endlich, wie der weise Senat ratschlagte, „ob ein Karthago auf Erden geduldet werden sollte“[2], nicht anders, als ob von einem Krautkopf, den man selbst gepflanzt hatte, die Rede wäre — alles dies und hundert Härten dieser Art machen bei jeder Klugheit und Tapferkeit die römische zu einer Dämonengeschichte. Sei es Scipio selbst, der einem Karthago, das den Römern kaum mehr schaden kann, das mit teurem Tribut selbst Hülfe von ihnen erflehet und ihnen auf ihr Versprechen jetzt Wachen, Schiffe, Zeughäuser und dreihundert vornehme Geiseln in die Hände liefert — sei es Scipio oder ein Gott, der ihm in solcher Lage den kalten, stolzen Antrag seiner Zerstörung als ein Senatuskonsult[3] mitbringet: es bleibt ein schwarzer, dämonischer Antrag, dessen sich gewiß der edle Überbringer selbst schämte. „Karthago ist eingenommen“, schrieb er nach Rom zurück, als ob er mit diesem Ausdruck seine unrühmliche That selbst bedecken wollte; denn nie haben doch die Römer ein solches Karthago der Welt veranlasset oder gegeben. Auch ein Feind dieses Staats, der alle Schwächen und Laster desselben kennet, sieht mit Erbitterung seinen Untergang an und ehrt die Karthager wenigstens jetzt, da sie als entwaffnete, betrogne Republikaner auf ihren Gräbern streiten und für ihre Gräber sterben. Warum war es dir versagt, du einziger großer Hannibal, dem Ruin deines Vaterlandes zuvorzukommen und nach dem Siege bei Cannä geradezu auf die Wolfshöhle deines Erbfeindes zu eilen[4]? Die schwächere Nachwelt, die nie

[1] Von einer Partei unter den Mamertinern, d. h. Marsmännern, den griechischen Söldnern in Messana, um Hilfe angegangen, vertrieben die Römer i. J. 264 v. Chr. die von der anderen Partei herbeigerufene karthagische Besatzung aus der Burg und eröffneten den Krieg gegen die verbündeten Karthager und Syrakusaner, die zum Entsatz von Messana heranrückten. Als die Karthager dann nach dem Friedensschluß von 241 v. Chr., der ihnen Sizilien kostete, ihre Söldner nicht gleich ablohnen konnten und daher von ihnen bekriegt wurden, nahmen ihnen die Römer i. J. 238 u. Chr. Sardinien und Korsika weg. — [2] Selbst der sittenstrenge Marcus Porcius Cato (vgl. S. 192, Anm. 3) schloß jede seiner Senatsreden mit dem Zusatz: „Im übrigen beantrage ich, daß Karthago zerstört werde“, weil Rom nicht sicher sei, solange Karthago blühe. — [3] Vgl. S. 193, Anm. 1. — [4] Mit Ausnahme eines verzweifelten Zuges vor Rom i. J. 211 v. Chr., durch den er die Römer verleiten wollte, die Belagerung des ihm verbündeten Capua aufzugeben, machte

über die Pyrenäen und Alpen ging, tadelt dich darüber, unaufmerksam, mit welchen Völkern du stritteſt, und in welchem Zustande ſie nach den ſchrecklichen Winterſchlachten im obern und mittlern Italien ſein mußten[1]. Sie tadelt dich aus dem Munde deiner Feinde[1] über den Mangel deiner Kriegszucht, da es faſt unbegreiflich bleibt, wie du dein Mietsgeſindel ſo lange zuſammenhalten und ihm nach ſolchen Märſchen und Thaten nur in den Gefilden Kampaniens nicht länger widerſtehen mochteſt. Immer wird der Name dieſes tapfern Römerfeindes mit Ruhm genannt werden, deſſen Auslieferung ſie mehr als einmal wie die Übergabe eines Geſchützes herrſchſüchtig verlangten. Nicht das Schickſal, ſondern der meuteriſche Geiz ſeines Vaterlandes[2] gönnte ihm nicht, die Siege, die er, nicht Karthago, gegen die Römer gewann, zu vollenden, und ſo mußte er allerdings nur ein Mittel werden, ſeine rohen Feinde die Kriegskunſt zu lehren, wie ſie von ſeinen Landsleuten die ganze Schiffskunſt lernten. In beidem hat uns das Schickſal die fürchterliche Warnung gegeben, in ſeinen Ratſchlüſſen nie auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, weil man ſonſt gewiß, was man verhindern wollte, befördert. G'nug, mit Karthago fiel ein Staat, den die Römer nie zu erſetzen vermochten. Der Handel wich aus dieſen Meeren, und Seeräuber vertraten bald ſeine Stelle, wie ſie ſolche noch immer vertreten. Das kornreiche Afrika war unter römiſchen Kolonien nicht, was es unter Karthago ſo lange geweſen war: es ward eine Brotkammer des römiſchen Pöbels, ein Fanggarten wilder

---

Hannibal weder nach ſeinen Siegen bei Vercellä und an der Trebia (218) noch nach der glücklichen Schlacht am Trasimeniſchen See (217) und nach der vernichtenden Niederlage der Römer bei Cannä (216) einen Angriff auf Rom ſelbſt, weil die mittelitaliſchen Militärkolonien noch immer unerſchütterlich zu Rom ſtanden. Die römiſchen Geſchichtſchreiber, darunter Livius (Buch 23, Kap. 18), wurden nicht müde, zu ſchildern, wie Hannibals Heer in Capua verweichlicht und zuchtlos geworden ſei. — [1] Vgl. S. 201, Anm. 4. — [2] In Karthago beſtanden immer zwei Parteien, eine friedliche, ausſchließlich auf Handelserwerb bedachte, die Hanno „der Boc" führte, und eine kriegeriſche, deren Führer ehedem Hannibals Vater, Hamilkar Barkas, geweſen war. Nach deſſen Erfolgen in Spanien hatte Hannibal zwar den karthagiſchen Senat zur Kriegserklärung an Rom mit fortgeriſſen, aber ſeine Unterſtützung im Felde hintertrieben die Gegner ſtets.

Tiere zu seiner Ergötzung und ein Magazin der Sklaven. Traurig liegen die Ufer und Ebnen des schönsten Landes noch jetzo da, denen die Römer zuerst ihre inländische Kultur raubten. Auch jeder Buchstab punischer Schriften ist uns entgangen; Ämilian[1] schenkte sie den Enkeln des Masinissa[2], ein Feind Karthagos dem andern.

Wohin sich von Karthago aus mein Blick wendet, siehet er Zerstörungen vor sich; denn allenthalben ließen diese Welteroberer gleiche Spuren. Wäre es den Römern Ernst gewesen, Befreier Griechenlandes zu sein, unter welchem großmütigen Namen sie sich dieser kindisch gewordnen Nation bei den Isthmischen Spielen ankündigen ließen[3], wie anders hätten sie gewaltet! Nun aber, wenn Paulus Ämilius siebenzig epirotische Städte plündern und hundertfunfzigtausend Menschen als Sklaven verkaufen läßt, um nur sein Heer zu belohnen[4]; wenn Metellus und Silanus Macedonien[5], Mummius Korinth[6], Sulla Athen[7] und Delphi verwüsten und plündern, wie kaum Städte in der Welt geplündert sind; wenn dieser Ruin sich forthin auch auf die griechischen Inseln erstreckt und Rhodus, Cypern, Kreta kein besseres Schicksal haben, als Griechenland hatte, nämlich eine Kasse des Tributs und ein Plünderungsort für die Triumphe der Römer zu werden, wenn der letzte König Macedoniens[8], mit seinen Söhnen im Triumph aufgeführt, im elendesten Kerker verschmachtet und sein dem Tode entronnener Sohn als ein kunstreicher Drechsler und Schreiber fernerhin in Rom lebet; wenn

[1] Der Eroberer Karthagos, Publius Scipio Ämilianus Afrikanus der Jüngere (vgl. S. 193, Anm. 1). — [2] Masinissa, 208—149 v. Chr. König von Ostnumidien, war den Römern seit 204 verbündet und wurde von ihnen in allen seinen Unternehmungen gegen die ihm benachbarten Karthager begünstigt. — [3] Vgl. S. 159, Anm. 4. — [4] Der römische Feldherr Lucius Ämilius Paulus (vgl. S. 161, Anm. 4) that dies 167 v. Chr., nach seinem ein Jahr vorher bei Pydna gewonnenen Sieg über den macedonischen König Perseus. — [5] Quintus Cäcilius Metellus war der römische Feldherr im dritten macedonischen Krieg (148—147 v. Chr.), der zur Verwandelung Macedoniens in eine römische Provinz führte; Decimus Junius Silanus Manlianus aber schaltete als Statthalter in der neuen Provinz so willkürlich, daß ihn der eigene Vater, Titus Manlius Torquatus, vor Gericht zog und er sich vor der Verhandlung erhängte. — [6] Vgl. S. 161, Anm. 4. — [7] Vgl. S. 161, Anm. 4. — [8] König Perseus; vgl. S. 161, Anm. 4.

die letzten Glimmer[1] der griechischen Freiheit, der Ätolische und Achäische Bund, zerstört und endlich alles, alles zur römischen Provinz oder zum Schlachtfelde wird, auf welchem sich die plündernden, verwüstenden Heere der Triumvirs[2] zuletzt selbst erschlagen — o Griechenland, welchen Ausgang gewähret dir deine Beschützerin, deine Schülerin, die Welterzieherin Roma! Was uns von dir übriggeblieben ist, sind Trümmern, welche die Barbaren als Beute des Triumphs mit sich führten, damit auf ihrem eignen Aschenhaufen einst alles unterginge, was je die Menschheit Künstliches erfunden.

Von Griechenland aus segeln wir zur asiatischen und afrikanischen Küste. Kleinasien, Syrien, Pontus, Armenien, Ägypten waren die Königreiche, in welche sich die Römer bald als Erben, bald als Vormünder, Schiedsrichter und Friedensstifter eindrängten, aus welchen sie aber auch zum Lohn ihrer Dienste das letzte Gift ihrer eignen Staatsverfassung geholet haben[3]. Die großen Kriegsthaten des asiatischen Scipio, des Manlius, Sulla, Luculls, Pompejus[4] sind jedermann bekannt, welcher letzte allein in einem Triumph über funfzehn eroberte Königreiche, achthundert eingenommene Städte und tausend bezwungene Festungen triumphieren konnte. Das Gold und Silber, das er im Gepränge zeigte, betrug zwanzigtausend Talente*. Die Einkünfte des Staats vermehrte er auf den dritten Teil, zwölftausend Ta-

* 22,440,000 Thaler[5].

[1] Strahlen. — [2] Pompejus' und Cäsars in der Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.). — [3] Kaiser Diocletian (284—305), der Begründer der unumschränkten Monarchie, entlehnte dem Orient das strenge Hofzeremoniell. — [4] Julius Cornelius Scipio Asiaticus, der jüngere Bruder Scipio Africanus' des älteren (vgl. S. 196, Anm. 3), besiegte 190 v. Chr. Antiochus den Großen von Syrien bei Magnesia am Sipylus. Mit Manlius ist wohl der S. 203, Anm. 5 genannte gemeint. Über Sulla vgl. S. 156, Anm. 2. Lucius Licinius Lucullus führte von 74 v. Chr. an erfolgreich den Krieg gegen Mithridates von Pontus, bis nach seinem Siege bei Tigranocerta nördlich vom oberen Tigris (69 v. Chr.) seine Soldaten meuterten, weil er die Kriegsbeute nur zur eigenen Bereicherung benutzte. Pompejus' Triumph nach Beendigung des dritten Mithridatischen Krieges (74—64 v. Chr.) und nach seiner Organisation der Römerherrschaft in Asien während der Jahre 64 und 63 fiel in das Jahr 61 v. Chr. — [5] Thatsächlich über 30 Millionen Thaler.

lente, und sein ganzes Heer war so bereichert, daß der geringste Soldat von ihm über zweihundert Thaler Triumphgeschenk erhalten konnte, außer allem, was er schon als Beute mit sich führte — welch ein Räuber! Auf diesem Wege ging Crassus[1] fort, der aus Jerusalem allein zehntausend Talente raubte, und wer fernerhin nach Orient zog, kam, wenn er wiederkam, mit Gold und Üppigkeit beladen wieder. Dagegen, was haben die Römer den Morgenländern gegeben? Weder Gesetze noch Frieden, weder Einrichtung noch Volk noch Künste. Sie haben Länder verheert, Bibliotheken verbrannt, Altäre, Tempel, Städte verwüstet. Ein Teil der alexandrinischen Bibliothek ging schon durch Julius Cäsar in Flammen unter[2], und den größten Teil der pergamenischen hatte Antonius der Kleopatra geschenkt, damit einmal beide auf einer Stelle untergehen könnten[3]. So machen die Römer, die der Welt Licht bringen wollen, allenthalben zuerst verwüstende Nacht; Schätze von Golde und Kunstwerken werden erpreßt; Weltteile und Äonen alter Gedanken sinken in den Abgrund; die Charaktere der Völker stehen ausgelöscht da, und die Provinzen unter einer Reihe der abscheulichsten Kaiser werden ausgesogen, beraubt, gemißhandelt.

Fast noch bedaurender wende ich mich westwärts zu den verheerten Nationen in Spanien, Gallien, und wohin weiter die Hände der Römer reichten. Dort waren die Länder, die sie unterjochten, meistens schon verblühete Blüten; hier wurden durch sie noch unreife, aber volle Knospen in ihrem ersten Jugendwuchse so beschädigt, daß von manchen kaum noch ihre Stammesart und Gattung erkennbar geblieben. Spanien war, ehe die Römer

---

[1] Ehe Marcus Licinius Crassus i. J. 54 v. Chr. von Seleucia aus gegen die Parther aufbrach, ließ er außer anderen die Tempel der Derketo zu Hierapolis Bambyke und des Jehova zu Jerusalem ihrer Schätze berauben und von den Unterthanen statt Truppen möglichst Geld beitreiben. — [2] Vgl. S. 160, Anm. 2. — [3] Thatsächlich machte Marcus Antonius (83—30 v. Chr.) der ägyptischen Königin Kleopatra (68—30 v. Chr.), seiner Geliebten, die Schenkung zunächst als Ersatz für die in Alexandria verbrannten Schätze: 392 n. Chr. hat der Erzbischof Theophilus die alexandrinische Bibliothek in fanatischem Eifer gegen die heidnische Wissenschaft zerstört.

hinkamen, ein wohlgebauetes, an den meisten Orten fruchtbares, reiches und glückliches Land. Der Handel desselben war beträchtlich und auch die Kultur einiger Nationen nicht verachtenswert, wie es nicht nur die Turdetanier am Bätis[1], die mit den Phöniziern und Karthagern am längsten bekannt waren, sondern auch die Celtiberier[2] mitten im Lande beweisen. Das tapfre Numantia widerstand den Römern mehr als irgend ein andrer Ort der Erde; zwanzig Jahre ertrug es den Krieg, schlug ein römisches Heer nach dem andern und wehrte sich zuletzt gegen die ganze Kriegskunst des Scipio mit einer Tapferkeit, bei deren traurigem Ausgang jeden Leser schaudert.[3] Und was suchten die Verwüster hier im innern Lande, bei Nationen, die sie nie gereizt, die kaum ihren Namen gehört hatten? Gold- und Silber-

[1] Der alte Name des Guadalquivir. — [2] Die Bewohner des spanischen Berglandes südlich vom oberen und mittleren Ebro (Iberus). — [3] Die Hauptstadt der Arevaker, Numantia, unweit Soria am oberen Duero gelegen, wurde i. J. 133 v. Chr. von den Römern erobert und zerstört, nachdem ihre Umwohner zwanzig Jahre vorher den römischen Feldherrn Quintus Fulvius Nobilior geschlagen und 6000 Römer getötet hatten. Sie waren dazu durch die Lusitaner im heutigen Portugal ermutigt worden, denn diese hatten sich schon 154 v. Chr. gegen die Herrschaft der Römer im südlichen Spanien erhoben, die nach der Statthalterschaft des Tiberius Sempronius Gracchus i. J. 179 und 178 in drittehalb Friedensjahrzehnten scheinbar gesichert gewesen war. Im Jahre 151 hatte Lucius Lucullus die friedlichen Nachbarn der Arevaker, die Vaccäer, angegriffen und ihre Stadt Cauca, obgleich sich diese von der Kapitulation durch große Geldopfer losgekauft hatte, besetzen und die Einwohnerschaft, 20,000 wehrlose Menschen, knechten oder ermorden lassen. Ähnlich handelte im südlichen Spanien der Prätor Servius Sulpicius Galba, indem er mit drei lusitanischen Stämmen am rechten Tajoufer einen Vertrag schloß, kraft dessen sie bessere Wohnsitze erhalten sollten, sie aber dann, als sie sich, gegen 7000 Mann stark, bei ihm einfanden, zu Sklaven machen oder niederhauen ließ. Den dadurch wachgerufenen Widerstand gegen die Römer entfachte i. J. 147 noch einmal zu hellen Flammen der lusitanische Hirt Viriathus, bis i. J. 139 auch dessen Getreue durch rücksichtslosestes Verfahren des römischen Feldherrn Quintus Servilius Scipio eingeschüchtert wurden und sich dazu dingen ließen, Viriathus im Schlafe zu erdolchen. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze hatte 140 v. Chr. der Konsul Quintus Pompejus den Frieden durch schmähliche Bedingungen von den Numantinern erkaufen müssen, der Vertrag wurde aber vom Senat nach langem Hinziehen der Entscheidung verworfen. Als der Fortsetzer des Krieges, Gajus Hostilius Mancinus, sich 137 von den Numantinern gar hatte umzingeln lassen und sich ebenfalls durch einen eigenmächtigen Frieden losgekauft hatte, erklärte der Senat diesmal nicht nur auch diesen Frieden für ungültig, sondern lieferte überdies den Feldherrn aus, der, seiner Abzeichen entkleidet, im Hemd und die Hände auf den Rücken gebunden, zu den feindlichen Vorposten geführt, aber von den Numantinern, die ihrerseits am Vertrage festhalten wollten, nicht eingelassen wurde.

bergwerke. Spanien war ihnen das, was den Spaniern jetzt[1] Amerika sein muß, ein Ort zum Raube. So plünderten Lucullus, Galba u. s. gegen Treue und Glauben; der Senat selbst macht zwei Friedensschlüsse ungültig, die seine bedrängten Feldherrn mit den Numantinern geschlossen hatten. Grausam liefert er diesen die Feldherren selbst aus, wird aber auch an Edelmut gegen die ausgelieferten Unglücklichen von ihnen überwunden. Und jetzt tritt Scipio mit aller Macht vor Numantia, schließet sie ein, läßt vierhundert jungen Männern, den einzigen, die dieser Unrecht leidenden Stadt zu Hülfe kommen wollen, den rechten Arm abhauen, hört auf die rührende Bitte nicht, da mitten im Hunger ein bedrängtes Volk sein Erbarmen und seine Gerechtigkeit anfleht: er vollführt den Untergang dieser Unglücklichen als ein wahrer Römer. Als ein wahrer Römer handelte Tiberius Gracchus, wenn er in dem einzigen Lande der Celtiberier dreihundert Städte, wären es auch nur Flecken und Schlösser gewesen, verwüstete. Daher der unauslöschliche Haß der Spanier gegen die Römer; daher die tapfern Thaten des Viriathus und des Sertorius[2], die beide auf unwürdige Art fielen und gewiß viele römische Feldherren an Klugheit und Kriegesmut übertrafen; daher jene fast nie bezwungenen Bergvölker der Pyrenäen, die den Römern zum Trotz ihre Wildheit beibehielten, solange sie konnten. Unglückliches Goldland Iberien[3], fast unbekannt bist du mit deiner Kultur und deinen Nationen ins Reich der Schatten gesunken, in welchem dich schon Homer unter dem Glanz der Abendsonne als ein Reich der Unterirdischen malet.[4]

Von Gallien ist wenig zu sagen, da wir die Eroberung des-

---

[1] Zur Zeit der Veröffentlichung der „Ideen" gehörte den Spaniern noch ihr ganzer amerikanischer Besitz, auch auf dem Festlande Mittel- wie Südamerikas. — [2] Quintus Sertorius, der seit 81 v. Chr. in Spanien die Sache des Marius aufrechterhielt, starb, nachdem er von seinem Anhänger Perperna verraten worden war, durch Meuchelmord. — [3] Vgl. S. 175, Anm. 3. — [4] Herder denkt sich die nach Homers „Odyssee", Gesang 4, V. 563 ff., am äußersten Westende der Welt gesuchten „Inseln der Seligen" als Teil der Unterwelt.

selben nur nach den Kriegsnachrichten seines Überwinders selbst kennen.[1] Zehn Jahre lang[2] kostete es dem Cäsar unglaubliche Mühe und alle Kräfte seiner großen Seele. Wiewohl er edelmütiger war als irgend ein Römer, so konnte er doch das Schicksal seiner römischen Bestimmung nicht ändern und sammlete das traurige Lob, „daß er außer den Bürgerkriegen[3] in funfzig offnen Feldschlachten gestritten und eilfhundertzweiundneunzig Menschen in Treffen erschlagen habe“[4]; die meisten darunter waren gallische Seelen. Wo sind die vielen lebhaften und tapfern Völker dieses großen Landes? Wo war ihr Geist und Mut, ihre Anzahl und Stärke, da nach Jahrhunderten wilde Völker[5] über sie fielen und sie wie römische Sklaven unter sich teilten? Selbst der Name dieses Hauptvolks der Erde, seine so eigne Religion, Kultur und Sprache ist in allem, was römische Provinz war, vertilget.[6] Ihr großen edlen Seelen, Scipionen und Cäsar, was dachtet, was fühltet ihr, da ihr als abgeschiedene Geister von eurem Sternenhimmel auf Rom, die Räuberhöhle, und auf euer vollführtes Mörderhandwerk hinuntersahet? Wie unrein mußte euch eure Ehre, wie blutig euer Lorbeer, wie niedrig und menschenfeindlich eure Würgekunst dünken! Rom ist nicht mehr, und auch bei seinem Leben mußte es jedem edlen Mann seine Empfindung sagen, daß Fluch und Verderben sich mit allen diesen ungeheuren, ehrsüchtigen Siegen auf sein Vaterland häufte.

IV.

Roms Verfall.

Das Gesetz der Wiedervergeltung ist eine ewige Naturordnung. Wie bei einer Wage keine Schale niedergedrückt werden

[1] Vgl. S. 196, Anm. 5. — [2] Genau die Jahre 58—51 v. Chr. — [3] Cäsars Kriege gegen Pompejus und dessen Anhänger in den Jahren 49 bis 45 v. Chr. — [4] Citiert nach Plinius, „Naturgeschichte“, Buch 25, Kap. 25, § 92. — [5] Die Britannier, Westgoten, Burgunder und Franken zur Völkerwanderungszeit. — [6] Thatsächlich hat die französische Kultur und Sprache stärkere romanische und fränkische als gallische, d. h. keltische Elemente.

kann, ohne daß die andre höher steige, so wird auch kein politisches Gleichgewicht gehoben, kein Frevel gegen die Rechte der Völker und der gesamten Menschheit verübt, ohne daß sich derselbe räche und das gehäufte Übermaß selbst sich einen desto schrecklichern Sturz bewirke. Wenn eine Geschichte uns diese Naturwahrheit zeigt, so ist's die römische Geschichte; man erweitere aber seinen Blick und fessle ihn nicht auf eine einzelne Ursache des römischen Verderbens. Hätten die Römer auch Asien und Griechenland nie gesehen und gegen andre, ärmere Länder nach ihrer Weise verfahren, ohne Zweifel wäre ihr Sturz zu andrer Zeit, unter andern Umständen, dennoch aber unvermeidlich gewesen. Der Keim der Verwesung lag im Innern des Gewächses, der Wurm nagte an seiner Wurzel, an seinem Herzen; und so mußte auch der riesenhafte Baum endlich sinken.

1) Im Innern der Verfassung Roms lag ein Zwiespalt, der, wenn er nicht gehoben ward, den Untergang desselben früher oder später bewirken mußte: es war die Einrichtung des Staats selbst, die unbilligen oder unsichern Grenzen zwischen dem Rat, der Ritterschaft und den Bürgern. Unmöglich hatte Romulus alle künftigen Fälle seiner Stadt voraussehen können, als er diese Einteilung machte; er schuf sie nach seinen Umständen und nach seinem Bedürfnis; da dies sich änderte, fand schon er den Tod durch die, denen sein Ansehen zu lästig wurde.[1] Keiner von seinen Nachfolgern hatte Herz oder Bedürfnis, das zu thun, was Romulus nicht gethan hatte: sie überwogen die Gegenpartei mit ihrer Person und lenkten in einem mit Gefahren umgebnen, rohen Staat beide Teile. Servius musterte das Volk und gab das meiste Gewicht den Reichsten in die Hände.[2] Unter den ersten Konsuls drängten die Gefahren zu sehr; es leuchteten auch zu

[1] Vgl. S 185, Anm. 4. — [2] Servius Tullius (vgl. S. 184, Anm. 3 u. 4) wies bei seiner Einteilung des Volkes von insgesamt 193 Hundertschaften (Centurien; vgl. S. 186, Anm. 1), die nach Centuriatstimmen abstimmten, den Vollhufnern (d. h. den Besitzern einer später auf 100,000 As gewürderten vollen Hofstelle zu 20 Jugera oder Joch) 80 und den noch reicheren, zum Ritterdienst verpflichteten Bürgern, die mit jenen stimmten, 18 Centurien zu, so daß beide mit zusammen 98 Stimmen immer über die Mehrheit verfügen konnten.

große, starke, verdiente Männer unter den Patriziern hervor, als daß das rohere Volk nicht hätte folgen müssen. Bald aber änderten sich die Umstände, und der Druck der Edlen ward unerträglich. Die Schuldenlast ging den Bürgern über ihr Haupt; sie nahmen zu wenig an der Gesetzgebung, zu wenig am Siege teil, den sie doch selbst erfechten mußten, und so entwich das Volk auf den Heiligen Berg[1], so entstanden Streitigkeiten, die die Ernennung der Tribunen[1] nicht heben, sondern nur vervielfältigen konnte, die sich also auch durch die ganze Geschichte Roms fortweben. Daher der lange, so oft verjüngte Streit über Austeilung der Äcker, über Teilnehmung des Volks an obrigkeitlichen, konsularischen, gottesdienstlichen Würden, bei welchen Streitigkeiten jede Partei für ihr Eignes stritt und niemand das Ganze unparteiisch einrichten mochte. Bis unter die Triumvirate hat dieser Zwist gedauret; ja die Triumvirate selbst waren nur dessen Folgen. Da diese nun der ganzen römischen Verfassung ein Ende machten[2] und jener Zwist beinahe so alt wie die Republik war, so siehet man, daß es keine äußere, sondern eine innere Ursache war, die vom Anfange an am Keim des Staats nagte. Sonderbar scheint es daher, wenn man die römische Staatsverfassung als die vollkommenste schildert, sie, die eine der unvollkommensten auf der Welt, aus rohen Zeitumständen entstanden, nachher nie mit einem Blick aufs Ganze verbessert, sondern immer nur parteiisch so und anders geformt war. Der einzige Cäsar hätte sie ganz bessern mögen; es war aber zu spät, und die Dolchstiche, die ihn töteten[3], kamen jedem Entwurf einer bessern Einrichtung zuvor.

[1] Der Auszug der Plebejer auf den Heiligen Berg oberhalb Roms i. J. 494 v. Chr. hatte die Errichtung eines besonderen Gemeinwesens zum Ziel; damit sie zurückkehrten, erhielten sie zwei plebejische Schutzbeamte, die Tribunen. Vgl. S. 187, Anm. 4. — [2] Die Verbindungen, die drei hervorragende Männer zur Ordnung des Staates in ihrem Sinne miteinander eingingen, Pompejus, Crassus und Cäsar i. J. 60 v. Chr. das sogenannte erste Triumvirat, Antonius, Octavianus und Lepidus i. J. 43 v. Chr. das sogenannte zweite, waren gegen jedwede Einmischung von Volkstribunen gerichtet und bereiteten die Ordnung der Dinge durch einen Mann vor. — [3] Cäsar wurde bekanntlich am 15. März 44 v. Chr. im Senat vor der Bildsäule des Pompejus durch dreiundzwanzig Dolchstiche der Verschworenen getötet.

2) Es liegt ein Widerspruch in dem Grundsatz: Rom, die Königin der Nationen, Rom, die Beherrscherin der Welt; denn Rom war nur eine Stadt und ihre Einrichtung eine Stadteinrichtung. Zwar trug es allerdings zur hartnäckigen Bekriegung der Völker, mithin zu seinen langen Siegen bei, daß Roms Kriegsentschlüsse die Entschlüsse eines unsterblichen Senats, nicht eines sterblichen Monarchen waren, weil sich der Geist seiner weltverderblichen Maximen in einem Kollegium notwendig mehr als in einer wandelbaren Reihe von Beherrschern erhalten mußte. Ja, da Senat und Volk fast immer in Spannung gegeneinander standen und jener bald dem unruhigen Haufen, bald einem unruhigen Kopf Kriege schaffen und auswärts zu thun geben mußte, damit inwendig die Ruhe gesichert bliebe, so trug auch diese dauernde Spannung allerdings zur fortgesetzten Weltstörung viel bei. Endlich, da der Senat selbst zu seiner Aufrechthaltung oft nicht nur Siege oder Siegsgerüchte, sondern selbst harte drohende Gefahren nötig hatte und jeder kühne Patrizier, der durchs Volk wirken wollte, Geschenke, Spiele, Namen, Triumphe bedurfte, welches alles ihm allein oder vorzüglich der Krieg gewähren konnte — freilich, so gehörte diese vielgeteilte, unruhige Stadtregierung dazu, die Welt in Unruhe zu setzen und sie Jahrhunderte darin zu erhalten; denn kein geordneter, mit sich selbst friedlicher Staat hätte um seiner eignen Glückseligkeit willen der Erde dies schreckliche Schauspiel gegeben. Ein andres ist's aber, Eroberungen machen und sie erhalten, Siege erfechten und sie zum Nutzen des Staats gebrauchen. Das Letzte hat Rom seiner innern Einrichtung wegen nie gekonnt; und auch das Erste vermochte es nur durch Mittel, die der Verfassung einer Stadt völlig entgegen waren. Schon die ersten Könige, die auf Eroberungen ausgingen, waren genötigt, einige überwundene Städte und Völker in die Mauern Roms zu nehmen[1], damit der schwache Baum Wurzel und Stamm erhielt, der so ungeheure Äste treiben wollte; die Zahl der Einwohner Roms wuchs also schreck-

[1] Vgl. S. 184, Anm. 3.

lich. Nachher schloß die Stadt Bündnisse, und die Bundsverwandten zogen mit ihr zu Felde; sie nahmen also an ihren Siegen und Eroberungen teil und waren Römer, wenn sie gleich noch nicht römische Bürger oder Einwohner der Stadt waren. Bald also entglommen jene heftige Streitigkeiten, daß auch den Bundsgenossen das Bürgerrecht Roms zukomme — eine unvermeidliche Foderung, die in der Natur der Sache selbst lag. Aus ihr entstand der erste bürgerliche Krieg[1], der Italien dreihunderttausend seiner Jünglinge kostete und Rom, das sogar seine Freigelassenen bewaffnen mußte[2], an die Grenzen des Unterganges brachte; denn es war ein Krieg zwischen Haupt und Gliedern, der nicht anders als damit endigen konnte, daß künftig auch die Glieder zu diesem unförmlichen Haupt gehören sollten. Nun war ganz Italien Rom, und es verbreitete sich zur großen Verwirrung der Welt immer weiter. Ich will nicht daran denken, was diese Romanisierung für gerichtliche Unordnung in alle Städte Italiens brachte[3], und nur das Übel bemerken, das fortan aus allen Gegenden und Enden in Rom selbst zusammenfloß. Wenn vorher schon alles nach dieser Stadt drängte und die Tafeln des Census[4] so wenig rein gehalten werden konnten, daß es sogar einen Konsul gab, der kein römischer Bürger war[5] — wie denn jetzt, da das Haupt der Welt ein Gedränge aus ganz Italien, mithin das ungeheuerste Haupt war, das je die Erde ge-

[1] Der Bundesgenossenkrieg zwischen Rom und einem großen Teile der Italiker von 91—88 v. Chr., in dem die Römer nach manchen Niederlagen dem Schlimmsten, dem Abfall aller Bundesgenossen, nur dadurch vorzubeugen wußten, daß sie erst durch das Julische Gesetz allen Latinern und allen übrigen treu gebliebenen Gemeinden, dann durch das Plautische überhaupt jedem italischen Bundesgenossen, wenn er sich nur binnen sechzig Tagen unterwarf, das Bürgerrecht zugestanden. — [2] Pflicht, Recht und Ehre des Kriegsdienstes waren sonst im allgemeinen nur dem römischen freigeborenen Bürger vorbehalten. Nur flottendienstpflichtig waren die Freigelassenen schon seit dem ersten Punischen Kriege (264—241 v. Chr.); zum Dienst im Landheere waren sie zum erstenmal im Verzweiflungskampfe gegen die Verbindung aller Italiker i. J. 296 v. Chr. vor der Schlacht bei Sentinum herangezogen worden. — [3] Vom Bundesgenossenkriege an kamen alle Straf- und alle wichtigeren Zivilsachen vor die Gerichte Roms, und nur die geringeren, weniger verwickelten Sachen oder sehr dringende Gemeindehändel blieben den Stadtgerichten. — [4] Die Bürgerlisten. Vgl. S. 192, Anm. 3. — [5] Lucius Cornelius Balbus aus Gades (Cadix) in Spanien, ein Günstling des Pompejus, der i. J. 40 v. Chr. Konsul wurde. Vgl. die Schlußanmerkung.

tragen? Gleich nach des Sulla Tode[1] waren die Herren der Erde vierhundertfünfzigtausend Mann stark; bei der Aufnahme der Bundesgenossen[2] stieg ihre Zahl ungleich höher, und zu Cäsars Zeiten fanden sich dreihundertzwanzigtausend, die bei öffentlichen Austeilungen Korn begehrten.[3] Man denke sich diesen ungestümen und einem großen Teil nach müßigen Haufen bei Stimmversammlungen, in Begleitung seiner Patrone und derer, die sich um Ehrenämter bewarben, so wird man begreifen, wie durch Geschenke, Spiele, Prachtaufzüge, Schmeicheleien, am meisten endlich durch Soldatengewalt die Meutereien in Rom gestiftet, die Blutbäder angerichtet, die Triumvirate gegründet werden konnten, die jene stolze Beherrscherin der Welt endlich zur Sklavin ihrer selbst machten. Wo war nun das Ansehen des Senats, einer Zahl von vier- bis sechshundert Personen, gegen diese zahllose Menge, die Herrenrecht verlangte und in gewaltigen Heeren bald diesem, bald jenem zu Gebot stand? Welche arme Gestalt spielte der Gott Senat, wie ihn die schmeichlerischen Griechen nannten, gegen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Antonius und Oktavius[4] — die Kaiserwütriche noch ungerechnet. Der Vater des Vaterlandes, Cicero[5], erscheint in armer Gestalt, wenn ihn auch nur ein Clodius[6] angreift; seine besten Ratschläge gelten wenig, nicht nur gegen das, was Pompejus, Cäsar, Antonius u. a. wirklich thaten, sondern was selbst ein Catilina beinah' zu stande gebracht hätte. Nicht von den Gewürzen Asiens, nicht von der Weichlichkeit Lukulls[7] entsprang

[1] 78 v. Chr. — [2] Die Aufnahme selbst erfolgte rechtlich i. J. 88 v. Chr.; die nächste Zählung, die bekannt ist, aus dem Jahre 70 v. Chr., nennt 910,000 Bürger. — [3] Cäsar setzte die Zahl der Getreideempfänger durch Ausscheidung aller Besitzenden i. J. 46 v. Chr. auf 150,000 herab. — [4] Der Sohn des i. J. 58 v. Chr. gestorbenen Gajus Octavius, wieder Gajus Octavius genannt, aber als Adoptivsohn seines Großoheims Gajus Julius Cäsar bekannter unter dem Namen Gajus Julius Cäsar Octavianus, der spätere Kaiser Augustus (63 v. bis 14 n. Chr.). — [5] Der berühmte Redner Marcus Tullius Cicero (106—43 v. Chr.) hatte den Beinamen „Vater des Vaterlandes" zum Dank für seine Aufdeckung der auf den Umsturz des Staates abzielenden Catilinarischen Verschwörung i. J. 63 v. Chr. erhalten. — [6] Der Volkstribun Publius Clodius setzte im Auftrag Cäsars i. J. 58 v. Chr. die Verbannung Ciceros durch. — [7] Lucullus (vgl. S. 204, Anm. 4) war bekanntlich der größte Feinschmecker Roms.

dieses Mißverhältnis, sondern von der Grundverfassung Roms, da es als eine Stadt das Haupt der Welt sein wollte.*

3) Aber es gab nicht nur Senat und Volk in Rom, sondern auch Sklaven, und zwar deren eine um so größere Menge, je mehr die Römer Herren der Welt wurden. Durch Sklaven bearbeiteten sie ihre weitläuftigen reichen Äcker in Italien, Sizilien, Griechenland u. s.; eine Menge Sklaven war ihr häuslicher Reichtum, und der Handel mit ihnen, ja die Abrichtung derselben war ein großes Gewerbe Roms, dessen sich auch Cato[1] nicht schämte. Längst waren nun die Zeiten vorüber, da der Herr mit seinem Knecht fast brüderlich umging und Romulus das Gesetz geben konnte, daß ein Vater seinen eignen Sohn dreimal zum Knecht verkaufen dürfe: die Sklaven der Weltüberwinder waren aus allen Gegenden der Erde zusammengetrieben und wurden von gütigen Herren gelinde, von unbarmherzigen oft als Tiere behandelt. Ein Wunder wäre es gewesen, wenn aus diesem ungeheuren Haufen unterdrückter Menschen den Römern kein Schade hätte zuwachsen sollen; denn wie jede böse Einrichtung, so mußte auch diese notwendig sich selbst rächen und strafen. Mit nichten war diese Rache allein jener blutige Sklavenkrieg, den Spartakus mit Feldherrnmut und Klugheit drei Jahre[2] lang gegen die Römer führte; von 74 stieg sein Anhang bis zu 70,000 Mann; er schlug verschiedene Feldherren, selbst zween Konsuls, und es wurden viel Greuel verübet. Der größere Schade war der, der durch die Lieblinge ihrer Herren, die Freigelassenen[3],

* Über das Gute, das von der Simplicität der alten Römer und von der Ausbildung des römischen Volks gesagt werden kann, lese man Meierottos[4] zeugnisreiche Schrift über die Sitten und Lebensart der Römer (T. I. Berlin. 1776), und im zweiten Teil dagegen die Geschichte des Luxus sowohl bei dem Volk als bei den Edeln.

[1] Vgl. S. 192, Anm. 3. — [2] 73—71 v. Chr. Der aus Thrazien gebürtige Sklave Spartacus fiel, tapfer kämpfend, in der Schlacht am Silarus, dem Grenzfluß zwischen Kampanien und Lukanien. — [3] Unter den Freigelassenen, die als Lieblinge der Kaiser einflußreich waren, ist am bekanntesten Narcissus, der den Kaiser Claudius 41—54 n. Chr. fast vollständig beherrschte. — [4] Johann Ludwig Heinrich Meierotto (1742—1809), ein namhafter Schulmann, zuletzt Rektor des

entstand, durch welche Rom zuletzt im eigentlichsten Verstande eine Sklavin der Sklaven wurde. Schon zu Sulla Zeiten fing dieses Übel an, und unter den Kaisern mehrete es sich so schrecklich, daß ich nicht im stande bin, die Unordnungen und Greuel zu schildern, die durch Freigelassene und Lieblingsknechte entstanden. Geschichte und Satiren der Römer sind davon voll; kein wildes Volk auf der Erde kennet dergleichen. So ward Rom durch Rom gestraft: die Unterdrücker der Welt wurden der verruchtesten Sklaven demütige Knechte.

4) Endlich kam allerdings der Luxus dazu, dem Rom zu seinem Unglück so bequem lag, als ihm zu seinen Welteroberungen allerdings auch seine Lage geholfen hatte. Wie aus einem Mittelpunkt beherrschte es das Mittelländische Meer, mithin die reichsten Küsten dreier Weltteile; ja, über Alexandrien zog es durch ansehnliche Flotten die Kostbarkeiten Äthiopiens und des äußersten Indiens an sich. Meine Worte reichen nicht hin, jene rohe Verschwendung und Üppigkeit zu schildern, die seit der Eroberung Asiens[1] in Gastmahlen und Spielen, in Leckerbissen und Kleidern, in Gebäuden und Hausgerät nicht nur in Rom selbst, sondern in allem, was zu ihm gehörte, herrschte.* Man trauet seinen Augen nicht, wenn man die Beschreibungen dieser Dinge, den hohen Preis ausländischer Kostbarkeiten und mit der Verschwendung darin zugleich die Schuldenlast der großen Römer,

* S. außer Petronius[2], Plinius[3], Juvenal[4] und andern häufigen Stellen der Alten von neueren Sammlungen Meierotto, T. 2 über die Sitten und Lebensart der Römer, Meiners Geschichte des Verfalls der Römer[5].

Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin, der sich namentlich durch die Pflege der Realien neben den Sprachen verdient gemacht hat. — [1] Im Jahre 190 v. Chr. Vgl. S. 204, Anm. 4. — [2] Von Petronius Arbiters (gest. 66 n. Chr.) Roman „Satirae" sind nur Fragmente, darunter als größtes die sogenannte „Cena Trimalchionis" (Das Gastmahl des Trimalchio), erhalten. — [3] Plinius der Ältere (vgl. S. 81, Anm. 1) kommt in seiner „Naturalis historia", wo er von der Verwendung der Naturgegenstände im täglichen Leben redet, oft auch auf den Luxus seiner Zeit zu sprechen. — [4] Von Decimus Junius Juvenalis (60–140 n. Chr.) besitzen wir 16 Satiren, welche die Verderbnis seiner Zeit mit sittlicher Entrüstung geißeln. — [5] Christoph Meiners (vgl. S. 142, Anm. 2) „Geschichte des Verfalls und der Staatsverfassung der Römer" erschien 1782 zu Leipzig.

welches zuletzt Freigelassene und Sklaven waren, lieset. Notwendig zog dieser Aufwand die bitterste Armut nach sich; ja, er war an sich schon eine elende Armut. Jene Goldquellen, die jahrhundertelang in Rom aus allen Provinzen zusammenflossen, mußten endlich versiegen, und da der ganze Handel der Römer ihnen im höchsten Grad nachteilig war, indem sie Überfluß kauften und Geld hingaben, so ist's nicht zu verwundern, daß Indien allein ihnen jährlich eine ungeheure Summe fraß. Dabei verwilderte das Land; der Ackerbau ward nicht mehr wie einst von den alten Römern und ihren Zeitgenossen in Italien getrieben; die Künste Roms gingen auf das Entbehrliche, nicht auf das Nützliche, auf ungeheure Pracht und Aufwand in Triumphbogen, Bädern, Grabmälern, Theatern, Amphitheatern u. s. — Wundergebäude, die freilich allein diese Plünderer der Welt aufführen konnten. In keiner nützlichen Kunst, in keinem Nahrungszweige der menschlichen Gesellschaft hat je ein Römer etwas erfunden, geschweige, daß er damit andern Nationen hätte dienen und von ihnen gerechten und bleibenden Vorteil ziehen mögen. Bald also verarmte das Reich, das Geld wurde schlecht, und schon im dritten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung bekam ein Feldherr nach diesem schlechtern Gelde kaum das zur Belohnung, was zu den Zeiten Augusts[1] für den gemeinen Soldaten zu gering war. Lauter natürliche Folgen des Laufs der Dinge, die, auch bloß als Handel und Gewerb berechnet, nicht anders als also folgen konnten. Zugleich nahm aus eben diesen verderblichen Ursachen das menschliche Geschlecht ab, nicht nur an Anzahl, sondern auch an Größe, Wuchs und innern Lebenskräften. Eben das Rom und Italien, das die volkreichsten, blühendsten Länder der Welt, Sizilien, Griechenland, Spanien, Asien, Afrika und Ägypten, zu einer halben Einöde gemacht hatte, zog durch seine Gesetze und Kriege, noch mehr aber durch seine verderbte, müßige Lebensart, durch seine ausschweifenden Laster, durch die Verstoßung der Weiber[2],

[1] Des Kaisers Augustus (vgl. S. 213, Anm. 4). — [2] Schon im ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit blieben viele Männer aus Bequemlichkeit unver-

Härte gegen die Sklaven und späterhin durch die Tyrannei gegen die edelsten Menschen[1] sich selbst den natürlich-unnatürlichsten Tod zu. Jahrhundertehin liegt das kranke Rom in schrecklichen Zuckungen auf seinem Siechbette; das Siechbett ist über eine ganze Welt ausgebreitet, von der es sich seine süßen Gifte erpreßt hat; sie kann ihm jetzt nicht anders helfen, als daß sie seinen Tod befördere. Barbaren kommen herzu, nordische Riesen, denen die entnervten Römer wie Zwerge erscheinen; sie verwüsten Rom und geben dem ermatteten Italien neue Kräfte — ein fürchterlich gütiger Erweis, daß alle Ausschweifung in der Natur sich selbst räche und verzehre! Dem Luxus der Morgenländer haben wir es Dank, daß die Welt früher von einem Leichnam befreit ward, der durch Siege in andern Weltgegenden zwar auch, wahrscheinlich aber nicht so bald und so schrecklich, in die Verwesung gegangen wäre.

5) Jetzt sollte ich alles zusammenfassen und die große Ordnung der Natur entwickeln, wie auch ohne Luxus, ohne Pöbel, Senat und Sklaven der Kriegesgeist Roms allein sich zuletzt selbst verderben und das Schwert in seine Eingeweide kehren mußte, das er so oft auf unschuldige Städte und Nationen gezuckt hatte; hierüber aber spricht statt meiner die laute Geschichte. Was sollten die Legionen, die, ungesättigt vom Raube, nichts mehr zu rauben fanden, vielmehr an den parthischen und deutschen Grenzen das Ende ihres Ruhms sahen[2] — was sollten sie thun, als zurückkehrend ihre Mutter selbst würgen? Schon zu Marius' und Sulla Zeiten fing dies schreckliche Schauspiel an; anhängend ihrem Feldherrn oder von ihm bezahlt, rächten die wiederkommenden Heere ihren

---

heiratet oder ließen sich leicht scheiden. — [1] Die Christen. — [2] Crassus (vgl. S. 210, Anm. 2, u. S. 205, Anm. 1) fiel i. J. 53 v. Chr. im Kampfe gegen die Parther, und auch Kaiser Hadrian (117—138) gab die von Trajan nach seinen Siegen über die Parther eingerichteten Provinzen Armenien, Mesopotamien und Assyrien wieder auf. Kaiser Augustus verzichtete nach Varus' Niederlage im Teutoburger Walde auf die Ausführung seines Planes, die Grenze gegen Germanien vom Rhein nach einer Linie Elbe — Sudeten — ungarisches Donauknie vorzuschieben. Commodus (180—192) begnügte sich ebenso mit der Donaugrenze, nachdem die 107 von Trajan im südöstlichen Ungarn und in Siebenbürgen eingerichtete römische Provinz Dacien schon 166 dem Ansturm der Markomannen und Quaden erlegen war.

Feldherrn an seiner Gegenpartei mitten im Vaterlande, und Rom floß von Blut über.[1] Dies Schauspiel dauerte fort. Indem Pompejus und Cäsar in dem Lande[2], wo einst die Musen gesungen und Apollo als Schäfer geweidet, teuer gemietete Heere gegeneinander führten, ward in dieser Ferne von Römern, die gegen Römer fochten, das Schicksal ihrer Mutterstadt entschieden. So ging es bei dem grausamen Vergleich der Triumvirs zu Modena[3], der in einem Verzeichnis dreihundert Ratsglieder und zweitausend Ritter der Acht und dem Tode preisgab und zweihunderttausend Talente meistens aus Rom und von den Weibern selbst erpreßte. So nach der Schlacht bei Philippi, in welcher Brutus[4] fiel; so vor dem Kriege gegen den zweiten Pompejus[5], den edleren Sohn eines großen Vaters; so nach der Schlacht bei Actium[6] u. s. Vergebens, daß der schwache, grausame August den friedsamen Gütigen spielte: das Reich war durchs Schwert gewonnen, es mußte durchs Schwert verteidigt werden oder durch dasselbe fallen. Wenn es den Römern jetzt zu schlummern gefiel, so wollten deshalb nicht auch die beleidigten oder rege gemachten Nationen schlummern: sie foderten Rache und gaben Wiedervergeltung, als ihre Zeit kam. Im römischen Reich war und blieb der Kaiser immer nur oberster Feldherr, und als viele derselben ihre Pflicht vergaßen, wurden sie vom Heer daran fürchterlich erinnert. Es setzte und würgte Kaiser, bis endlich der Oberste der Leibwache sich zum Großvezier aufdrang[7] und den Senat zur elenden Puppe

[1] Sulla eroberte nach seiner Rückkehr aus dem Mithridatischen Kriege (vgl. S. 156, Anm. 2) i. J. 82 v. Chr. das inzwischen von den Marianern beherrschte Rom und ließ 3000 Gefangene niedermetzeln. — [2] Thessalien; vgl. S. 204, Anm. 2. — [3] Zwischen Octavian, Antonius und Lepidus i. J. 43 v. Chr. Vgl. S. 210, Anm. 2. — [4] Bei Philippi in Thrazien siegten die Verfechter des Erbes Cäsars i. J. 42 v. Chr. in zwei Schlachten, die in einem Zwischenraum von zwanzig Tagen ausgefochten wurden, über die Mörder Cäsars, nämlich Cassius, der sich nach der ersten Schlacht auf eine falsche Meldung von einer Niederlage des Brutus durch seinen Sklaven töten ließ, und Marcus Junius Brutus, der sich nach dem Verlust der zweiten Schlacht den Tod gab. — [5] Sextus Pompejus, der jüngere Sohn des Gegners Cäsars, wurde i. J. 36 v. Chr. von Marcus Vipsanius Agrippa bei Mylä an der Nordostspitze Siziliens besiegt; bevor es zum Kriege kam, suchte ihn Antonius zu versöhnen und der Senat in ihm eine Stütze gegen Octavian zu gewinnen. — [6] Die Seeschlacht bei Actium (31 v. Chr.) entschied zwischen Antonius und Octavian zu gunsten des letzteren. — [7] In dieser Weise überließ Commodus

machte. Bald bestand auch dieser nur aus Soldaten — aus Soldaten, die mit der Zeit so schwach wurden, daß sie weder im Kriege noch im Rate taugten. Das Reich zerfiel; Gegenkaiser jagten und plagten einander; die Völker drangen hinan, und man mußte Feinde ins Heer nehmen, die andre Feinde lockten. So wurden die Provinzen zerrissen und verwüstet: das stolze ewige Rom ging endlich im Sturz unter, von seinen eignen Befehlshabern verlassen und verraten.[1] Ein fürchterliches Denkmal, wie jede Eroberungswut großer und kleiner Reiche, insonderheit wie der despotische Soldatengeist nach gerechten Naturgesetzen ende. Fester und größer ist nie ein Kriegsstaat gewesen, als es der Staat der Römer war; keine Leiche aber ist auch je schrecklicher zu Grabe getragen worden als Jahrhunderte durch diese in der römischen Geschichte, so daß es hinter Pompejus und Cäsar keinen Eroberer und unter kultivierten Völkern kein Soldatenregiment mehr geben sollte.

Großes Schicksal! ist die Geschichte der Römer uns dazu geblieben, ja einem Teil der Welt mit dem Schwert aufgedrungen worden, damit wir dies lernen sollten? Und doch lernen wir an ihr entweder nur Worte, oder sie hat, unrecht verstanden, neue Römer gebildet, deren doch keiner seinem Vorbilde je gleichkam. Nur einmal standen jene alten Römer auf der Schaubühne und spielten, meistens als Privatpersonen, das fürchterlich große Spiel, dessen Wiederholung wir der Menschheit nie wünschen mögen. Lasset uns indessen sehen, was im Lauf der Dinge auch dies Trauerspiel für Glanz und große Seiten gehabt habe!

---

dem praefectus praetorio die Regierung. Dann folgte die hier geschilderte Reihe der Soldatenkaiser von 193—284. Das früher nur aus Italikern bestehende Leibregiment der Prätorianer verwandelte sich schon unter Septimius Severus in eine sich aus allen Provinzlegionen ergänzende Truppe. — [1] Vgl. S. 173, Anm. 3.

V.

Charakter, Wissenschaften und Künste der Römer.

Nach dem, was bisher gesagt worden, fodert es auch die Pflicht, jene edlen Seelen zu nennen und zu rühmen, die in dem harten Stande, auf welchen sie das Schicksal gestellt hatte, sich dem, was sie Vaterland nannten, mit Mut aufopferten und in ihrem kurzen Leben Dinge bewirkten, die fast ans höchste Ziel menschlicher Kräfte reichen. Ich sollte dem Gange der Geschichte zufolge einen Junius Brutus[1] und Poplicola[2], Mucius Scävola[3] und Coriolan, eine Valeria und Veturia[4], die dreihundert Fabier[5] und Cincinnatus[6], Camillus und Decius[7], Fabricius[8] und Regulus[9], Marcellus und Fabius[10], die Scipionen und Catonen, Cornelia und ihre unglücklichen Söhne[11], ja, wenn es auf Kriegesthaten allein ankommt, auch Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar und, wenn gute Absichten und Bemühungen Lob verdienen, den Marcus Brutus[12], Cicero, Agrippa[13], Drusus, Germanicus[14] nach ihrem Verdienst nennen und rühmen. Auch unter den Kaisern sollte ich die Freude des Menschengeschlechts, Titus[15], den gerechten

[1] Vgl. S. 185, Anm. 5. — [2] Vgl. S. 185, Anm. 5. — [3] Vgl. S. 184, Anm. 2. — [4] Gnejus Marcius Coriolanus, der Besieger von Corioli, rächte sich für seine Verbannung i. J. 491 v. Chr., indem er mit Roms Feinden, den Volskern, gegen die Vaterstadt zog, ließ sich aber zwar nicht durch seine Gattin Volumnia, wohl aber durch seine Mutter Veturia zur Unterlassung der Belagerung bestimmen. Die Nennung der Valeria scheint auf Erinnerung an Shakespeares „Coriolan" zu beruhen, wo die Freundin von Coriolanus' Gattin so heißt. — [5] Vgl. S. 192, Anm. 4. — [6] Lucius Quinctius Cincinnatus, vom Pfluge weg zum Diktator bestellt, kehrte zum Pfluge zurück, nachdem er ein von den Äquern am Berge Algidus eingeschlossenes römisches Heer befreit hatte. — [7] Vgl. S. 238, Anm. 2, und S. 192, Anm. 2. — [8] Gajus Fabricius gewann i. J. 280 v. Chr. durch seine Furchtlosigkeit und Rechtlichkeit die Achtung seines Gegners, des Königs Pyrrhus von Epirus. — [9] Marcus Atilius Regulus, nach anfänglichen Siegen i. J. 255 v. Chr. bei Tunes von den Karthagern gefangen und von diesen zu Unterhandlungen über den Frieden in die Heimat geschickt, widerriet den Friedensschluß, obwohl er, wenn dieser nicht zu stande kam, in die Gefangenschaft zurückkehren mußte. — [10] Quintus Fabius Maximus Cunctator (der Zauderer) und Marcus Claudius Marcellus kämpften nach der Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.) zuerst wieder siegreich gegen Hannibal. — [11] Vgl. S. 223, Anm. 1, S. 190, Anm. 1, und S. 200, Anm. 5. — [12] Vgl. S. 184, Anm. 2. — [13] Vgl. S. 218, Anm. 5. — [14] Augustus' Stiefsohn Drusus kämpfte in den Jahren 12—9 v. Chr. erfolgreich im nordwestlichen Deutschland, sein Sohn Drusus Cäsar Germanicus in den Jahren 14—16 n. Chr. — [15] 79—81.

und guten Nerva[1], den glücklichen Trajan[2], den unermüdeten Hadrian[3], die guten Antoninen[4], den unverdrossenen Severus[5], den männlichen Aurelian[6] u. s., starke Pfeiler eines sinkenden Baues, loben. Da aber diese Männer mehr als selbst die Griechen jedermann bekannt sind, so sei es mir vergönnt, vom Charakter der Römer in ihren besten Zeiten bloß allgemein zu reden und auch diesen Charakter lediglich als Folge ihrer Zeitumstände zu betrachten.

Wenn Unparteilichkeit und fester Entschluß, wenn unermüdete Thätigkeit in Worten und Werken und ein gesetzter, rascher Gang zum Ziel des Sieges oder der Ehre, wenn jener kalte, kühne Mut, der durch Gefahren nicht geschreckt, durch Unglück nicht gebeugt, durchs Glück nicht übermütig wird, einen Namen haben soll, so müßte er den Namen eines römischen Mutes haben. Mehrere Glieder dieses Staats, selbst aus niederm Stande, haben ihn so glänzend erwiesen, daß wir, zumal in der Jugend, da uns die Römer meistens nur von ihrer edlen Seite erscheinen, dergleichen Gestalten der Alten Welt als hingewichene große Schatten verehren. Wie Riesen schreiten ihre Feldherren von einem Weltteil zum andern und tragen das Schicksal der Völker in ihrer festen, leichten Hand. Ihr Fuß stößt Thronen vorübergehend um; eins ihrer Worte bestimmt das Leben oder den Tod von Myriaden. Gefährliche Höhe, auf welcher sie standen! Zu kostbares Spiel mit Kronen und Millionen an Menschen und Golde!

Und auf dieser Höhe gehen sie einfach wie Römer einher, verachtend den Pomp königlicher Barbaren: der Helm ihre Krone, ihre Zierde der Brustharnisch.

Und wenn ich sie auf diesem Gipfel der Macht und des Reichtums in ihrer männlichen Beredsamkeit höre, in ihren häuslichen oder patriotischen Tugenden unermüdet wirksam sehe; wenn im Gewühl der Schlachten oder im Getümmel des Marktes die Stirn Cäsars immer heiter bleibt und auch gegen Feinde seine Brust mit verschonender Großmut schläget — große Seele bei

[1] 96—98. — [2] 98—117. — [3] 117—138. — [4] Antoninus Pius (138—161) und Marcus Aurelius Antoninus (161—180). — [5] 193—211. — [6] 270—275.

allen deinen leichtsinnigen Lastern[1], wenn du nicht wert wareſt, Monarch der Römer zu werden, ſo war es niemand. Doch Cäſar war mehr als dies: er war Cäſar. Der höchſte Thron der Erde ſchmückte ſich mit ſeinem perſönlichen Namen[2]; o, hätte er ſich auch mit ſeiner Seele ſchmücken können, daß Jahrtauſende hin ihn der gütige, muntre, umfaſſende Geiſt Cäſars hätte beleben mögen!

Aber gegen ihm über ſtehet ſein Freund Brutus mit gezucktem Dolch. Guter Brutus, bei Sarden[3] und Philippen erſchien dir dein böſer Genius nicht zuerſt[4]: er war dir längſt vorher unter dem Bilde des Vaterlandes erſchienen, dem du mit einer weichern Seele, als deines rohen Vorfahren[5] war, die heiligern Rechte der Menſchheit und Freundſchaft aufopferteſt. Du konnteſt deine erzwungene That[6] nicht nutzen, da dir Cäſars Geiſt und Sullas Pöbelwut fehlte, und wurdeſt alſo genötigt, das Rom, das kein Rom mehr war, den wilden Ratſchlägen eines Antonius und Octavius zu überlaſſen, von denen jener alle römiſche Pracht einer ägyptiſchen Buhlerin[7] zu Füßen legte und dieſer nachher aus dem Gemach einer Livia[8] mit ſcheinheiliger Ruhe die müdegequälte Welt beherrſchte. Nichts blieb dir übrig als dein eigner Stahl, eine traurige und doch notwendige Zuflucht der Unglücklichen unter einem römiſchen Schickſal.

Woher entſprang dieſer große Charakter der Römer? Er entſprang aus ihrer Erziehung, oft ſogar aus dem Namen der Perſon und des Geſchlechtes[9], aus ihren Geſchäften, aus dem Zuſammendrange des Rats, des Volks und aller Völker im Mittelpunkt der Weltherrſchaft, ja endlich aus der glücklich-unglücklichen Notwendigkeit ſelbſt, in der ſich die Römer fanden. Daher

[1] Cäſar war in jüngeren Jahren verſchuldet, immer verwegen und noch in reiferem Alter ein Liebhaber der Frauen. — [2] Im Titel „Kaiſer“ iſt der Name Cäſar zum Gattungsnamen geworden. — [3] Um Sardes in Kleinaſien ſammelten Brutus und Caſſius ihr Heer. — [4] Anſpielung auf Shakeſpeares „Julius Cäſar“, Akt 4, Szene 3, wo Cäſars Geiſt dem Brutus mit den Worten erſcheint: „Dein böſer Engel, Brutus!“ — [5] Junius Brutus, der erſte Konſul; vgl. S. 185, Anm. 5. — [6] Nach Shakeſpeares „Julius Cäſar“, wo Brutus nur ſchwer durch die anderen Verſchworenen gegen ſeinen alten Gönner Cäſar in Bewegung geſetzt wird. — [7] Kleopatra. — [8] Auguſtus' dritte Gemahlin. — [9] Vgl. S. 189, Z. 7—15; S. 192, Z. 15 bis S. 193, Z. 11, und S. 192, Anm. 4.

teilte er sich auch allem mit, was an der römischen Größe teilnahm, nicht nur den edeln Geschlechtern, sondern auch dem Volk, und Männern sowohl als den Weibern. Die Tochter Scipios[1] und Catos, die Gattin Brutus'[2], der Gracchen Mutter und Schwester[3] konnten ihrem Geschlecht nicht unwürdig handeln; ja, oft übertrafen edle Römerinnen die Männer selbst an Klugheit und Würde. So war Terentia[4] heldenmütiger als Cicero, Veturia edler als Coriolan[5], Paulina[6] stärker als Seneca u. s. In keinem morgenländischen Harem, in keinem Gynäceum[7] der Griechen konnten bei aller Anlage der Natur weibliche Tugenden hervorsprossen wie im öffentlichen und häuslichen Leben der Römer; freilich aber auch in verdorbenen Zeiten weibliche Laster, vor denen die Menschheit schaudert. Schon nach Überwindung der Lateiner[8] wurden hundertundsiebenzig römische Gemahlinnen eins, ihre Männer mit Gift hinzurichten, und tranken, als sie entdeckt waren, ihre bereitete Arznei wie Helden.[9] Was unter den Kaisern die Weiber in Rom vermochten und ausübten, ist unsäglich. Der stärkste Schatte grenzt ans stärkste Licht: eine Stiefmutter Livia[10] und die treue Antonia-Drusus[11], eine Plan-

[1] Cornelia, die Tochter des älteren Scipio Africanus, die Gemahlin des Tiberius Sempronius Gracchus, die diesem zwölf Kinder schenkte, neun davon standhaften Herzens sterben sah und die überlebenden, die beiden Gracchen und deren Schwester Sempronia, trefflich erzog. — [2] Porcia, die Gemahlin des bei Philippi gefallenen Junius Brutus und Tochter des nach der Schlacht bei Thapsus freiwillig aus dem Leben scheidenden Marcus Porcius Cato Uticensis, gleich Vater und Gatten von echt republikanischer Gesinnung. — [3] Sempronia, die Schwester der Gracchen, soll zur Ermordung ihres Gemahls, des von ihr nicht geliebten jüngeren Scipio Africanus Amilianus, i. J. 129 v. Chr. die Hand geboten haben. — [4] Terentia, seit 77 v. Chr. mit Cicero vermählt, bestärkte diesen in seiner Strenge gegen die Catilinarier (vgl. S. 213, Anm. 5). — [5] Vgl. S. 220, Anm. 4. — [6] Des Philosophen Lucius Annäus Seneca zweite Gemahlin, Pompeja Paulina, wünschte, als jener i. J. 65 n. Chr. durch Nero in den Tod getrieben wurde, mit ihm zu sterben, ließ sich ebenfalls die Adern öffnen, wurde allerdings damals gerettet. — [7] Frauengemach. — [8] 338 v. Chr.; vgl. S. 192, Anm. 2. — [9] Nach Livius, Buch 8, Kap. 18, wurden allerdings 170 Frauen der Giftmischerei überführt; die zwanzig zuerst beim Mischen des Trankes ergriffenen, die ihre Unschuld durch dessen Genuß beweisen sollten, leerten furchtlos die Becher und starben. — [10] Livia (vgl. S. 222, Anm. 8) stand im Verdacht, den Tod der zunächst als Thronfolger ins Auge gefaßten Prinzen Gajus und Lucius Cäsar, der Söhne von Augustus' Tochter Julia, angestiftet zu haben, um ihrem Sohne Tiberius die Nachfolge zu sichern. — [11] Die Gemahlin des i. J. 9 v. Chr. gestorbenen Drusus

cina[1] und Agrippina-Germanicus[1], eine Messalina und Octavia[2] stehen dicht aneinander.

* * *

Wollen wir den Wert der Römer auch in der Wissenschaft schätzen, so müssen wir von ihrem Charakter ausgehn und keine Griechenkünste von ihnen fodern. Ihre Sprache war der äolische Dialekt[3], beinah' mit allen Sprachen Italiens vermischt; sie hat sich aus dieser rohen Gestalt langsam hervorgearbeitet, und dennoch trotz aller Bearbeitung hat sie zur Leichtigkeit, Klarheit und Schönheit der griechischen Sprache nie völlig gelangen mögen. Kurz, ernst und würdig ist sie, die Sprache der Gesetzgeber und Beherrscher der Welt — in allem ein Bild vom Geiste der Römer. Da diese mit den Griechen erst spät bekannt wurden, nachdem sie durch die lateinische, etruskische und eigne Kultur lange Zeit schon ihren Charakter und Staat gebildet hatten, so lernten sie auch ihre natürliche Beredsamkeit durch die Kunst der Griechen erst spät verschönern. Wir wollen also über die ersten dramatischen und poetischen Übungen, die zur Ausbildung ihrer Sprache unstreitig viel beitrugen, wegsehn und von dem reden, was bei ihnen tiefere Wurzel faßte. Es war dieses Gesetzgebung, Beredsamkeit und Geschichte — Blüten des Verstandes, die ihre Geschäfte selbst hervortrieben, und in welchen sich am meisten ihre römische Seele zeiget.

Aber zu beklagen ist's, daß auch hier uns das Schicksal wenig gegönnet hat, indem die, deren Eroberungsgeist uns so viele Schriften andrer Völker raubte, die Arbeiten ihres eignen Geistes gleichfalls der zerstörenden Zukunft überlassen mußten. Denn ohne

(vgl. S. 220, Anm. 14). — [1] Die in die Vergiftung des Germanicus eingeweihte Gattin des Gnejus Piso, gegen den die treue Gemahlin des Vergifteten, die ältere Agrippina, Augustus' Enkelin, unerschrocken die Untersuchung betrieb. — [2] Die keusche Gemahlin Neros, die Tochter des Claudius und der berüchtigten Messalina. — [3] Den — natürlich verfehlten — Schluß, Rom sei eine äolische Kolonie, zogen schon alte Grammatiker (z. B. Philoxenos, Varro und Priscian) aus Ähnlichkeiten, die sie zwischen dem Lateinischen und der äolischen Mundart des Griechischen beobachteten.

von ihren alten Priesterannalen[1] und den heroischen Geschichten Ennius', Nävius'[2] oder dem Versuch eines Fabius Pictor[3] zu reden, wo sind die Geschichten eines Cincius[3], Cato[4], Libo[5], Posthumius[3], Piso[5], Cassius Hemina[5], Servilians[5], Fannius[5], Sempronius[5], Cälius Antipater[6], Asellio[7], Gellius[5], Lucinius[8] u. s.? Wo ist das Leben Ämilius Scaurus'[9], Rutilius Rufus'[9], Lutatius Catulus'[10], Sulla, Augustus', Agrippa, Tiberius', einer Agrippina-Germanicus, selbst eines Claudius[9], Trajans u. s., von ihnen selbst beschrieben? Unzählbar andrer Geschichtbücher der wichtigsten Männer des Staats in Roms wichtigsten Zeiten,

[1] Die „Annales Maximi", die römische Stadtchronik, die aus der Führung eines Jahrbuches (annalis) in Verbindung mit dem Verzeichnis der Beamten jedes Jahres (fasti magistratuum) erwachsen und von den Pontifices bis auf die Gracchenzeit herab fortgesetzt worden waren, wurden von Publius Mucius Scävola, der um 123 v. Chr. Oberpriester war, abgeschlossen und in 80 Büchern herausgegeben. — [2] Gnejus Nävius (gest. um 202 v. Chr.) und Quintus Ennius (239—169 v. Chr.) schrieben, jener unter dem Titel „Bellum Punicum", dieser unter dem Titel „Annales", in gebundener Form Geschichten Roms von den Anfängen bis auf ihre Zeit. — [3] Quintus Fabius Pictor, der zur Zeit des zweiten Punischen Krieges (218—201 v. Chr.) lebte, verfaßte eine Geschichte Roms in griechischer Sprache; ebenso sein Zeitgenosse Lucius Cincius Alimentus und Aulus Postumius Albinus, der i. J. 151 v. Chr. Konsul war. — [4] Marcus Porcius Cato Censorius (vgl. S. 192, Anm. 3) schrieb das erste eigentliche Geschichtswerk in lateinischer Prosa unter dem Titel „Origines" (Anfänge [der italienischen Städte]). — [5] Lucius Cassius Hemina, der bis gegen 145 v. Chr. schrieb, Lucius Calpurnius Piso Frugi, i. J. 120 v. Chr. Censor, Quintus Fabius Maximus Servilianus, i. J. 149 v. Chr. Konsul, Lucius Scribonius Libo, in demselben Jahre Volkstribun, wohl auch Gnejus Gellius, um 120 v. Chr., schrieben zwar lateinisch, aber in der schlichten Weise der älteren, griechisch schreibenden Annalisten „Annales" (Jahrbücher). Auch Gajus Sempronius Tuditanus, Konsul i. J. 129 v. Chr., und Gajus Fannius Strabo, Konsul i. J. 122 v. Chr., schrieben noch Annalen, aber jener in reizvollerer Sprache, dieser mit größerer Wahrheitsliebe als die Früheren. — [6] Lucius Cölius Antipater, der Lehrer des i. J. 140 v. Chr. geborenen Lucius Crassus, schilderte in rhetorischer Färbung und mit phantastischer Ausschmückung die Geschichte des zweiten Punischen Krieges in 7 Büchern. — [7] Sempronius Asellio, der i. J. 134 v. Chr. als Oberst vor Numantia stand, schrieb „Historiae", d. h. eine Geschichte seiner Zeit. — [8] Mit Lucinius meint Herder Gajus Licinius Macer (gest. durch Selbstmord i. J. 66 v. Chr.), der „Annales" vom Anfange Roms an schrieb. — [9] Marcus Ämilius Scaurus (162—88 v. Chr.) und Publius Rutilius Rufus, der, etwa 92 v. Chr. wegen seiner Verwaltung der Provinz Kleinasien verurteilt, noch i. J. 78 in Smyrna lebte, ebenso der Kaiser Claudius (41—54) hinterließen Darstellungen des eigenen Lebens. — [10] Quintus Lutatius Catulus, der als Konsul neben Marius i. J. 101 v. Chr. Feldherr gegen die Cimbern war und i. J. 87 v. Chr. starb, schrieb eine vielgelesene Schrift über sein Konsulat und seine Thaten.

eines Hortensius[1], Atticus[2], Sisenna[3], Lutatius[4], Tubero[5], Lucejus[5], Balbus[6], Brutus, Tiro[7], eines Valerius Messala[8], Cremutius Cordus[9], Domitius Corbulo[8], Cluvius Rufus[9], auch der vielen verlornen Schriften Cornelius Nepos', Sallustius', Livius', Trogus', Plinius'[10] u. s. nicht zu gedenken. Ich setze die Namen derselben her, um einige Neuere, welche sich hoch hinauf über die Römer setzen, auch nur durch diese Namen zu wider-

[1] Quintus Hortensius Hortalus (114—50 v. Chr.), vor Cicero der angesehenste Redner Roms, verfaßte auch Annalen. — [2] Titus Pomponius Atticus (109—32 v. Chr.) stellte gegen 48 v. Chr. in einem „Liber Annalis" einen Abriß der römischen Geschichte von 754—54 zusammen. — [3] Lucius Cornelius Sisenna (120—67 v. Chr.) zeichnete die Geschichte der Jahre 90—79 auf. — [4] Vgl. S. 225, Anm. 10. — [5] Lucius Alius Tubero war ein Jugendfreund und Schwager des i. J. 106 v. Chr. geborenen Cicero, Lucius Luccejus diesem ebenfalls befreundet; jener schrieb „Annales", die freilich wohl lediglich von seinem Sohn Quintus Tubero als Stoffsammlung benutzt worden sind, dieser war i. J. 56 v. Chr. mit einer Geschichte des Bundesgenossenkrieges (vgl. S. 212, Anm. 1) beschäftigt. — [6] Aus des Pompejaners Titus Ampius Balbus (Prätor i. J. 58 v. Chr.) zeitgeschichtlichem Werke sind Äußerungen über Cäsar erhalten. — [7] Ciceros Freigelassener Marcus Tullius Tiro, seines Herrn gelehrter Freund und Sekretär, gab dessen Reden und Briefe heraus und beschrieb auch Ciceros Leben. — [8] Marcus Valerius Messala Corvinus (65 v. Chr. bis 8 n. Chr.) und Neros i. J. 67 n. Chr. gestorbener Feldherr Domitius Corbulo hinterließen Denkwürdigkeiten (commentarii), jener auch eine Schrift über die alten römischen Familien. — [9] Aulus Cremutius Cordus, der i. J. 25 n. Chr. von Tiberius wegen seines freimütigen Urteils über die Mörder Cäsars in den Tod getrieben wurde, und Marcus Cluvius Rufus, i. J. 68 n. Chr. Statthalter im Tarraconensischen Spanien, schrieben Geschichtswerke, jener über die Bürgerkriege und die Herrschaft des Augustus, dieser über die Zeit von Caligulas bis zu Vitellius' Tode (41—68 n. Chr.). — [10] Cornelius Nepos (um 90—30 v. Chr.) verfaßte „Chronica", einen Abriß der gesamten italischen Geschichte in 3 Büchern, „Exempla" zur Sittengeschichte und ein großes biographisches Werk in 16 Büchern, von denen nur das über die berühmten Feldherren auswärtiger Völker und aus dem Buche über die lateinischen Geschichtschreiber die Lebensbeschreibungen des Marcus Cato und des Titus Pomponius Atticus erhalten sind. Gajus Sallustius Crispus (86 bis 34 v. Chr.) hatte außer seinen beiden erhaltenen Werken über die „Verschwörung des Catilina" und über den „Jugurthinischen Krieg" noch „Historiae" geschrieben, eine Darstellung der Jahre 79—67. Titus Livius (59 v. Chr. bis 16 n. Chr.) hatte vor seinen nur zu einem reichlichen Fünftel erhaltenen „116 Büchern von der Gründung der Stadt an" (bis zum Jahre 9 n. Chr.) rhetorische und philosophische Schriften veröffentlicht, die wir nicht besitzen. Pompejus Trogus schrieb unter Augustus außer den nur in Justinus' „Epitome" erhaltenen 44 Büchern „Historiae Philippicae", einer Darstellung der macedonischen Geschichte und namentlich der Diadochenreiche, unter anderem auch ein verlorenes Werk „de animalibus", d. h. eine Tiergeschichte. Gajus Plinius Secundus der ältere (vgl. S. 81, Anm. 1) hatte außer der erhaltenen „Naturgeschichte" auch ein „Leben des Pomponius Secundus", die „Kriege mit den Germanen" in 20 Büchern und eine zeitgeschichtliche Darstellung etwa der Jahre 41—71 n. Chr. unter dem Titel „A fine Aufidii Bassi" geschrieben.

legen; denn welche neuere Nation hat in ihren Regenten, Feldherrn und ersten Geschäftsmännern in einer so kurzen Zeit, bei so wichtigen Veränderungen und eignen Thaten derselben so viele und große Geschichtschreiber gehabt als diese barbarisch genannten Römer? Nach den wenigen Bruchstücken und Proben eines Cornelius, Cäsar, Livius u. s. hatte die römische Geschichte zwar nicht jene Anmut und süße Schönheit der griechischen Historie, dafür aber gewiß eine römische Würde und in Sallust, Tacitus[1] u. a. viel philosophische und politische Klugheit. Wo große Dinge gethan werden, wird auch groß gedacht und geschrieben; in der Sklaverei verstummet der Mund, wie die spätere römische Geschichte selbst zeiget[2]. Und leider ist der größeste Teil der römischen Geschichtschreiber aus Roms freien und halbfreien Zeiten ganz verloren. Ein unersetzlicher Verlust; denn nur einmal lebten solche Männer, nur einmal schrieben sie ihre eigne Geschichte.

Der römischen Geschichte ging die Beredsamkeit als Schwester und beiden ihre Mutter, die Staats- und Kriegskunst, zur Seite, daher auch mehrere der größesten Römer in jeder dieser Wissenschaften nicht nur Kenntnisse hatten, sondern auch schrieben. Unbillig ist der Tadel, den man den griechischen und römischen Geschichtschreibern darüber macht, daß sie ihren Begebenheiten so oft Staats- und Kriegsreden einmischten; denn da in der Republik durch öffentliche Reden alles gelenkt wurde, hatte

[1] Von Cornelius Tacitus (um 55—120) haben wir außer der lückenhaft erhaltenen großartigen Darstellung der Jahre 14—68 in den „Annalen" („Ab excessu divi Augusti libri [XVIII?]") und der Schilderung der Jahre 68—96 in den „Geschichten" („Historiarum libri V") noch den „Dialog über die Redner", eine Gedenkschrift „Über Leben und Charakter des Gnejus Julius Agricola", seines i. J. 93 gestorbenen Schwiegervaters, und die Schrift „De origine et situ Germanorum" vom Jahre 97, die sogenannte „Germania". — [2] Daß die spätere römische Geschichtschreibung wirklich den früheren Freimut und die einstige Größe der Auffassung vermissen läßt, zeigen z. B. Gajus Suetonius Tranquillus' (um 70—150) oft anekdotenhafte „Kaiserbiographien" von Divus Julius (d. h. Cäsar) bis auf Domitian (96 n. Chr.) und die noch ungeschickter und willkürlicher kompilierenden „Scriptores historiae Augustae", sechs Schriftsteller, die zwischen 285 und 320 nach dem Muster Suetons Lebensbeschreibungen der Kaiser von Hadrian bis Numerian (117—284) verfaßten.

der Geschichtschreiber kein natürlicher Band, durch welches er Begebenheiten binden, vielseitig darstellen und pragmatisch erklären konnte, als eben diese Reden: sie waren ein weit schöneres Mittel des pragmatischen Vortrages, als wenn der spätere Tacitus und seine Brüder, von Not gezwungen, ihre eigenen Gedanken einförmig zwischenwebten. Indessen ist auch Tacitus mit seinem Reflexionsgeist oft unbillig beurteilt worden; denn in seinen Schilderungen sowohl als im gehässigen Ton derselben ist er an Geist und Herz ein Römer. Ihm war's unmöglich, Begebenheiten zu erzählen, ohne daß er die Ursachen derselben entwickle und das Verabscheuungswürdige mit schwarzen Farben male. Seine Geschichte ächzet nach Freiheit, und in ihrem dunkel verschlossenen Ton beklagt sie den Verlust derselben weit bitterer, als sie's mit Worten thun könnte. Nur der Zeiten der Freiheit, d. i. offener Handlungen im Staat und im Kriege, erfreuet sich die Beredsamkeit und Geschichte; mit jenen sind beide dahin: sie borgen im Müßiggange des Staats auch müßige Betrachtungen und Worte.

In Absicht der Beredsamkeit indessen dürfen wir den Verlust nicht minder großer Redner als Geschichtschreiber weniger beklagen: der einzige Cicero ersetzet uns viele. In seinen Schriften von der Redekunst[1] gibt er uns wenigstens die Charaktere seiner großen Vorgänger und Zeitgenossen; seine Reden selbst aber können uns jetzt statt Catos[2], Antonius', Hortensius[3], Cäsars u. a. dienen. Glänzend ist das Schicksal dieses Mannes, glänzender

[1] Von Ciceros rhetorischen Schriften sind die wichtigsten: „De oratore" (Über den Redner) vom Jahre 55 v. Chr., worin namentlich der mehr theoretische Lucius Licinius Crassus (140—91 v. Chr.), einer der hervorragendsten Redner vor Cicero, und der mehr praktische Marcus Antonius in Gesprächsform über Wesen und Bildung des Redners, über Sammlung, Ordnung und Einprägung des Stoffes sowie über Ausdruck und Vortrag sich äußern; „Brutus de claris oratoribus", worin mehr als 200 römische Redner charakterisiert werden, und „Orator ad Marcum sive de optimo genere dicendi", wie die vorige Schrift vom Jahre 46 v. Chr., worin Cicero sein Ideal eines Redners zeichnet und an Mustern erläutert. — [2] Cicero kannte von Marcus Porcius Cato Censorius (vgl. S. 192, Anm. 3) über 150 Reden, darunter 44 in eigener, immer erfolgreicher Verteidigung, die Cato alle erst im Alter aufgezeichnet hatte. — [3] Vgl. S. 226, Anm. 1.

nach seinem Tode, als es im Leben war. Nicht nur die römische Beredsamkeit in Lehre und Mustern, sondern auch den größesten Teil der griechischen Philosophie hat er gerettet, da ohne seine beneidenswerten Einkleidungen[1] die Lehren mancher Schulen uns wenig mehr als dem Namen nach bekannt wären. Seine Beredsamkeit übertrifft die Donner des Demosthenes nicht nur an Licht und philosophischer Klarheit, sondern auch an Urbanität und wahrerem Patriotismus. Er beinahe allein hat die reinere lateinische Sprache Europen wiedergegeben[2], ein Werkzeug, das dem menschlichen Geist bei manchen Mißbräuchen[3] unstreitig große Vorteile gebracht hat. Ruhe also sanft, du vielgeschäftiger, vielgeplagter Mann, Vater des Vaterlandes aller lateinischen Schulen in Europa! Deine Schwachheiten hast du g'nug gebüßet in deinem Leben[4]; nach deinem Tode erfreuet man sich deines gelehrten, schönen, rechtschaffenen, edeldenkenden Geistes und lernt aus deinen Schriften und Briefen dich, wo nicht verehren, so doch hochschätzen und dankbar lieben.*

* * *

* Man lese über diesen oft verkannten Mann Middletons[5] Leben Cicero (übersetzt. Altona 1757. 3 Teile), ein vortreffliches Werk nicht nur über die Schriften dieses Römers, sondern auch über seine ganze Zeitgeschichte.

[1] Die dem Plato nachgeahmte Gesprächsform, in die, gleich seinen rhetorischen, auch seine auf die Verbreitung der griechischen Philosophie hinarbeitenden philosophischen Schriften gekleidet sind. — [2] Nach der Wiedererweckung des klassischen Altertums wurde Cicero von den italienischen Humanisten als alleiniges Muster für den lateinischen Stil hingestellt, so schon von Petrarca (1304—74) und für den Brief und die Schule von Gasparino da Barzizza (1370—1431), der i. J. 1418 in Mailand eine höhere Lateinschule gründete. Gegen 1460 zur Herrschaft gelangt, hat dieser (vermeintliche) Ciceronianismus bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts der Lateinschule als Ideal vorgeschwebt. — [3] In Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 134—198, sind eingehende Ausführungen zu finden, die Herder in seinen „Fragmenten" über die Schädigung der Muttersprache durch solche Darstellung in fremder Sprache gegeben hat. — [4] Cicero, kein fester Charakter und konsequenter Politiker, wurde i. J. 58 v. Chr. auf Cäsars Betreiben verbannt und i. J. 43 v. Chr. auf Antonius' Verlangen (vgl. S. 218, Z. 6—10) auf die Liste der Geächteten gesetzt und ermordet. — [5] Conyer Middletons (1683—1760), eines namhaften englischen Theologen und Geschichtschreibers, Werk „History of the life of Cicero", das zuerst in zwei Bänden 1741 zu London erschien, wurde noch mehrmals ausgegeben, so zu Basel 1790 in vier, zu London 1801 in drei und in deutscher Übersetzung von Seidel 1791 bis 1794 zu Danzig in vier Bänden.

Die Poesie der Römer war nur eine ausländische Blume, die in Latium zwar schön fortgeblühet und hie und da eine feinere Farbe gewonnen hat, eigentlich aber keine neuen, eignen Fruchtkeime erzeugen konnte. Schon die Etrusker hatten durch ihre saliarischen und Leichengedichte, durch ihre fescenninischen, atellanischen und szenischen Spiele[1] die roheren Krieger zur Dichtkunst vorbereitet; mit den Eroberungen Tarents[2] und andrer großgriechischen Städte[3] wurden auch griechische Dichter erobert, die durch die feineren Musen ihrer Muttersprache den Überwindern Griechenlandes ihre rohe Mundart gefälliger zu machen suchten. Wir kennen das Verdienst dieser ältesten römischen Dichter[4] nur aus einigen Versen und Fragmenten, erstaunen aber über die Menge Trauer- und Lustspiele, die wir von ihnen nicht nur aus alten, sondern zum Teil auch aus den besten Zeiten genannt finden. Die Zeit hat sie vertilgt, und ich glaube, daß, gegen die Griechen gerechnet, der Verlust an ihnen nicht so groß sei, da ein Teil derselben griechische Gegenstände und wahrscheinlich auch griechische Sitten nachahmte. Das römische Volk erfreuete sich an Possen und Pantomimen, an circensischen[5] oder gar an blutigen Fechterspielen viel zu sehr, als daß es fürs Thea-

[1] Das nur teilweise und schlecht erhaltene Lied der Marspriester oder Salii, die so, d. h. die „Springenden", nach ihren das Lied begleitenden Tänzen hießen, ist römisch, wie von Haus aus auch der szenische Mimus; ebenso waren die allerdings nach der südetrurischen Stadt Fescennium benannten Fescenninen — stichelnde Wechselreden — allgemein mittelitalisch, und die Atellanen, eine Art italischer Krähwinkeliaden, stammten aus dem oskischen Landstädtchen Atella in Kampanien. — [2] 272 n. Chr. — [3] Vgl. S. 199, Anm. 2. — [4] Aus Tarent selbst kam Lucius Livius Andronicus als Beuteanteil in das Haus des Eroberers der Stadt, des Marcus Livius Andronicus; er übersetzte die „Odyssee" in lateinische sogenannte saturnische Verse und schrieb für die Siegesfeier am Schluß des ersten Punischen Krieges (240 v. Chr.) das früheste Schauspiel nach griechischem Muster in lateinischer Sprache. — Der Halbgrieche Quintus Ennius aus Rudiä in Kalabrien, der erst 184 v. Chr. das römische Bürgerrecht erhielt, schrieb ebenfalls Tragödien griechischen Stiles und wandte in seinen „Annalen" (vgl. S. 225, Anm. 2) zuerst den griechischen Hexameter in lateinischer Sprache an. Auch von den beiden größten Tragikern der Römer, Marcus Pacuvius (220—130) und Lucius Accius (170 bis 90), stammte jener, ein Schwestersohn des Ennius, aus Brundisium in Kalabrien, und unter den zehn gefeiertsten römischen Lustspieldichtern war von den beiden, deren Werke wir zum kleineren Teil noch besitzen, Titus Maccius Plautus (254—184 v. Chr.) und Publius Terentius Afer (185—159 v. Chr.), der jüngere gar ein griechisch gebildeter Libyer. — [5] Wagenrennen.

ter ein griechisches Ohr und eine griechische Seele haben konnte. Als eine Sklavin war die szenische Muse bei den Römern eingeführt, und sie ist bei ihnen immer auch eine Sklavin geblieben, wobei ich indes den Verlust der hundertunddreißig Stücke des Plautus[1] und die untergegangene Schiffsladung von hundertundacht Lustspielen des Terenz[2] sowie die Gedichte Ennius', eines Mannes von starker Seele, insonderheit seinen „Scipio" und seine Lehrgedichte, sehr bedaure; denn im einzigen Terenz hätten wir nach Cäsars Ausdruck wenigstens den halben Menander[3] wieder. Dank also dem Cicero[4] auch dafür, daß er uns den Lukrez[4], einen Dichter von römischer Seele, und dem Augustus[5], daß er uns den halben Homer in der „Äneis" seines Maro[5] erhalten. Dank dem Cornutus[6], daß er von seinem edlen Schüler Persius[6] auch einige seiner Lehrlingsstücke uns nicht mißgönnte; und auch euch, ihr Mönche, sei Dank, daß ihr, um Latein zu lernen, uns den Terenz, Horaz, Boethius[7], vor allen andern aber euren Virgil als einen rechtgläubigen Dichter[8] aufbewahrtet. Der einzig un-

[1] Vgl. S. 230, Anm. 4. — [2] Die unglaubliche Angabe, als Terenz (vgl. S. 230, Anm. 4) nach einem kurzen, der Vervollkommnung im Griechischen und der Überarbeitung seiner Stücke gewidmeten Aufenthalt in Griechenland von dort zurückgekehrt sei und Schiffbruch gelitten habe, seien 108 Lustspiele von ihm mit untergegangen, beruht auf einer erst nach Herder erkannten Textverderbnis bei Sueton. — [3] Vgl. S. 150, Anm. 8. — [4] Nach Hieronymus' Schrift „Eusebii Chronica ad annum Abrahae MDCCCCXXIII" hat Cicero die im Wahnsinn gedichteten Verse des Lukrez durchgesehen und verbessert. Titus Lucretius Carus (um 96–55 v. Chr.) schrieb sein Lehrgedicht „De rerum natura" (Von der Beschaffenheit der Dinge), um den Menschen die Angst vor Göttern und Hölle zu nehmen. — [5] Augustus sicherte das Leben des Vergilius Maro (vgl. S. 113, Anm. 1), nachdem seine eigenen Veteranen dessen väterliches Gut bei Mantua besetzt und den Dichter sogar mit dem Tode bedroht hatten, durch Schenkung eines anderen Landsitzes in Kampanien. Die ersten 6 Bücher von Vergils „Äneis" sind ein „halber Homer", insofern sie Homers „Odyssee", die letzten 6, indem sie Homers „Ilias" nachahmen. — [6] Des Aulus Persius Flaccus (vgl. S. 2, Anmerkung) sechs „Sattren" sind von des Dichters Lehrer, dem Stoiker Annäus Cornutus, aus dem Nachlasse seines Schülers als die verhältnismäßig reifsten Werke ausgewählt und veröffentlicht worden. — [7] Der Theoderich dem Großen des Hochverrats verdächtige und i. J. 524 ungehört hingerichtete römische Senator Anicius Manlius Severinus Boethius schrieb im Gefängnis die Schrift „Trost der Philosophie" (Philosophiae consolatio). — [8] Vergil wurde nicht nur das Vorbild auch der christlichen Dichter, sondern in Neapel, wo er so gern geweilt hatte und am Posilipo begraben sein soll, ward er dem Volke allmählich zum gütigen Beschützer der Stadt, wie er überhaupt im Mittelalter als ein großer, aber immer menschenfreundlicher Zauberer galt. Ja infolge messianischer Ausdeutung seiner vierten Ecloge (Hirtengedicht)

befleckte Lorbeer in Augusts Krone ist's, daß er den Wissenschaften Raum gab und die Musen liebte.

* * *

Freudiger wende ich mich von den römischen Dichtern zu den Philosophen; manche waren oft beides, und zwar Philosophen von Herz und Seele. In Rom erfand man keine Systeme; aber man übte sie aus und führte sie in das Recht, in die Staatsverfassung, ins thätige Leben. Nie wird ein Lehrdichter feuriger und stärker schreiben, als Lukrez schrieb, denn er glaubte seine Lehre; nie ist seit Plato die Akademie[1] desselben reizender verjüngt worden als in Ciceros schönen Gesprächen. So hat die stoische Philosophie[2] nicht nur in der römischen Rechtsgelehrsamkeit ein großes Gebiet eingenommen und die Handlungen der Menschen daselbst strenge geregelt, sondern auch in den Schriften Seneca, in den vortrefflichen Betrachtungen Mark Aurels[3], in den Regeln Epiktets[4] u. s. eine praktische Festigkeit und Schönheit erhalten, zu der die Lehrsätze mehrerer Schulen offenbar beigetragen haben. Übung und Not in mancherlei harten Zeitumständen des römischen Staats stärkten die Gemüter der Menschen und stählten sie; man suchte, woran man sich halten könnte, und brauchte das, was der Grieche ausgedacht hatte, nicht als einen müßigen Schmuck, sondern als Waffe, als Rüstung. Große Dinge hat die stoische Philosophie im Geist und Herzen der Römer bewirkt, und zwar nicht zur Welteroberung, sondern zu

wurde er im Mittelalter trotz seines Heidentums als gottbegnadeter Prophet angesehen, und seine Beschreibung der Unterwelt im 6. Buche der „Aneis" wurde bestimmend für die christlichen Vorstellungen von Fegefeuer und Hölle, wie ihn denn auch Dante zum Führer durch das Inferno nahm. — [1] So hieß Platos Lehrstätte in Athen, dann auch die ihm folgende Philosophenschule. Vgl. S. 116, Anm. 2. — [2] Unter den Lehren der durch Zeno aus Kittion auf Cypern gegründeten Philosophenschule, die nach ihrer Lehrhalle (Stoa) in Athen selbst die Stoa hieß, sprach die Römer besonders die Sittenlehre an, die allen Wert des Lebens allein in die Tugend setzte und deren Bewährung selbst durch das Opfer des Todes verlangte. — [3] Der Kaiser Marcus Aurelius (vgl. S. 221, Anm. 2) schrieb 12 Bücher ernster Selbstbetrachtungen in griechischer Sprache. — [4] Des gegen 90 n. Chr. lebenden Stoikers Epiktet Vorträge und Lehren hat sein Schüler Arrhian in seinen *διατριβαί Ἐπικτήτου* (Vorträge Epiktets) und in dem daraus gezogenen *ἐγχειρίδιον Ἐπικτήτου* (Handbuch Epiktets) überliefert. Die Grundregel Epiktets lautet: „Ertrage und entsage!"

Beförderung der Gerechtigkeit, der Billigkeit und zum innern Troſt unſchuldig gedruckter Menſchen. Denn auch die Römer waren Menſchen, und als eine ſchuldloſe Nachkommenſchaft durch das Laſter ihrer Vorfahren litt, ſuchten ſie Stärkung, woher ſie konnten; was ſie ſelbſt nicht erfunden hatten, eigneten ſie ſich deſto feſter zu.

* * *

Die Geſchichte der römiſchen Gelehrſamkeit endlich iſt für uns eine Trümmer von Trümmern, da uns größtenteils die Sammlungen ihrer Litteratur ſowohl als die Quellen fehlen, aus welchen jene Sammlungen geſchöpft waren. Welche Mühe wäre uns erſpart, welch Licht über das Altertum angezündet, wenn die Schriften Varros[1] oder die zweitauſend Bücher, aus denen Plinius zuſammenſchrieb[2], zu uns gekommen wären! Freilich würde ein Ariſtoteles aus der den Römern bekannten Welt anders als Plinius geſammlet haben; aber noch iſt ſein Buch ein Schatz, der bei aller Unkunde in einzelnen Fächern ſowohl den Fleiß als die römiſche Seele ſeines Sammlers zeiget. So auch die Geſchichte der Rechtsgelehrſamkeit dieſes Volkes: ſie iſt die Geſchichte eines großen Scharfſinnes und Fleißes, der nirgend als im römiſchen Staat alſo geübt und ſo lange fortgeſetzt werden konnte; an dem, was die Zeitfolge daraus gemacht und daran gereihet hat[3], ſind die Rechtslehrer des alten Roms unſchuldig. Kurz, ſo mangelhaft die römiſche Litteratur gegen die griechiſche beinah' in jeder Gattung erſcheinet, ſo lag es doch nicht in den Zeitumſtänden allein, ſondern in ihrer römiſchen Natur ſelbſt, daß ſie Jahrtauſende hin die ſtolze Geſetzgeberin aller Nationen werden konnte. Die Folge dieſes Werks wird

---

[1] Marcus Terentius Varro aus Reate im Sabiniſchen (116—27 v. Chr.), der größte römiſche Altertumsforſcher, hatte 74 Werke in 600 Büchern geſchrieben. — [2] Nach ſeiner eigenen Angabe hat Plinius der ältere (vgl. S. 81, Anm. 1) für ſeine „Naturgeſchichte" zweitauſend Quellenwerke benutzt. — [3] Gemeint iſt das auf Veranlaſſung Kaiſer Juſtinians (527—565) zuſammengeſtellte Corpus juris mit ſeinen vier Teilen, den Institutiones, den Pandectae oder Digesta, dem Codex Justinianeus und den erſt ſpäter hinzugekommenen griechiſchen Novellae.

solches zeigen, wenn wir aus der Asche Roms ein neues Rom[1] in sehr veränderter Gestalt, aber dennoch voll Eroberungsgeist werden aufleben sehen.

* * *

Zuletzt habe ich noch von der Kunst der Römer zu reden, in welcher sie sich für Welt und Nachwelt als jene Herren der Erde erwiesen, denen die Materialien und Hände aller überwundenen Völker zu Gebot standen. Von Anfang an war ein Geist in ihnen, die Herrlichkeit ihrer Siege durch Ruhmeszeichen, die Herrlichkeit ihrer Stadt durch Denkmale einer prächtigen Dauer zu bezeichnen, so daß sie schon sehr frühe an nichts Geringeres als an eine Ewigkeit ihres stolzen Daseins dachten. Die Tempel, die Romulus und Numa bauten, die Plätze, die sie ihren öffentlichen Versammlungen anwiesen, gingen alle schon auf Siege und eine mächtige Volksregierung hinaus, bis bald darauf Ancus und Tarquinius die Grundfesten jener Bauart[2] legten, die zuletzt beinah' zum Unermeßlichen emporstieg. Der etruskische König[3] bauete die Mauer Roms von gehauenen Steinen; er führte, sein Volk zu tränken und die Stadt zu reinigen, jene ungeheure Wasserleitung[4], die noch jetzt in ihren Ruinen ein Wunder der Welt ist; denn dem neueren Rom fehlte es, sie nur aufzuräumen oder in Dauer zu erhalten, an Kräften. Eben desselben Geistes waren seine Galerien, seine Tempel, seine Gerichtssäle und jener ungeheure Zirkus[5], der, bloß für Ergötzungen des Volks errichtet, noch jetzt in seinen Trümmern Ehrfurcht fodert. Auf diesem Wege gingen die Könige, insonderheit der stolze Tarquin, nachher die Konsuls und Ädilen[6], späterhin die

[1] Das päpstliche. — [2] Namentlich den Quader- und Gewölbebau. Vgl. S. 175, Anm. 2. — [3] Vgl. S. 175, Anm. 2. — [4] Die cloaca maxima. — [5] Das Kolosseum; vgl. S. 235, Anm. 3. — [6] Die Inhaber der kurulischen Ädilität, des zweithöchsten Staatsamtes, denen vor allem die Ausführung der großen ludi Romani (römischen Spiele) im September jedes Jahres, die Markt- und Straßenpolizei und die Verwaltung und Beaufsichtigung der Staatsbauten oblag, benutzten ihr Amtsjahr gewöhnlich dazu, sich durch große Prachtentfaltung bei Ausstattung der Spiele dem Volke für spätere Wahlen zu empfehlen. Sie, die Konsuln, die Censoren oder überhaupt angesehene und reiche Männer schenkten dem Volke auch öffentliche Gebäude:

Welteroberer und Diktators, am meisten Julius Cäsar, fort und die Kaiser folgten. So kamen nach und nach jene Thore und Türme, jene Theater und Amphitheater, Zirken und Stadien[1], Triumphbogen und Ehrensäulen, jene prächtigen Grabmale und Grabgewölbe, Landstraßen und Wasserleitungen, Paläste und Bäder zu stande, die nicht nur in Rom und Italien, sondern häufig auch in andern Provinzen ewige Fußtapfen dieser Herren der Welt sind. Fast erliegt das Auge, manche dieser Denkmale nur noch in ihren Trümmern zu sehen, und die Seele ermattet, das ungeheure Bild zu fassen, das in großen Formen der Festigkeit und Pracht sich der anordnende Künstler dachte. Noch kleiner aber werden wir, wenn wir uns die Zwecke dieser Gebäude, das Leben und Weben in und zwischen denselben, endlich das Volk gedenken, denen sie geweihet waren, und die oft einzelnen Privatpersonen, die sie ihm weihten. Da fühlt die Seele, nur ein Rom sei je in der Welt gewesen, und vom hölzernen Amphitheater des Curio[2] an bis zum Coliseum des Vespasians[3], vom Tempel des Jupiter Stators[4] bis zum Pantheon des Agrippa[5] oder dem Friedenstempel[6], vom ersten Triumphthor

Theater, Markt- und Gerichtshallen (sogenannte Basiliken), Tempel. — [1] Rennbahnen; die große römische Rennbahn (Circus Maximus) lag am Südabhang des Palatin. — [2] Gajus Scribonius Curio (gest. 49 v. Chr.) baute, freilich (wie Plinius, „Naturgeschichte", Buch 35, § 111 ff. lehrt) nicht, weil er etwas altertümlich Einfaches, sondern etwas Außergewöhnliches bieten wollte, bei den Leichenspielen zu Ehren seines Vaters zwei hölzerne halbrunde Theater, die herumgedreht werden konnten und dann das Vollrund eines Amphitheaters, des ersten in Rom, ergaben. — [3] Das Kolosseum (italienisch Colosseo), das östlich vom römischen Forum gelegene riesige Amphitheater, wurde vom Kaiser Vespasian i. J. 70 n. Chr. begonnen, von seinem Sohn Titus i. J. 80 vollendet und eingeweiht. — [4] Den Tempel des Jupiter Stator gelobte nach der Überlieferung Romulus dem Jupiter, damit dieser die im Kampfe gegen die Sabiner fliehenden Römer „zum Stehen" bringe; jetzt erinnern nur noch geringe Reste auf dem Kapitol an ihn. — [5] Der prächtige Rundtempel, den Augustus' Schwiegersohn Vipsanius Agrippa i. J. 27 v. Chr. weihte, und der gegenwärtig als Begräbnisstätte der Könige des vereinigten Italiens dient, ist das besterhaltene antike Gebäude Roms, da es nach mehreren Bränden immer wieder im wesentlichen in der alten Form erneuert worden ist. — [6] Die Friedensgöttin hatte in Rom nur einen Altar, der i. J. 13 v. Chr. auf dem Marsfelde errichtet wurde. Herder denkt vielleicht an den Tempel der Concordia am nördlichen Ende der Westseite des Forums, der aus Anlaß der Beilegung des langen Streites zwischen Patriziern und Plebejern i. J. 366 v. Chr. von Marcus Furius Camillus erbaut worden war und i. J. 7 v. Chr. vom Prinzen Tiberius prächtig erneuert wurde.

eines einziehenden Siegers bis zu den Siegesbogen und Ehrensäulen Augustus'[2], Titus'[2], Trajans[1], Severus'[2] u. s., samt jeder Trümmer von Denkmalen ihres öffentlichen und häuslichen Lebens, habe ein Genius gewaltet. Der Geist der Völkerfreiheit und Menschenfreundschaft war dieser Genius nicht; denn wenn man die ungeheure Mühe jener arbeitenden Menschen bedenkt, die diese Marmor- und Steinfelsen oft aus fernen Landen herbeischaffen und als überwundene Sklaven errichten mußten; wenn man die Kosten überschlägt, die solche Ungeheuer der Kunst vom Schweiß und Blute geplünderter, ausgesogner Provinzen erforderten; ja endlich, wenn wir den grausamen, stolzen und wilden Geschmack überlegen, den durch jene blutigen Fechterspiele, durch jene unmenschlichen Tierkämpfe, jene barbarischen Triumphaufzüge u. s. die meisten dieser Denkmale nährten, die Wollüste der Bäder und Paläste noch ungerechnet: so wird man glauben müssen, ein gegen das Menschengeschlecht feindseliger Dämon habe Rom gegründet, um allen Irdischen die Spuren seiner dämonischen, übermenschlichen Herrlichkeit zu zeigen. Man lese über diesen Gegenstand des ältern Plinius und jedes edlen Römers eigene Klagen; man folge den Erpressungen und Kriegen nach, durch welche die Künste Etruriens, Griechenlandes und Ägyptens nach Rom kamen, so wird man den Steinhaufen der römischen Pracht vielleicht als die höchste Summe menschlicher Gewalt und Größe anstaunen, aber auch als eine Tyrannen- und Mördergrube des Menschengeschlechts verabscheuen lernen. Die Regeln der Kunst indessen bleiben, was sie sind; und obgleich die Römer selbst in ihr eigentlich nichts erfanden, ja zuletzt das anderswo Erfundene barbarisch g'nug zusammen-

[1] Die Trajanssäule nördlich vom Forum ist, ebenso wie die Säule Mark Aurels auf der Piazza Colonna mit Reliefdarstellungen aus dessen Markomannenkriegen, mit Reliefdarstellungen aus Trajans Dakerkriegen geschmückt. — [2] Während von dem in der Mitte des Forums die Heilige Straße überspannenden Bogen des Augustus nur die Grundmauern erhalten sind, steht der prächtige Triumphbogen des Titus noch, der aus Anlaß seiner Eroberung Jerusalems i. J. 70 ziemlich in der Südostecke des Forums errichtet wurde; ebenso ist in der Nordwestecke der Bogen des Septimius Severus vom Jahre 203 n. Chr. noch gut erhalten.

setzten, so bezeichnen sie sich dennoch auch in diesem zusammenraffenden, auftürmenden Geschmack als die großen Herren der Erde.

Excudent alii spirantia mollius aera —
Credo equidem — vivos ducent de marmore vultus,
Orabunt causas melius, coelique meatus
Describent radio et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento —
Hae tibi erunt artes —, pacisque imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos.[1]

Gern wollten wir den Römern alle von ihnen verachtete Griechenkünste, die doch selbst von ihnen zur Pracht oder zum Nutzen gebraucht wurden, ja sogar die Erweiterung der edelsten Wissenschaften, der Astronomie, Zeitenkunde u. s., erlassen und lieber zu den Örtern wallfahrten, wo diese Blüten des menschlichen Verstandes auf ihrem eignen Boden blühten, wenn sie dieselbe nur an Ort und Stelle gelassen und jene Regierungskunst der Völker, die sie sich als ihren Vorzug zuschrieben, menschenfreundlicher geübt hätten. Dies aber konnten sie nicht, da ihre Weisheit nur der Übermacht diente und den vermeinten Stolz der Völker nichts als ein größerer Stolz beugte.

VI.

Allgemeine Betrachtungen über das Schicksal Roms und seine Geschichte.

Es ist ein alter Übungsplatz der politischen Philosophie gewesen, zu untersuchen, was mehr zur Größe Roms beigetragen habe, ob seine Tapferkeit oder sein Glück. Schon Plutarch[2] und

[1] Andre werden das Erz geschmeid'ger zu atmendem Leben || Bilden und lebenswahr den Marmor gestaltend beseelen, || Reden auch halten in schönerem Stil und die Bahnen des Himmels || Messen mit zirkelnder Kunst und künden der Sterne Erscheinen. || Du sei, Römer, bedacht, mit Macht die Völker zu lenken — || Das ist die Kunst, die dir ziemt — und sie zu gewöhnen zum Frieden, || Mild dem gehorchenden Volk und dämpfend des Übermuts Willkür (Vergil, „Äneis", Ges. 6, V. 847 bis 853). — [2] In der Schrift *Περὶ τῆς Ῥωμαίων τύχης* (Über das Glück der Römer), die nach Plutarch (um 50—120) übrigens zusammenwirkend das Römerreich

mehrere sowohl griechische als römische Schriftsteller haben darüber ihre Meinungen gesagt, und in neuern Zeiten hat fast jeder über die Geschichte nachdenkende Geist dies Problem behandelt. Plutarch bei allem, was er der römischen Tapferkeit zugestehen muß, läßt das Glück den Ausschlag geben und hat sich in dieser Untersuchung wie in seinen andern Schriften zwar als den blumenreichen, angenehmen Griechen, nicht aber eben als einen Geist bewiesen, der seinen Gegenstand vollendet. Die meisten Römer dagegen schrieben ihrer Tapferkeit alles zu, und die Philosophen spätrer Zeiten ersannen sich einen Plan der Klugheit, auf welchen vom ersten Grundstein an die römische Macht bis zu ihrer größesten Erweiterung angeleget worden. Offenbar zeigt die Geschichte, daß keins dieser Systeme ausschließend, daß, genau verbunden, sie aber alle wahr sind. Tapferkeit, Glück und Klugheit mußten zusammentreten, um das auszurichten, was ausgerichtet ward, und von Romulus' Zeiten an sehen wir diese drei Göttinnen für Rom im Bunde. Wollen wir also nach Art der Alten die ganze Zusammenfügung lebendiger Ursachen und Wirkungen Natur oder Glück nennen, so gehörte sowohl die Tapferkeit, selbst auch die grausame Härte, als die Klugheit und Arglist der Römer mit zu diesem alles lenkenden Glücke. Die Betrachtung wird immer unvollkommen bleiben, wenn man an einer dieser Eigenschaften ausschließend hänget und bei den Vortrefflichkeiten der Römer ihre Fehler und Laster, bei dem innern Charakter ihrer Thaten die äußern begleitenden Umstände, endlich bei ihrem festen und großen Kriegsverstande den Zufall vergißt, den eben jener oft so glücklich nützte. Die Gänse, die das Kapitol retteten[1], waren ebensowohl die Schutzgötter Roms als der Mut des Camillus[2], das Zögern des Fa-

aufgebaut haben („Moralia", Ausgabe von Bernardakis, Bd. 2, S. 383—408, Leipz. 1889). — [1] Die heiligen Gänse der Juno auf dem Kapitol begannen zu schreien, als Gallier nahe daran waren, dieses zu ersteigen, und weckten damit den Marcus Manlius, der die Feinde hinunterstieß. — [2] Marcus Furius Camillus erschien mit den nach der Unglücksschlacht an der Allia (390 v. Chr.) gesammelten Resten des römischen Heeres zur Vertreibung der gallischen Eroberer Roms in dem

bius oder ihr Jupiter Stator[1]. In der Naturwelt gehört alles zusammen, was zusammen und ineinander wirkt, pflanzend, erhaltend oder zerstörend; in der Naturwelt der Geschichte nicht minder.

Es ist eine angenehme Übung der Gedanken, sich hie und da zu fragen, was aus Rom bei veränderten Umständen geworden wäre, z. B. wenn es anderswo gelegen, frühzeitig nach Veji versetzt[2], das Kapitol von Brennus erstiegen, Italien von Alexander[3] bekriegt, die Stadt von Hannibal erobert[4] oder der Rat, den er dem Antiochus gab[5], befolgt wäre. Gleichergestalt lässet sich fragen, wie statt des Augustus ein Cäsar, statt des Tibers ein Germanicus regiert hätte, welche Verfassung der Welt ohne das eindringende Christentum entstanden wäre u. s. Jede dieser Untersuchungen führet uns auf eine so genaue Zusammenkettung der Umstände, daß man Rom zuletzt nach der Weise jener Morgenländer[6] als ein Lebendiges betrachten lernt, das nicht anders als unter solchen Umständen am Ufer der Tiber wie aus dem Meer aufsteigen, allmählich den Streit mit allen Völkern seines Weltraums zu Lande und Wasser lernen, sie unterjochen und zertreten, endlich die Grenzen seines Ruhms und den Ursprung seiner Verwesung in sich selbst finden können, als den es wirklich gefunden hat. Bei dieser Betrachtung verschwindet alle sinnlose Willkür auch aus der Geschichte. In ihr sowohl als in jeder Erzeugung der Naturreiche ist alles oder nichts Zufall, alles oder nichts Willkür. Jedes Phänomenon der Geschichte wird eine Naturerzeugung und für den Menschen fast die betrachtenswürdigste von allen, weil dabei so viel von ihm abhangt und

---

Augenblicke vor der Hauptstadt, als die Römer dem gallischen Herzog Brennus schon das Lösegeld für seinen Abzug von der Burg zuwogen. — [1] Vgl. S. 220, Anm. 10 und S. 235, Anm. 4. — [2] Dieser Vorschlag soll nach Vejis Eroberung i. J. 396 v. Chr. durch Camillus und nach der Niederbrennung Roms durch die Gallier (vgl. S. 238, Anm. 2) wirklich gemacht worden sein. — [3] Alexander dem Großen. — [4] Vgl. S. 201, Anm. 4. — [5] Antiochus der Große (vgl. S. 204, Anm. 4) sollte, indem er durch Griechenland zog, den Krieg gegen die Römer nach Italien selbst spielen (Livius, Buch 34, Kap. 60). — [6] Der Mohammedaner, die an das Fatum, die Vorausbestimmung des Schicksals, glauben.

er selbst bei dem, was außer seinen Kräften in der großen Übermacht der Zeitumstände liegt, bei jenem unterdrückten Griechenlande, Karthago und Numantia, bei jenem ermordeten Sertorius, Spartacus und Viriathus, beim untergesunknen zweiten Pompejus, Drusus, Germanicus, Britannicus u. s., obwohl in bittern Schalen, den nutzbarsten Kern findet. Die einzige philosophische Art, eine Geschichte anzuschauen, ist diese; alle denkenden Geister haben sie auch unwissend geübet.

Nichts stünde dieser parteilosen Betrachtung mehr entgegen, als wenn man selbst der blutigen römischen Geschichte einen eingeschränkten, geheimen Plan der Vorsehung unterschieben wollte, wie wenn Rom z. B. vorzüglich deshalb zu seiner Höhe gestiegen sei, damit es Redner und Dichter erzeugen, damit es das römische Recht und die lateinische Sprache bis an die Grenzen seines Reichs ausbreiten und alle Landstraßen ebnen möchte, die christliche Religion einzuführen. Jedermann weiß, welche ungeheure Übel Rom und die Welt umher drückten, eh' solche Dichter und Redner aufkommen konnten, wie teuer z. B. Sizilien des Cicero Rede gegen den Verres, wie teuer Rom und ihm selbst seine Reden gegen Catilina, seine Angriffe auf den Antonius gewesen u. s.[1] Damit eine Perle gerettet würde, mußte also ein Schiff untergehen, und tausend Lebendige kamen um, bloß damit auf ihrer Asche einige Blumen wüchsen, die auch der Wind zerstäubet. Um eine „Äneis" des Virgils, um die ruhige Muse eines Horaz[2] und seine urbanen Briefe zu erkaufen, mußten Ströme von Römerblut vorher vergossen, zahllose Völker und Reiche

[1] Gegen den Hochverräter Lucius Sergius Catilina (vgl. S. 213, Anm. 5) hielt Cicero i. J. 63 v. Chr. vier Reden; gegen den Triumvir Antonius (vgl. S. 210, Anm. 2), als dieser sich gegen den Senat für die Vertretung des Erbes Cäsars entschied, schleuderte Cicero zur Anfeuerung der Senatspartei und aller Freunde der Mörder Cäsars in den Jahren 44 und 43 v. Chr. die vierzehn „Philippischen Reden". Vgl. S. 229, Anm. 4. — [2] Die vollendetsten Dichtungen des Quintus Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.) sind neben den „Liedern" (Carmina) die an bestimmte Adressaten gerichteten „Briefe" (Epistolae), die, ob sie nun wirkliche Gelegenheitsbriefe oder nur in Briefform gekleidete lehrhafte Erörterungen sein mögen, immer gleich abgeklärt in der Lebensanschauung wie in der Form urban, d. h. weltstädtisch fein und mild sind.

unterdrückt werden; waren diese schönen Früchte eines erpreßten goldnen Alters solches Aufwandes wert? Mit dem römischen Rechte ist's nicht anders; denn wem ist unbekannt, welche Drangsale die Völker dadurch erlitten, wie manche menschlichere Einrichtung der verschiedensten Länder dadurch zerstört worden? Fremde Völker wurden nach Sitten gerichtet, die sie nicht kannten; sie wurden mit Lastern und ihren Strafen vertraut, von welchen sie nie gehört hatten; ja endlich der ganze Gang dieser Gesetzgebung, der sich nur zur Verfassung Roms schickte, hat er nicht nach tausend Unterdrückungen den Charakter aller überwundenen Nationen so verlöscht, so verderbet, daß statt des eigentümlichen Gepräges derselben zuletzt allenthalben nur der römische Adler erscheint, der nach ausgehackten Augen und verzehrten Eingeweiden traurige Leichname von Provinzen mit schwachen Flügeln deckte? Auch die lateinische Sprache gewann nichts durch die überwundnen Völker, und diese gewannen nichts durch jene. Sie ward verderbt und zuletzt ein romanisches Gemisch, nicht nur in den Provinzen, sondern in Rom selbst. Die schönere griechische Sprache verlor auch durch sie ihre reine Schönheit[1], und jene Mundarten so vieler Völker, die ihnen und uns weit nützlicher als eine verdorbne römische Sprache wären, gingen bis aufs kleinste Überbleibsel unter. Die christliche Religion endlich, so ausnehmend ich die Wohlthaten verehre, die sie dem Menschengeschlecht gebracht hat, so entfernt bin ich, zu glauben, daß auch nur ein Wegstein in Rom ursprünglich ihretwegen von Menschen erhoben worden. Für sie hat Romulus seine Stadt nicht errichtet, Pompejus[2] und Crassus[3] sind nicht für sie durch Judäa gezogen, noch weniger sind alle jene römische Einrichtun-

[1] Da mit der Erhebung Roms zur Herrscherin auch über den griechisch sprechenden Osten dauernd römische Verhältnisse in griechischer Sprache dargestellt werden mußten, nahm diese nicht nur lateinische Wörter auf, z. B. velum als βῆλον für den (Theater)vorhang und römische Namen in griechischer Umschrift, wie Quintus als Κόϊντος, Gnejus als Γναῖος, sondern namentlich mußten viele allgemeine Bezeichnungen die Bedeutung römischer Fachausdrücke erhalten, z. B. ἡ σύγκλητος die von Senat, ὁ ὕπατος die von Konsul u. s. w. — [2] Vgl. S. 196, Anm. 4, und S. 204, Anm. 4. — [3] Vgl. S. 205, Anm. 1.

gen Europens und Asiens gemacht, damit ihr allenthalben der Weg bereitet würde. Rom nahm die christliche Religion nicht anders auf, als es den Gottesdienst der Isis[1] und jeden verworfnen Aberglauben der östlichen Welt aufnahm; ja, es wäre Gottes unwürdig, sich einzubilden, daß die Vorsehung für ihr schönstes Werk, die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend, keine andern Werkzeuge gewußt habe als die tyrannischen, blutigen Hände der Römer. Die christliche Religion hob sich durch eigne Kräfte, wie durch eigne Kräfte das römische Reich wuchs, und wenn beide sich zuletzt gatteten, so gewann weder die eine dadurch noch das andere. Ein römisch-christlicher Bastard entsprang, von welchem manche wünschen, daß er nie entstanden wäre.

Die Philosophie der Endzwecke hat der Naturgeschichte keinen Vorteil gebracht, sondern ihre Liebhaber vielmehr statt der Untersuchung mit scheinbarem Wahn befriedigt; wieviel mehr die tausendzweckige, ineinandergreifende Menschengeschichte!

Wir haben also auch der Meinung zu entsagen, als ob in der Fortsetzung der Zeitalter die Römer dazu gewesen sei'n, um wie in einem menschlichen Gemälde über den Griechen ein vollkommneres Glied in der Kette der Kultur zu bilden. In dem, worin die Griechen vortrefflich waren, haben die Römer sie nie übertreffen mögen; was gegenteils sie Eignes besaßen, hatten sie von den Griechen nicht gelernet. Genutzt haben sie alle Völker, mit denen sie bekannt wurden, bis auf Indier und Troglodyten[2]; sie nutzten sie aber als Römer, und oft ist's die Frage, ob zu ihrem Vorteil oder Schaden. So wenig nun alle andre Nationen der Römer wegen da waren oder Jahrhunderte vorher ihre Einrichtungen für Römer machten, so wenig dürfen solches die Griechen gethan haben. Athen sowohl als die italienischen Pflanzstädte gaben Gesetze für sich, nicht für sie; und wenn kein Athen

[1] Der Kultus der ägyptischen Göttin Isis fand in Rom zu Sullas Zeit Eingang und trotz mehrfachen Einschreitens dagegen unter den Kaisern weite Verbreitung. — [2] D. h. Höhlenbewohner; so wurden von den Griechen und Römern die auf niedriger Kulturstufe stehenden Völker im Kaukasus, in Mösien und besonders in Äthiopien und Libyen genannt.

gewesen wäre, so hätte Rom zu den Scythen[1] um seine Gesetztafeln senden mögen. Auch waren in vielem Betracht die griechischen Gesetze vollkommner als die römischen, und die Mängel der letzten verbreiteten sich auf einen viel größeren Weltstrich. Wo sie etwa menschlicher wurden, waren sie es nach römischer Weise, weil es unnatürlich gewesen wäre, wenn die Überwinder so vieler gebildeten Nationen nicht auch wenigstens den Schein der Menschlichkeit hätten lernen sollen, mit dem sie oft die Völker betrogen.

Also bliebe nichts übrig, als daß die Vorsehung den römischen Staat und die lateinische Sprache als eine Brücke aufgestellt habe, auf welcher von den Schätzen der Vorwelt auch etwas zu uns gelangen möchte. Die Brücke wäre die schlechtste, die gewählt werden konnte; denn eben ihre Errichtung hat uns das meiste geraubet. Die Römer zerstörten und wurden zerstört; Zerstörer aber sind keine Erhalter der Welt. Sie wiegelten alle Völker auf, bis sie zuletzt die Beute derselben wurden, und die Vorsehung that ihrethalben kein Wunder. Lasset uns also auch diese wie jede andre Naturerscheinung, deren Ursachen und Folgen man frei erforschen will, ohne untergeschobnen Plan betrachten. Die Römer waren und wurden, was sie werden konnten; alles ging unter oder erhielt sich an ihnen, was untergehen oder sich erhalten mochte. Die Zeiten rollen fort und mit ihnen das Kind der Zeiten, die vielgestaltige Menschheit. Alles hat auf der Erde geblüht, was blühen konnte, jedes zu seiner Zeit und in seinem Kreise; es ist abgeblüht und wird wieder blühen, wenn seine Zeit kommt. Das Werk der Vorsehung geht nach allgemeinen großen Gesetzen in seinem ewigen Gange fort — welcher Betrachtung wir uns jetzt mit bescheidenem Schritt nähern.

[1] Vgl. S. 168, Anm. 5. Der Satz ist ein starker Ausdruck für Herders Unwillen über die Anmaßung einer Zeit oder Nation, sich allein als Selbstzweck, alle anderen verächtlich als ihr dienstbar anzusehen. Vgl. S. 42, Z. 20—32.

Funfzehntes Buch.

„Vorübergehend ist also alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt Nichtigkeit und Verwesung. Wir treten den Staub unsrer Vorfahren und wandeln auf dem eingesunknen Schutt zerstörter Menschenverfassungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Ägypten, Persien, Griechenland, Rom vorüber; wie Schatten steigen sie aus den Gräbern hervor und zeigen sich in der Geschichte.

„Und wenn irgend ein Staatsgebäude sich selbst überlebte, wer wünscht ihm nicht einen ruhigen Hingang? Wer fühlt nicht Schauder, wenn er im Kreise lebendig wirkender Wesen auf Totengewölbe alter Einrichtungen stößt, die den Lebendigen Licht und Wohnung rauben? Und wie bald, wenn der Nachfolger diese Katakomben hinwegräumt, werden auch seine Einrichtungen dem Nachfolger gleiche Grabgewölbe dünken und von ihm unter die Erde gesandt werden?

„Die Ursache dieser Vergänglichkeit aller irdischen Dinge liegt in ihrem Wesen, in dem Ort, den sie bewohnen, in dem ganzen Gesetz, das unsre Natur bindet. Der Leib der Menschen ist eine zerbrechliche, immer verneuete Hülle, die endlich sich nicht mehr erneuen kann; ihr Geist aber wirkt auf Erden nur in und mit dem Leibe. Wir dünken uns selbständig und hangen von allem in der Natur ab: in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müssen auch wir den Gesetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andre sind als Entstehen, Sein und Verschwinden. Ein loser Faden knüpft das Geschlecht der Menschen, der jeden Augenblick reißt, um von neuem geknüpft zu werden. Der kluggewordene Greis geht unter die Erde, damit sein Nachfolger ebenfalls wie

ein Kind beginne, die Werke seines Vorgängers vielleicht als ein Thor zerstöre und dem Nachfolger dieselbe nichtige Mühe überlasse, mit der auch er sein Leben verzehret. So ketten sich Tage, so ketten Geschlechter und Reiche sich aneinander. Die Sonne geht unter, damit Nacht werde und Menschen sich über eine neue Morgenröte freuen mögen.

„Und wenn bei diesem allen nur noch einiger Fortgang merklich wäre, wo zeigt dieser sich aber in der Geschichte? Allenthalben siehet man in ihr Zerstörung, ohne wahrzunehmen, daß das Erneuete besser als das Zerstörte werde. Die Nationen blühen auf und ab; in eine abgeblühete Nation kommt keine junge, geschweige eine schönere Blüte wieder. Die Kultur rückt fort, sie wird aber damit nicht vollkommener; am neuen Ort werden neue Fähigkeiten entwickelt; die alten des alten Orts gingen unwiederbringlich unter. Waren die Römer weiser und glücklicher, als es die Griechen waren? und sind wir's mehr als beide?

„Die Natur des Menschen bleibt immer dieselbe: im zehntausendsten Jahr der Welt wird er mit Leidenschaften geboren, wie er im zweiten derselben mit Leidenschaften geboren ward, und durchläuft den Gang seiner Thorheiten zu einer späten, unvollkommenen, nutzlosen Weisheit. Wir gehen in einem Labyrinth umher, in welchem unser Leben nur eine Spanne abschneidet, daher es uns fast gleichgültig sein kann, ob der Irrweg Entwurf und Ausgang habe.

„Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions Rad, an Sisyphus' Stein[1] gefesselt und zu einem Tantalischen[1] Sehnen verdammt ist! Wir müssen wollen, wir müssen streben, ohne daß wir je die Frucht

[1] Strafen der griechischen Unterwelt: Ixion wurde für einen Frevel gegen Junos Keuschheit auf einem Rade festgebunden, das sich ewig umdrehte; Tantalos wurde für seinen Verrat der Göttergeheimnisse mit ewigem Durst und Hunger gequält, die er nicht stillen konnte, weil die Früchte des Apfelbaumes, unter denen er in einem See stand, ebenso wie dessen Wasser vor den gierigen Lippen stets zurückwichen. Sisyphus wurde zur Strafe für schlimmen Betrug gegen Zeus und Pluto dazu verurteilt, einen Felsblock einen Berg hinaufzuwälzen, von dem dieser Block immer wieder herabrollte.

unsrer Mühe vollendet sähen oder aus der ganzen Geschichte ein Resultat menschlicher Bestrebungen lernten. Stehet ein Volk allein da, so nutzt sich sein Gepräge unter der Hand der Zeit ab; kommt es mit andern ins Gedränge, so wird es in den schmelzenden Tiegel geworfen, in welchem sich die Gestalt desselben gleichfalls verlieret. So bauen wir aufs Eis, so schreiben wir in die Welle des Meers; die Welle verrauscht, das Eis zerschmilzt, und hin ist unser Palast wie unsre Gedanken.

„Wozu also die unselige Mühe, die Gott dem Menschengeschlecht in seinem kurzen Leben zum Tagwerk gab? Wozu die Last, unter der sich jeder zum Grabe hinabarbeitet? Und niemand wurde gefragt, ob er sie über sich nehmen, ob er auf dieser Stelle, zu dieser Zeit, in diesem Kreise geboren sein wollte! Ja, da das meiste Übel der Menschen von ihnen selbst, von ihrer schlechten Verfassung und Regierung, vom Trotz der Unterdrücker und von einer beinah' unvermeidlichen Schwachheit der Beherrscher und der Beherrschten herrühret — welch ein Schicksal war's, das den Menschen unter das Joch seines eignen Geschlechts, unter die schwache oder tolle Willkür seiner Brüder verkaufte? Man rechne die Zeitalter des Glückes und Unglücks der Völker, ihrer guten und bösen Regenten, ja auch bei den besten derselben die Summe ihrer Weisheit und Thorheit, ihrer Vernunft und Leidenschaft zusammen — welche ungeheure Negative wird man zusammenzählen! Betrachte die Despoten Asiens, Afrikas, ja beinahe der ganzen Erdrunde; siehe jene Ungeheuer auf dem römischen Thron, unter denen Jahrhunderte hin eine Welt litt; zähle die Verwirrungen und Kriege, die Unterdrückungen und leidenschaftlichen Tumulte zusammen und bemerke überall den Ausgang! Ein Brutus sinkt, und Antonius triumphieret; Germanicus geht unter, und Tiberius, Caligula, Nero herrschen; Aristides wird verbannt; Confucius[1] fliehet umher; Sokrates, Phocion,

[1] Confucius (Khungfutse; 550—478 v. Chr.), der Stifter der jetzt allein orthodoxen Religion der Chinesen, zog sich, da der König, an dessen Hof er als Mandarin lebte, von seiner Lehre nichts wissen wollte, vom Hofe zurück und

Seneca sterben. Freilich ist hier allenthalben der Satz kenntlich: ‚Was ist, das ist; was werden kann, wird; was untergehen kann, geht unter‘ — aber ein trauriges Anerkenntnis, das uns allenthalben nichts als den zweiten Satz predigt, daß auf unsrer Erde wilde Macht und ihre Schwester, die boshafte List, siege.“

So zweifelt und verzweifelt der Mensch[1], allerdings nach vielen scheinbaren Erfahrungen der Geschichte, ja gewissermaße hat diese traurige Klage die ganze Oberfläche der Weltbegebenheiten für sich; daher mir mehrere bekannt sind, die auf dem wüsten Ozean der Menschengeschichte den Gott zu verlieren glaubten, den sie auf dem festen Lande der Naturforschung in jedem Grashalm und Staubkorn mit Geistesaugen sahn und mit vollem Herzen verehrten. Im Tempel der Weltschöpfung erschien ihnen alles voll Allmacht und gütiger Weisheit; auf dem Markt menschlicher Handlungen hingegen, zu welchem doch auch unsre Lebenszeit berechnet worden[2], sahen sie nichts als einen Kampfplatz sinnloser Leidenschaften, wilder Kräfte, zerstörender Künste ohne eine fortgehende gütige Absicht. Die Geschichte ward ihnen wie ein Spinnengewebe im Winkel des Weltbaus, das in seinen verschlungenen Fäden zwar des verdorreten Raubes g'nug, nirgend aber einmal seinen traurigen Mittelpunkt, die webende Spinne selbst, zeiget.

Ist indessen ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte; denn auch der Mensch ist ein Teil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen. Da ich nun überzeugt bin, daß, was der Mensch wissen muß, er auch wissen könne und dürfe, so gehe ich aus dem Gewühl der Szenen, die wir bisher durchwandert haben, zuversichtlich und

---

gewann, anfangs in der Provinz Sum, dann in weiterem Umkreise an Höfen und in Städten umherziehend, erst allmählich Anhänger. — [1] Man beachte, daß Herder hier lauter früher selbst gemachte Bemerkungen einem Dritten in den Mund legt. — [2] D. h. für den auch unsere Lebenszeit passend eingerichtet ist.

frei den hohen und schönen Naturgesetzen entgegen, denen auch sie folgen.

I.

Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben.

Der Zweck einer Sache, die nicht bloß ein totes Mittel ist, muß in ihr selbst liegen. Wären wir dazu geschaffen, um, wie der Magnet sich nach Norden kehrt, einem Punkt der Vollkommenheit, der außer uns ist, und den wir nie erreichen könnten, mit ewig vergeblicher Mühe nachzustreben, so würden wir als blinde Maschinen nicht nur uns, sondern selbst das Wesen bedauern dürfen, das uns zu einem Tantalischen Schicksal verdammte, indem es unser Geschlecht bloß zu seiner, einer schadenfrohen, ungöttlichen Augenweide schuf. Wollten wir auch zu seiner Entschuldigung sagen, daß durch diese leeren Bemühungen, die nie zum Ziele reichen, doch etwas Gutes befördert und unsere Natur in einer ewigen Regsamkeit erhalten würde, so bliebe es immer doch ein unvollkommenes, grausames Wesen, das diese Entschuldigung verdiente; denn in der Regsamkeit, die keinen Zweck erreicht, liegt kein Gutes, und es hätte uns, ohnmächtig oder boshaft, durch Vorhaltung eines solchen Traums von Absicht seiner selbst unwürdig getäuschet. Glücklicherweise aber wird dieser Wahn von der Natur der Dinge uns nicht gelehret; betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen, nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres als Humanität im Menschen; denn selbst wenn wir uns Engel oder Götter denken, denken wir sie uns nur als idealische, höhere Menschen.

Zu diesem offenbaren Zweck, sahen wir*, ist unsre Natur organisieret; zu ihm sind unsre feineren Sinne und Triebe, unsre Vernunft und Freiheit, unsere zarte und dauernde Gesundheit,

* Ideen, T. I. B. 4.

unsre Sprache, Kunst und Religion uns gegeben. In allen Zuständen und Gesellschaften hat der Mensch durchaus nichts anders im Sinn haben, nichts anders anbauen können als Humanität, wie er sich dieselbe auch dachte. Ihr zu gut sind die Anordnungen unsrer Geschlechter und Lebensalter von der Natur gemacht, daß unsre Kindheit länger daure und nur mit Hülfe der Erziehung eine Art Humanität lerne. Ihr zu gut sind auf der weiten Erde alle Lebensarten der Menschen eingerichtet, alle Gattungen der Gesellschaft eingeführt worden. Jäger oder Fischer, Hirt oder Ackermann und Bürger, in jedem Zustande lernte der Mensch Nahrungsmittel unterscheiden, Wohnungen für sich und die Seinigen errichten; er lernte für seine beiden Geschlechter Kleidungen zum Schmuck erhöhen und sein Hauswesen ordnen. Er erfand mancherlei Gesetze und Regierungsformen, die alle zum Zweck haben wollten, daß jeder, unbefehdet vom andern, seine Kräfte üben und einen schönern, freieren Genuß des Lebens sich erwerben könnte. Hiezu ward das Eigentum gesichert und Arbeit, Kunst, Handel, Umgang zwischen mehreren Menschen erleichtert; es wurden Strafen für die Verbrecher, Belohnungen für die Vortrefflichen erfunden, auch tausend sittliche Gebräuche der verschiednen Stände im öffentlichen und häuslichen Leben, selbst in der Religion angeordnet. Hiezu endlich wurden Kriege geführt, Verträge geschlossen, allmählich eine Art Kriegs- und Völkerrecht nebst mancherlei Bündnissen der Gastfreundschaft und des Handels errichtet, damit auch außer den Grenzen seines Vaterlandes der Mensch geschont und geehrt würde. Was also in der Geschichte je Gutes gethan ward, ist für die Humanität gethan worden; was in ihr Thörichtes, Lasterhaftes und Abscheuliches in Schwang kam, ward gegen die Humanität verübet, so daß der Mensch sich durchaus keinen andern Zweck aller seiner Erdanstalten denken kann, als der in ihm selbst, d. i. in der schwachen und starken, niedrigen und edlen Natur liegt, die ihm sein Gott anschuf. Wenn wir nun in der ganzen Schöpfung jede Sache nur durch das, was sie ist, und wie sie wirkt,

kennen, so ist uns der Zweck des Menschengeschlechts auf der Erde durch seine Natur und Geschichte wie durch die helleste Demonstration gegeben.

Lasset uns auf den Erdstrich zurückblicken, den wir bisher durchwandert haben! In allen Einrichtungen der Völker von Sina bis Rom, in allen Mannigfaltigkeiten ihrer Verfassung sowie in jeder ihrer Erfindungen des Krieges und Friedens, selbst bei allen Greueln und Fehlern der Nationen blieb das Hauptgesetz der Natur kenntlich: „Der Mensch sei Mensch. Er bilde sich seinen Zustand nach dem, was er für das Beste erkennet." Hiezu bemächtigten sich die Völker ihres Landes und richteten sich ein, wie sie konnten. Aus dem Weibe und dem Staat, aus Sklaven, Kleidern und Häusern, aus Ergötzungen und Speisen, aus Wissenschaft und Kunst ist hie und da auf der Erde alles gemacht worden, was man zu seinem oder des Ganzen Besten daraus machen zu können glaubte. Überall also finden wir die Menschheit im Besitz und Gebrauch des Rechtes, sich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem[1] sie solche erkannte. Irrten sie oder blieben auf dem halben Wege einer ererbten Tradition stehen, so litten sie die Folgen ihres Irrtums und büßeten ihre eigne Schuld. Die Gottheit hatte ihnen in nichts die Hände gebunden als durch das, was sie waren, durch Zeit, Ort und die ihnen einwohnenden Kräfte. Sie kam ihnen bei ihren Fehlern auch nirgend durch Wunder zu Hülfe, sondern ließ diese Fehler wirken, damit Menschen solche selbst bessern lernten.

So einfach dieses Naturgesetz ist, so würdig ist es Gottes, so zusammenstimmend und fruchtbar an Folgen für das Geschlecht der Menschen. Sollte dies sein, was es ist, und werden, was es werden könnte, so mußte es eine selbstwirksame Natur und einen Kreis freier Thätigkeit um sich her erhalten, in welchem es kein ihm unnatürliches Wunder störte. Alle tote Materie, alle Geschlechter der Lebendigen, die der Instinkt führet, sind seit

[1] Je nachdem.

der Schöpfung geblieben, was sie waren: den Menschen machte Gott zu einem Gott auf Erden, er legte das Principium eigner Wirksamkeit in ihn und setzte solches durch innere und äußere Bedürfnisse seiner Natur von Anfange an in Bewegung. Der Mensch konnte nicht leben und sich erhalten, wenn er nicht Vernunft brauchen lernte; sobald er diese brauchte, war ihm freilich die Pforte zu tausend Irrtümern und Fehlversuchen, eben aber auch und selbst durch diese Irrtümer und Fehlversuche der Weg zum bessern Gebrauch der Vernunft eröffnet. Je schneller er seine Fehler erkennen lernt, mit je rüstigerer Kraft er darauf geht, sie zu bessern, desto weiter kommt er, desto mehr bildet sich seine Humanität; und er muß sie ausbilden oder Jahrhunderte durch unter der Last eigner Schulden ächzen.

Wir sehen also auch, daß sich die Natur zu Errichtung dieses Gesetzes einen so weiten Raum erkor, als ihr der Wohnplatz unsres Geschlechts vergönnte; sie organisierte den Menschen so vielfach, als auf unsrer Erde ein Menschengeschlecht sich organisieren konnte. Nahe an den Affen stellete sie den Neger hin, und von der Negervernunft an bis zum Gehirn der feinsten Menschenbildung ließ sie ihr großes Problem der Humanität von allen Völkern aller Zeiten auflösen. Das Notwendige, zu welchem der Trieb und das Bedürfnis führet, konnte beinah' keine Nation der Erde verfehlen: zur feinern Ausbildung des Zustandes der Menschheit gab es auch feinere Völker sanfterer Klimate. Wie nun alles Wohlgeordnete und Schöne in der Mitte zweier Extreme liegt, so mußte auch die schönere Form der Vernunft und Humanität in diesem gemäßigtern Mittelstrich ihren Platz finden. Und sie hat ihn nach dem Naturgesetz dieser allgemeinen Konvenienz[1] reichlich gefunden. Denn ob man gleich fast alle asiatischen Nationen von jener Trägheit nicht freisprechen kann, die bei guten Anordnungen zu frühe stehen blieb und eine ererbte Form für unableglich und heilig schätzte, so muß man sie doch

[1] Harmonie, Übereinstimmung.

entschuldigen, wenn man den ungeheuren Strich ihres festen Landes und die Zufälle bedenkt, denen sie insonderheit von dem Gebirg her ausgesetzt waren. Im ganzen bleiben ihre ersten frühen Anstalten zur Bildung der Humanität, eine jede nach Zeit und Ort betrachtet, lobenswert, und noch weniger sind die Fortschritte zu verkennen, die die Völker an den Küsten des Mittelländischen Meeres in ihrer größern Regsamkeit gemacht haben. Sie schüttelten das Joch des Despotismus alter Regierungsformen und Traditionen ab und bewiesen damit das große, gültige Gesetz des Menschenschicksals, daß, was ein Volk oder ein gesamtes Menschengeschlecht zu seinem eignen Besten mit Überlegung wolle und mit Kraft ausführe, das sei ihm auch von der Natur vergönnet, die weder Despoten noch Traditionen, sondern die beste Form der Humanität ihnen zum Ziel setzte.

Wunderbar schön versöhnt uns der Grundsatz dieses göttlichen Naturgesetzes nicht nur mit der Gestalt unsres Geschlechts auf der weiten Erde, sondern auch mit den Veränderungen desselben durch alle Zeiten hinunter. Allenthalben ist die Menschheit das, was sie aus sich machen konnte, was sie zu werden Lust und Kraft hatte. War sie mit ihrem Zustande zufrieden, oder waren in der großen Saat der Zeiten die Mittel zu ihrer Verbesserung noch nicht gereift, so blieb sie Jahrhunderte hin, was sie war, und ward nichts anders. Gebrauchte[1] sie sich aber der Waffen, die ihr Gott zum Gebrauch gegeben hatte, ihres Verstandes, ihrer Macht und aller der Gelegenheiten, die ihr ein günstiger Wind zuführte, so stieg sie künstlich höher, so bildete sie sich tapfer aus. That sie es nicht, so zeigt schon diese Trägheit, daß sie ihr Unglück minder fühlte; denn jedes lebhafte Gefühl des Unrechts, mit Verstande und Macht begleitet, muß eine rettende Macht werden. Mit nichten gründete sich z. B. der lange Gehorsam unter dem Despotismus auf die Übermacht des Despoten: die gutwillige, zutrauende Schwachheit der Unter-

[1] Bediente.

jochten, späterhin ihre duldende Trägheit war seine einzige und größeste Stütze. Denn Dulden ist freilich leichter, als mit Nachdruck bessern; daher brauchten so viele Völker des Rechts nicht, das ihnen Gott durch die Göttergabe ihrer Vernunft gegeben.

Kein Zweifel aber, daß überhaupt, was auf der Erde noch nicht geschehen ist, künftig geschehen werde; denn unverjährbar sind die Rechte der Menschheit und die Kräfte, die Gott in sie legte, unaustilgbar. Wir erstaunen darüber, wie weit Griechen und Römer es in ihrem Kreise von Gegenständen in wenigen Jahrhunderten brachten; denn wenn auch der Zweck ihrer Wirkung nicht immer der reinste war, so beweisen sie doch, daß sie ihn zu erreichen vermochten. Ihr Vorbild glänzt in der Geschichte und muntert jeden ihresgleichen unter gleichem und größerm Schutze des Schicksals zu ähnlichen und bessern Bestrebungen auf. Die ganze Geschichte der Völker wird uns in diesem Betracht eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. So viele glorreiche alte Nationen erreichten ein schlechteres Ziel — warum sollten wir nicht ein reineres, edleres erreichen? Sie waren Menschen, wie wir sind; ihr Beruf zur besten Gestalt der Humanität ist der unsrige nach unsern Zeitumständen, nach unserm Gewissen, nach unsern Pflichten. Was jene ohne Wunder thun konnten, können und dürfen auch wir thun: die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsre Kräfte. Als sie die Erde und alle vernunftlosen Geschöpfe derselben geschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: „Sei mein Bild, ein Gott auf Erden! herrsche und walte! Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor! Ich darf dir nicht durch Wunder beistehn, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen."

Lasset uns einige dieser Naturgesetze erwägen, die auch nach den Zeugnissen der Geschichte dem Gange der Humanität in

unserm Geschlecht aufgeholfen haben und, so wahr sie Naturgesetze Gottes sind, ihm aufhelfen werden.

II.

Alle zerstörenden Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen.

Erstes Beispiel. Als einst im Unermeßlichen der Werkstoff künftiger Welten ausgebreitet schwamm, gefiel es dem Schöpfer dieser Welten, die Materie sich bilden zu lassen nach den ihnen anerschaffenen inneren Kräften. Zum Mittelpunkt des Ganzen, der Sonne, floß nieder, was nirgend eigne Bahn finden konnte, oder was sie auf ihrem mächtigen Thron mit überwiegenden Kräften an sich zog. Was einen andern Mittelpunkt der Anziehung fand, ballte sich gleichartig zu ihm und ging entweder in Ellipsen um seinen großen Brennpunkt oder flog in Parabeln und Hyperbeln hinweg und kam nie wieder. So reinigte sich der Äther, so ward aus einem schwimmenden, zusammenfließenden Chaos ein harmonisches Weltsystem, nach welchem Erden und Kometen in regelmäßigen Bahnen Äonen durch um ihre Sonne umhergehn — ewige Beweise des Naturgesetzes, daß vermittelst eingepflanzter göttlicher Kräfte aus dem Zustande der Verwirrung Ordnung werde. So lange dies einfache große Gesetz aller gegeneinander gewogenen und abgezählten Kräfte dauret, stehet der Weltbau fest, denn er ist auf eine Eigenschaft und Regel der Gottheit gegründet.

Zweites Beispiel. Gleichergestalt, als unsre Erde aus einer unförmlichen Masse sich zum Planeten formte, stritten und kämpften auf ihr ihre Elemente, bis jedes seine Stelle fand, so daß nach mancher wilden Verwirrung der harmonisch geordneten Kugel jetzt alles dienet. Land und Wasser, Feuer und Luft, Jahrs-

zeiten und Klimate, Winde und Ströme, die Witterung und was zu ihr gehöret: alles ist einem großen Gesetz ihrer Gestalt und Masse, ihres Schwunges und ihrer Sonnenentfernung unterworfen und wird nach solchem harmonisch geregelt. Jene unzählige Vulkane auf der Oberfläche unsrer Erde flammen nicht mehr, die einst flammten; der Ozean siedet nicht mehr von jenen Vitriolgüssen und andern Materien, die einst den Boden unsres festen Landes bedeckten. Millionen Geschöpfe gingen unter, die untergehen mußten; was sich erhalten konnte, blieb und steht jetzt Jahrtausende her in großer harmonischer Ordnung. Wilde und zahme, fleisch- und grasfressende Tiere, Insekten, Vögel, Fische, Menschen sind gegeneinander geordnet und unter diesen allen Mann und Weib, Geburt und Tod, Dauer und Lebensalter, Not und Freude, Bedürfnisse und Vergnügen. Und alle dies nicht etwa nach der Willkür einer täglich geänderten, unerklärlichen Fügung, sondern nach offenbaren Naturgesetzen, die im Bau der Geschöpfe, d. i. im Verhältnis aller der organischen Kräfte lagen, die sich auf unserm Planeten beseelten und erhielten. So lange das Naturgesetz dieses Baues und Verhältnisses dauert, wird auch seine Folge dauern — harmonische Ordnung nämlich zwischen dem belebten und unbelebten Teil unsrer Schöpfung, die, wie das Innere der Erde zeigt, nur durch den Untergang von Millionen bewirkt werden konnte.

Wie? und im menschlichen Leben sollte nicht ebendies Gesetz walten, das innern Naturkräften gemäß aus dem Chaos Ordnung schafft und Regelmäßigkeit bringt in die Verwirrung der Menschen? Kein Zweifel! wir tragen dies Principium in uns, und es muß und wird seiner Art gemäß wirken. Alle Irrtümer des Menschen sind ein Nebel der Wahrheit; alle Leidenschaften seiner Brust sind wildere Triebe einer Kraft, die sich selbst noch nicht kennet, die ihrer Natur nach aber nicht anders als aufs Bessere wirket. Auch die Stürme des Meers, oft zertrümmernd und verwüstend, sind Kinder einer harmonischen Weltordnung und müssen derselben wie die säuselnden Zephyrs

dienen. Gelänge es mir, einige Bemerkungen ins Licht zu setzen, die diese erfreuliche Wahrheit uns vergewissern!

1) Wie die Stürme des Meers seltner sind als seine regelmäßigen Winde, so ist's auch im Menschengeschlecht eine gütige Naturordnung, daß weit weniger Zerstörer als Erhalter in ihm geboren werden.

Im Reich der Tiere ist es ein göttliches Gesetz, daß weniger Löwen und Tiger als Schafe und Tauben möglich und wirklich sind; in der Geschichte ist's eine ebenso gütige Ordnung, daß der Nebukadnezars[1] und Kambyses[2], der Alexander und Sulla, der Attila[3] und Dschengiskane[4] eine weit geringere Anzahl ist als der sanftern Feldherren oder der stillen, friedlichen Monarchen. Zu jenen gehören entweder sehr unregelmäßige Leidenschaften und Mißanlagen der Natur, durch welche sie der Erde statt freundlicher Sterne wie flammende Meteore erscheinen; oder es treten meistens sonderbare Umstände der Erziehung, seltne Gelegenheiten einer frühen Gewohnheit, endlich gar harte Bedürfnisse der feindseligen, politischen Not hinzu, um die sogenannten Geißeln Gottes gegen das Menschengeschlecht in Schwung zu bringen und darin zu erhalten. Wenn also zwar die Natur unsertwegen freilich nicht von ihrem Gange ablassen wird, unter den zahllosen Formen und Komplexionen, die sie hervorbringt, auch dann und wann Menschen von wilden Leidenschaften, Geister

[1] Nebukadnezar (Nebukudrossor) II., ein auch durch hervorragende Friedenswerke ausgezeichneter Herrscher des neubabylonischen Reiches (605—561 v. Chr.), hat Juda und Ägypten bekriegt, i. J. 586 v. Chr. Jerusalem zerstört und dreizehn Jahre später Tyrus unterworfen. — [2] Kambyses (Kambudschija), 529—522 v. Chr. König von Persien, eroberte Ägypten. — [3] Attila (Etzel), seit 433 König des ungarischen Hunnenreiches, machte den Versuch, das weströmische Reich vollends zu zerstören; er that es auf gallischem Boden durch die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (nahe bei Troyes) i. J. 451, die indessen unglücklich für ihn auslief, und im nächsten Jahre durch einen ebenfalls erfolglosen Zug bis an den Apennin, auf dem er Aquileja zerstörte. — [4] Temudschin, seit 1206 Tschingis Chan (d. h. höchster Herrscher) der Mongolen am Amur, eroberte Teile von China und zerstörte das Chowaresmier-Reich zwischen Indus und dem Kaspischen Meere. Seine Horden verwüsteten das südliche Rußland, brannten unter seinem Enkel Batu die Städte Moskau und Kiew nieder und bedrohten Deutschland, dessen Ritterheer unter Herzog Heinrich dem Frommen von Liegnitz ihnen 1241 in der Schlacht bei Wahlstatt erlegen war.

zum Zerstören und nicht zum Erhalten ans Licht der Welt zu senden, so steht es eben ja auch in der Gewalt der Menschen, diesen Wölfen und Tigern ihre Herde nicht anzuvertraun, sondern sie vielmehr durch Gesetze der Humanität selbst zu zähmen. Es gibt keine Auerochsen mehr in Europa, die sonst allenthalben ihr waldichtes Gebiet hatten; auch die Menge der afrikanischen Ungeheuer, die Rom zu seinen Kampfspielen brauchte, ward ihm zuletzt schwer, zu erjagen. Je mehr die Kultur der Länder zunimmt, desto enger wird die Wüste, desto seltner ihre wilden Bewohner. Gleichergestalt hat auch in unserm Geschlecht die zunehmende Kultur der Menschen schon diese natürliche Wirkung, daß sie mit der tierischen Stärke des Körpers auch die Anlage zu wilden Leidenschaften schwächt und ein zärteres menschliches Gewächs bildet. Nun sind bei diesem allerdings auch Unregelmäßigkeiten möglich, die oft um so verderblicher wüten, weil sie sich auf eine kindische Schwäche gründen, wie die Beispiele so vieler morgenländischen und römischen Despoten zeigen; allein da ein verwöhntes Kind immer doch eher zu bändigen ist als ein blutdürstiger Tiger, so hat uns die Natur mit ihrer mildernden Ordnung zugleich den Weg gezeigt, wie auch wir durch wachsenden Fleiß das Regellose regeln, das unersättlich Wilde zähmen sollen und zähmen dürfen. Gibt es keine Gegenden voll Drachen mehr, gegen welche jene Riesen der Vorzeit ausziehen müßten — gegen Menschen selbst haben wir keine zerstörenden Herkuleskräfte nötig. Helden von dieser Sinnesart mögen auf dem Kaukasus oder in Afrika ihr blutiges Spiel treiben und den Minotaurus[1] suchen, den sie erlegen: die Gesellschaft, in welcher sie leben, hat das ungezweifelte Recht, alle flammenspeiende Stiere Geryons[2] selbst zu bekämpfen. Sie leidet, wenn sie sich ihnen gutwillig zum Raube hingibt, durch ihre eigne Schuld, wie es die eigne Schuld der

[1] Ungeheuer mit einem Stierkopf auf dem Riesenleibe, das auf der Insel Kreta in den Irrgängen des unterirdischen Labyrinths eingeschlossen war und durch Menschenopfer gesättigt wurde, bis es Theseus von Athen auffand und erlegte. — [2] Vgl. S. 181, Anm. 6.

Völker war, daß sie sich gegen das verwüstende Rom nicht mit aller Macht einer gemeinschaftlichen Verbindung zur Freiheit der Welt verknüpften.

2) Der Verfolg der Geschichte zeigt, daß mit dem Wachstum wahrer Humanität auch der zerstörenden Dämonen des Menschengeschlechts wirklich weniger geworden sei, und zwar nach innern Naturgesetzen einer sich aufklärenden Vernunft und Staatskunst.

Je mehr die Vernunft unter den Menschen zunimmt, desto mehr muß man's von Jugend auf einsehen lernen, daß es eine schönere Größe gibt als die menschenfeindliche Tyrannengröße, daß es besser und selbst schwerer sei, ein Land zu bauen, als es zu verwüsten, Städte einzurichten, als solche zu zerstören. Die fleißigen Ägypter, die sinnreichen Griechen, die handelnden Phönizier haben in der Geschichte nicht nur eine schönere Gestalt, sondern sie genossen auch während ihres Daseins ein viel angenehmeres und nützlicheres Leben als die zerstörenden Perser, die erobernden Römer, die geizigen Karthaginenser. Das Andenken jener blühet noch in Ruhm, und ihre Wirkung auf Erden ist mit wachsender Kraft unsterblich; dagegen die Verwüster mit ihrer dämonischen Übermacht nichts anders erreichten, als daß sie auf dem Schutthaufen ihrer Beute ein üppiges, elendes Volk wurden und zuletzt selbst den Giftbecher einer ärgern Vergeltung tranken. Dies war der Fall der Assyrer, Babylonier, Perser, Römer; selbst den Griechen hat ihre innere Uneinigkeit sowie in manchen Provinzen und Städten[1] ihre Üppigkeit mehr als das Schwert der Feinde geschadet. Da nun diese Grundsätze eine Naturordnung sind, die sich nicht etwa nur durch einige Fälle der Geschichte als durch zufällige Exempel beweiset, sondern die auf sich selbst, d. i. auf der Natur der Unterdrückung und einer überstrengten Macht oder auf den Folgen des Sieges, der Üppig-

[1] So in Unteritalien, wo die Sybariten, die Bewohner von Sybaris (vgl. S. 199, Anm. 2), und später die Tarentiner (vgl. S. 199, Anm. 2) als Feinschmecker und Schlemmer berüchtigt waren.

keit und dem Hochmut wie auf Gesetzen eines gestörten Gleichgewichts ruhet und mit dem Lauf der Dinge ihren gleich ewigen Gang hält — warum sollte man zweifeln müssen, daß diese Naturgesetze nicht auch wie jede andre erkannt und, je kräftiger sie eingesehen werden, mit der unfehlbaren Gewalt einer Naturwahrheit wirken sollten? Was sich zur mathematischen Gewißheit und auf einen politischen Kalkul bringen läßt, muß später oder früher als Wahrheit erkannt werden; denn an Euklides'[1] Sätzen oder am Einmaleins hat noch niemand gezweifelt.

Selbst unsre kurze Geschichte beweiset es daher schon klar, daß mit der wachsenden wahren Aufklärung der Völker die menschenfeindlichen, sinnlosen Zerstörungen derselben sich glücklich vermindert haben. Seit Roms Untergange ist in Europa kein kultiviertes Reich mehr entstanden, das seine ganze Einrichtung auf Kriege und Eroberungen gebauet hätte; denn die verheerenden Nationen der mittlern Zeit waren rohe, wilde Völker. Je mehr aber auch sie Kultur empfingen und ihr Eigentum liebgewinnen lernten, desto mehr drang sich ihnen unvermerkt, ja oft wider ihren Willen, der schönere, ruhige Geist des Kunstfleißes, des Ackerbaues, des Handels und der Wissenschaft auf. Man lernte nutzen, ohne zu vernichten, weil das Vernichtete sich nicht mehr nutzen läßt, und so ward mit der Zeit gleichsam durch die Natur der Sache selbst ein friedliches Gleichgewicht zwischen den Völkern, weil nach Jahrhunderten wilder Befehdung es endlich alle einsehen lernten, daß der Zweck, den jeder wünschte, sich nicht erreichen ließe, als[2] daß sie gemeinschaftlich dazu beitrügen. Selbst der Gegenstand des scheinbar größesten Eigennutzes, der Handel, hat keinen andern als diesen Weg nehmen mögen, weil er Ordnung der Natur ist, gegen welche alle Leidenschaften und Vorurteile am Ende nichts vermögen. Jede handelnde Nation Europas beklaget es jetzt und wird es künftig noch mehr beklagen, was sie einst des Aberglaubens oder des Neides wegen sinnlos

[1] Vgl. S. 145, Anm. 3. — [2] D. h. sich nicht anders erreichen ließe als dadurch, daß .... Vgl. Bd. 1, S. 71.*

zerstörte. Je mehr die Vernunft zunimmt, desto mehr muß die erobernde eine handelnde Schiffahrt werden, die auf gegenseitiger Gerechtigkeit und Schonung, auf einem fortgehenden Wetteifer in übertreffendem Kunstfleiße, kurz auf Humanität und ihren ewigen Gesetzen ruhet.

Inniges Vergnügen fühlt unsre Seele, wenn sie den Balsam, der in den Naturgesetzen der Menschheit liegt, nicht nur empfindet, sondern ihn auch kraft seiner Natur sich unter den Menschen wider ihren Willen ausbreiten und Raum schaffen siehet. Das Vermögen, zu fehlen, konnte ihnen die Gottheit selbst nicht nehmen; sie legte es aber in die Natur des menschlichen Fehlers, daß er früher oder später sich als solchen zeigen und dem rechnenden Geschöpf offenbar werden mußte. Kein kluger Regent Europas verwaltet seine Provinzen mehr wie der Perser König, ja wie selbst die Römer solche verwalteten, wenn nicht aus Menschenliebe, so aus besserer Einsicht der Sache, da mit den Jahrhunderten sich der politische Kalkul gewisser, leichter, klarer gemacht hat. Nur ein Unsinniger würde zu unserer Zeit ägyptische Pyramiden bauen, und jeder, der ähnliche Nutzlosigkeiten aufführt, wird von aller vernünftigen Welt für sinnlos gehalten, wenn nicht aus Völkerliebe, so aus sparender Berechnung. Blutige Fechterspiele, grausame Tierkämpfe dulden wir nicht mehr; alle diese wilden Jugendübungen ist das Menschengeschlecht durchgangen und hat endlich einsehen gelernt, daß ihre tolle Lust der Mühe nicht wert sei. Gleichergestalt bedürfen wir des Drucks armer Römersklaven oder spartanischer Heloten[1] nicht mehr, da unsre Verfassung durch freie Geschöpfe das leichter zu erreichen weiß, was jene alte Verfassungen durch menschliche Tiere gefährlicher und selbst kostbarer erreichten; ja, es muß eine Zeit kommen, da wir auf unsern unmenschlichen Negerhandel ebenso bedaurend zurücksehen werden als auf die alten Römersklaven oder auf die spartanischen Heloten, wenn

[1] Die von den Spartanern ihrer Freiheit und ihres Eigentums beraubten ursprünglichen Einwohner des Landes

nicht aus Menschenliebe, so aus Berechnung. Kurz, wir haben die Gottheit zu preisen, daß sie uns bei unsrer fehlbaren schwachen Natur Vernunft gab, einen ewigen Lichtstrahl aus ihrer Sonne, dessen Wesen es ist, die Nacht zu vertreiben und die Gestalten der Dinge, wie sie sind, zu zeigen.

3) Der Fortgang der Künste und Erfindungen selbst gibt dem Menschengeschlecht wachsende Mittel in die Hand, das einzuschränken oder unschädlich zu machen, was die Natur selbst nicht auszutilgen vermochte.

Es müssen Stürme auf dem Meer sein, und die Mutter der Dinge selbst konnte sie dem Menschengeschlecht zu gut nicht wegräumen; was gab sie aber ihrem Menschengeschlecht dagegen? Die Schiffskunst. Eben dieser Stürme wegen erfand der Mensch die tausendfach künstliche Gestalt seines Schiffes, und so entkommt er nicht nur dem Sturme, sondern weiß ihm auch Vorteile abzugewinnen und segelt auf seinen Flügeln.

Verschlagen auf dem Meer, konnte der Irrende keine Tyndariden[1] anrufen, die ihm erschienen und rechten Weges ihn leiteten; er erfand sich also selbst seinen Führer, den Kompaß, und suchte am Himmel seine Tyndariden, die Sonne, den Mond und die Gestirne. Mit dieser Kunst ausgerüstet, wagt er sich auf den uferlosen Ozean, bis zu seiner höchsten Höhe, bis zu seiner tiefsten Tiefe.

Das verwüstende Element des Feuers konnte die Natur dem Menschen nicht nehmen, wenn sie ihm nicht zugleich die Menschheit selbst rauben wollte; was gab sie ihm also mittelst des Feuers? Tausendfache Künste; Künste, dies fressende Gift nicht nur unschädlich zu machen und einzuschränken, sondern es selbst zum mannigfaltigsten Vorteil zu gebrauchen.

Nicht anders ist's mit den wütenden Leidenschaften der Menschen, diesen Stürmen auf dem Meer, diesem verwüstenden

[1] Kastor und Pollux, als Sterne an den Himmel versetzt und von den Schiffern des Altertums angerufen, die sie im Elmsfeuer gegenwärtig glaubten.

Feuerelemente. Eben durch sie und an ihnen hat unser Geschlecht seine Vernunft geschärft und tausend Mittel, Regeln und Künste erfunden, sie nicht nur einzuschränken, sondern selbst zum Besten zu lenken, wie die ganze Geschichte zeiget. Ein leidenschaftloses Menschengeschlecht hätte auch seine Vernunft nie ausgebildet: es läge noch irgend in einer Troglodytenhöhle.

Der menschenfressende Krieg z. B. war jahrhundertelang ein rohes Räuberhandwerk. Lange übten sich die Menschen darin voll wilder Leidenschaften; denn solange es in ihm auf persönliche Stärke, List und Verschlagenheit ankam, konnten bei sehr rühmlichen Eigenschaften nicht anders als zugleich sehr gefährliche Mord- und Raubtugenden genährt werden, wie es die Kriege der alten, mittleren und selbst einiger neuen Zeiten reichlich erweisen. An diesem verderblichen Handwerk aber ward gleichsam wider Willen der Menschen die Kriegskunst erfunden; denn die Erfinder sahen nicht ein, daß damit der Grund des Krieges selbst untergraben würde. Je mehr der Streit eine durchdachte Kunst ward, je mehr insonderheit mancherlei mechanische Erfindungen zu ihm traten, desto mehr ward die Leidenschaft einzelner Personen und ihre wilde Stärke unnütz. Als ein totes Geschütz wurden sie jetzt alle dem Gedanken *eines* Feldherrn, der Anordnung weniger Befehlshaber unterworfen, und zuletzt blieb es nur den Landesherren erlaubt, dies gefährliche, kostbare Spiel zu spielen, da in alten Zeiten alle kriegerische Völker beinahe stets in den Waffen waren. Proben davon sahen wir nicht nur bei mehreren asiatischen Nationen, sondern auch bei den Griechen und Römern. Viele Jahrhunderte durch waren diese fast unverrückt im Schlachtfelde; der Volskische Krieg[1] dauerte 106, der Samnitische 71 Jahre[2]; zehn Jahre ward die

[1] Vgl. S. 220, Anm. 4. Livius redet (Buch 1, Kap. 53) von mehr als 200 Jahren, über die der 535 v. Chr. begonnene Krieg gegen die Volsker sich ausgedehnt habe. Thatsächlich ist das Gebiet der Volsker erst dann endgültig römisch geworden, als i. J. 329 v. Chr. die letzte Volskerstadt, Privernum, erobert worden war. — [2] Herder rechnet die dazwischenliegenden Friedensjahre nicht mit. Der erste Krieg gegen die Samniten begann i. J. 343 v. Chr., ihre letzte Erhebung wurde i. J.

Stadt Veji wie ein zweites Troja belagert[1], und unter den Griechen ist der 28jährige verderbliche Peloponnesische Krieg bekannt genug. Da nun bei allen Kriegen der Tod im Treffen das geringste Übel ist, hingegen die Verheerungen und Krankheiten, die ein ziehendes Heer begleiten, oder die eine eingeschlossene Stadt drücken, samt der räuberischen Unordnung, die sodann in allen Gewerben und Ständen herrscht, das größere Übel sind, das ein leidenschaftlicher Krieg in tausend schrecklichen Gestalten mit sich führet: so mögen wir's den Griechen und Römern, vorzüglich aber dem Erfinder des Pulvers und den Künstlern des Geschützes danken, daß sie das wildeste Handwerk zu einer Kunst und neuerlich gar zur höchsten Ehrenkunst gekrönter Häupter gemacht haben. Seitdem Könige in eigner Person mit ebenso leidenschaft- als zahllosen Heeren dies Ehrenspiel treiben, so sind wir bloß der Ehre des Feldherrn wegen vor Belagerungen, die 10, oder vor Kriegen, die 71 Jahre dauren, sicher, zumal die letzten auch der großen Heere wegen sich selbst aufheben. Also hat nach einem unabänderlichen Gesetz der Natur das Übel selbst etwas Gutes erzeuget, indem die Kriegskunst den Krieg einem Teile nach vertilgt hat. Auch die Räubereien und Verwüstungen haben sich durch sie, nicht eben aus Menschenfreundschaft, sondern der Ehre des Feldherrn wegen, vermindert. Das Recht des Krieges und das Betragen gegen die Gefangenen ist ungleich milder worden, als es selbst bei den Griechen war — an die öffentliche Sicherheit nicht zu gedenken, die bloß in kriegerischen Staaten zuerst aufkam. Das ganze römische Reich z. B. war auf seinen Straßen sicher, solang' es der gewaffnete Adler[2] mit seinen Flügeln deckte; dagegen in Asien und Afrika, selbst in Griechenland einem Fremdlinge das Reisen gefährlich ward, weil es diesen Ländern an einem sichernden Allgemeingeist fehlte.

272 v. Chr. niedergeschlagen. — [1] Die Belagerung Trojas wurde von den alexandrinischen Gelehrten in das Jahrzehnt 1193—84 v. Chr., die Vejis von den römischen Historikern in die Jahre 405—396 v. Chr. gesetzt. Vgl. auch S. 239, Anm. 2. — [2] Ein Adler auf hoher Stange war seit Marius (gest. 86 v. Chr.) das Feldzeichen der römischen Legionen.

So verwandelt sich das Gift in Arznei, sobald es Kunst wird: einzelne Geschlechter gingen unter, das unsterbliche Ganze aber überlebt die Schmerzen der verschwindenden Teile und lernt am Übel selbst Gutes.

Was von der Kriegskunst galt, muß von der Staatskunst noch mehr gelten; nur ist sie eine schwerere Kunst, weil sich in ihr das Wohl des ganzen Volks vereinet. Auch der amerikanische Wilde hat seine Staatskunst; aber wie eingeschränkt ist sie, da sie zwar einzelnen Geschlechtern Vorteil bringt, das ganze Volk aber vor dem Untergange nicht sichert! Mehrere kleine Nationen haben sich untereinander aufgerieben; andere sind so dünne geworden, daß im bösen Konflikt mit den Blattern, dem Branntwein und der Habsucht der Europäer manche derselben wahrscheinlich noch ein gleiches Schicksal erwartet. Je mehr in Asien und in Europa die Verfassung eines Staats Kunst ward, desto fester stehet er in sich, desto genauer ward er mit andern zusammengegründet, so daß einer ohne den andern selbst nicht zu fallen vermag. So steht Sina, so stehet Japan: alte Gebäude, tief unter sich selbst gegründet. Künstlicher schon waren die Verfassungen Griechenlandes, dessen vornehmste Republiken jahrhundertelang um ein politisches Gleichgewicht kämpften. Gemeinschaftliche Gefahren vereinigten sie, und wäre die Vereinigung vollkommen gewesen, so hätte das rüstige Volk dem Philippus und den Römern so glorreich widerstehen mögen, wie es einst dem Darius und Xerxes obgesiegt hatte. Nur die schlechte Staatskunst aller benachbarten Völker war Roms Vorteil; geteilt wurden sie angegriffen, geteilt überwunden. Ein gleiches Schicksal hatte Rom, da seine Staats- und Kriegskunst verfiel; ein gleiches Schicksal Judäa und Ägypten. Kein Volk kann untergehen, dessen Staat wohl bestellt ist — gesetzt, daß es auch überwunden wird, wie mit allen seinen Fehlern selbst Sina bezeuget.[1]

[1] Nachdem China schon von 1289 bis 1367 mongolische Herrscher gehabt hatte, wurde es seit 1644 von dem tungusischen Kriegerstamme der Mandschu beherrscht.

Noch augenscheinlicher wird der Nutze einer durchdachten Kunst, wenn von der innern Haushaltung eines Landes, von seinem Handel, seiner Rechtspflege, seinen Wissenschaften und Gewerben die Rede ist; in allen diesen Stücken ist offenbar, daß die höhere Kunst zugleich der höhere Vorteil sei. Ein wahrer Kaufmann betrügt nicht, weil Betrug nie bereichert; so wenig als ein wahrer Gelehrter mit falscher Wissenschaft großthut, oder ein Rechtsgelehrter, der den Namen verdient, wissentlich je ungerecht sein wird, weil alle diese sich damit nicht zu Meistern, sondern zu Lehrlingen ihrer Kunst bekennten. Ebenso gewiß muß eine Zeit kommen, da auch der Staatsunvernünftige sich seiner Unvernunft schämet und es nicht minder lächerlich und ungereimt wird, ein tyrannischer Despot zu sein, als es in allen Zeiten für abscheulich gehalten worden, sobald man nämlich klar wie der Tag einsieht, daß jede Staatsunvernunft mit einem falschen Einmaleins rechne, und daß, wenn sie sich damit auch die größesten Summen errechnete, sie hiemit durchaus keinen Vorteil gewinne. Dazu ist nun die Geschichte geschrieben, und es werden sich im Verfolg derselben die Beweise dieses Satzes klar zeigen. Alle Fehler der Regierungen haben vorausgehen und sich gleichsam erschöpfen müssen, damit nach allen Unordnungen der Mensch endlich lerne, daß die Wohlfahrt seines Geschlechts nicht auf Willkür, sondern auf einem ihm wesentlichen Naturgesetz, der Vernunft und Billigkeit, ruhe. Wir gehen jetzt der Entwicklung desselben entgegen, und die innere Kraft der Wahrheit möge ihrem Vortrage selbst Licht und Überzeugung geben.

III.

Das Menschengeschlecht ist bestimmt, mancherlei Stufen der Kultur in mancherlei Veränderungen zu durchgehen; auf Vernunft und Billigkeit aber ist der daurende Zustand seiner Wohlfahrt wesentlich und allein gegründet.

Erstes Naturgesetz. In der mathematischen[1] Naturlehre ist's erwiesen, daß zum Beharrungszustande eines Dinges jederzeit eine Art Vollkommenheit, ein Maximum oder Minimum erfordert werde, das aus der Wirkungsweise der Kräfte dieses Dinges folget. So könnte z. B. unsre Erde nicht dauren, wenn der Mittelpunkt ihrer Schwere nicht am tiefsten Ort läge und alle Kräfte auf und von demselben in harmonischem Gleichgewicht wirkten. Jedes bestehende Dasein trägt also nach diesem schönen Naturgesetz seine physische Wahrheit, Güte und Notwendigkeit als den Kern seines Bestehens in sich.

Zweites Naturgesetz. Gleichergestalt ist's erwiesen, daß alle Vollkommenheit und Schönheit zusammengesetzter, eingeschränkter Dinge oder ihrer Systeme auf einem solchen Maximum ruhe. Das Ähnliche nämlich und das Verschiedene, das Einfache in den Mitteln und das Vielfältige in den Wirkungen, die leichteste Anwendung der Kräfte zu Erreichung des gewissesten oder fruchtbarsten Zweckes bilden eine Art Ebenmaßes und harmonischer Proportion, die von der Natur allenthalben bei den Gesetzen ihrer Bewegung, in der Form ihrer Geschöpfe, beim Größesten und Kleinsten beobachtet ist und von der Kunst des Menschen, soweit seine Kräfte reichen, nachgeahmt wird. Mehrere Regeln schränken hiebei einander ein, so daß, was nach der einen größer wird, nach der andern abnimmt, bis das zusammengesetzte Ganze seine sparsam schönste Form und mit derselben innern Bestand, Güte und Wahrheit gewinnet. Ein vortreffliches Gesetz, das Unordnung und Willkür aus der Natur verbannet und uns auch

[1] Vgl. S. 15, Z. 18—26.

in jedem veränderlichen eingeschränkten Teil der Weltordnung eine Regel der höchsten Schönheit zeiget.

Drittes Naturgesetz. Ebensowohl ist's erwiesen, daß, wenn ein Wesen oder ein System derselben aus diesem Beharrungszustande seiner Wahrheit, Güte und Schönheit verrückt worden, es sich demselben durch innere Kraft, entweder in Schwingungen oder in einer Asymptote[1] wieder nähere, weil außer diesem Zustande es keinen Bestand findet. Je lebendiger und vielartiger die Kräfte sind, desto weniger ist der unvermerkte gerade Gang der Asymptote möglich, desto heftiger werden die Schwingungen und Oscillationen[2], bis das gestörte Dasein das Gleichgewicht seiner Kräfte oder ihrer harmonischen Bewegung, mithin den ihm wesentlichen Beharrungszustand erreichet.

Da nun die Menschheit sowohl im ganzen als in ihren einzelnen Individuen, Gesellschaften und Nationen ein daurendes Natursystem der vielfachsten lebendigen Kräfte ist, so lasset uns sehen, worin der Bestand desselben liege, auf welchem Punkt sich seine höchste Schönheit, Wahrheit und Güte vereine, und welchen Weg es nehme, um sich bei einer jeden Verrückung, deren uns die Geschichte und Erfahrung so viele darbeut, seinem Beharrungszustande wiederum zu nähern.

* * *

1) Die Menschheit ist ein so reicher Entwurf von Anlagen und Kräften, daß, weil alles in der Natur auf der bestimmtesten Individualität ruhet, auch ihre großen und vielen Anlagen nicht anders als unter Millionen verteilt auf unserm Planeten erscheinen konnten. Alles wird geboren, was auf ihm geboren werden kann, und erhält sich, wenn es nach Gesetzen der Natur seinen Beharrungszustand findet. Jeder einzelne Mensch trägt also, wie in der Gestalt seines Körpers, so auch in den Anlagen seiner Seele, das Ebenmaß, zu welchem er gebildet ist und sich selbst

[1] Vgl. S. 38, Z. 2. — [2] Ebenfalls s. v. w. Schwingungen.

ausbilden soll, in sich. Es geht durch alle Arten und Formen menschlicher Existenz von der kränklichsten Unförmlichkeit, die sich kaum lebend erhalten konnte, bis zur schönsten Gestalt eines griechischen Gottmenschen, von der leidenschaftlichsten Hitze eines Negergehirns bis zur Anlage der schönsten Weisheit. Durch Fehler und Verirrungen, durch Erziehung, Not und Übung sucht jeder Sterbliche dies Ebenmaß seiner Kräfte, weil in solchem allein der vollste Genuß seines Daseins lieget; nur wenige Glückliche aber erreichen es auf die reinste, schönste Weise.

2) Da der einzelne Mensch für sich sehr unvollkommen bestehen kann, so bildet sich mit jeder Gesellschaft ein höheres Maximum zusammenwirkender Kräfte. In wilder Verwirrung laufen diese so lange gegeneinander, bis nach unfehlbaren Gesetzen der Natur die widrigen Regeln einander einschränken und eine Art Gleichgewicht und Harmonie der Bewegung werde. So modifizieren sich die Nationen nach Ort, Zeit und ihrem innern Charakter; jede trägt das Ebenmaß ihrer Vollkommenheit unvergleichbar mit andern in sich. Je reiner und schöner nun das Maximum war, auf welches ein Volk traf, auf je nützlichere Gegenstände es seine Übung schönerer Kräfte anlegte, je genauer und fester endlich das Band der Vereinigung war, das alle Glieder des Staats in ihrem Innersten knüpfte und sie auf diese guten Zwecke lenkte, desto bestehender war die Nation in sich, desto edler glänzt ihr Bild in der Menschengeschichte. Der Gang, den wir bisher durch einige Völker genommen, zeigte, wie verschieden nach Ort, Zeit und Umständen das Ziel war, auf welches sie ihre Bestrebungen richteten. Bei den Sinesen war's eine feine politische Moral, bei den Indiern eine Art abgezogener Reinheit, stiller Arbeitsamkeit und Duldung, bei den Phöniziern der Geist der Schiffahrt und des handelnden Fleißes. Die Kultur der Griechen, insonderheit Athens, ging auf ein Maximum des Sinnlichschönen, sowohl in der Kunst als den Sitten, in Wissenschaften und in der politischen Einrichtung. In Sparta und Rom bestrebte man sich nach der Tugend eines vaterländischen oder Heldenpatriotis-

mus, in beiden auf eine sehr verschiedene Weise. Da in diesem allen das Meiste von Ort und Zeit abhangt, so sind in den auszeichnendsten Zügen des Nationalruhms die alten Völker einander beinahe unvergleichbar.

3) Indessen sehen wir bei allen ein Principium wirken, nämlich eine Menschenvernunft, die aus vielem eins, aus der Unordnung Ordnung, aus einer Mannigfaltigkeit von Kräften und Absichten ein Ganzes mit Ebenmaß und daurender Schönheit hervorzubringen sich bestrebet. Von jenen unförmlichen Kunstfelsen, womit der Sinese seine Gärten verschönt, bis zur ägyptischen Pyramide oder zum griechischen Ideal ist allenthalben Plan und Absicht eines nachsinnenden Verstandes, obwohl in sehr verschiednen Graden, merkbar. Je feiner nun dieser Verstand überlegte, je näher er dem Punkte kam, der ein Höchstes seiner Art enthält und keine Abweichung zur Rechten oder zur Linken verstattet, desto mehr wurden seine Werke Muster; denn sie enthalten ewige Regeln für den Menschenverstand aller Zeiten. So läßet sich z. B. über eine ägyptische Pyramide oder über mehrere griechische und römische Kunstwerke nichts Höheres denken. Sie sind rein aufgelöseste Probleme des menschlichen Verstandes in dieser Art, bei welchen keine willkürliche Dichtung, daß das Problem etwa auch nicht aufgelöset sei oder besser aufgelöset werden könne, stattfindet; denn der reine Begriff dessen, was sie sein sollten, ist in ihnen auf die leichteste, reichste, schönste Art erschöpfet. Jede Verirrung von ihnen wäre Fehler, und wenn dieser auf tausendfache Art wiederholt und vervielfältiget würde, so müßte man immer doch zu jenem Ziel zurückkehren, das ein Höchstes seiner Art und nur ein Punkt ist.

4) Es ziehet sich demnach eine Kette der Kultur in sehr abspringenden krummen Linien durch alle gebildete Nationen, die wir bisher betrachtet haben und weiterhin betrachten werden. In jeder derselben bezeichnet sie zu- und abnehmende Größen und hat Maxima allerlei Art. Manche von diesen schließen einander aus oder schränken einander ein, bis zuletzt dennoch ein Eben-

maß im ganzen stattfindet, so daß es der trüglichste Schluß wäre, wenn man von einer Vollkommenheit einer Nation auf jede andre schließen wollte. Weil Athen z. B. schöne Redner hatte, durfte es deshalb nicht auch die beste Regierungsform haben, und weil Sina so vortrefflich moralisieret, ist sein Staat noch kein Muster der Staaten. Die Regierungsform beziehet sich auf ein ganz anderes Maximum als ein schöner Sittenspruch oder eine pathetische Rede, obwohl zuletzt alle Dinge bei einer Nation, wenn auch nur ausschließend und einschränkend, sich in einen Zusammenhang finden. Kein andres Maximum als das vollkommenste Band der Verbindung macht die glücklichsten Staaten, gesetzt, das Volk müßte auch mancherlei blendende Eigenschaften dabei entbehren.

5) Auch bei einer und derselben Nation darf und kann nicht jedes Maximum ihrer schönen Mühe ewig dauren; denn es ist nur ein Punkt in der Linie der Zeiten. Unablässig rückte diese weiter, und von je mehreren Umständen die schöne Wirkung abhing, desto mehr ist sie dem Hingange und der Vergänglichkeit unterworfen. Glücklich, wenn ihre Muster alsdann zur Regel anderer Zeitalter bleiben; denn die nächstfolgenden stehen ihnen gemeiniglich zu nah und sanken vielleicht sogar eben deshalb, weil sie solche übertreffen wollten. Eben bei dem regsamsten Volk gehet es oft in der schnellesten Abnahme vom siedenden bis zum Gefrierpunkt hinunter.

* * *

Die Geschichte einzelner Wissenschaften und Nationen hat diese Maxima zu berechnen, und ich wünschte, daß wir nur über die berühmtesten Völker in den bekanntesten Zeiten eine solche Geschichte besäßen; jetzt reden wir nur von der Menschengeschichte überhaupt und vom Beharrungsstande derselben in jeder Form, unter jedem Klima. Dieser ist nichts als Humanität, d. i. Vernunft und Billigkeit in allen Klassen, in allen Ge-

schäften der Menschen. Und zwar ist er dies nicht durch die Willkür eines Beherrschers oder durch die überredende Macht der Tradition, sondern durch Naturgesetze, auf welchen das Wesen des Menschengeschlechts ruhet. Auch seine verdorbensten Einrichtungen rufen uns zu: „Hätten sich unter uns nicht noch Schimmer von Vernunft und Billigkeit erhalten, so wären wir längst nicht mehr, ja wir wären nie entstanden.“ Da von diesem Punkt das ganze Gewebe der Menschengeschichte ausgeht, so müssen wir unsern Blick sorgfältig darauf richten.

Zuerst: Was ist's, das wir bei allen menschlichen Werken schätzen, und wornach wir fragen? Vernunft, Plan und Absicht. Fehlt diese, so ist nichts Menschliches gethan; es ist eine blinde Macht bewiesen. Wohin unser Verstand im weiten Felde der Geschichte schweift, suchet er nur sich und findet sich selbst wieder. Je mehr er bei allen seinen Unternehmungen auf reine Wahrheit und Menschengüte traf, desto daurender, nützlicher und schöner wurden seine Werke, desto mehr begegnen sich in ihren Regeln die Geister und Herzen aller Völker in allen Zeiten. Was reiner Verstand und billige Moral ist, darüber sind Sokrates und Confucius, Zoroaster, Plato und Cicero einig; trotz ihrer tausendfachen Unterschiede haben sie alle auf einen Punkt gewirkt, auf dem unser ganzes Geschlecht ruhet. Wie nun der Wanderer kein süßeres Vergnügen hat, als wenn er allenthalben, auch wo er's nicht vermutete, Spuren eines ihm ähnlichen, denkenden, empfindenden Genius gewahr wird, so entzückend ist uns in der Geschichte unsres Geschlechts die Echo aller Zeiten und Völker, die in den edelsten Seelen nichts als Menschengüte und Menschenwahrheit tönet. Wie meine Vernunft den Zusammenhang der Dinge sucht und mein Herz sich freuet, wenn sie solchen gewahr wird, so hat ihn jeder Rechtschaffene gesucht und ihn im Gesichtspunkt seiner Lage nur vielleicht anders als ich gesehen, nur anders als ich bezeichnet. Wo er irrte, irrete er für sich und mich, indem er mich vor einem ähnlichen Fehler warnet. Wo er mich zurechtweiset, belehrt, erquickt, ermuntert, da ist er mein

Bruder, Teilnehmer an derselben Weltseele, der einen Menschenvernunft, der einen Menschenwahrheit.

Zweitens: Wie in der ganzen Geschichte es keinen fröhlichern Anblick gibt, als einen verständigen, guten Mann zu finden, der ein solcher trotz aller Veränderungen des Glückes in jedem seiner Lebensalter, in jedem seiner Werke bleibt, so wird unser Bedauren tausendfach erregt, wenn wir auch bei großen und guten Menschen Verirrungen ihrer Vernunft wahrnehmen, die nach Gesetzen der Natur ihnen nicht anders als übeln Lohn bringen konnten. Nur zu häufig findet man diese gefallenen Engel in der Menschengeschichte und beklagt die Schwachheit der Form, die unsrer Menschenvernunft zum Werkzeug dienet. Wie wenig kann ein Sterblicher ertragen, ohne niedergebeugt, wie wenig Außerordentlichem begegnen, ohne von seinem Wege abgelenkt zu werden! Diesem war eine kleine Ehre, der Schimmer eines Glückes oder ein unerwarteter Umstand im Leben schon Irrlichtes g'nug, ihn in Sümpfe und Abgründe zu führen; jener konnte sich selbst nicht fassen, er überspannte sich und sank ohnmächtig nieder. Ein mitleidiges Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir dergleichen unglücklich Glückliche jetzt auf der Wegscheide ihres Schicksals sehen und bemerken, daß sie, um fernerhin vernünftig, billig und glücklich sein zu können, den Mangel der Kraft selbst in sich fühlen. Die ergreifende Furie ist hinter ihnen und stürzt sie wider Willen über die Linie der Mäßigung hinweg; jetzt sind sie in der Hand derselben und büßen zeitlebens vielleicht die Folgen einer kleinen Unvernunft und Thorheit. Oder wenn sie das Glück zu sehr erhob und sie sich jetzt auf der höchsten Stufe desselben fühlen, was stehet ihrem ahnenden Geist bevor als die Wankelmut dieser treulosen Göttin, mithin selbst aus der Saat ihrer glücklichen Unternehmungen ein keimendes Unglück? Vergebens wendest du dein Antlitz, mitleidiger Cäsar, da dir das Haupt deines erschlagenen Feindes Pompejus[1] gebracht wird, und baueſt der Nemesis

[1] Als der von Cäsar bei Pharsalus in Thessalien i. J. 48 v. Chr. geschlagene Pompejus in Ägypten landete, ließ ihn der junge König Ptolemäus meuchlings

einen Tempel. Du bist über die Grenze des Glückes wie über den Rubikon[1] hinaus; die Göttin ist hinter dir, und dein blutiger Leib wird an der Bildsäule desselben Pompejus zu Boden sinken. Nicht anders ist's mit der Einrichtung ganzer Länder, weil sie immer doch nur von der Vernunft oder Unvernunft einiger Wenigen abhangen, die ihre Gebieter sind oder heißen. Die schönste Anlage, die auf Jahrhunderte hin der Menschheit die nützlichsten Früchte versprach, wird oft durch den Unverstand eines Einzigen zerrüttet, der, statt Äste zu beugen, den Baum fället. Wie einzelne Menschen, so konnten auch ganze Reiche am wenigsten ihr Glück ertragen, es mochten Monarchen und Despoten oder Senat und Volk sie regieren. Das Volk und der Despot verstehen am wenigsten der Schicksalsgöttin warnenden Wink; vom Schall des Namens und vom Glanz eines eitlen Ruhms geblendet, stürzen sie hinaus über die Grenzen der Humanität und Klugheit, bis sie zu spät die Folgen ihrer Unvernunft wahrnehmen. Dies war das Schicksal Roms, Athens und mehrerer Völker, gleichergestalt das Schicksal Alexanders und der meisten Eroberer, die die Welt beunruhiget haben; denn Ungerechtigkeit verderbet alle Länder und Unverstand alle Geschäfte der Menschen. Sie sind die Furien des Schicksals; das Unglück ist nur ihre jüngere Schwester, die dritte Gespielin eines fürchterlichen Bundes.

Großer Vater der Menschen, welche leichte und schwere Lektion gabst du deinem Geschlecht auf Erden zu seinem ganzen Tagewerk auf! Nur Vernunft und Billigkeit sollen sie lernen; üben sie dieselbe, so kommt von Schritt zu Schritt Licht in ihre Seele, Güte in ihr Herz, Vollkommenheit in ihren Staat, Glückseligkeit in ihr Leben. Mit diesen Gaben beschenkt und solche treu anwendend,

---

ermorden, weil er dafür auf Cäsars Dank hoffte. Dieser aber wandte sich erschüttert ab, als ihm bei seiner Landung der Mörder das Haupt seines ehemaligen Schwiegersohnes und Machtgenossen auf das Schiff entgegenbrachte. — [1] In die Adria mündendes Grenzflüßchen zwischen dem diesseitigen Gallien (Oberitalien) und dem eigentlichen Italien, mit dessen Überschreitung Cäsar i. J. 49 v. Chr. den Bürgerkrieg eröffnete.

kann der Neger seine Gesellschaft einrichten wie der Grieche, der Troglodyt wie der Sinese. Die Erfahrung wird jeden weiter führen und die Vernunft sowohl als die Billigkeit seinen Geschäften Bestand, Schönheit und Ebenmaß geben. Verlässet er sie aber, die wesentlichen Führerinnen seines Lebens — was ist's, das seinem Glück Dauer geben und ihn den Rachgöttinnen der Inhumanität entziehen möge?

Drittens: Zugleich ergibt sich's, daß, wo in der Menschheit das Ebenmaß der Vernunft und Humanität gestört worden, die Rückkehr zu demselben selten anders als durch gewaltsame Schwingungen von einem Äußersten zum andern geschehen werde. Eine Leidenschaft hob das Gleichgewicht der Vernunft auf, eine andre stürmt ihr entgegen, und so gehen in der Geschichte oft Jahre und Jahrhunderte hin, bis wiederum ruhige Tage werden. So hob Alexander das Gleichgewicht eines großen Weltstrichs auf, und lange noch nach seinem Tode stürmten die Winde. So nahm Rom der Welt auf mehr als ein Jahrtausend den Frieden, und eine halbe Welt wilder Völker[1] ward zur langsamen Wiederherstellung des Gleichgewichts erfodert. An den ruhigen Gang einer Asymptote[2] war bei diesen Länder- und Völkererschütterungen gewiß nicht zu denken. Überhaupt zeigt der ganze Gang der Kultur auf unsrer Erde mit seinen abgerissenen Ecken, mit seinen aus- und einspringenden Winkeln fast nie einen sanften Strom, sondern vielmehr den Sturz eines Waldwassers von den Gebirgen; dazu machen ihn insonderheit die Leidenschaften der Menschen. Offenbar ist es auch, daß die ganze Zusammenordnung unsres Geschlechts auf dergleichen wechselnde Schwingungen eingerichtet und berechnet worden. Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken, und dennoch kommen wir mit jedem Schritt weiter: so ist der Fortschritt der Kultur in Menschengeschlechtern und ganzen Völkern. Einzeln versuchen wir oft beiderlei Extreme, bis wir zur ruhigen Mitte gelangen,

[1] Die Völker der Völkerwanderungszeit. — [2] Vgl. S. 38, Z. 2.

wie der Pendul zu beiden Seiten hinausschlägt. In steter Abwechselung erneuen sich die Geschlechter, und trotz aller Linearvorschriften der Tradition schreibt der Sohn dennoch auf seine Weise weiter. Beflissentlich unterschied sich Aristoteles von Plato, Epikur von Zeno, bis die ruhigere Nachwelt endlich beide Extreme unparteiisch nutzen konnte. So gehet wie in der Maschine unsers Körpers durch einen notwendigen Antagonismus[1] das Werk der Zeiten zum Besten des Menschengeschlechts fort und erhält desselben daurende Gesundheit. In welchen Abweichungen und Winkeln aber auch der Strom der Menschenvernunft sich fortwinden und brechen möge: er entsprang aus dem ewigen Strome der Wahrheit und kann sich kraft seiner Natur auf seinem Wege nie verlieren. Wer aus ihm schöpfet, schöpft Dauer und Leben.

Übrigens beruhet sowohl die Vernunft als die Billigkeit auf ein und demselben Naturgesetz, aus welchem auch der Bestand unsres Wesens folget. Die Vernunft mißt und vergleicht den Zusammenhang der Dinge, daß sie solche zum daurenden Ebenmaß ordne. Die Billigkeit ist nichts als ein moralisches Ebenmaß der Vernunft, die Formel des Gleichgewichts gegeneinander strebender Kräfte, auf dessen Harmonie der ganze Weltbau ruhet. Ein und dasselbe Gesetz also erstrecket sich von der Sonne und von allen Sonnen bis zur kleinsten menschlichen Handlung; was alle Wesen und ihre Systeme erhält, ist nur eins: Verhältnis ihrer Kräfte zur periodischen Ruhe und Ordnung.

IV.

Nach Gesetzen ihrer innern Natur muß mit der Zeitenfolge auch die Vernunft und Billigkeit unter den Menschen mehr Platz gewinnen und eine daurendere Humanität befördern.

Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig merklichen Fortgang des Guten in der Ge-

[1] Gegenwirkung, Gegensatz.

schichte rühret daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges siehet. Erweiterte er seinen Blick und vergliche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unparteiisch miteinander; dränge er überdem in die Natur des Menschen und erwägte, was Vernunft und Wahrheit sei, so würde er am Fortgange derselben so wenig als an der gewissesten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man unsre Sonne und alle Fixsterne für stillstehend: ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte unseres Geschlechts uns diese hoffnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch trotz aller scheinbaren Unordnung die Gesetze berechnen lassen, nach welchen kraft der Natur des Menschen dieser Fortgang geschiehet. Am Rande der alten Geschichte, auf dem ich jetzt wie in der Mitte stehe, zeichne ich vorläufig nur einige allgemeine Grundsätze aus, die uns im Verfolg unsres Weges zu Leitsternen dienen werden.

Erstens. Die Zeiten ketten sich kraft ihrer Natur aneinander; mithin auch das Kind der Zeiten, die Menschenreihe, mit allen ihren Wirkungen und Produktionen.

Durch keinen Trugschluß können wir's leugnen, daß unsre Erde in Jahrtausenden älter geworden sei, und daß diese Wandrerin um die Sonne seit ihrem Ursprunge sich sehr verändert habe. In ihren Eingeweiden sehen wir, wie sie einst beschaffen gewesen, und dürfen nur um uns blicken, wie wir sie jetzt beschaffen finden. Der Ozean brauset nicht mehr, ruhig ist er in sein Bette gesunken; die umherschweifenden Ströme haben ihre Ufer gefunden, und die Vegetation sowohl als die organischen Geschöpfe haben in ihren Geschlechtern eine fortwirkende Reihe von Jahren zurückgeleget. Wie nun seit der Erschaffung unsrer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verloren gegangen ist, so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baums, kein verflogener Same eines Gewächses, kein Leichnam eines modernden Tiers, noch

weniger eine Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben. Die Vegetation z. B. hat zugenommen und sich, soweit sie konnte, verbreitet; jedes der lebendigen Geschlechter ist in den Schranken, die ihm die Natur durch andre Lebendige setzte, fortgewachsen, und sowohl der Fleiß des Menschen als selbst der Unsinn seiner Verwüstungen ist ein regsames Werkzeug in den Händen der Zeit worden. Auf dem Schutt seiner zerstörten Städte blühen neue Gefilde; die Elemente streueten den Staub der Vergessenheit darüber, und bald kamen neue Geschlechter, die von und über den alten Trümmern bauten. Die Allmacht selbst kann es nicht ändern, daß Folge nicht Folge sei; sie kann die Erde nicht herstellen zu dem, was sie vor Jahrtausenden war, so daß diese Jahrtausende mit allen ihren Wirkungen nicht dagewesen sein sollten.

Im Fortgange der Zeiten liegt also schon ein Fortgang des Menschengeschlechts, sofern dies auch in die Reihe der Erde- und Zeitkinder gehöret. Erschiene jetzt der Vater der Menschen und sähe sein Geschlecht, wie würde er staunen! Sein Körper war für eine junge Erde gebildet, und nach der damaligen Beschaffenheit der Elemente mußte sein Bau, seine Gedankenreihe und Lebensweise sein; mit sechs und mehr Jahrtausenden hat sich gar manches hierin verändert. Amerika ist in vielen Strichen jetzt schon nicht mehr, was es bei seiner Entdeckung war; in ein paar Jahrtausenden wird man seine alte Geschichte wie einen Roman lesen. So lesen wir die Geschichte der Eroberung Trojas und suchen ihre Stelle, geschweige das Grab des Achilles oder den gottgleichen Helden selbst, vergebens. Es wäre zur Menschengeschichte ein schöner Beitrag, wenn man mit unterscheidender Genauigkeit alle Nachrichten der Alten von ihrer Gestalt und Größe, von ihren Nahrungsmitteln und dem Maß ihrer Speisen, von ihren täglichen Beschäftigungen und Arten des Vergnügens, von ihrer Denkart über Liebe und Ehe, über Leidenschaften und Tugend, über den Gebrauch des Lebens und das Dasein nach diesem Leben ort- und zeitmäßig sammlete. Gewiß

würde auch schon in diesen kurzen Zeiträumen ein Fortgang des Geschlechts bemerkbar, der ebensowohl die Beständheit der ewig jungen Natur als die fortwirkenden Veränderungen unsrer alten Mutter Erde zeigte. Diese pflegt der Menschheit nicht allein; sie trägt alle ihre Kinder auf einem Schoß, in denselben Mutterarmen; wenn eins sich verändert, müssen sie sich alle verändern.

Daß dieser Zeitenfortgang auch auf die Denkart des Menschengeschlechts Einfluß gehabt habe, ist unleugbar. Man erfinde, man singe jetzt eine Iliade; man schreibe wie Äschylus, Sophokles und Plato — es ist unmöglich. Der einfache Kindersinn, die unbefangene Art, die Welt anzusehen, kurz, die griechische Jugendzeit ist vorüber. Ein Gleiches ist's mit Ebräern und Römern; dagegen wissen und kennen wir eine Reihe Dinge, die weder Ebräer noch Römer kannten. Ein Tag hat den andern, ein Jahrhundert das andre gelehrt; die Tradition ist reicher worden; die Muse der Zeiten, die Geschichte selbst, spricht mit hundert Stimmen, singt aus hundert Flöten. Möge in dem ungeheuren Schneeball, den uns die Zeiten zugewälzt haben, so viel Unrat, so viel Verwirrung sein, als da will: selbst diese Verwirrung ist ein Kind der Jahrhunderte, die nur aus dem unermüdlichen Fortwälzen einer und derselben Sache entstehen konnte. Jede Wiederkehr also in die alten Zeiten, selbst das berühmte Platonische Jahr[1] ist Dichtung, es ist dem Begriff der Welt und Zeit nach unmöglich. Wir schwimmen weiter; nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück, als ob er nie entronnen wäre.

Zweitens. Noch augenscheinlicher macht die Wohnung der Menschen den Fortgang unsres Geschlechts kennbar.

Wo sind die Zeiten, da die Völker wie Troglodyten hie und da in ihren Höhlen, hinter ihren Mauern saßen und jeder Fremd-

[1] Im „Phädon" trägt Plato auch den Gedanken einer zehntausendjährigen Weltperiode vor, innerhalb deren die Seele mittels Wanderungen durch Menschen- und Tierleiber geläutert werden kann.

ling ein Feind war? Da half, bloß und allein mit der Zeitenfolge, keine Höhle, keine Mauer: die Menschen mußten sich einander kennen lernen; denn sie sind allesamt nur ein Geschlecht auf einem nicht großen Planeten. Traurig g'nug, daß sie sich einander fast allenthalben zuerst als Feinde kennen lernten und einander wie Wölfe anstaunten; aber auch dies war Naturordnung. Der Schwache fürchtete sich vor dem Stärkern, der Betrogne vor dem Betrüger, der Vertriebne vor dem, der ihn abermals vertreiben könnte, das unerfahrne Kind endlich vor jedem Fremden. Diese jugendliche Furcht indes und alles, wozu sie mißbraucht wurde, konnte den Gang der Natur nicht ändern: das Band der Vereinigung zwischen mehreren Nationen ward geknüpft, wenngleich durch die Roheit der Menschen zuerst auf harte Weise. Die wachsende Vernunft kann den Knoten brechen; sie kann aber das Band nicht lösen, noch weniger alle die Entdeckungen ungeschehen machen, die jetzt einmal geschehen sind. Moses' und Orpheus', Homers und Herodots, Strabo und Plinius' Erdgeschichte, was sind sie gegen die unsre? Was ist der Handel der Phönizier, Griechen und Römer gegen Europas Handel? Und so ist uns mit dem, was bisher geschehen ist, auch der Faden des Labyrinths in die Hand gegeben, was künftig geschehen werde. Der Mensch, solange er Mensch ist, wird nicht ablassen, seinen Planeten zu durchwandern, bis dieser ihm ganz bekannt sei; weder die Stürme des Meers, noch Schiffbrüche, noch jene ungeheure Eisberge und Gefahren der Nord- und Südwelt werden ihn davon abhalten, da sie ihn bisher von den schwersten ersten Versuchen selbst in Zeiten einer sehr mangelhaften Schiffahrt nicht haben abhalten mögen. Der Funke zu allen diesen Unternehmungen liegt in seiner Brust, in der Menschennatur. Neugierde und die unersättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und größerer Stärke, selbst neue Bedürfnisse und Unzufriedenheiten, die im Lauf der Dinge, wie sie jetzt sind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern, und die Gefahrenbesieger der vorigen Zeit, berühmte glück-

liche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorsehung wird also durch gute und böse Triebfedern befördert werden, bis der Mensch sein ganzes Geschlecht kenne und darauf wirke. Ihm ist die Erde gegeben, und er wird nicht nachlassen, bis sie wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach ganz sein sei. Schämen wir uns nicht jetzt schon, daß uns der halbe Teil unsres Planeten, als ob er die abgekehrte Seite des Mondes wäre, so lange unbekannt geblieben?

Drittens. Alle bisherige Thätigkeit des menschlichen Geistes ist kraft ihrer innern Natur auf nichts anders als auf Mittel hinausgegangen, die Humanität und Kultur unsres Geschlechts tiefer zu gründen und weiter zu verbreiten.

Welch ein ungeheurer Fortgang ist's von der ersten Flöße, die das Wasser bedeckte, zu einem europäischen Schiff! Weder der Erfinder jener noch die zahlreichen Erfinder der mancherlei Künste und Wissenschaften, die zur Schiffahrt gehören, dachten daran, was aus der Zusammensetzung ihrer Entdeckungen werden würde: jeder folgte seinem Triebe der Not oder der Neugierde, und nur in der Natur des menschlichen Verstandes, des Zusammenhanges aller Dinge lag's, daß kein Versuch, keine Entdeckung vergebens sein konnte. Wie das Wunder einer andern Welt staunten jene Insulaner, die nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, dies Ungeheuer an und verwunderten sich noch mehr, da sie bemerkten, daß Menschen, wie sie, es nach Gefallen über die wilde Meerestiefe lenkten. Hätte ihr Anstaunen zu einer vernünftigen Überlegung jedes großen Zwecks und jedes kleinen Mittels in dieser schwimmenden Kunstwelt werden können, wie höher wäre ihre Bewunderung des menschlichen Verstandes gestiegen! Wohin reichen anjetzt nicht bloß durch dies eine Werkzeug die Hände der Europäer? Wohin werden sie künftig nicht reichen?

Und wie diese Kunst, so hat das Menschengeschlecht in wenigen Jahren ungeheuer viel Künste erfunden, die über Luft, Wasser, Himmel und Erde seine Macht ausbreiten. Ja, wenn

wir bedenken, daß nur wenige Nationen in diesem Konflikt der Geistesthätigkeit waren, indes der größeste Teil der andern über alten Gewohnheiten schlummerte; wenn wir erwägen, daß fast alle Erfindungen unsres Geschlechts in sehr junge Zeiten fallen und beinahe keine Spur, keine Trümmer eines alten Gebäudes oder einer alten Einrichtung vorhanden ist, die nicht an unsre junge Geschichte geknüpft sei: welche Aussicht gibt uns diese historisch erwiesene Regsamkeit des menschlichen Geistes in das Unendliche künftiger Zeiten! In den wenigen Jahrhunderten, in welchen Griechenland blühete, in den wenigen Jahrhunderten unsrer neuen Kultur, wie vieles ist in dem kleinsten Teil der Welt, in Europa, und auch beinah' in dessen kleinsten[1] Teile ausgedacht, erfunden, gethan, geordnet und für künftige Zeiten aufbewahrt worden! Wie eine fruchtbare Saat sproßten die Wissenschaften und Künste haufenweise hervor, und eine nährte, eine begeisterte und erweckte die andre. Wie, wenn eine Saite berührt wird, nicht nur alles, was Ton hat, ihr zutönet, sondern auch bis ins Unvernehmbare hin alle ihre harmonischen Töne dem angeklungenen Laut nachtönen: so erfand, so schuf der menschliche Geist, wenn eine harmonische Stelle seines Innern berührt ward. Sobald er auf eine neue Zusammenstimmung traf, konnten in einer Schöpfung, wo alles zusammenhängt, nicht anders als zahlreiche neue Verbindungen ihr folgen.

Aber, wird man sagen, wie sind alle diese Künste und Erfindungen angewandt worden? Hat sich dadurch die praktische Vernunft und Billigkeit, mithin die wahre Kultur und Glückseligkeit des Menschengeschlechts erhöhet? Ich berufe mich auf das, was ich kurz vorher über den Gang der Unordnungen im ganzen Reich der Schöpfung gesagt habe, daß es nach einem innern Naturgesetz ohne Ordnung keine Dauer erhalten könne, nach welcher doch alle Dinge wesentlich streben. Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verletzt dasselbe; deshalb ist aber die

[1] Vgl. Bd. 1, S. 69.*

Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste. Nicht alle, die ein solches Werkzeug brauchen, sind Kinder, und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Künstliche Übermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volk ohne ordnende Gesetze sind dergleichen tötende Werkzeuge; der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln. Jede ungeschickte Pflugschar reibet sich durch den langen Gebrauch selbst ab; unbehülfliche neue Räder und Triebwerke gewinnen bloß durch den Umlauf die bequemere, künstliche Epicykloide.[1] So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertreibende Mißbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauch um; durch Extreme und Schwankungen zu beiden Seiten wird notwendig zuletzt die schöne Mitte eines dauernden Wohlstandes in einer regelmäßigen Bewegung. Nur was im Menschenreiche geschehen soll, muß durch Menschen bewirkt werden; wir leiden so lange unter unsrer eignen Schuld, bis wir ohne Wunder der Gottheit den bessern Gebrauch unsrer Kräfte selbst lernen.

Also haben wir auch nicht zu zweifeln, daß jede gute Thätigkeit des menschlichen Verstandes notwendig einmal die Humanität befördern müsse und befördern werde. Seitdem der Ackerbau in Gang kam, hörte das Menschen- und Eichelnfressen auf; der Mensch fand, daß er von den süßen Gaben der Ceres humaner, besser, anständiger leben könne als vom Fleisch seiner Brüder oder von Eicheln, und ward durch die Gesetze weiserer Menschen gezwungen, also zu leben. Seitdem man Häuser und Städte bauen lernte, wohnte man nicht mehr in Höhlen; unter Gesetzen eines Gemeinwesens schlug man den armen Fremdling nicht mehr tot. So brachte der Handel die Völker näher aneinander; und

[1] Ebene Kurve, die ein Punkt im Umfang eines Kreises beschreibt, wenn dieser Kreis auf der Außenseite eines anderen Kreises derselben Ebene hinrollt; hier einfach soviel wie Radlinie.

je mehr er in seinem Vorteil allgemein verstanden wird, desto mehr müssen sich notwendig jene Mordthaten, Unterdrückungen und Betrugsarten vermindern, die immer nur Zeichen des Unverstandes im Handel waren. Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigentum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet, mithin notwendig der Grund zu einer weitern Kultur und Humanität gelegt worden. Welche Mühe z. B. ward durch die einzige Erfindung der Buchdruckerkunst abgethan! welch ein größerer Umlauf der menschlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften durch sie befördert! Wage es jetzt ein europäischer Kang-Ti[1] und wolle die Litteratur dieses Weltteils ausrotten: es ist ihm schlechterdings nicht möglich. Hätten Phönizier und Karthaginenser, Griechen und Römer diese Kunst gehabt, der Untergang ihrer Litteratur wäre ihren Verwüstern nicht so leicht, ja beinahe unmöglich worden. Lasset wilde Völker auf Europa stürmen: sie werden unsrer Kriegskunst[2] nicht bestehen, und kein Attila wird mehr vom Schwarzen und Kaspischen Meer her bis an die Katalaunischen Felder reichen. Lasset Pfaffen, Weichlinge, Schwärmer und Tyrannen aufstehn, soviel da wollen: die Nacht der mittleren Jahrhunderte bringen sie nie mehr wieder. Wie nun kein größerer Nutze einer menschlichen und göttlichen Kunst denkbar ist, als wenn sie uns Licht und Ordnung nicht nur gibt, sondern es ihrer Natur nach auch verbreitet und sichert, so lasset uns dem Schöpfer danken, daß er unserm Geschlecht den Verstand und diesem die Kunst wesentlich gemacht hat. In ihnen besitzen wir das Geheimnis und Mittel einer sichernden Weltordnung.

Auch darüber dürfen wir nicht sorgen, daß manche trefflich ersonnene Theorie, die Moral selbst nicht ausgenommen, in un-

---

[1] Der stolze Schi Hoang Ti (246–210 v. Chr.), der die unter den letzten Herrschern der Familie Tscheu drohende Auflösung Chinas verhinderte und zu dessen Schutze die große Mauer bauen ließ, hatte noch lange mit dem Eigensinn der Großen zu kämpfen, die gern die alte Verfassung wieder eingeführt hätten. Daher ließ er alle alten Geschichtswerke den Flammen preisgeben. — [2] D. h. vor unserer Kriegskunst.

serm Geschlecht so lange Zeit nur Theorie bleibe. Das Kind lernt viel, was nur der Mann anwenden kann; deswegen aber hat es solches nicht umsonst gelernet. Unbedachtsam vergaß der Jüngling, woran er sich einst mühsam erinnern wird, oder er muß es gar zum zweitenmal lernen. Bei dem immer erneueten Menschengeschlecht ist also keine aufbewahrte, ja sogar keine erfundene Wahrheit ganz vergeblich: spätere Zeitumstände machen nötig, was man jetzt versäumt, und in der Unendlichkeit der Dinge muß jeder Fall zum Vorschein kommen, der auf irgend eine Weise das Menschengeschlecht übet. Wie wir uns nun bei der Schöpfung die Macht, die das Chaos schuf, zuerst und sodann in ihm ordnende Weisheit und harmonische Güte gedenken, so entwickelt die Naturordnung des Menschengeschlechts zuerst rohe Kräfte; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des Verstandes zuführen, und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr siehet er, daß Güte allein dem Werk Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

V.

Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück gibt, als im Rat derselben zu wirken.

Dem sinnlichen Betrachter der Geschichte, der in ihr Gott verlor und an der Vorsehung zu zweifeln anfing, geschah dies Unglück nur daher, weil er die Geschichte zu flach ansah oder von der Vorsehung keinen rechten Begriff hatte. Denn wenn er diese für ein Gespenst hält, das ihm auf allen Straßen begegnen und den Lauf menschlicher Handlungen unaufhörlich unterbrechen soll, um nur diesen oder jenen partikularen Endzweck seiner Phantasie und Willkür zu erreichen, so gestehe ich, daß die Geschichte das Grab einer solchen Vorsehung sei, gewiß aber ein Grab zum Besten der Wahrheit. Denn was wäre es für eine Vorsehung, die jeder zum Poltergeist in der Ordnung der Dinge, zum Bunds-

genossen seiner eingeschränkten Absicht, zum Schutzverwandten seiner kleinfügigen Thorheit gebrauchen könnte, so daß das Ganze zuletzt ohne einen Herren bliebe? Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe sein, der er in der Natur ist; denn der Mensch ist nur ein kleiner Teil des Ganzen, und seine Geschichte ist wie die Geschichte des Wurms mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebet. Auch in ihr müssen also Naturgesetze gelten, die im Wesen der Sache liegen, und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, daß sie ja eben in ihnen, die sie selbst gegründet, sich in ihrer hohen Macht mit einer unwandelbaren, weisen und gütigen Schönheit offenbaret. Alles, was auf der Erde geschehen kann, muß auf ihr geschehen, sobald es nach Regeln geschieht, die ihre Vollkommenheit in ihnen selbst tragen. Lasset uns diese Regeln, die wir bisher entwickelt haben, sofern sie die Menschengeschichte betreffen, wiederholen; sie führen alle das Gepräge einer weisen Güte, einer hohen Schönheit, ja der innern Notwendigkeit selbst mit sich.

1) Auf unsrer Erde belebte sich alles, was sich auf ihr beleben konnte; denn jede Organisation trägt in ihrem Wesen eine Verbindung mannigfaltiger Kräfte, die sich einander beschränken und in dieser Beschränkung ein Maximum zur Dauer gewinnen konnten, in sich. Gewannen sie dies nicht, so trennten sich die Kräfte und verbanden sich anders.

2) Unter diesen Organisationen stieg auch der Mensch hervor, die Krone der Erdenschöpfung. Zahllose Kräfte verbanden sich in ihm und gewannen ein Maximum, den Verstand, so wie ihre Materie, der menschliche Körper, nach Gesetzen der schönsten Symmetrie und Ordnung den Schwerpunkt. Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erdenschicksals gegeben.

3) Vernunft heißt dieser Charakter der Menschheit; denn er vernimmt die Sprache Gottes in der Schöpfung, d. i. er sucht die Regel der Ordnung, nach welcher die Dinge zusammenhan-

gend auf ihr Wesen gegründet sind. Sein innerstes Gesetz ist also Erkenntnis der Existenz und Wahrheit, Zusammenhang der Geschöpfe nach ihren Beziehungen und Eigenschaften. Er ist ein Bild der Gottheit, denn er erforschet die Gesetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schöpfer sie verband, und die er ihnen wesentlich machte. Die Vernunft kann also ebensowenig willkürlich handeln, als die Gottheit selbst willkürlich dachte.

4) Vom nächsten Bedürfnis fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter als auf sein Wohlsein, d. i. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eignen Kräfte in Ruhe und Übung. Er kam mit andern Wesen in ein Verhältnis, und auch jetzt ward sein eignes Dasein das Maß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf; denn sie ist nichts als die praktische Vernunft, das Maß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.

5) Auf dies Principium ist die menschliche Natur gebauet, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen da zu sein glauben darf. Befolget der Niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt, so hat er Konsistenz, d. i. er genießet Wohlsein und Dauer, er ist vernünftig, billig, glücklich. Dies ist er nicht vermöge der Willkür andrer Geschöpfe oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Naturordnung. Weichet er von der Regel des Rechts, so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit als den Gesetzen seines Daseins und Glücks zurückzukehren.

6) Da seine Natur aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, so thut er dieses selten auf dem kürzesten Wege; er schwankt zwischen zwei Extremen, bis er sich selbst gleichsam mit seinem Dasein abfindet und einen Punkt der leidlichen Mitte erreicht, in welchem er sein Wohlsein glaubet. Irrt er hiebei, so geschiehet es nicht ohne sein geheimes Bewußtsein, und er muß

die Folgen seiner Schuld tragen. Er trägt sie aber nur bis zu einem gewissen Grad, da sich entweder das Schicksal durch seine eigenen Bemühungen zum besten wendet oder sein Dasein weiterhin keinen innern Bestand findet. Einen wohlthätigern Nutzen konnte die höchste Weisheit dem physischen Schmerz und dem moralischen Übel nicht geben; denn kein höherer ist denkbar.

7) Hätte auch nur ein einziger Mensch die Erde betreten, so wäre an ihm der Zweck des menschlichen Daseins erfüllt gewesen, wie man ihn bei so manchen einzelnen Menschen und Nationen für erfüllt achten muß, die durch Ort- und Zeitbestimmungen von der Kette des ganzen Geschlechts getrennet wurden. Da aber alles, was auf der Erde leben kann, solange sie selbst in ihrem Beharrungsstande bleibt, fortdauret, so hatte auch das Menschengeschlecht wie alle Geschlechte der Lebenden Kräfte der Fortpflanzung in sich, die dem Ganzen gemäß ihre Proportion und Ordnung finden konnten und gefunden haben. Mithin vererbte sich das Wesen der Menschheit, die Vernunft, und ihr Organ, die Tradition, auf eine Reihe von Geschlechtern hinunter. Allmählich ward die Erde erfüllt, und der Mensch ward alles, was er in solchem und keinem andern Zeitraum auf der Erde werden konnte.

8) Die Fortpflanzung der Geschlechter und Traditionen knüpfte also auch die menschliche Vernunft, aneinander; nicht, als ob sie in jedem Einzelnen nur ein Bruch des Ganzen wäre, eines Ganzen, das in einem Subjekt nirgend existieret, folglich auch nicht der Zweck des Schöpfers sein konnte, sondern weil es die Anlage und Kette des ganzen Geschlechts so mit sich führte. Wie sich die Menschen fortpflanzen, pflanzen die Tiere sich auch fort, ohne daß eine allgemeine Tiervernunft aus ihren Geschlechtern werde; aber weil Vernunft allein den Beharrungsstand der Menschheit bildet, mußte sie sich als Charakter des Geschlechts fortpflanzen; denn ohne sie war das Geschlecht nicht mehr.

9) Im Ganzen des Geschlechts hatte sie kein andres Schicksal, als was sie bei den einzelnen Gliedern desselben hatte; denn

das Ganze bestehet nur in einzelnen Gliedern. Sie ward von wilden Leidenschaften der Menschen, die in Verbindung mit andern noch stürmiger wurden, oft gestört, jahrhundertelang von ihrem Wege abgelenkt und blieb wie unter der Asche schlummernd. Gegen alle diese Unordnungen wandte die Vorsehung kein andres Mittel an, als welches sie jedem einzelnen gewähret, nämlich daß auf den Fehler das Übel folge und jede Trägheit, Thorheit, Bosheit, Unvernunft und Unbilligkeit sich selbst strafe. Nur weil in diesen Zuständen das Geschlecht haufenweise erscheint, so müssen auch Kinder die Schuld der Eltern, Völker die Unvernunft ihrer Führer, Nachkommen die Trägheit ihrer Vorfahren büßen, und wenn sie das Übel nicht verbessern wollen oder können, können sie Zeitalter hin darunter leiden.

10) Jedem einzelnen Gliede wird also die Wohlfahrt des Ganzen sein eigenes Beste; denn wer unter den Übeln desselben leidet, hat auch das Recht und die Pflicht auf sich, diese Übel von sich abzuhalten und sie für seine Brüder zu mindern. Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet, sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen. Jene büßen ihre Frevel und Unvernunft langsamer, als sie der Einzelne büßet, weil sie sich immer nur mit dem Ganzen berechnen, in welchem das Elend jedes Armen lange unterdrückt wird; zuletzt aber büßet es der Staat und sie mit desto gefährlicherm Sturze. In alle diesem zeigen sich die Gesetze der Wiedervergeltung nicht anders als die Gesetze der Bewegung bei dem Stoß des kleinsten physischen Körpers, und der höchste Regent Europas bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts so wohl unterworfen als der Geringste seines Volkes. Sein Stand verband ihn bloß, ein Haushalter dieser Naturgesetze zu sein und bei seiner Macht, die er nur durch andre Menschen hat, auch für andre Menschen ein weiser und gütiger Menschengott zu werden.

11) In der allgemeinen Geschichte also wie im Leben verwahrloseter einzelner Menschen erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unsres Geschlechts, bis sie endlich durch Not gezwun-

gen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Was irgend geschehen kann, geschieht und bringt hervor, was es seiner Natur nach hervorbringen konnte. Dies Naturgesetz hindert keine, auch nicht die ausschweifendste, Macht an ihrer Wirkung; es hat aber alle Dinge in die Regel beschränkt, daß eine gegenseitige Wirkung die andre aufhebe und zuletzt nur das Ersprießliche dauernd bleibe. Das Böse, das andre verderbt, muß sich entweder unter die Ordnung schmiegen oder selbst verderben. Der Vernünftige und Tugendhafte also ist im Reich Gottes allenthalben glücklich; denn so wenig die Vernunft äußern Lohn begehret, so wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen, so hat nicht sie, sondern ihr Zeitalter davon den Schaden; und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern: es wird gelingen, wenn seine Zeit kommt.

12) Indessen gehet die menschliche Vernunft im Ganzen des Geschlechts ihren Gang fort; sie sinnet aus, wenn sie auch noch nicht anwenden kann; sie erfindet, wenn böse Hände auch lange Zeit ihre Erfindung mißbrauchen. Der Mißbrauch wird sich selbst strafen und die Unordnung eben durch den unermüdeten Eifer einer immer wachsenden Vernunft mit der Zeit Ordnung werden. Indem sie Leidenschaften bekämpfet, stärkt und läutert sie sich selbst; indem sie hier gedruckt wird, fliehet sie dorthin und erweitert den Kreis ihrer Herrschaft über die Erde. Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden; glücklich nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes.

* * *

Ich beuge mich vor diesem hohen Entwurf der allgemeinen Naturweisheit über das Ganze meines Geschlechts um so williger, da ich sehe, daß er der Plan der gesamten Natur ist. Die Regel, die Weltsysteme erhält und jeden Kristall, jedes Würmchen, jede

Schneeflocke bildet, bildete und erhält auch mein Geschlecht; sie machte seine eigne Natur zum Grunde der Dauer und Fortwirkung desselben, solange Menschen sein werden. Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandre ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische, göttliche Ordnung; denn was irgend geschehen kann, geschieht; was wirken kann, wirket. Vernunft aber und Billigkeit allein dauren, da Unsinn und Thorheit sich und die Erde verwüsten.

Wenn ich also nach jener Fabel einen Brutus, den Dolch in der Hand, unter dem Sternenhimmel bei Philippi[1] sagen höre: „O Tugend, ich glaubte, daß du etwas seist; jetzt sehe ich, daß du ein Traum bist", so verkenne ich den ruhigen Weisen in dieser letzten Klage. Besaß er wahre Tugend, so hatte sich diese wie seine Vernunft immer bei ihm belohnet und mußte ihn auch diesen Augenblick lohnen. War seine Tugend aber bloß Römerpatriotismus — was Wunder, daß der Schwächere dem Starken, der Träge dem Rüstigern weichen mußte? Auch der Sieg des Antonius samt allen seinen Folgen gehörte zur Ordnung der Welt und zu Roms Naturschicksal.

Gleichergestalt, wenn unter uns der Tugendhafte so oft klagt, daß sein Werk mißlinge, daß rohe Gewalt und Unterdrückung auf Erden herrsche und das Menschengeschlecht nur der Unvernunft und den Leidenschaften zur Beute gegeben zu sein scheine, so trete der Genius seiner Vernunft zu ihm und frage ihn freundlich, ob seine Tugend auch rechter Art und mit dem Verstande, mit der Thätigkeit verbunden sei, die allein den Namen der Tugend verdienet. Freilich gelingt nicht jedes Werk allenthalben; darum aber mache, daß es gelinge, und befördre seine Zeit, sei-

[1] Vgl. S. 218, Anm. 4.

nen Ort und jene innre Dauer desselben, in welcher das wahrhaft Gute allein dauret. Rohe Kräfte können nur durch die Vernunft geregelt werden; es gehört aber eine wirkliche Gegenmacht, d. i. Klugheit, Ernst und die ganze Kraft der Güte dazu, sie in Ordnung zu setzen und mit heilsamer Gewalt darin zu erhalten.

Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, da man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten und mit dem süßen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten; gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergötzende Lauben des Gesprächs und Umgangs mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten. Hier stehet Plato vor mir; dort höre ich Sokrates' freundliche Fragen und teile sein letztes Schicksal. Wenn Mark Antonin[1] im Verborgnen mit seinem Herzen spricht, redet er auch mit dem meinigen, und der arme Epiktet[2] gibt Befehle, mächtiger als ein König. Der gequälte Tullius[3], der unglückliche Boethius[4] sprechen zu mir, mir vertrauend die Umstände ihres Lebens, den Gram und den Trost ihrer Seele. Wie weit und wie enge ist das menschliche Herz! wie einerlei und wiederkommend sind alle seine Leiden und Wünsche, seine Schwachheiten und Fehler, sein Genuß und seine Hoffnung! Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöset, und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: „auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal". Keinen edlern Gebrauch der Menschengeschichte gibt's als diesen; er führt uns gleichsam in den Rat des Schicksals und lehrt uns in unsrer nichtigen Gestalt nach ewigen Naturgesetzen Gottes handeln. Indem er uns die Fehler und Folgen jeder Unvernunft zeigt, so weiset er uns in jenem großen Zusammenhange, in welchem Vernunft und Güte zwar lange mit wilden Kräften kämpfen, immer aber doch

[1] Mark Aurel. Vgl. S. 232, Anm. 3. — [2] Vgl. S. 232, Anm. 4. — [3] Vgl. S. 213, Anm. 5. — [4] Vgl. S. 231, Anm. 7.

ihrer Natur nach Ordnung schaffen und auf der Bahn des Sieges bleiben, endlich auch unsern kleinen und ruhigen Kreis an.

Mühsam haben wir bisher das dunklere Feld alter Nationen durchwandert; freudig gehen wir jetzt dem näheren Tage entgegen und sehen, was aus dieser Saat des Altertums für eine Ernte nachfolgender Zeiten keime. Rom hatte das Gleichgewicht der Völker gehoben[1], unter ihm verblutete eine Welt — was wird aus diesem gestörten Gleichgewicht für ein neuer Zustand und aus der Asche so vieler Nationen für ein neues Geschöpf hervorgehn?

[1] D. h. aufgehoben.

Sechzehntes Buch.

III.[1]

Deutsche Völker.

Wir treten zu dem Völkerstamm, der durch seine Größe und Leibesstärke, durch seinen unternehmenden, kühnen und ausdaurenden Kriegsmut, durch seinen dienenden Heldengeist, Anführern, wohin es sei, im Heer zu folgen und die bezwungenen Länder als Beute unter sich zu teilen, mithin durch seine weiten Eroberungen und die Verfassung, die allenthalben umher nach deutscher Art errichtet ward, zum Wohl und Weh dieses Weltteils mehr als alle andre Völker beigetragen. Vom Schwarzen Meer an durch ganz Europa sind die Waffen der Deutschen furchtbar worden[2]; von der Wolga bis zur Ostsee reichte einst ein gotisches Reich; in Thrazien, Mösien, Pannonien, Italien,

[1] Das vollständige 16. Buch gibt 1) eine Übersicht über die früher ausgebreiteteren Völker Europas, nämlich im Westen die Basken, die von Herder auch „Galen" und „Gallier" genannten Kelten und Kymren, die ursprünglichen Bewohner des nördlichen Frankreichs, Belgiens, Hollands, Jütlands, Englands und Schottlands (Kap. 1), und im Osten die Finnen, Esthen, Liven und Magyaren einerseits, die Litauer, Letten (deren Kurland bewohnendem Teile Herder in Kap. 3 den besonderen Namen „Kuren" beilegt) und Preußen anderseits (Kap. 2) — 2) gibt das vollständige 16. Buch eine Übersicht über nur vorübergehend in Europa auftauchende Völker, wie die Hunnen, Bulgaren und Mongolen, und über Völker, die von dauernderem Einfluß auf Europa gewesen sind, wie die Araber, Türken und Juden (Kap. 5). Ausführlicher werden außer den zur „Grundfeste der Kultur, Sicherheit und Freiheit" gewordenen Germanen (Kap. 3) in Kap. 4 nur noch die gutmütigen, musikfrohen, ausdauernden Slawen geschildert, „die auf der Erde einen größeren Raum einnehmen als in der Geschichte". — [2] In der sogenannten Völkerwanderung, deren erstes Ereignis der Zusammenbruch des Gotenreiches war, das um 350 unter Ermanrich geblüht hatte, und deren Ergebnis die Errichtung germanischer Herrschaften in allen Provinzen des weströmischen Reiches war. In Thrazien, Mösien (dem heutigen Bulgarien) und Pannonien (dem heutigen Ungarn, besonders an der Donau) saßen zeitweilig Goten, in Italien von 493 bis 553 die Ostgoten und in seinem oberen Teile seit 568 die Langobarden, in Gallien im Nordosten die Franken, im Südosten die Burgunder und im Südwesten sowie in Spanien von 415 bis 711 die Westgoten, in Afrika von 429 bis 534 die Vandalen.

Gallien, Spanien, selbst in Afrika hatten zu verschiedenen Zeiten verschiedene deutsche Völker Sitze und stifteten Reiche[1]; sie waren es, die die Römer, Sarazenen, Galen, Kymren[2], Lappen, Finnen, Esthen, Slawen, Kuren, Preußen und sich untereinander selbst verdrängten, die alle heutige Königreiche in Europa gestiftet, ihre Stände eingeführt, ihre Gesetze gegründet haben Mehr als einmal haben sie Rom eingenommen[3], besiegt und geplündert, Konstantinopel mehrmals belagert und selbst in ihm geherrschet[4], zu Jerusalem ein christliches Königreich gestiftet[5]; und noch jetzt regieren sie teils durch die Fürsten, die sie allen Thronen Europas gegeben, teils durch diese von ihnen errichtete Throne selbst, als Besitzer, oder im Gewerb' und Handel mehr oder minder alle vier Weltteile der Erde. Da nun keine Wirkung ohne Ursache ist, so muß auch diese ungeheure Folge von Wirkungen ihre Ursache haben.

1) Nicht wohl liegt diese im Charakter der Nation allein: ihre sowohl physische als politische Lage, ja eine Menge von Umständen, die bei keinem andern nördlichen Volk also zusammentraf, hat zum Lauf ihrer Thaten mitgewirket. Ihr großer, starker und schöner Körperbau, ihre fürchterlich blauen Augen wurden von einem Geist der Treue und Enthaltsamkeit beseelt, die sie ihren Obern gehorsam, kühn im Angriff, ausdaurend in Gefahren, mithin andern Völkern, zumal den ausgearteten Römern, zum Schutz und Trutz sehr wohlgefällig oder furchtbar machten. Frühe haben Deutsche im römischen Heer gedient, und zur Leibwache der Kaiser waren sie die auserlesensten Menschen; ja als das bedrängte Reich sich selbst nicht helfen konnte, waren es deutsche Heere, die für Sold gegen jeden, selbst gegen ihre Brü-

[1] Vgl. S. 293, Anm. 2. — [2] Vgl. S. 293, Anm. 1. — [3] Rom wurde z. B. 410 n. Chr. von den Westgoten unter Alarich erobert und 455 von den Vandalen geplündert. — [4] Konstantinopel wurde hauptsächlich von französischen, doch auch flandrischen Kreuzfahrern 1203 und 1204 zweimal hintereinander eingenommen und zur Hauptstadt des sogenannten lateinischen Kaiserreiches gemacht, das sich bis zum Jahre 1261 hielt. — [5] Das christliche Königreich zu Jerusalem bestand von 1100 bis 1187 und noch einmal, freilich kaum mehr als dem Namen nach, im Verlauf des von Kaiser Friedrich II. unternommenen fünften Kreuzzuges von 1229 bis 1244.

der, fochten. Durch diese Söldnerei, die jahrhundertelang fortgesetzt wurde, bekamen viele ihrer Völker nicht nur eine Kriegswissenschaft und Kriegszucht, die andern Barbaren fremd bleiben mußte, sondern sie kamen auch durch das Beispiel der Römer und durch die Bekanntschaft mit ihrer Schwäche allmählich in den Geschmack eigner Eroberungen und Völkerzüge. Hatte dieses jetzt so ausgeartete Rom einst Völker unterjocht und sich zur Herrscherin der Welt aufgeworfen, warum sollten sie es nicht thun, ohne deren Hände jenes nichts Kräftiges mehr vermochte? Der erste Stoß auf die römischen Länder kam also, wenn wir die ältern Einbrüche der Teutonen und Kymren[1] absondern und von den unternehmenden Männern Ariovist[2], Marbud[3] und Hermann[3] zu rechnen anfangen, von Grenzvölkern oder von Anführern her, die der Kriegsart dieses Reichs kundig und in seinen Heeren oft selbst gebraucht waren, mithin die Schwäche sowohl Roms als späterhin Konstantinopels g'nugsam kannten. Einige derselben waren sogar eben damals römische Hülfsvölker, als sie es besser fanden, was sie gerettet hatten, sich selbst zu bewahren. Wie nun die Nachbarschaft eines schwachen Reichen und eines starken Dürftigen, der jenem unentbehrlich ist, diesem notwendig die Überlegenheit und Herrschaft einräumet, so hatten auch hier die Römer den Deutschen, die im Mittelpunkt Europas gerade vor ihnen saßen, und die sie bald aus Not in ihren Staat oder in ihre Heere nahmen, das Heft selbst in die Hände gegeben.

---

[1] Soll heißen: Cimbern. Die vom Küstenland der Nordsee kommenden Cimbern schlugen i. J. 113 v. Chr. den römischen Konsul Gnejus Papirius Carbo bei Noreja in Kärnten, durchzogen dann, mehrere römische Heere vernichtend, Gallien und Spanien und vereinigten sich, von dort zurückkehrend, mit einer anderen germanischen Völkerschaft, den Teutonen, sowie mit helvetischen Stämmen. Die Teutonen mit einem Teil der Cimbern wurden i. J. 102 v. Chr. bei Aquä Sextiä (Aix-les-Bains), die übrigen Cimbern i. J. 101 bei Vercellä von den Römern geschlagen. — [2] Der Suebenkönig Ariovist hatte seit 72 v. Chr. etwa ein Drittel Galliens unter seiner Herrschaft, bis er i. J. 58 v. Chr. durch Cäsar (bei Mülhausen) geschlagen wurde. — [3] Der Markomanne Marbod hatte um Christi Geburt ein mächtiges Suebenreich in Böhmen und den nördlich und nordöstlich davon gelegenen Ländern errichtet, wurde aber i. J. 17 n. Chr. von dem Cheruskerfürsten Armin (wofür fälschlich auch Harman, d. h. Hermann, gesagt wurde) geschlagen und starb i. J. 38 zu Ravenna, wo er das römische Gnadenbrot aß.

2) Der lange Widerstand, den mehrere Völker unsres Deutschlandes gegen die Römer zu thun hatten, stärkte in ihnen notwendig ihre Kräfte und ihren Haß gegen einen Erbfeind, der sich der Triumphe über sie mehr als andrer Siege rühmte. Sowohl am Rhein als an der Donau waren die Römer den Deutschen gefährlich[1]; so gern diese ihnen gegen die Gallier und andre Völker gedient hatten[2], so wollten sie ihnen als Selbstüberwundene nicht dienen. Daher nun die langen Kriege von Augustus an, die, je schwächer das Reich der Römer ward, immer mehr in Einbruch und Plünderung ausarteten und nicht anders als mit seinem Untergange enden konnten. Der Markomannische[3] und Schwäbische Bund[4], den mehrere Völker gegen die Römer schlossen, der Heerbann, in welchem alle, auch die entlegenern deutschen Stämme standen, der jeden Mann zum Wehren, d. i. zum Mitstreiter, machte, diese und mehrere Einrichtungen gaben der ganzen Nation sowohl den Namen als die Verfassung der Germanen oder Alemannen, d. i. verbundener Kriegsvölker — wilde Vorspiele eines Systems, das nach Jahrhunderten auf alle Nationen Europas verbreitet werden sollte.*

* Eine ausführliche Schilderung der deutschen Verfassungen, die nach Zeiten, Stämmen und Gegenden sehr verschieden waren, wäre hier ohne Zweck, da, was sich von ihnen in die Geschichte der Völker gepflanzt hat, sich zeitig g'nug zeigen wird. Nach den zahlreichsten Erläuterungen des Tacitus hat Möser von derselben seiner Gegend zufolge eine Beschreibung gegeben, die in ihrer schönen Zusammenstimmung beinah' ein idealisches System und doch in einzelnen Stücken sehr wahr scheinet. Mösers Osnabrückische Geschichte T. 1, seine Patriotische Phantasien hin und wieder[5].

[1] Das Land zwischen dem Rhein und der oberen Donau einerseits, dem sogenannten Grenzwall (limes) anderseits, der vom Taunus über den Main und Neckar bis zur Donau lief, war geradezu römisch geworden, das Land vom Niederrhein ostwärts drohte es zu werden, und auch die mittlere Donau entlang kamen die Germanen mit römischer Kultur in Berührung. — [2] Germanische Reiter verwendete Cäsar sowohl bei der Belagerung von Alesia in Gallien (52 v. Chr.) als auch in der Schlacht von Pharsalus (48 v. Chr.) gegen Pompejus. — [3] Unter der Bezeichnung „Markomannischer Bund" versteht Herder die Markomannen, die 167—180 gemeinsam über die Donaugrenze gingen. — [4] Die seit 213 n. Chr. einzeln über den römischen Grenzwall im südwestlichen Deutschland gedrungenen Suebenstämme, die sich zusammen Alemannen nannten. — [5] Justus Mösers (1720—94) „Osnabrückische Geschichte" erschien zu Osnabrück 1768 (2. Aufl. Berl. 1780), seine „Patriotischen Phantasien"

3) Bei solch einer stehenden Kriegsverfassung mußte es den Deutschen notwendig an manchen andern Tugenden fehlen, die sie ihrer Hauptneigung oder ihrem Hauptbedürfnis, dem Kriege, nicht ungern aufopferten. Den Ackerbau trieben sie ebenso fleißig nicht und beugten sogar in manchen Stämmen durch eine jährlich neue Verteilung der Äcker dem Vergnügen vor, das jemand an dem eignen Besitz und einer bessern Kultur des Landes finden könnte.[1] Einige insonderheit östliche Stämme waren und blieben lange tatarische Jagd- und Hirtenvölker. Die rohe Idee von Gemeinweiden und einem Gesamteigentum war die Lieblingsidee dieser Nomaden, die sie auch in die Einrichtung ihrer eroberten Länder und Reiche brachten. Deutschland blieb also lange ein Wald voll Wiesen, Moräste und Sümpfe, wo der Ur und das Elend, jetzt ausgerottete deutsche Heldentiere, neben den deutschen Menschenhelden wohnten; Wissenschaften kannten sie nicht, und die wenigen ihnen unentbehrlichen Künste verrichteten Weiber und größtenteils geraubte Knechte. Völkern dieser Art mußte es angenehm sein, von Rache, Dürftigkeit, langer Weile, Gesellschaft oder von einer andern Auffoderung getrieben, ihre öden Wälder zu verlassen, bessere Gegenden zu suchen oder um Sold zu dienen. Daher waren mehrere Stämme in einer ewigen Unruhe, mit- und gegeneinander entweder im Bunde oder im Kriege. Keine Völker (wenige Stämme ruhiger Landesanwohner[2] ausgenommen) sind so oft hin und her gezogen als diese; und wenn ein Stamm aufbrach, schlugen sich im Zuge meistenteils mehrere an ihn, also daß aus dem Haufen ein Heer ward. Viele deutsche Völker, Wandalen, Sueven und andere, haben vom Umherschweifen, Wandeln, den Namen; so ging's zu Lande, so ging's zur See. Ein ziemlich tatarisches Leben.

* * *

kamen 1775—86 ebenfalls zu Osnabrück heraus. — [1] So schildert Cäsar im „Gallischen Kriege", Buch 6, Kap. 22, die Ackerwirtschaft der Germanen vor dem Seßhaftwerden — [2] So z. B. der Hermunduren zwischen Main und Donau.

In der ältesten Geschichte der Deutschen hüte man sich also, sich irgend an einen Lieblingsplatz unsrer neuen Verfassung mit Vorliebe zu heften: die alten Deutschen gehören in diese nicht; sie folgten einem andern Strome der Völker. Westwärts drangen sie auf Belgen und Galen, bis sie in der Mitte andrer Stämme eingeschlossen saßen; östlich gingen sie bis zur Ostsee, und wenn sie auf ihr nicht rauben oder fortschwimmen konnten, an den sandigen Küsten aber auch keinen Unterhalt fanden, so wandten sie sich natürlicherweise bei dem ersten Anlaß südlich in leergelassene Länder. Daher, daß mehrere der Nationen, die ins römische Reich zogen, zuerst an der Ostsee gewohnet haben; es waren aber gerade nur die wilderen Völker, deren Wohnung daselbst keine Veranlassung zum Sturz dieses Reichs war. Weit entfernter lag diese[1] in der asiatischen Mungalei; denn dort wurden die westlichen Hunnen von den Iguren[2] und andern Völkern gedrängt; sie gingen über die Wolga, trafen auf die Alanen am Don, trafen auf das große Reich der Goten am Schwarzen Meere; und jetzt gerieten lauter südliche deutsche Völker, West- und Ostgoten, Wandalen, Alanen, Sueven in Bewegung, denen die Hunnen folgten. Mit den Sachsen, Franken, Burgundern und Herulern hatte es wieder andre Bewandtnis; die letztgenannten[3] standen als Helden, die ihr Blut verkauften, längst in römischem Solde.

Auch hüte man sich, allen diesen Völkern gleiche Sitten oder eine gleiche Kultur zuzueignen; das Gegenteil davon zeigt ihr verschiedenes Betragen gegen die überwundnen Nationen. Anders verfuhren die wilden Sachsen in Britannien, die streifenden Alanen und Sueven in Spanien als die Ostgoten in Italien oder in Gallien die Burgunder. Die Stämme, die lange an den römischen Grenzen neben ihren Kolonien und Handelsplätzen, west- oder südlich, gewohnt hatten, waren milder und bildsamer,

[1] D. h. die Veranlassung zum Sturz des römischen Reiches. — [2] Ein mongolisches Steppenvolk. — [3] Die Heruler, von denen ein Heerhaufe schon unter Valentinian I. (364—375) in römischen Diensten zusammen mit batavischen Söldnern gegen die Alemannen kämpfte und ein anderer zu den Scharen Odoakers (vgl. S. 173, Anm. 3) gehörte.

als die aus den nordischen Wäldern oder von öden Küsten herkamen; daher es z. B. anmaßend sein würde, wenn jede Horde der Deutschen sich die Mythologie der skandischen Goten[1] zueignen wollte. Wohin waren diese Goten nicht gekommen? und auf wie mancherlei Wegen hat sich diese Mythologie späterhin nicht verfeinert?[2] Dem tapfern Urdeutschen bleibt vielleicht nichts als sein Theut oder Tuisto, Mann[3], Hertha[4] und Wodan, d. i. ein Vater, ein Held, die Erde und ein Feldherr.

Indessen dörfen wir uns doch wenigstens brüderlich jenes entfernten Schatzes der deutschen Fabellehre freuen, der sich am Ende der bewohnten Welt, in Island, erhalten oder zusammengefunden und durch die Sagen der Normänner und christlichen Gelehrten augenscheinlich bereichert[5] hat, — ich meine der nordischen Edda. Als eine Sammlung von Urkunden der Sprache und Denkart eines deutschen Volksstammes ist sie allerdings auch uns höchst merkwürdig. Die Mythologie dieser Nordländer mit der griechischen zu vergleichen, kann lehrreich oder unnütz werden, nachdem[6] man die Untersuchung anstellt; sehr vergeblich wäre es aber, einen Homer oder Ossian unter diesen Skalden zu erwarten. Bringet die Erde allenthalben einerlei Früchte hervor? und sind die edelsten Früchte dieser Art nicht Folgen eines lange zubereiteten, seltnen Zustandes der Völker und Zeiten? Lasset uns also in diesen Gedichten und Sagen

---

[1] D. h. die nordische Mythologie. Herder rechnet auch die skandinavischen Länder zu dem großen ehemaligen Gotenreiche „von der Wolga bis zur Ostsee" (vgl. S. 293, Z. 13). — [2] Herder denkt etwa an Bragi, den von den Skalden gefeierten Gott der Dichtkunst, und dessen Gemahlin Idun, wie er denn selbst die Einbürgerung solcher Gestalten 1796 durch den Aufsatz „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung" (SWS, Bd. 18, S. 483—502; vgl. hier Bd. 5) befürwortete. — [3] Nach Tacitus' „Germania", Kap. 2, verehrten die Germanen einen erdgeborenen Gott Tuisto und seinen Sohn Mannus als ihre Stammväter. Theut ist eine jüngere Form für Tuisto, die auf falscher Beziehung zu Namen wie Teutonen und Teutoburg beruht. — [4] Die fruchtspendende Erdmutter, deren schönen Mythus Tacitus, „Germania", Kap. 40, erzählt. — [5] Die älteste und wertvollste Handschrift der sogenannten „Lieder-Edda" wurde erst im 17. Jahrhundert vom isländischen Bischof Brynjolf Sweinsson wieder aufgefunden; auf Island haben Skalden wie Geistliche auch andere Sagas, z. B. die „Volsunga-Saga" und „Jomsvikinga-Saga", aufgezeichnet. — [6] Je nachdem.

schätzen, was wir in ihnen finden: einen eignen Geist roher, kühner Dichtung, starker, reiner und treuer Gefühle, samt einem nur zu künstlichen Gebrauch[1] des Kerns unsrer Sprache; und Dank sei jeder aufbewahrenden, jeder mitteilenden Hand, die zum allgemeinern oder bessern Gebrauch dieser Nationalschätze beiträgt. Unter den Namen derer, die in früheren und neueren Zeiten ruhmwürdig dazu beitrugen*, nenne ich in unsern Zeiten auch für die Geschichte der Menschheit den Namen Suhm[2]

* Sämund, Snorro, Resenius, Worm, Torfäus, Stephanius, Bartholin, Reisler, Ihre, Göranson, Thorkelin, Erichsen, die Magnäi, Ancherſen, Eggers u. ſ.[2]

[1] Herder denkt an die Stabreimform der Eddalieder (vgl. Bd. 2 unserer Ausgabe, S. 21, Z. 1—12) und die skaldischen Sprachbilder (vgl. ebenda, z. B. S. 36, Anm. 2). — [2] Des großen dänischen Geschichtsforschers Peter Friedrich Suhm (1728—98) „Gedanken über die Schwierigkeiten, welche man bei der Bearbeitung der alten dänischen und norwegischen Geschichte antrifft", erschienen in deutscher Übersetzung 1782 zu Kiel. Suhm befürwortete und ermöglichte durch eigene Aufwendungen die beschleunigte Herausgabe der wichtigsten nordischen Litteraturdenkmäler. Vor allem erschien 1777 eine Ausgabe von Snorris „Heimskringla" (Weltkreis) genannter Geschichte der norwegischen Könige und 1787 auf Kosten der Arni Magnäischen Stiftung Teil 1 der „Edda rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta" (Rhythmische oder ältere Edda, gewöhnlich die Edda Sämunds genannt), enthaltend „Odas mythologicas a Resenio nondum editas" (von Resenius noch nicht herausgegebene mythologische Gesänge). Voran gingen eine Vorrede von Skuli Thorlacius, eine Lebensbeschreibung ihres angenommenen Verfassers Sämund Sophusson von dem Isländer Arni Magnus (Arni Magnäus, 1663—1730), dem Begründer der genannten Stiftung zur Förderung des Studiums des nordischen Altertums, und Anmerkungen zu dieser Lebensbeschreibung von John Erichsen. — Verdiente Isländer waren noch Thormodr Torfason (Torfaeus), der für Resenius' „Edda" die dänischen Übersetzungen lieferte, Ancherson, der 1777 eine Geschichte der isländischen Litteratur schrieb, Guthmundr Magnusson, der norbische Sagas herausgab, und Grimr Jonsson Thorkelin (1752—1829), von dem die „Bibliotheca Herderiana" unter Nr. 5048 eine Einzelschrift aus dem Jahre 1779 aufweist. — Ole Worm (1588—1654) wurde der Hauptbegründer der nordischen Altertums- und Sprachforschung durch seine „Runir seu Danica Literatura antiquissima" (Runen oder die älteste dänische Litteratur, Kopenh. 1636), sein Werk „Danicorum monumentorum libri VI" (Sechs Bücher dänischer Denkmäler, Kopenh. 1643) und seine „Fasti Danici" (Kopenh. 1643), während Stephanus Johannes Stephanius 1644—45 zu Kopenhagen den Saxo Grammaticus herausgab. Thomas Bartholin der Jüngere veröffentlichte 1689 zu Kopenhagen „Antiquitatum Danicarum libri tres" (Drei Bücher dänischer Altertümer); zwei seiner Oheime, Rasmus und Albert Bartholin, lieferten Arbeiten zur dänischen Sprache. Johann Göranssons Hauptwerk war „Bautil, det är: alle Svea och Götha Rikens Runstenar" (Bautil, das ist alle Runensteine des schwedischen und gotischen Reiches, Stockh. 1750), das Johannes Ihres ein großes „Glossarium Suecogothicum" (Upsala 1769).

mit Dank und Ehre. Er ist es, der uns von Island her dies schöne Nordlicht in neuem Glanze hervorschimmern läßt; er selbst und andre suchen es auch in den Horizont unsrer Kenntnisse zum richtigern Gebrauch einzuführen. Leider können wir Deutsche von unsern alten Sprachschätzen nicht viel aufzeigen*; die Lieder unsrer Barden sind verloren; der alte Eichbaum unsrer Heldensprache prangt außer wenigem nur mit sehr junger Blüte.

Als die deutschen Völker das Christentum angenommen hatten, fochten sie dafür wie für ihre Könige und ihren Adel, welche echte Degentreue denn außer ihren eignen Völkern, den Alemannen, Thüringern, Bayern und Sachsen, die armen Slaven, Preußen, Kuren, Liven und Esthen reichlich erfahren haben.[1] Zum Ruhme gereicht es ihnen, daß sie auch gegen die später eindringende Barbaren als eine lebendige Mauer standen, an der sich die tolle Wut der Hunnen, Ungarn, Mongolen und Türken zerschellte.[2] Sie also sind's, die den größesten Teil von Europa nicht nur erobert, bepflanzt und nach ihrer Weise eingerichtet, sondern auch beschützt und beschirmt haben; sonst hätte auch das in ihm nicht aufkommen können, was aufgekommen ist. Ihr Stand unter den andern Völkern, ihr Kriegesbund und Stammescharakter sind also die Grundfesten der Kultur, Frei-

* In Schilters Thesauro[3] ist außer Wenigem, das sonst hie und da zu finden, unser Reichtum beisammen, und nicht sehr beträchtlich.

[1] Christliche Ritter, in Preußen die Deutschritter, in den Ostseeprovinzen die Schwertbrüder, eroberten im 13. Jahrhundert die östlichen Gebiete zugleich dem christlichen Glauben und der eigenen Herrschaft. — [2] Die der Hunnen 451 auf den Catalaunischen Feldern (bei Châlons-sur-Marne), die der Ungarn 955 vor den vom Bischof Ulrich verteidigten Mauern Augsburgs und gegenüber den von König Otto I., dem Großen, herbeigeführten deutschen Rittern auf dem Lechfelde, die der Mongolen bei Wahlstatt (Liegnitz in Schlesien) im Kampfe mit dem deutschen Ritterheere unter Herzog Heinrich dem Frommen von Liegnitz, die der Türken z. B. noch 1683 vor den Mauern Wiens. — [3] Johann Schilters (1632—1705) Hauptwerk, der erst 1726—28 in drei starken Bänden erschienene „Thesaurus antiquitatum Teutonicarum", enthält außer einem Wörterbuch eine Menge der wichtigsten, freilich fast ausschließlich althochdeutschen Sprachdenkmäler, an mittelhochdeutschen hauptsächlich nur des Pfaffen Conrad „Rolandslied" und dessen Umarbeitung durch den Strickter.

heit und Sicherheit Europas geworden; ob sie nicht auch durch ihre politische Lage an dem langsamen Fortgange dieser Kultur mit eine Ursache sein müssen, davon wird ein unbescholtener Zeuge, die Geschichte, Bericht geben.

VI.

Allgemeine Betrachtungen und Folgen.

So ungefähr[1] erscheint das Gemälde der Völkerschaften Europas — welch eine bunte Zusammensetzung, die noch verworrener wird, wenn man sie die Zeiten, auch nur die wir kennen, hinab begleitet! So war's in Japan, Tsina, Indien nicht; so ist's in keinem durch seine Lage oder Verfassung eingeschlossenen Lande. Und doch hat Europa über den Alpen kein großes Meer, so daß man glauben sollte, daß die Völker hier wie Mauern nebeneinander hätten stehen mögen. Ein kleiner Blick auf die Beschaffenheit und Lage des Weltteils sowie auf den Charakter und die Ereignisse der Nationen gibt darüber andern Aufschluß.

1) Siehe dort ostwärts zur Rechten die ungeheure Erdhöhe, die die asiatische Tatarei heißt, und wenn du die Verwirrungen der mittlern europäischen Geschichte liesest, so magst du wie Tristram seufzen: „Daher stammt unser Unglück!“[2] Ich darf nicht untersuchen, ob alle nordische Europäer und wie lange sie dort gewohnt haben; denn einst war das ganze Nordeuropa nicht besser als Siberien und die Mungalei, jene Mutter der Horden; dort und hier war nomadischen Völkern das träge Umherziehen und die Khanregierung unter tatarischen Magnaten erblich und eigen. Da nun überdem das Europa über den Alpen offenbar eine herabgesenkte Fläche ist, die von jener völkerreichen tatarischen Höhe westwärts bis ans Meer reicht, auf welche also,

[1] Vgl. S. 293, Anm. 1, was im vollständigen Text diesem 6. Kapitel vorhergeht. — [2] In Lawrence Sternes (1713—68) Roman „Tristram Shandy“, Teil 2, Kap. 192, erzählt der Held, sein Vater habe gesagt, „daß alles Übel und alle Verwirrung dieser Welt von der Begierde herstamme“.

wenn dort barbarische Horden andre Horden drängten, die westlichen herabstürzen und andre forttreiben mußten, so war damit ein langer tatarischer Zustand in Europa gleichsam geographisch gegeben. Dieser unangenehme Anblick nun erfüllt über ein Jahrtausend hin die europäische Geschichte, in welcher Reiche und Völker nie zur Ruhe kommen, weil sie entweder selbst des Wanderns gewohnt waren, oder weil andre Nationen auf sie drängten. Da es also unleugbar ist, daß in der Alten Welt das große asiatische Gebirge mit seinen Fortgängen in Europa das Klima und den Charakter der Nord- und Südwelt wunderbar scheide, so lasset nordwärts der Alpen uns über unser Vaterland in Europa wenigstens dadurch trösten, daß wir in Sitten und Verfassungen nur zur verlängerten europäischen und nicht gar zur ursprünglichen asiatischen Tatarei gehören.

2) Europa ist, zumal in Vergleichung mit dem nördlichen Asien, ein milderes Land voll Ströme, Küsten, Krümmen und Buchten; schon dadurch entschied sich das Schicksal seiner Völker vor jenen auf eine vorteilhafte Weise. Am See bei Assow[1] sowohl als am Schwarzen Meere waren sie den griechischen Pflanzstädten und dem reichsten Handel der damaligen Welt nahe; alle Nationen, die hier verweilten oder gar Reiche stifteten, kamen in die Bekanntschaft mehrerer Völker, ja gar zu einiger Kunde der Wissenschaften und Künste. Insonderheit aber ward die Ostsee den Nordeuropäern das, was dem südlichen Europa das Mittelländische Meer war. Die preußische Küste war durch den Bernsteinhandel schon Griechen und Römern bekannt worden; alle Nationen, die an derselben wohnten, welchen Stammes sie waren, blieben nicht ohne einiges Kommerz, das sich bald mit dem Handel des Schwarzen Meers verband und sogar bis zum Weißen Meer erstreckte; mithin ward zwischen Südasien und dem östlichen Europa, zwischen dem asiatischen und europäischen Norden eine Art Völkergemeinschaft geknüpfet, an der

[1] Das Asowsche Meer zwischen der Krim und dem Festlande.

auch sehr unkultivierte Nationen teilnahmen.* An der skandinavischen Küste und in der Nordsee wimmelte bald alles von Handelsleuten, Seeräubern, Reisenden und Abenteurern, die sich in alle Meere, an die Küsten und Länder aller europäischen Völker gewagt und die wunderbarsten Dinge ausgeführt haben. Die Belgen knüpften Gallien und Britannien zusammen, und auch das Mittelländische Meer blieb von Zügen der Barbaren nicht verschont: sie wallfahrteten nach Rom, sie dienten und handelten in Konstantinopel. Durch welches alles dann, weil die lange Völkerwanderung zu Lande dazukam, endlich in diesem kleinen Weltteil die Anlage zu einem großen Nationenverein gemacht ist, zu dem ohne ihr Wissen schon die Römer durch ihre Eroberungen vorgearbeitet hatten, und der schwerlich anderswo als hier zu stande kommen konnte. In keinem Weltteil haben sich die Völker so vermischt wie in Europa, in keinem haben sie so stark und oft ihre Wohnplätze und mit denselben ihre Lebensart und Sitten verändert. In vielen Ländern würde es jetzo den Einwohnern, zumal einzelnen Familien und Menschen, schwer sein, zu sagen, welches Geschlechtes und Volkes sie sind, ob sie von Goten, Mauren, Juden, Karthagern, Römern, ob sie von Galen, Kymren, Burgundern, Franken, Normannen, Sachsen, Slaven, Finnen, Illyriern herstammen, und wie sich in der Reihe ihrer Vorfahren das Blut gemischet habe. Durch hundert Ursachen hat sich im Verfolg der Jahrhunderte die alte Stammesbildung mehrerer europäischen Nationen gemildert und verändert, ohne welche Verschmelzung der Allgemeingeist Europas schwerlich hätte erweckt werden mögen.

3) Daß wir die ältesten Bewohner dieses Weltteils jetzt nur in die Gebirge oder an die äußersten Küsten und Ecken desselben verdrängt finden, ist eine Naturbegebenheit, die in allen Weltgegenden bis zu den Inseln des asiatischen Meers Beispiele

* In Fischers Geschichte des deutschen Handels T. 1 sind hierüber sehr brauchbare Kollektaneen gesammlet.

findet. In mehreren derselben bewohnte ein eigner, meistens roherer Völkerstamm die Gebirge, wahrscheinlich die ältern Einwohner des Landes, die jüngern und kühnern Ankömmlingen hatten weichen müssen — wie konnte es in Europa anders sein, wo sich die Völker mehr als irgendwo anders drängeten und forttrieben? Die Reihen derselben gehen indes an wenige Hauptnamen zusammen, und, was sonderbar ist, auch in verschiednen Gegenden finden wir dieselben Völker, die einander gefolgt zu sein scheinen, meistens bei einander. So zogen die Kymren den Galen, die Deutschen ihnen beiden, die Slaven den Deutschen nach und besetzten ihre Länder. Wie die Erdlagen in unserm Boden, so folgen in unserm Weltteil Völkerlagen aufeinander, zwar oft durcheinandergeworfen, in ihrer Urlage indessen noch kenntlich. Die Forscher ihrer Sitten und Sprachen haben die Zeit zu benutzen, in der sie sich noch unterscheiden; denn alles neigt sich in Europa zur allmählichen Auslöschung der Nationalcharaktere. Nur hüte sich der Geschichtschreiber der Menschheit hiebei, daß er keinen Völkerstamm ausschließend zu seinem Lieblinge wähle und dadurch Stämme verkleinere, denen die Lage ihrer Umstände Glück und Ruhm versagte. Auch von den Slaven hat der Deutsche gelernt; der Kymr und Lette hätte vielleicht ein Grieche werden können, wenn er zwischen den Völkern anders gestellet gewesen wäre. Wir können sehr zufrieden sein, daß Völker von so starker, schöner, edler Bildung, von so keuschen Sitten, biederm Verstande und redlicher Gemütsart, als die Deutschen waren, nicht etwa Hunnen oder Bulgarn, die römische Welt besetzten; sie aber deswegen für das erwählte Gottesvolk in Europa zu halten, dem seines angebornen Adels wegen die Welt gehörte, und dem dieses Vorzugs halber andre Völker zur Knechtschaft bestimmt waren, dies wäre der unedle Stolz eines Barbaren. Der Barbar beherrscht — der gebildete Überwinder bildet.

4) Von selbst hat sich kein Volk in Europa zur Kultur erhoben; jedes vielmehr hat seine alten rohen Sitten so lange bei-

zubehalten gestrebet, als es irgend thun konnte, wozu denn das dürftige, rauhe Klima und die Notwendigkeit einer wilden Kriegsverfassung viel beitrug. Kein europäisches Volk z. B. hat eigene Buchstaben gehabt oder sich selbst erfunden: sowohl die spanischen als nordischen Runen stammen von der Schrift anderer Völker[1]; die ganze Kultur des nörd-, öst- und westlichen Europa ist ein Gewächs aus römisch-griechisch-arabischem Samen. Lange Zeiten brauchte dies Gewächs, ehe es auf diesem härtern Boden nur gedeihen und endlich eigne, anfangs sehr saure Früchte bringen konnte; ja auch hiezu war ein sonderbares Vehikel, eine fremde Religion[2], nötig, um das, was die Römer durch Eroberung nicht hatten thun können, durch eine geistliche Eroberung zu vollführen. Vor allen Dingen müssen wir also dies neue Mittel der Bildung betrachten, das keinen geringern Zweck hatte, als alle Völker zu einem Volk, für diese und eine zukünftige Welt glücklich, zu bilden, und das nirgend kräftiger als in Europa wirkte.

Das Zeichen ward jetzt prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht;
Ein Schau'r durchdringt des wilden Kriegers Glieder:
Er sieht das Kreuz und legt die Waffen nieder.[3]

[1] Auf Steinen, sogenannten Runensteinen, will man Runen auch in Spanien und anderen südwestlichen Ländern gefunden haben; am häufigsten und längsten aber sind Runen in Skandinavien gebraucht worden. Trotz ihrer Verschiedenheit untereinander sind sie meist den lateinischen, zu geringem Teile auch griechischen Majuskeln nachgebildet. — [2] Das Christentum. — [3] Strophe 8 aus Goethes Fragment „Die Geheimnisse", aber ungenau citiert.

Siebenzehntes Buch.

Siebenzig Jahre vor dem Untergange des jüdischen Staats ward in ihm ein Mann geboren, der sowohl in dem Gedankenreich der Menschen als in ihren Sitten und Verfassungen eine unerwartete Revolution bewirkt hat: Jesus. Arm geboren, ob er wohl vom alten Königshause seines Volks abstammte[1], und im rohesten Teil seines Landes[2], fern von der gelehrten Weisheit[3] seiner äußerst verfallenen Nation erzogen, lebte er die größeste Zeit seines kurzen Lebens unbemerkt, bis er, durch eine himmlische Erscheinung am Jordan[4] eingeweihet, zwölf Menschen seines Standes als Schüler zu sich zog, mit ihnen einen Teil Judäas durchreisete und sie bald darauf selbst als Boten eines herannahenden neuen Reichs umhersandte. Das Reich, das er ankündigte, nannte er das Reich Gottes, ein himmlisches Reich, zu welchem nur auserwählte Menschen gelangen könnten, zu welchem er also auch nicht mit Auflegung äußerlicher Pflichten und Gebräuche, desto mehr aber mit einer Aufforderung zu reinen Geistes- und Gemütstugenden einlud. Die echteste Humanität ist in den wenigen Reden enthalten, die wir von ihm haben; Humanität ist's, was er im Leben bewies und durch seinen Tod bekräftigte, wie er sich denn selbst mit einem Lieblingsnamen den Menschensohn nannte. Daß er in seiner Nation, insonderheit unter den Armen und Gedrückten, viele Anhänger fand, aber auch von denen, die das Volk scheinheilig drückten, bald aus dem Wege

[1] Als „Sohn Davids". — [2] Galiläa. — [3] Der Schriftgelehrten zu Jerusalem. — [4] Die Erscheinung der Taube bei Jesu Taufe im Jordan.

geräumt ward, so daß wir die Zeit, in welcher er sich öffentlich zeigte, kaum bestimmt angeben können, beides war die natürliche Folge der Situation, in welcher er lebte.

Was war nun dies Reich der Himmel, dessen Ankunft Jesus verkündigte, zu wünschen empfahl und selbst zu bewirken strebte? Daß es keine weltliche Hoheit gewesen, zeigt jede seiner Reden und Thaten, bis zu dem letzten klaren Bekenntnis, das er vor seinem Richter[1] ablegte. Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er Menschen Gottes bilden, die, unter welchen Gesetzen es auch wäre, aus reinen Grundsätzen andrer Wohl befördern und selbst duldend im Reich der Wahrheit und Güte als Könige herrschen. Daß eine Absicht dieser Art der einzige Zweck der Vorsehung mit unserm Geschlecht sein könne, zu welchem auch, je reiner sie denken und streben, alle Weisen und Guten der Erde mitwirken müssen und mitwirken werden, dieses ist durch sich selbst klar; denn was hätte der Mensch für ein andres Ideal seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit auf Erden, wenn es nicht diese allgemein wirkende reine Humanität wäre?

Verehrend beuge ich mich vor deiner edlen Gestalt, du Haupt und Stifter eines Reichs von so großen Zwecken, von so dauerndem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdelebens selbst zu enge schien. Nirgend finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art zu einer noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt und in Gutem und Bösem bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht deiner Religion, d. i. deines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtenteils einer Religion an dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung deiner Person und deines Kreuzes den Völkern mitgeteilt hat. Dein heller Geist sahe dies selbst voraus; und es wäre Entweihung deines Namens, wenn man

[1] Pilatus.

ihn bei jedem trüben Abfluß deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, soweit es sein kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von dir abstammt, stehe deine stille Gestalt allein.

I.

Ursprung des Christentums samt den Grundsätzen, die in ihm lagen.

So sonderbar es scheinet, daß eine Revolution, die mehr als einen Weltteil der Erde betraf, aus dem verachteten Judäa hervorgegangen, so finden sich doch bei näherer Ansicht hiezu historische Gründe. Die Revolution nämlich, die von hier ausging, war geistig; und so verächtlich Griechen und Römer von den Juden denken mochten, so blieb es ihnen doch eigen, daß sie vor andern Völkern Asiens und Europens aus alter Zeit Schriften besaßen, auf welche ihre Verfassung gebauet war, und an welchen sich dieser Konstitution zufolge eine besondre Art Wissenschaft und Litteratur ausbilden mußte. Weder Griechen noch Römer besaßen einen solchen Kodex religiöser und politischer Einrichtung[1], der, mit ältern geschriebenen Geschlechtsurkunden[2] verknüpft, einem eignen zahlreichen Stamm[3] anvertrauet war und von ihm mit abergläubischer Verehrung aufbehalten wurde. Notwendig erzeugte sich aus diesem verjährten Buchstaben mit der Zeitfolge eine Art feineren Sinnes, zu welchem die Juden bei ihrer öftern Zerstreuung unter andre Völker gewöhnt wurden. Im Kanon ihrer heiligen Schriften fanden sich Lieder, moralische Sprüche und erhabene Reden, die, zu verschiedenen Zeiten nach den verschiedensten Anlässen geschrieben, in eine Sammlung zusammenwuchsen, welche man bald als ein fortgehendes System betrachtete und aus ihr einen Hauptsinn zog. Die Propheten dieser

[1] Das Alte Testament. — [2] Gedacht ist z. B. an das „Geschlechtsregister der Patriarchen von Adam bis Noah" (1. Buch Mosis, Kap. 5) oder an die „Zählung der Leviten" (4. Buch Mosis, Kap. 3). Vgl. auch Bd. 3 unserer Ausgabe, S. 173, und SWS, Bd. 11, S. 405—448. — [3] Den Leviten.

Nation, die als konstituierte Wächter des Landesgesetzes, jeder im Umkreise seiner Denkart, bald lehrend und ermunternd, bald warnend oder tröstend, immer aber patriotisch hoffend dem Volk ein Gemälde hingestellt hatten, wie es sein sollte, und wie es nicht war, hatten mit diesen Früchten ihres Geistes und Herzens der Nachwelt mancherlei Samenkörner zu neuen Ideen nachgelassen, die jeder nach seiner Art erziehen konnte. Aus allen hatte sich nach und nach das System von Hoffnungen eines Königes gebildet, der sein verfallenes, dienstbares Volk retten, ihm mehr als seine alten größesten Könige goldene Zeiten verschaffen und eine neue Einrichtung der Dinge beginnen sollte. Nach der Sprache der Propheten waren diese Aussichten theokratisch; mit gesammleten Kennzeichen eines Messias wurden sie zum lebhaften Ideal ausgebildet und als Brief und Siegel der Nation betrachtet. In Judäa hielt das wachsende Elend des Volkes diese Bilder fest; in andern Ländern, z. B. in Ägypten, wo seit dem Verfall der Monarchie Alexanders viele Juden wohnhaft waren[1], bildeten sich diese Ideen mehr nach griechischer Weise[2] aus: apokryphische Bücher, die jene Weissagungen neu darstelleten, gingen umher[3]; und jetzt war die Zeit da, die diesen Träumereien auf ihrem Gipfel ein Ende machen sollte. Es erschien ein Mann aus dem Volk, dessen Geist, über Hirngespinste irdischer Hoheit erhaben, alle Hoffnungen, Wünsche und Weissagungen der Propheten zur Anlage eines idealischen Reichs vereinigte, das nichts weniger als ein jüdisches Himmelreich sein sollte. Selbst den nahen Umsturz

[1] König Ptolemäus Lagi von Ägypten gewann i. J. 315 v. Chr. durch seinen Sieg über Laomedon von Syrien die Provinz Palästina für Ägypten und verpflanzte nach der Angabe des Josephus 100,000 Juden nach Ägypten und dem benachbarten Cyrene; da er ihnen viele Vorrechte gewährte, folgten überdies zahlreiche Freiwillige nach. — [2] Die hervorragendsten Vertreter der jüdisch-griechischen Philosophie und Theosophie waren die von den griechischen Pythagoräern beeinflußten sogenannten Therapeuten (vgl. S. 320, Anm. 2), ferner die alexandrinischen Juden Aristobulos (um 160 v. Chr.) und Philon (30 v. bis 45 n. Chr.), welch letzterer besonders die Lehre vom Logos als dem Sohn und Parakleten, d. h. dem den Aposteln verheißenen Geiste, ausbildete. — [3] Herder denkt (nach SWS, Bd. 10, S. 133—138) vor allem an das dem Salomo zugeschriebene Buch der Weisheit, das, wohl vor Philon verfaßt, stoische Bestandteile enthält, ferner an das Buch Tobiä und an das Buch Baruch.

seiner Nation sahe er in diesem höhern Plan voraus und weissagete ihrem prächtigen Tempel, ihrem ganzen, zum Aberglauben gewordnen Gottesdienst ein schnelles, trauriges Ende. Unter alle Völker sollte das Reich Gottes kommen, und das Volk, das solches eigentümlich zu besitzen glaubte, ward von ihm als ein verlebter Leichnam betrachtet.

Welche umfassende Stärke der Seele dazu gehört habe, im damaligen Judäa etwas der Art anzuerkennen und vorzutragen, ist aus der unfreundlichen Aufnahme sichtbar, die diese Lehre bei den Obern und Weisen des Volks fand: man sahe sie als einen Aufruhr gegen Gott und Moses, als ein Verbrechen der beleidigten Nation an, deren gesamte Hoffnungen sie unpatriotisch zerstörte. Auch den Aposteln war der Exjudaismus des Christentums die schwerste Lehre; und sie den christlichen Juden selbst außerhalb Judäa begreiflich zu machen, hatte der gelehrteste der Apostel, Paulus, alle Deutungen jüdischer Dialektik nötig.[1] Gut, daß die Vorsehung selbst den Ausschlag gab, und daß mit dem Untergange Judäas[2] die alten Mauern gestürzt wurden, durch welche sich mit unverweichlicher Härte dies sogenannte einzige Volk Gottes von allen Völkern der Erde schied. Die Zeit der einzelnen Nationalgottesdienste voll Stolzes und Aberglaubens war vorüber; denn so notwendig dergleichen Einrichtungen in ältern Zeiten gewesen sein mochten, als jede Nation, in einem engen Familienkreise erzogen, gleich einer vollen Traube auf ihrer eignen Staude wuchs, so war doch seit Jahrhunderten schon in diesem Erdstrich fast alle menschliche Bemühung dahin gegangen, durch Kriege, Handel, Künste, Wissenschaften und Umgang die Völker zu knüpfen und die Früchte eines jeden zu einem gemeinsamen Trank zu keltern. Vorurteile der Nationalreligionen standen dieser Vereinigung am meisten im Wege; da nun beim all-

[1] Eine Anspielung darauf, daß Paulus ursprünglich jüdischer Schriftgelehrter (Pharisäer) war. Paulinische Deutungen, die Herder nicht billigt, stehen z. B. in Bd. 3 unserer Ausgabe, S. 399, Z. 20, bis S. 400, Z. 4. — [2] Zerstörung Jerusalems durch Titus i. J. 70 n. Chr.

gemeinen Duldungsgeist der Römer in ihrem weiten Reich und bei der allenthalben verbreiteten eklektischen Philosophie (dieser sonderbaren Vermischung aller Schulen und Sekten) jetzt noch ein Volksglaube hervortrat, der alle Völker zu einem Volk machte und gerade aus der hartsinnigen Nation kam, welche sich sonst für die erste und die einzige unter allen Nationen gehalten hatte, so war dies allerdings ein großer, zugleich auch ein gefährlicher Schritt in der Geschichte der Menschheit, je nachdem er gethan wurde. Er machte alle Völker zu Brüdern, indem er sie einen Gott und Heiland kennen lehrte; er konnte sie aber auch zu Sklaven machen, sobald er ihnen diese Religion als Joch und Kette aufdrang. Die Schlüssel des Himmelreichs für diese und jene Welt konnten in den Händen andrer Nationen ein gefährlicherer Pharisäismus werden, als sie es in den Händen der Juden je gewesen waren.

Am meisten trug zur schnellen und starken Wurzelung des Christentums ein Glaube bei, der sich vom Stifter der Religion selbst herschrieb: es war die Meinung von seiner baldigen Rückkunft und der Offenbarung seines Reichs auf Erden. Jesus hatte mit diesem Glauben vor seinem Richter gestanden und ihn in den letzten Tagen seines Lebens oft wiederholt; an ihn hielten sich seine Bekenner und hofften auf die Erscheinung seines Reiches. Geistige Christen dachten sich daran ein geistiges, fleischliche ein fleischliches Reich; und da die hochgespannte Einbildungskraft jener Gegenden und Zeiten nicht eben übersinnlich idealisierte, so entstanden jüdisch-christliche Apokalypsen voll von mancherlei Weissagungen, Kennzeichen und Träumen. Erst sollte der Antichrist gestürzt werden, und als Christus wiederzukommen säumte, sollte jener sich erst offenbaren, sodann zunehmen und in seinen Greueln aufs Höchste wachsen, bis die Errettung einbräche und der Wiederkommende sein Volk erquickte. Es ist nicht zu leugnen, daß Hoffnungen dieser Art zu mancher Verfolgung der ersten Christen Anlaß geben mußten; denn der Weltbeherrscherin Rom konnte es unmöglich gleichgültig sein, daß dergleichen

Meinungen von ihrem nahen Untergange, von ihrer antichristisch abscheulichen oder verachtenswerten Gestalt geglaubt wurden. Bald also wurden solche Propheten als unpatriotische Vaterlandes- und Weltverächter, ja als des allgemeinen Menschenhasses überführte Verbrecher betrachtet; und mancher, der den Wiederkommenden nicht erwarten konnte, lief selbst dem Märtyrertum entgegen. Indessen ist's ebenso gewiß, daß diese Hoffnung eines nahen Reiches Christi im Himmel oder auf Erden die Gemüter stark aneinanderband und von der Welt abschloß. Sie verachteten diese als eine, die im argen liegt, und sahen, was ihnen so nahe war, schon vor und um sich. Dies stärkte ihren Mut, das zu überwinden, was niemand sonst überwinden konnte: den Geist der Zeit, die Macht der Verfolger, den Spott der Ungläubigen; sie weilten als Fremdlinge hier und lebten da, wohin ihr Führer vorangegangen war, und von dannen er sich bald offenbaren würde.

* * *

Außer den angeführten Hauptmomenten der Geschichte scheinet es nötig, einige nähere Züge zu bemerken, die zum Bau der Christenheit nicht weniges beitrugen.

1) Die menschenfreundliche Denkart Christi hatte brüderliche Eintracht und Verzeihung, thätige Hülfe gegen die Notleidenden und Armen, kurz jede Pflicht der Menschheit zum gemeinschaftlichen Bande seiner Anhänger gemacht, so daß das Christentum demnach ein echter Bund der Freundschaft und Bruderliebe sein sollte. Es ist kein Zweifel, daß diese Triebfeder der Humanität zur Aufnahme und Ausbreitung desselben, wie allezeit, so insonderheit anfangs viel beigetragen habe. Arme und Notleidende, Gedrückte, Knechte und Sklaven, Zöllner und Sünder schlugen sich zu ihm; daher die ersten Gemeinen des Christentums von den Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden. Da nun die neue Religion den Unterschied der Stände nach der damaligen Weltverfassung weder aufheben konnte noch wollte, so blieb ihr nichts als die christliche Milde

begüterter Seelen übrig mit allem dem Unkraut, was auf diesem guten Acker mitsproßte. Reiche Witwen vermochten mit ihren Geschenken bald so viel, daß sich ein Haufe von Bettlern zu ihnen hielt und bei gegebnem Anlaß auch wohl die Ruhe ganzer Gemeinen störte.[1] Es konnte nicht fehlen, daß auf der einen Seite Almosen als die wahren Schätze des Himmelreichs angepriesen, auf der andern gesucht wurden; und in beiden Fällen wich bei niedrigen Schmeicheleien nicht nur jener edle Stolz, der Sohn unabhängiger Würde und eines eignen, nützlichen Fleißes, sondern auch oft Unparteilichkeit und Wahrheit. Märtyrer bekamen die Almosenkasse der Gemeine zu ihrem Gemeingut; Schenkungen an die Gemeine wurden zum Geist des Christentums erhoben und die Sittenlehre desselben durch die übertriebnen Lobsprüche dieser Gutthaten verderbet. Ob nun wohl die Not der Zeiten auch hiebei manches entschuldigt, so bleibt es dennoch gewiß, daß, wenn man die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital und das Christentum als die gemeine Almosenkasse desselben betrachtet, in Ansehung der Moral und Politik zuletzt ein sehr böser Zustand daraus erwachse.

2) Das Christentum sollte eine Gemeine sein, die ohne weltlichen Arm von Vorstehern und Lehrern regiert würde. Als Hirten sollten diese der Herde vorstehen, ihre Streitigkeiten schlichten, ihre Fehler mit Ernst und Liebe bessern und sie durch Rat, Ansehen, Lehre und Beispiel zum Himmel führen. Ein edles Amt, wenn es würdig verwaltet wird und verwaltet zu werden Raum hat; denn es zerknickt den Stachel der Gesetze, rottet aus die Dornen der Streitigkeiten und Rechte und vereinigt den Seelsorger, Richter und Vater. Wie aber, wenn in der Zeitfolge die Hirten ihre menschliche Herde als wahre Schafe behandelten oder sie gar als lastbare Tiere zu Disteln führten? Oder wenn statt der Hirten rechtmäßig berufene Wölfe unter die Herde kamen? Unmündige Folgsamkeit ward also gar bald eine christliche

[1] Man denke an die um Siegfried trauernde Kriemhild im „Nibelungenlied", das natürlich nur die dichterische Spiegelung solcher Verhältnisse ist.

Tugend; es ward eine christliche Tugend, den Gebrauch seiner Vernunft aufzugeben und statt eigner Überzeugung dem Ansehen einer fremden Meinung zu folgen, da ja der Bischof an der Stelle eines Apostels Botschafter, Zeuge, Lehrer, Ausleger, Richter und Entscheider war. Nichts ward jetzt so hoch angerechnet als das Glauben, das geduldige Folgen; eigne Meinungen wurden halsstarrige Ketzereien, und diese sonderten ab vom Reich Gottes und der Kirche. Bischöfe und ihre Diener mischten sich der Lehre Christi zuwider in Familienzwiste, in bürgerliche Händel; bald gerieten sie in Streit untereinander, wer über den andern richten solle.[1] Daher das Drängen nach vorzüglichen Bischofsstellen und die allmähliche Erweiterung ihrer Rechte; daher endlich der endlose Zwist zwischen dem geraden und krummen Stabe, dem rechten und linken Arm, der Krone und Mitra.[2] So gewiß es nun ist, daß in den Zeiten der Tyrannei gerechte und fromme Schiedsrichter der Menschheit, die das Unglück hatte, ohne politische Konstitution zu leben, eine unentbehrliche Hülfe gewesen, so ist auch in der Geschichte kaum ein größeres Ärgernis denkbar als der lange Streit zwischen dem geist- und weltlichen Arm, über welchem ein Jahrtausend hin Europa zu keiner Konsistenz kommen konnte. Hier war das Salz dumm; dort wollte es zu scharf salzen.

3) Das Christentum hatte eine Bekenntnisformel, mit welcher man zu ihm bei der Taufe eintrat; so einfach diese war, so sind mit der Zeit aus den drei unschuldigen Worten: Vater, Sohn und Geist, so viele Unruhen, Verfolgungen und Ärgernisse hervorgegangen, als schwerlich aus drei andern Worten der menschlichen Sprache. Je mehr man vom Institut des Christentums

[1] Die Bischöfe der Stadtbezirke einer Provinz wurden mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion allmählich den Metropolitanbischöfen, d. h. den Bischöfen der Provinzhauptstädte, mehrere Metropolitanbischöfe wieder den Patriarchen untergeordnet. Auf dem Konzil zu Konstantinopel i. J. 381 wurden z. B. schon die Bischöfe von Antiochien, Alexandrien, Rom, Ephesus, Cäsarea und Heraklia (Thrazien) als bevorrechtet bezeichnet. — [2] D. h. zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht, zwischen Kaisertum und Papsttum. Die Mitra ist die Kopfbedeckung der höheren katholischen Geistlichkeit vom Bischof aufwärts.

als von einer thätigen, zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr spekulierte man jenseit der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand Geheimnisse und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimnis. Nachdem die Bücher des Neuen Testaments als Kanon in die Kirche eingeführt wurden, bewies man aus ihnen, ja gar aus Büchern der jüdischen Verfassung, die man selten in der Ursprache lesen konnte, und von deren erstem Sinn man längst abgekommen war, was sich schwerlich aus ihnen beweisen ließ. Damit häuften sich Ketzereien und Systeme, denen zu entkommen man das schlimmste Mittel wählte: Kirchenversammlungen und Synoden. Wie viele derselben sind eine Schande des Christentums und des gesunden Verstandes! Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen, Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Übermacht, Willkür, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden. Bald fühlte sich niemand geschickter, Glaubenslehren zu bestimmen, als die christianisierten Kaiser, denen Konstantin[1] das angeborne Erbrecht nachließ, über Vater, Sohn und Geist, über ὁμοουσιος und ὁμοιουσιος, über eine oder zwei Naturen Christi, über Maria die Gottesgebärerin[2], den erschaffenen oder unerschaffenen Glanz bei der Taufe Christi[3] Symbole

[1] Konstantin der Große, Alleinherrscher von 323 bis 337 n. Chr., sprach i. J. 313 die Duldung des Christentums aus und berief 325 das erste Reichskonzil nach Nicäa, auf dem er entscheiden ließ, daß der Sohn dem Vater wesensgleich (ὁμοούσιος), nicht nur, wie Arius lehrte, wesensähnlich (ὁμοιούσιος) sei. Die Beschlüsse der Konzilien von Konstantinopel (381 n. Chr.) und von Chalcedon (451 n. Chr.) bestellten den Kaiser (von Konstantinopel) geradezu zum weltlichen Oberhaupt der Kirche. — [2] Nestorius, seit 428 Patriarch von Konstantinopel, unterschied scharf Christi göttliche und menschliche Natur und erkannte daher Maria nicht als Gottesgebärerin an. — [3] Indem Christi Taufe nicht nur als eine symbolische Darstellung der Reinigung von der durch den Heiland übernommenen Sünde der Menschen, sondern auch als eine Handlung gedacht wurde, die zum Empfang des göttlichen Geistes oder, wie es in der Epistel an die Ebräer, Kap. 1, V. 3, heißt, des „Glanzes der göttlichen Herrlichkeit" befähigte, erschien dieser „Abglanz" oder die „Klarheit Christi" (2. Epistel an die Korinther, Kap. 4, V. 4) diesem erst bei der Taufe anerschaffen, während er nach anderer Auffassung in dem von Uranfang in Gott beschlossenen Sohne unerschaffen mit vorhanden war.

und Kanons[1] anzubefehlen. Ewig werden diese Anmaßungen samt den Folgen, die daraus erwuchsen, eine Schande des Throns zu Konstantinopel und aller der Throne bleiben, die ihm hierin nachfolgeten; denn mit ihrer unwissenden Macht unterstützten und verewigten sie Verfolgungen, Spaltungen und Unruhen, die weder dem Geist noch der Moralität der Menschen aufhalfen, vielmehr Kirche, Staat und ihre Thronen selbst untergruben. Die Geschichte des ersten christlichen Reichs, des Kaisertums zu Konstantinopel, ist ein so trauriger Schauplatz niedriger Verrätereien und abscheulicher Greuelthaten, daß sie bis zu ihrem schrecklichen Ausgange[2] als ein warnendes Vorbild aller christlich-polemischen Regierungen[3] dasteht.

4) Das Christentum bekam heilige Schriften, die, einesteils aus gelegentlichen Sendschreiben, anderenteils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachsen, mit der Zeit zum Richtmaß des Glaubens, bald aber auch zum Panier aller streitenden Parteien gemacht und auf jede ersinnliche Weise gemißbraucht wurden. Entweder bewies jede Partei daraus, was sie erweisen wollte, oder man scheuete sich nicht, sie zu verstümmeln und im Namen der Apostel falsche Evangelien, Briefe und Offenbarungen mit frecher Stirn unterzuschieben. Der fromme Betrug, der in Sachen dieser Art abscheulicher als Meineid ist, weil er ganze Reihen von Geschlechtern und Zeiten ins Unermeßliche hin belüget, war bald keine Sünde mehr, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ein Verdienst. Daher die vielen untergeschobenen Schriften der Apostel und Kirchenväter; daher die zahlreichen Erdichtungen von Wundern, Märtyrern, Schenkungen, Konstitutionen und Dekreten, deren Unsicherheit durch alle Jahrhunderte der ältern und mittlern Christengeschichte fast bis zur Reformation hinauf wie ein Dieb in der Nacht fortschleichet.

---

[1] Das Verzeichnis der anerkannten biblischen Schriften, das für das Neue Testament erst gegen 400 nach langen Streitigkeiten festgestellt wurde. — [2] Das oströmische Kaiserreich fand 1453 mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken sein Ende. — [3] D. h. streitsüchtigen, christlich sein wollenden Regierungen.

Nachdem einmal das böse Principium angenommen war, daß man zum Nutzen der Kirche Untreue begehen, Lügen erfinden, Dichtungen schreiben dörfe, so war der historische Glaube verletzt; Zunge, Feder, Gedächtnis und Einbildungskraft der Menschen hatten ihre Regel und Richtschnur verloren, so daß statt der griechischen und punischen Treue[1] wohl mit mehrerem Rechte die christliche Glaubwürdigkeit genannt werden möchte. Und um so unangenehmer fällt dieses ins Auge, da die Epoche des Christentums sich einem Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlandes[2] und Roms anschließt, hinter welchen in der christlichen Ära sich auf einmal lange Jahrhunderte hin die wahre Geschichte beinahe ganz verlieret. Schnell sinkt sie zur Bischofs-, Kirchen- und Mönchschronik hinunter, weil man nicht mehr für die Würdigsten der Menschheit, nicht mehr für Welt und Staat, sondern für die Kirche oder gar für Orden, Kloster und Sekte schrieb und, da man sich ans Predigen gewöhnt hatte und das Volk dem Bischofe alles glauben mußte, man auch schreibend die ganze Welt für ein glaubendes Volk, für eine christliche Herde ansah.

5) Das Christentum hatte nur zwei sehr einfache und zweckmäßige heilige Gebräuche, weil es mit ihm nach seines Stifters Absicht auf nichts weniger als auf einen Ceremoniendienst angesehen sein sollte. Bald aber mischte sich nach Verschiedenheit der Länder, Provinzen und Zeiten das Afterchristentum dergestalt mit jüdisch- und heidnischen Gebräuchen, daß z. B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelbeschwörung und das Gedächt-

[1] Der Zweifel, den schon die Römer griechischer Zuverlässigkeit entgegenbrachten, drückt sich in der Wendung des Plautus: „Graeca fide mercari“ (mit griechischem Kredit, d. h. bar kaufen) wie in der Redensart „ad kalendas Graecas“ (auf den Nimmermehrstag [verschieben]) aus. Die „fides Punica“ (punische Treue) bekam den Sinn der Treulosigkeit infolge des Hasses der Römer gegen das Volk ihres größten Feindes Hannibal. — [2] Treffliche griechische Geschichtschreiber waren noch im ersten vorchristlichen Jahrhundert Dionysius von Halikarnaß und Diodor von Sizilien, treffliche römische Geschichtschreiber Sallust und Cäsar; im ersten und in der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ragen unter den Griechen Plutarch von Chäronea, Arrian und Appian hervor, unter den Römern Livius und Tacitus.

nismahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum sündenvergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andre Welt gemacht ward. Unglückseligerweise trafen die christlichen Jahrhunderte mit Unwissenheit, Barbarei und der wahren Epoche des übeln Geschmacks zusammen, also daß auch in seine Gebräuche, in den Bau seiner Kirchen, in die Einrichtung seiner Feste, Satzungen und Prachtanstalten, in seine Gesänge, Gebete und Formeln wenig Wahres, Großes und Edles kommen konnte. Von Land zu Lande, von einem zum andern Weltteil wälzten sich diese Ceremonien fort; was ursprünglich einer alten Gewohnheit wegen noch einigen Lokalsinn gehabt hatte, verlor denselben in fremden Gegenden und Zeiten; so ward der christliche Liturgiengeist ein seltsames Gemisch von jüdisch-ägyptisch-griechisch-römisch-barbarischen Gebräuchen, in denen oft das Ernsthafteste langweilig oder gar lächerlich sein mußte. Eine Geschichte des christlichen Geschmacks in Festen, Tempeln, Formeln, Einweihungen und Komposition der Schriften, mit philosophischem Auge betrachtet, würde das bunteste Gemälde werden, das über eine Sache, die keine Ceremonien haben sollte, je die Welt sah. Und da dieser christliche Geschmack sich mit der Zeit in Gerichts- und Staatsgebräuche, in die häusliche Einrichtung, in Schauspiele, Romane, Tänze, Lieder, Wettkämpfe, Wappen, Schlachten, Sieges- und andere Lustbarkeiten gemischt hat, so muß man bekennen, daß der menschliche Geist damit eine unglaublich schiefe Form erhalten, und daß das Kreuz, das über die Nationen errichtet war, sich auch den Stirnen derselben sonderbar eingeprägt habe. Die pisciculi Christiani[1] schwammen jahrhundertelang in einem trüben Elemente.

6) Christus lebte ehelos, und seine Mutter war eine Jungfrau; so heiter und fröhlich er war, liebte er zuweilen die Einsamkeit und that stille Gebete. Der Geist der Morgenländer, am meisten der Ägypter, der ohnedem zu Anschauungen, Absonde-

[1] „Christliche Fischchen". Die Anfangsbuchstaben von *Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ υἱός* (Jesus Christus, Gottes Sohn) ergeben das griechische Wort für „Fisch" (*ἰχθύς*).

rungen und einer heiligen Trägheit geneigt war, übertrieb die Ideen von Heiligkeit des ehelosen Lebens, insonderheit im Priesterstande, vom Gottgefälligen der Jungfrauschaft, der Einsamkeit und des beschauenden Lebens dermaßen, daß, da schon vorher, insonderheit in Ägypten, Essеer[1], Therapeuten[2] und andre Sonderlinge geschwärmet hatten, nunmehr durchs Christentum der Geist der Einsiedeleien, der Gelübde, des Fastens, Büßens, Betens, endlich des Klosterlebens in volle Gärung kam. In andern Ländern nahm er zwar andre Gestalt an, und nachdem[3] er eingerichtet war, brachte er Nutzen oder Schaden; im ganzen aber ist das überwiegende Schädliche dieser Lebensweise, sobald sie ein unwiderrufliches Gesetz, ein knechtisches Joch oder ein politisches Netz wird, sowohl für das Ganze der Gesellschaft als für einzelne Glieder derselben unverkennbar. Von Tsina und Tibet an bis nach Irland, Mexiko und Peru sind Klöster der Bonzen, Lamas und Talapoine[4] sowie nach ihren Klassen und Arten aller christlichen Mönche und Nonnen Kerker der Religion und des Staats, Werkstätten der Grausamkeit, des Lasters und der Unterdrückung oder gar abscheulicher Lüste und Bubenstücke gewesen. Und ob wir zwar keinem geistlichen Orden das Verdienst rauben wollen, das er um den Bau der Erde oder um Menschen und Wissenschaft gehabt hat[5], so dürfen wir auch nie unser Ohr vor den geheimen Seufzern und Klagen verschließen, die aus diesen dunkeln, der Menschheit entrissenen Gewölben tönen, noch wollen wir unser Auge abkehren, um die leeren Träume überirdischer Beschaulichkeit oder die Kabalen des wütenden Mönchseifers durch alle Jahrhunderte in einer Gestalt zu er-

[1] Eine Sekte Palästinas, deren der Enthaltsamkeit ergebene Mitglieder einander Geheimlehren übermittelten, aus denen wohl die Kabbala erwuchs; vgl. S. 310, Anm. 2. — [2] Eine jüdische Sekte Ägyptens, die in mönchischer Absonderung bloßer Beschaulichkeit ergeben war und z. B. den Körper als einen Kerker der Seele verachtete, den Eid, blutige Opfer, den Genuß des Fleisches und Weines untersagte, die Ehelosigkeit bevorzugte und die Magie und Prophetie pflegte. — [3] Je nachdem. — [4] Die Bezeichnungen der Priester in China, Tibet und Indien. — [5] Die Klöster vermittelten dem Norden sorgfältigeren Feld- sowie den ersten Gartenbau und waren für das Abendland die vornehmsten Sitze der christlich-mittelalterlichen Wissenschaft.

blicken, die gewiß für keine erleuchtete Zeit gehöret. Dem Christentum sind sie ganz fremde; denn Christus war kein Mönch, Maria keine Nonne; der älteste Apostel[1] führte sein Weib mit sich, und von überirdischer Beschaulichkeit wissen weder Christus noch die Apostel.

7) Endlich hat das Christentum, indem es ein Reich der Himmel auf Erden gründen wollte und die Menschen von der Vergänglichkeit des Irdischen überzeugte, zwar zu jeder Zeit jene reinen und stillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht suchten und vor Gott ihr Gutes thaten; leider aber hat es auch durch einen argen Mißbrauch den falschen Enthusiasmus genährt, der fast von seinem Anfange an unsinnige Märtyrer und Propheten in reicher Zahl erzeugte. Ein Reich der Himmel wollten sie auf die Erde bringen, ohne daß sie wußten, wie oder wo es stünde. Sie widerstrebten der Obrigkeit, löseten das Band der Ordnung auf, ohne der Welt eine bessere geben zu können; und unter der Hülle des christlichen Eifers versteckte sich pöbelhafter Stolz, kriechende Anmaßung, schändliche Lust, dumme Thorheit. Wie betrogene Juden ihren falschen Messien anhingen, rotteten hier die Christen sich unter kühne Betrüger, dort schmeichelten sie den schlechtsten Seelen tyrannischer, üppiger Regenten, als ob diese das Reich Gottes auf die Erde brächten, wenn sie ihnen Kirchen bauten oder Schenkungen verehrten. So schmeichelte man schon dem schwachen Konstantin, und diese mystische Sprache prophetischer Schwärmerei hat sich Umständen und Zeiten nach auf Männer und Weiber verbreitet. Der Paraklet[2] ist oft erschienen; liebetrunkenen Schwärmern hat der Geist oft durch Weiber geredet. Was in der christlichen Welt Chiliasten[3] und Wiedertäufer, Donatisten[4], Montanisten[5],

[1] Petrus; vgl. 1. Epistel an die Korinther, Kap. 9, V. 4. — [2] Vgl. S. 310, Anm. 2. — [3] An das Tausendjährige Reich Glaubende. — [4] Nordafrikanische Glaubenseiferer gegen die Verweltlichung der Kirche, im 4. und 5. Jahrhundert. — [5] Eine von dem phrygischen Christus-Propheten Montanus ausgehende Sekte, die die Christenheit in eine weltabgewandte, des nahen Weltendes gewärtige Gemeinde der Heiligen ohne alle Verfassungsformen verwandeln wollte.

Priscillianisten[1], Circumcellionen[2] u. s. für Unruhe und Unheil angerichtet; wie andere mit glühender Phantasie Wissenschaften verachtet oder verheert, Denkmale und Künste, Einrichtungen und Menschen ausgerottet und zerstört; wie ein augenscheinlicher Betrug oder gar ein lächerlicher Zufall zuweilen ganze Länder in Aufruhr gesetzt und z. B. das geglaubte Ende der Welt Europa nach Asien gejagt hat[3], das alles zeigt die Geschichte. Indessen wollen wir auch dem reineren christlichen Enthusiasmus sein Lob nicht versagen: er hat, wenn er aufs Gute traf, in kurzer Zeit für viele Jahrhunderte mehr ausgerichtet, als eine philosophische Kälte und Gleichgültigkeit je ausrichten könnte. Die Blätter des Truges fallen ab; aber die Frucht gedeihet. Die Flamme der Zeit verzehrte Stroh und Stoppeln: das wahre Gold konnte sie nur läutern.

* * *

So manches von diesem als einen schändlichen Mißbrauch der besten Sache ich mit traurigem Gemüt niedergeschrieben habe, so gehen wir dennoch der Fortpflanzung des Christentums in seinen verschiedenen Erdstrichen und Weltteilen beherzt entgegen; denn wie die Arznei in Gift verwandelt wurde, kann auch das Gift zur Arznei werden, und eine in ihrem Ursprunge reine und gute Sache muß am Ende doch triumphieren.

II.

Fortpflanzung des Christentums in den Morgenländern.

In Judäa wuchs das Christentum unter dem Druck hervor und hat in ihm, solange der jüdische Staat währte, seine ge-

[1] Eine sehr asketische spanische Sekte, die aber zu heiligen Zwecken, wie zur Verbreitung ihrer Geheimlehren, die Lüge für erlaubt hielt und ihren Namen von dem 385 widerrechtlich hingerichteten Priscillianus hatte. — [2] „Um die Hütten Streichende", eine den späteren Geißelbrüdern ähnliche Bettelsekte. — [3] Im zweiten Kreuzzuge (1147—49), zu dem Bernhard von Clairvaux die allgemeine Begeisterung wachrief durch die Prophezeiung auch des Falles Babylons (Bagdads) und des Einganges der Völker in das nahe Gottesreich.

druckte Gestalt behalten. Die Nazaräer und Ebioniten, wahrscheinlich die Reste des ersten christlichen Anhanges, waren ein dürftiger Haufe, der längst ausgegangen ist und jetzt nur noch seiner Meinung wegen, daß Christus ein bloßer Mensch, der Sohn Josephs und der Maria gewesen, unter den Ketzern stehet. Zu wünschen wäre es, daß ihr Evangelium nicht auch untergegangen wäre: in ihm hätten wir vielleicht die früheste, obwohl eine unreine Sammlung der nächsten Landestraditionen vom Leben Christi. Ebenso wären jene alten Bücher, die die Sabäer oder Johannischriften besaßen, vielleicht nicht unmerkwürdig; denn ob wir gleich von dieser aus Juden und Christen gemischten fabelnden Sekte nichts weniger als eine reine Aufklärung uralter Zeiten erwarten dörfen, so ist doch bei Sachen dieser Art oft auch die Fabel erläuternd.*

Wodurch die Kirche zu Jerusalem auf andre Gemeinen am meisten wirkte, war das Ansehen der Apostel; denn da Jakobus, der Bruder Jesu, ein vernünftiger und würdiger Mann, ihr eine Reihe von Jahren vorstand, so ist wohl kein Zweifel, daß ihre Form auch andern Gemeinen ein Vorbild worden. Also ein jüdisches Vorbild, und weil beinah' jede Stadt und jedes Land der ältesten Christenheit von einem Apostel bekehrt sein wollte, so entstanden allenthalben Nachbilder der Kirche zu Jerusalem, apostolische Gemeinen. Der Bischof, der von einem Apostel mit dem Geist gesalbt war, trat an seine Stelle, mithin auch in sein Ansehen; die Geisteskräfte, die er empfangen hatte, teilte er mit und ward gar bald eine Art Hoheprieſter, eine Mittelperson zwischen Gott und Menschen. Wie das erste Konzilium zu Jerusalem[1] im Namen des Heiligen Geistes gesprochen hatte, so sprachen

* Die neueste und gewisseste Nachricht von dieser Sekte ist in Norbergs Comment. de relig. et lingua Subaeorum 1780. Sie sollte nebst Walchs[2] u. a. Abhandlungen nach Art älterer Sammlungen zusammen gedruckt werden.

[1] Vgl. „Apostelgeschichte", Kap. 15. — [2] Johann Georg Walch (1693—1775) und sein Sohn Christian Wilhelm Franz Walch (1726—84) wirkten als Professoren der Kirchengeschichte in Jena.

andre Konzilien ihm nach, und in mehreren asiatischen Provinzen erschrickt man über die früherworbene geistliche Macht der Bischöfe. Das Ansehen der Apostel also, das auf die Bischöfe leibhaft überging, machte die älteste Einrichtung der Kirche aristokratisch; und in dieser Verfassung lag schon der Keim zur künftigen Hierarchie und zum Papsttum. Was man von der reinen Jungfräulichkeit der Kirche in den drei ersten Jahrhunderten sagt, ist übertrieben oder erdichtet.

Man kennet in den ersten Zeiten des Christentums eine sogenannte morgenländische Philosophie, die sich weit umhergebreitet hat, näher betrachtet aber nichts als ein Aufschößling der eklektischen neuplatonischen Weisheit[1] ist, wie ihn diese Gegenden und Zeiten hervorbringen konnten. Er schlang sich dem Juden- und Christentum an, ist aber aus ihm nicht entsprossen, hat ihm auch keine Früchte getragen. Vom Anfange des Christentums belegte man die Gnostiker[2] mit dem Ketzernamen, weil man keine Vernünftler unter sich dulden wollte, und mehrere derselben wären unbekannt geblieben, wenn sie nicht auf der Ketzerrolle ständen. Es wäre zu wünschen, daß dadurch auch ihre Schriften erhalten wären, die uns über den Kanon des Neuen Testaments nicht unwillkommen sein dürften: jetzt siehet man bei den aufbehaltenen einzelnen Meinungen dieser zahlreichen Sekte nur einen rohen Versuch, morgenländisch-platonische Dichtungen über die Natur Gottes und die Schöpfung der Welt dem Juden- und Christentum anzufügen und eine metaphysische Theologie meistens in allegorischen Namen samt einer Theodicee[3] und philosophischen Moral daraus zu bilden. Da die Geschichte der Menschheit keinen Ketzernamen kennt, so ist jeder dieser verunglückten Versuche ihr schätzbar und merkwürdig, ob es gleich für die Ge-

[1] Eine an Plato anknüpfende Richtung der Philosophie, die namentlich Ammonius Sakkas (um 175—250), sein Schüler Plotinus (204—269) und dessen Schüler Amelius und Porphyrius ausbildeten; sie erklärte alles durch stufenweise fortschreitende Ausstrahlung aus dem Urwesen, dem höchsten Gott oder der Idee des Guten. — [2] Alexandrinische Theosophen des zweiten christlichen Jahrhunderts, welche den christlichen Glauben durch eine christliche Wissenschaft ersetzen wollten und die erste christliche Religionsphilosophie entwickelten. — [3] Rechtfertigung Gottes.

schichte des Christentums gut ist, daß Träume dieser Art nie das herrschende System der Kirche wurden. Nach so vieler Mühe, die man sich kirchlich über diese Sekten gegeben, wäre eine rein philosophische Untersuchung, woher sie ihre Ideen genommen, was sie mit solchen gemeint, und welche Früchte diese gebracht haben, für die Geschichte des menschlichen Verstandes nicht unnützlich.* Weiter hinauf ist die Lehre des Manes[1] gedrungen, der keinen kleinern Zweck hatte, als ein vollkommenes Christentum zu stiften. Er scheiterte; und seine ausgebreiteten Anhänger wurden zu allen Zeiten, an allen Orten dergestalt verfolget, daß der Name Manichäer, insonderheit seitdem Augustinus die Feder gegen sie geführt hatte[2], fortan der schrecklichste Name eines Ketzers blieb. Wir schaudern jetzt vor diesem kirchlichen Verfolgungsgeist und bemerken, daß mehrere dieser schwärmenden Häresiarchen[3] unternehmende, denkende Köpfe waren, die den kühnen Versuch machten, nicht nur Religion, Metaphysik, Sitten- und Naturlehre zu vereinigen, sondern sie auch zum Zweck einer wirklichen Gesellschaft, eines philosophisch-politischen Religionsordens zu verbinden. Einige derselben liebten die Wissenschaft und sind

* Nach Beausobre, Mosheim[4], Brucker[5], Walch, Jablonski[6], Semler[7] u. a. können wir jetzt diese Sachen heller und freier betrachten.

[1] Der Perser Mani, der i. J. 238 mit seiner Lehre hervortrat. Gemäß seiner persischen Herkunft betont der Manichäismus vor allem die gleiche Ursprünglichkeit des guten und des bösen Wesens im Menschen. — [2] Augustin (354—430), der gelehrteste der Kirchenväter, schrieb gegen die Manichäer die Schriften „Über den Nutzen des Glaubens", „Über die beiden Seelen", worin er die manichäische Lehre von der Vereinigung einer guten und bösen Seele im Menschen bekämpfte, eine an Manes' Schulen gerichtete Schrift „Über das Verhältnis des Alten und Neuen Testamentes" und die „Disputationen gegen Fortunatus". — [3] Sektenhäupter. — [4] Johann Lorenz Mosheim (1694—1755) wurde namentlich durch seine „Institutiones historiae ecclesiasticae" (Helmstedt 1755) der Begründer einer pragmatischen Kirchengeschichtschreibung. — [5] Jakob Brucker, ein Augsburger Pfarrer, veröffentlichte 1731 zu Ulm „Kurze Fragen aus der philosophischen Historie von Anfang der Welt bis auf die Geburt Christi". — [6] Paul Ernst Jablonski verfaßte das religionsgeschichtliche Werk „Pantheon Aegyptiacum" (Frankf. a. O. 1750) und die kirchengeschichtliche Schrift „Institutiones historiae christianae" (Frankf. a. O. 1766; in der „Bibliotheca Herderiana" Nr. 540). — [7] Johann Salomo Semler (1725—91) schrieb unter anderem einen „Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeschichte" (zuerst lateinisch, Halle 1767).

zu beklagen, daß sie nach ihrer Lage keine genauere Kenntnisse haben konnten; die katholische Partei indes wäre selbst zum stehenden Pfuhl geworden, wenn diese wilden Winde sie nicht in Regung gesetzt und wenigstens zur Verteidigung ihrer buchstäblichen Tradition gezwungen hätten. Die Zeit einer reinen Vernunft und einer politischen Sittenverbesserung aus derselben war noch nicht da, und für Manes' Kirchengemeinschaft war weder in Persien noch Armenien, auch späterhin weder unter den Bulgarn noch Albigensern[1] eine Stelle.

Bis nach Indien, Tibet und Tsina drangen die christlichen Sekten, obwohl für uns noch auf dunkeln Wegen*; der Stoß indessen, der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung auf die entferntesten Gegenden Asiens geschah, ist in ihrer Geschichte selbst merklich. Die Lehre des Buddha oder Fo[2], die aus Baktra hinuntergestiegen sein soll, bekam in diesen Zeiten ein neues Leben. Sie drang bis nach Ceylon hinab, bis nach Tibet und Tsina hinauf; indische Bücher dieser Art wurden ins Tsinesische übersetzt, und die große Sekte der Bonzen[3] kam zu stande. Ohne dem Christentum alle Greuel der Bonzen oder das ganze Klostersystem der Lamas[4] und Talepoinen[5] zuzuschreiben, scheint es der Tropfe gewesen zu sein, der von Ägypten bis

* Es wäre zu wünschen, daß aus den Schriften der Académie des Inscriptions die Abhandlungen von Deguignes[6] so gesammlet übersetzt würden, wie man die von Caylus[7], St.-Palaye[8] und andern gesammlet hat. Mich dünkt dies das leichteste Mittel, Merkwürdigkeiten aus dem Wuste des Gemeinen hervorzuziehen und die Entdeckungen einzelner Männer ebensowohl nutzbar zu machen als mit sich selbst zu vereinigen.

[1] Nach der südfranzösischen Grafschaft Albigeois genannte kirchliche Sekte, gegen die 1205 ein Kreuzzug gepredigt und zuerst die Inquisition eingerichtet wurde. Über die bulgarische Sekte der Bogomilen vgl. S. 340, Anm. 3. — [2] Der chinesische Name für Buddha. — [3] Vgl. S. 320, Anm. 4. — [4] In Buch 11, Kap. 3 der „Ideen" schildert Herder die festgeordnete Priesterherrschaft Tibets, an deren Spitze der das Ebenbild des Gottes Fo darstellende Lama steht. Vgl. S. 36 und S. 320, Anm. 4. — [5] Vgl. S. 320, Anm. 4. — [6] Joseph de Guignes (1721—1800) schrieb unter anderem eine „Histoire générale des Turcs, des Mogols" (Paris 1756). — [7] Vgl. S. 113, Anm. 3. — [8] Jean Baptiste de la Curne de St.-Palayes (1697 bis 1781) dreizehn Bände „Mémoires sur l'ancienne Chevalerie" erschienen 1759—1781 zu Paris.

Tsina alle ältern Träume der Völker neu in Gärung brachte und sie mehr oder weniger in Formen schied. In manche Fabel von Buddha, Krischnu[1] u. s. scheinen christliche Begriffe gekommen zu sein, auf indische Art verkleidet; und der große Lama auf den Gebirgen, der vielleicht erst im funfzehnten Jahrhundert entstanden, ist mit seiner persönlichen Heiligkeit, mit seinen harten Lehren, mit seinen Glocken und Priesterorden vielleicht ein weitläuftiger Vetter des Lama an der Tiber[2]; nur daß bei jenem der Manichäismus und Nestorianismus[3] auf asiatische so wie bei diesem die rechtgläubige Christenreligion auf römische Ideen und Gebräuche gepfropft ist. Schwerlich aber werden sich die beiden Vettern anerkennen, so wenig sie einander besuchen werden.

Heller wird der Blick auf die gelehrteren Nestorianer, die insonderheit vom fünften Jahrhundert an sich tief in Asien verbreitet und mancherlei Gutes bewirkt haben.* Fast vom Anfange der christlichen Zeitrechnung blühete die Schule zu Edessa als ein Sitz der syrischen Gelehrsamkeit. König Abgarus, den man mit Christus selbst in einen Briefwechsel gebracht hat[4], ließ, als er seine Residenz von Nesibis[5] dahin verlegte, die Bücher-sammlungen, die in den Tempeln lagen, nach Edessa bringen; nach Edessa reisete in dieser Zeit, wer gelehrt werden wollte, aus allen Ländern umher, weil außer der christlichen Theologie auch über die freien Künste in griechisch- und syrischer Sprache Unterricht gegeben wurde, so daß Edessa vielleicht die erste christliche

* Pfeifers Auszug aus Assemanni Orientalischer Bibliothek (Erlangen 1776) ist ein nutzbares Werk für diese fast unbekannte Gegend der Geschichte; eine eigne Geschichte des christlichen Orients, insonderheit des Nestorianismus, im Zusammenhange wäre noch zu wünschen.

[1] Ein Heros der indischen Götterwelt. — [2] Des Papstes in Rom. — [3] Eine Philosophenschule, die sich seit dem 5. Jahrhundert in Edessa in Syrien gebildet hatte und die Lehren des Aristoteles zum Ausgangspunkt nahm. — [4] Der römische Kaiser Caracalla machte Edessa, nachdem er dessen letzten Abgar (Fürst) entsetzt hatte, zur römischen Militärkolonie. Der vierzehnte Abgar, Uchomo, angeblich ein Freund des römischen Kaisers Augustus, soll sich in einer Krankheit schriftlich an Christus gewandt haben; doch habe dieser, erzählt die Legende, in seinem Antwortschreiben nur die Entsendung eines Jüngers versprochen. Papst Gelasius erklärte die beiden Briefe schon 494 für unecht. — [5] In der mesopotamischen Landschaft Mygdonia.

Universität in der Welt ist. Vierhundert Jahre blühete sie, bis durch die Streitigkeiten über Nestorius' Lehre, zu welcher sich diese Schule schlug, ihre Lehrer vertrieben und die Hörsäle derselben gar niedergerissen wurden.[1] Dadurch aber breitete sich die syrische Litteratur nicht nur in Mesopotamien, Palästina, Syrien und Phönizien umher: sie ging auch nach Persien, wo sie mit Ehren aufgenommen ward, und wo endlich gar ein nestorianischer Papst entstand, der über die Christenheit in diesem Reich, späterhin auch über die in Arabien, Indien, der Mungalei und Tsina herrschte. Ob er der berühmte Priester Johannes (Pres-Tadschani, der Priester der Welt) sei, von dem in den mittlern Zeiten[2] viel gefabelt worden, und ob durch eine seltsame Vermischung der Lehren endlich der große Lama aus ihm entstanden, lassen wir unentschieden.* G'nug, in Persien wurden die beliebten Nestorianer von den Königen als Leibärzte, Gesandten und Minister gebraucht; die Schriften des Christentums wurden ins Persische übersetzt, und die syrische ward die gelehrte Sprache des Landes. Als Mahomeds Reich emporkam[3], insonderheit unter seinen Nachfolgern, den Ommiaden[4], bekleideten Nestorianer die höchsten Ehrenstellen, wurden Statthalter der erober-

* Fischer in der Einleitung zu seiner Sibirischen Geschichte, Petersburg 1768[5] (§ 38 u. f.) hat diese Meinung sehr glaubhaft gemacht. Andre sind für den Ung-Chan, den Chan der Keraiten.[6] S. Kochs table des révolutions T. I, p. 265.[7]

[1] Dies geschah im Jahre 489 n. Chr. auf Befehl des Kaisers Zenon. — [2] D. h. im Mittelalter, wo z. B. Wolfram von Eschenbach im „Parzival", Buch 16, Abschnitt 822, den Priester Johannes zum Sohne Parzivals und Repanses de Joie machte. Johannes, ein friesischer Fürst aus dem Gefolge Karls des Großen, sollte nach der Sage ein christliches Reich in Habesch (Abessinien) gestiftet haben; auch die Portugiesen suchten dort sein Reich. Nach den ausführlichen Nachrichten von Ludwigs des Heiligen Gesandtschaft in die Mongolei (1255) wäre er ein Herrscher der Mongolei, sein Name Avaakschan el Kerit gewesen und er 1203 gegen Dschengischan (vgl. S. 256, Anm. 4) gefallen. — [3] Seit 632 n. Chr. — [4] 661—752 n. Chr. — [5] Dieses Werk von Johann Eberhard Fischer ist in der „Bibliotheca Herderiana" unter Nr. 3991 verzeichnet. — [6] Der Titel „Wangkhan" oder „Avaakschan (Herrscher) el Kerit" soll in Juchanan (Johann) verderbt worden sein; vgl. Anm. 2. — [7] Christoph Wilhelm Koch, Tableau des révolutions de l'Europe depuis le bouleversement de l'empire d'occident jusqu'à nos jours (Lausanne und Straßb. 1771).

ten Provinzen, und seit die Kalifen zu Bagdad saßen[1], auch da sie ihre Residenz nach Samaraja verlegen mußten[2], war der Patriarch der Nestorianer ihnen zur Seite. Unter Al-Mamon[3], der seine Nation gelehrt kultivierte und auf der Akademie zu Bagdad Ärzte und Astronomen, Philosophen, Physiker, Mathematiker, Geographen und Annalisten bestellte, waren die Syrer der Araber Mitlehrer und Lehrer. Wetteifernd übersetzten beide die Schriften der Griechen, deren viele schon in der syrischen Sprache waren, ins Arabische; und wenn nachher aus dem Arabischen das Licht der Wissenschaften[4] dem dunkeln Europa aufging, so haben an ihrem Ort die christlichen Syrer dazu ursprünglich mitgeholfen. Ihre Sprache, die unter den morgenländischen Dialekten dieses Weltstrichs zuerst Vokalen bekommen hatte, die sich auch der ältesten und schönsten Übersetzung des Neuen Testaments rühmen kann[5], ist gleichsam die Brücke der griechischen Wissenschaften für Asien und durch die Araber für Europa worden. Weit und breit gingen damals unter so günstigen Umständen nestorianische Missionen aus, die andre christliche Sekten zu unterdrücken oder zu entfernen wußten. Auch noch unter den Dschengiskaniden[6] galten sie viel; ihr Patriarch begleitete den Khan oft auf seinen Zügen, und so drang ihre Lehre unter die Mogolen, Igurier und andre tatarische Völker. In Samarkand saß ein Metropolit, in Kaschgar und andern Städten Bischöfe; ja wenn das berühmte christliche Monument in Tsina echt wäre, so fände man auf ihm eine ganze Chronik der Einwanderungen der Priester aus Tatsin[7]. Nimmt man noch hinzu, daß ohne vor-

---

[1] Seit 750 n. Chr. — [2] Durch Dschengiskhans (vgl. S. 256, Anm. 4) Nachkommen Timur oder Tamerlan wurde Samarkand 1369 Residenz und blieb es bis 1468, nachdem es am Ende des 14. Jahrhunderts auch eine hohe Schule des Islam erhalten hatte. — [3] Kalif von 813 bis 834. — [4] Aristoteles, dessen sämtliche Schriften seit dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts in arabisch-lateinischer Übersetzung zugänglich waren. — [5] Von den semitischen Sprachen erhielt die syrische früher als die arabische und vollends die hebräische Zeichen für die Selbstlaute, die ursprünglich unbezeichnet geblieben waren. Die „Peschito", eine Übersetzung des Alten und Neuen Testaments zum Kirchengebrauch der syrischen Christen, wurde von Mesrob i. J. 410 begonnen. — [6] Vgl. Anm. 2. — [7] Tatsin ist die chinesische Bezeichnung für das römische Reich.

hergehendes und einwirkendes Christentum die ganze mahomedanische Religion, wie sie ist, nicht entstanden wäre, so zeigt sich in ihm ohn' allen Streit ein Ferment, das mehr oder minder, früher oder später die Denkart des ganzen Süd-, zum Teil auch Nordasiens in Bewegung gesetzt hat.

Niemand indessen erwarte aus dieser Bewegung eine neue eigne Blüte des Menschengeistes, wie wir sie etwa bei Griechen und Römern fanden. Die Nestorianer, die so viel bewirkten, waren kein Volk, kein selbstgewachsner Stamm in einer mütterlichen Erde: sie waren Christen, sie waren Mönche. Ihre Sprache konnten sie lehren — was aber in ihr schreiben? Liturgien, Auslegungen der Schrift, klösterliche Erbauungsbücher, Predigten, Streitschriften, Chroniken und geistlose Verse. Daher in der syrisch-christlichen Litteratur kein Funke jener Dichtergabe, die aus der Seele flammet und Herzen erwärmet: eine elende Künstelei, Namenregister, Predigten, Chroniken zu versifizieren, ist ihre Dichtkunst. In keine der Wissenschaften, die sie bearbeitet, haben sie Erfindungsgeist gebracht, keine derselben mit Eigentümlichkeit behandelt: ein trauriger Erweis, wie wenig der ascetisch-polemische Mönchsgeist bei aller politischen Klugheit leiste. In allen Weltteilen hat er sich in dieser unfruchtbaren Gestalt gezeiget und herrscht noch auf den tibetanischen Bergen, wo man bei aller gesetzlichen Pfaffenordnung auch keine Spur eines freien erfindenden Genius antrifft. Was aus dem Kloster kommt, gehöret auch meistens nur für Klöster.

Bei einzelnen Provinzen des christlichen Asiens darf die Geschichte also nur kurz verweilen. Nach Armenien kam das Christentum früher und hat der alten merkwürdigen Sprache eigne Buchstaben, mit diesen auch eine doppelte und dreifache Übersetzung der Schrift und eine armenische Geschichte gegeben. Weder aber Misrob[1] mit seinen Buchstaben, noch sein Schüler,

[1] Misrob, der Begründer des syrischen Christentums in Armenien, soll behufs dessen Einführung erst ein Alphabet geschaffen haben. Vgl. S. 329, Anmerkung 5.

Moſes aus Chorene*[1], mit ſeiner Geſchichte konnten ihrem Volk eine Litteratur oder Nationalverfaſſung geben. Von jeher lag Armenien an der Wegſcheide der Völker; wie es ehemals unter Perſern, Griechen, Römern geweſen war, kam es jetzt unter Araber, Türken, Tatern, Kurden. Noch jetzt treiben die Einwohner ihre alte Kunſt, den Handel; ein wiſſenſchaftliches oder Staatsgebäude hat mit und ohne Chriſtentum in dieſer Gegend nie errichtet werden mögen.

Noch elender iſt's mit dem chriſtlichen Georgien[2]. Kirchen und Klöſter, Patriarchen, Biſchöfe und Mönche ſind da; die Weiber ſind ſchön, die Männer herzhaft; und doch verkaufen Eltern die Kinder, der Mann ſein Weib, der Fürſt ſeine Unterthanen, der Andächtige allenfalls ſeinen Prieſter. Ein ſeltnes Chriſtentum unter dieſem muntern und treuloſen Raubgeſindel.

Auch ins Arabiſche iſt das Evangelium frühe überſetzt worden, und mehrere chriſtliche Sekten haben ſich Mühe um dies ſchöne Land gegeben. Juden und Chriſten lagen darin oft verfolgend gegeneinander; aus beiden Teilen, ob ſie gleich zuweilen ſelbſt Könige hervorbrachten[3], iſt nie etwas Merkwürdiges worden. Alles ſank unter Mahomed; und jetzt gibt's in Arabien zwar ganze Judenſtämme, aber keine Chriſtengemeinen. Drei

* Whiſtons[4] Vorrede zu Mosis Chorenensis hist. Armen. 1736. Schröder thesaur. ling. Armen. Amſterdam 1711. diss. p. 62.

[1] Moſes von Chorene (geſt. 492 n. Chr.) ſchrieb, meiſt nach abendländiſchen Quellen, eine ſchätzbare armeniſche Chronik. — [2] In der ſüdlich vom Kaukaſus gelegenen Landſchaft Georgien fand das Chriſtentum 314 Eingang, indem der heilige Nino den König Abeſchura bekehrte. — [3] Jüdiſche Könige herrſchten z. B. bis 502 n. Chr., wo der letzte zur Strafe für eine Chriſtenverfolgung vom Könige des chriſtlichen Äthiopiens verjagt wurde, über das Reich der Himjariten (Homeriten) im Südweſten Arabiens, und noch unter Mohammed werden im nordweſtlichen Arabien der chriſtliche Fürſt Johannes von Aila (dicht neben der Sinai-Halbinſel), der i. J. 630 zinspflichtig wurde, ſowie der „König" Ukeidir in der Oaſe Dumat el Dſchandal (zwiſchen der ſyriſchen und der nordarabiſchen Wüſte) genannt, der 627 unterworfen wurde. — [4] William Whiſton (1666—1752), berühmter engliſcher Theolog, von deſſen Werken „Theory of the earth" (Lond. 1696) und „Primitive christiany revided" (Lond. 1712) das erſte in deutſcher Überſetzung als „Wilhelm Whiſtons Neue Betrachtung der Erde" (Frankf. 1713) unter Nr. 3084 in der „Bibliotheca Herderiana" verzeichnet iſt.

Religionen, Abkömmlinge voneinander, bewachen mit gegenseitigem Haß untereinander das Heiligtum ihrer Geburtsstätte, die Arabische Wüste*.

* * *

Wollen wir nun mit einem allgemeinen Blick ein Resultat der Wirkungen erfassen, die das Christentum seinen asiatischen Provinzen gebracht hat, so werden wir uns zuvörderst über den Gesichtspunkt des Vorteils vergleichen müssen, den irgend eine und diese Religion einem Weltteil bringen konnte.

1) Auf ein irdisches Himmelreich, d. i. auf eine vollkommnere Einrichtung der Dinge zum Besten der Völker mag das Christentum im stillen gewirkt haben: die Blüte der Wirkung aber, ein vollkommener Staat, ist durch dasselbe nirgend zum Vorschein gekommen, weder in Asien noch in Europa. Syrer und Araber, Armenier und Perser, Juden und Grusiner[1] sind, was sie waren, geblieben; und keine Staatsverfassung jener Gegenden kann sich eine Tochter des Christentums zu sein rühmen, es sei denn, daß man Einsiedelei und Mönchsdienst oder die Hierarchie jeder Art mit ihren rastlosen Wirkungen für das Ideal eines Christenstaats nehmen wollte. Patriarchen und Bischöfe senden Missionen umher, um ihre Sekte, ihren Sprengel, ihre Gewalt auszubreiten; sie suchen die Gunst der Fürsten, um Einfluß in die Geschäfte oder um Klöster und Gemeinen zu erhalten; eine Partei strebt gegen die andre und sorgt, daß sie die herrschende werde; so jagen Juden und Christen, Nestorianer und Monophysiten[2] einander umher, und keiner Partei darf es

* Bruces[3] Reisen nach Abessinien geben eine merkwürdige Geschichte des Christentums dieser Gegenden; ob fürs Ganze sich daraus neue Resultate ergeben, wird die Zeit lehren.

[1] Die Bewohner von Georgien oder Grusien. — [2] Kirchliche Partei (vgl. S. 339, Anm. 4), die die Grundlage der armenischen, abessinischen und koptischen Kirche geworden ist. — [3] Des englischen Afrikareisenden James Bruce (1730 bis 1794) „Travels into Abyssinia“ (5 Bde.) erschienen zu Edinburg 1790 und in deutscher Übersetzung von J. J. Volkmann zu Leipzig 1790—92.

einfallen, auf das Beste einer Stadt oder eines Erdstrichs rein und frei zu wirken. Die Klerisei der Morgenländer, die immer etwas Mönchartiges hatte, wollte Gott dienen und nicht den Menschen.

2) Um auf Menschen zu wirken, hatte man drei Wege: Lehre, Ansehen und gottesdienstliche Gebräuche. Lehre ist allerdings das reinste und wirksamste Mittel, sobald sie von rechter Art war. Unterricht der Jungen und Alten, wenn er die wesentlichen Beziehungen und Pflichten der Menschheit betraf, konnte nicht anders als eine Anzahl nutzbarer Kenntnisse in Gang bringen oder im Gange erhalten; der Ruhm und Vorzug, solche auch dem geringen Volk klärer gemacht zu haben, bleibet dem Christentum in vielen Gegenden ausschließend eigen. Durch Fragen, Predigten, Lieder, Glaubensbekenntnisse und Gebete wurden Kenntnisse von Gott und der Moral unter die Völker verbreitet; durch Übersetzung und Erklärung der heiligen Schriften kam Schrift und Litteratur unter dieselbe; und wo die Nationen noch so kindisch waren, daß sie nur Fabeln fassen mochten, da erneuerte sich wenigstens eine heilige Fabel. Offenbar aber kam hiebei alles darauf an, ob der Mann, der lehren sollte, lehren konnte, und was es war, das er lehrte. Auf beide Fragen wird die Antwort nach Personen, Völkern, Zeiten und Weltgegenden so verschieden, daß man am Ende sich nur an das halten muß, was er lehren sollte, woran sich denn auch die herrschende Kirche hielt. Sie fürchtete die Untüchtigkeit und Kühnheit vieler ihrer Lehrer, faßte sich also kurz und blieb in einem engen Kreise. Dabei lief sie nun freilich auch Gefahr, daß der Inhalt ihrer Lehre sich sehr bald erschöpfe und wiederholte, daß in wenigen Geschlechtern die ererbte Religion fast allen Glanz ihrer Neuheit verlor und der gedankenlose Lehrer auf seinem alten Bekenntnis sanft einschlief. Und so war meistens auch nur der erste Stoß christlicher Missionen recht lebendig; bald geschah es, daß jede matte Welle eine mattere trieb und alle zuletzt in die stille Oberfläche des Herkommens eines alten Christengebrau-

ches sanft sich verloren. Durch Gebräuche suchte man nämlich das zu ersetzen, was der Seele des Gebrauchs, der Lehre, abging; und so fand sich das Ceremonienwesen ein, das endlich zu einer geistlosen Puppe geriet, die in alter Pracht unberührbar und unbeweglich dastand. Für Lehrer und Zuhörer war die Puppe zur Bequemlichkeit erdacht; denn beide konnten dabei etwas denken, wenn sie denken wollten; wo nicht, so ging doch, wie man sagte, das Vehikulum der Religion nicht verloren. Und da vom Anfange an die Kirche sehr auf Einheit hielt, so waren zur gedankenlosen Einheit Formeln, die die Herde am wenigsten zerstreuen mochten, allerdings das beste. Von allem diesen sind die Kirchen Asiens die vollesten Erweise: sie sind noch, was sie vor fast zwei Jahrtausenden wurden, entschlafne seelenlose Körper; selbst Ketzerei ist in ihnen ausgestorben; denn auch zu Ketzereien ist keine Kraft mehr da.

Vielleicht aber kann das Ansehen der Priester ersetzen, was der entschlafnen Lehre oder der erstorbnen Bewegung abgeht? Einigermaßen, aber nie ganz. Allerdings hat das Alter einer geheiligten Person den sanften Schimmer väterlicher Erfahrung, reifer Klugheit und einer leidenschaftlosen Ruhe der Seele vor und um sich; daher so manche Reisende der Ehrerbietung gedenken, die sie vor bejahrten Patriarchen, Priestern und Bischöfen des Morgenlandes fühlten. Eine edle Einfalt in Gebärden, in der Kleidung, dem Betragen, der Lebensweise trug dazu bei; und mancher ehrwürdige Einsiedler, wenn er der Welt seine Lehre, seine Warnung, seinen Trost nicht versagte, kann mehr Gutes gestiftet haben als hundert geschwätzige Müßiggänger im Tumult der Gassen und Märkte. Indessen ist auch das edelste Ansehen eines Mannes nur Lehre, ein Beispiel, auf Erfahrung und Einsicht gegründet; treten Kurzsichtigkeit und Vorurteile an die Stelle der Wahrheit, so ist das Ansehen der ehrwürdigsten Person gefährlich und schädlich.

3) Da alles Leben der Menschen sich auf die Geschäftigkeit einer gemeinsamen Gesellschaft beziehet, so ist offenbar, daß auch

im Christentum früher oder später alles absterben mußte oder absterben wird, was sich davon ausschließt. Jede tote Hand ist tot; sie wird abgelöset, sobald der lebendige Körper sein Leben und ihre unnütze Bürde fühlet. Solange in Asien die Missionen in Wirksamkeit waren, teilten sie Leben aus und empfingen Leben; als die weltliche Macht der Araber, Tatern, Türken sie davon ausschloß, verbreiteten sie sich nicht weiter. Ihre Klöster und Bischofssitze stehen als Trümmern andrer Zeiten traurig und beschränkt da; viele werden nur der Geschenke, Abgaben und Knechtsdienste wegen geduldet.

4) Da das Christentum vorzüglich durch Lehre wirket, so kommt allerdings vieles auf die Sprache an, in welcher es gelehret wird, und auf die in derselben bereits enthaltene Kultur, der es sich rechtgläubig anschließt. Mit einer gebildeten oder allgemeinen Sprache pflanzet es sich sodann nicht nur fort, sondern es erhält auch durch sie eine eigne Kultur und Achtung; sobald es dagegen als ein heiliger Dialekt göttlichen Ursprunges hinter andern lebendigen Sprachen zurückbleibt oder gar in die engen Grenzen einer abgeschlossenen, rauhen Vätermundart wie in ein wüstes Schloß verbannt wird, so muß es in diesem wüsten Schlosse mit der Zeit sein Leben als ein armer Tyrann oder als ein unwissender Gefangner kümmerlich fortziehn. Als in Asien die griechische und nachher die syrische Sprache von der siegenden arabischen verdrängt ward[1], kamen auch die Kenntnisse, die in jenen lagen, außer Umlauf: nur als Liturgien, als Bekenntnisse, als eine Mönchstheologie durften sie sich fortpflanzen. Sehr trüglich ist also die Behauptung, wenn man alles das dem Inhalt einer Religion zuschreibt, was eigentlich nur den Hülfsmitteln gehört, durch welche sie wirkte. Sehet jene Thomaschristen[2] in Indien, jene Georgier, Armenier, Abessinier und Kopten an — was sind sie? was sind sie durch ihr Christentum worden? Kopten und

[1] Infolge Aufrichtung der arabischen Herrschaft über den Orient durch den Kalifen Omar (644 — 654). — [2] Die syrischen Christen Ostindiens, die den Jünger Thomas als den Stifter ihrer Kirche betrachten.

Abessinier besitzen Bibliotheken alter, ihnen selbst unverständlicher Bücher, die in den Händen der Europäer vielleicht nutzbar wären; jene brauchen sie nicht und können sie nicht brauchen. Ihr Christentum ist zum elendesten Aberglauben hinabgesunken.

5) Also muß ich auch hier der griechischen Sprache das Lob geben, das ihr in der Geschichte der Menschheit so vorzüglich gebühret: durch sie ist nämlich alle das Licht aufgegangen, mit welchem auch das Christentum unsern Weltteil beleuchtet oder überschimmert hat. Wäre durch Alexanders Eroberungen, durch die Reiche seiner Nachfolger und fernerhin durch das römische Besitztum diese Sprache nicht so weit verbreitet, so lange erhalten worden, schwerlich wäre in Asien irgend eine Aufklärung durchs Christentum entstanden; denn eben an der griechischen Sprache haben Rechtgläubige und Ketzer auf unmittelbare oder mittelbare Weise ihr Licht oder Irrlicht angezündet. Auch in die armenische, syrische und arabische Sprache kam aus ihr der Funke der Erleuchtung; und wären überhaupt die ersten Schriften des Christentums nicht griechisch, sondern im damaligen Judendialekt verfasset worden, hätte das Evangelium nicht griechisch gepredigt und fortgebreitet werden können, wahrscheinlich wäre der Strom, der sich jetzt über Nationen ergoß, nahe an seiner Quelle erstorben. Die Christen wären worden, was die Ebioniten waren und etwa die Johannesjünger oder Thomaschristen noch sind: ein armer verachteter Haufe, ohne alle Wirkung auf den Geist der Nationen. Lasset uns also von diesen östlichen Geburtsländern hinweg dem Schauplatz entgegengehen, auf dem es seine erste größere Rolle spielte.

III.

Fortgang des Christentums in den griechischen Ländern.

Wir bemerkten, daß der Hellenismus, d. i. eine freiere, schon mit Begriffen andrer Völker gemischte Denkart, der Juden der Entstehung des Christentums den Weg gebahnet habe; das ent-

standene Christentum also ging weit auf diesem Wege fort, und in kurzer Zeit waren große Erdstriche, wo griechische Juden waren, erfüllet von der neuen Botschaft. In einer griechischen Stadt[1] entstand der Name der Christen, in der griechischen Sprache wurden die ersten Schriften des Christentums am weitesten lautbar; denn beinahe von Indien an bis zum Atlantischen Meer, von Libyen bis gen Thule war mehr oder minder diese Sprache verbreitet. Unglücklicher- und glücklicherweise lag Judäa insonderheit eine Provinz nahe, die zu der ersten Form des Christianismus viel beitrug: Ägypten. Wenn Jerusalem die Wiege desselben war, so ward Alexandrien seine Schule.

Seit der Ptolemäer Zeiten waren in Ägypten des Handels wegen eine Menge Juden, die sich daselbst gar ein eignes Judäa erschaffen wollten, einen Tempel bauten, ihre heiligen Schriften nach und nach griechisch übersetzten und mit neuen Schriften vermehrten. Gleicherweise waren seit Ptolemäus Philadelphus' Zeiten[2] in Alexandrien für die Wissenschaften blühende Anstalten, die sich, selbst Athen nicht ausgenommen, sonst nirgend fanden. Vierzehntausend Schüler hatten eine geraume Zeit daselbst durch öffentliche Wohlthat Unterhalt und Wohnung; hier war das berühmte Museum, hier die ungeheure Bibliothek, hier der Ruhm alter Dichter und gelehrter Männer in allen Arten; hier also im Mittelpunkt des Welthandels war die große Schule der Völker. Eben durch die Zusammenkunft derselben und durch eine nach und nach geschehene Vermischung der Denkarten aller Nationen im griechischen und römischen Reich war die sogenannte neuplatonische Philosophie und überhaupt jener sonderbare Synkretismus[3] entstanden, der die Grundsätze aller Parteien zu vereinigen suchte und in weniger Zeit Indien, Persien, Judäa, Äthiopien, Ägypten, Griechenland, Rom und die Barbaren in ihren Vorstellungsarten zusammenrückte. Wunderbar herrschte dieser Geist

[1] Antiochia; vgl. „Apostelgeschichte", Kap. 11, Vers 26. — [2] König Ptolemäus II. Philadelphus von Ägypten herrschte von 285 bis 247 v. Chr. — [3] Verschmelzung der verschiedenartigsten Gottesdienst- und Bekenntnisformen.

fast allenthalben im römischen Reiche, weil allenthalben Philosophen aufkamen, die die Ideen ihres Geburtslandes in die große Masse der Begriffe trugen; in Alexandrien aber kam es zur Blüte. Und nun sank auch der Tropfe des Christentums in dieses Meer und zog an sich, was er mit sich organisieren zu können vermeinte. Schon in den Schriften Johannes' und Paulus' werden platonische Ideen dem Christentum assimilieret; die ältesten Kirchenväter, wenn sie sich auf Philosophie einließen, konnten der allgemein angenommenen Vorstellungsarten nicht entbehren, und einige derselben finden z. B. ihren Logos[1] längst vor dem Christentum in allen Seelen der Weisen. Vielleicht wäre es kein Unglück gewesen, wenn das System des Christentums geblieben wäre, was es nach den Vorstellungen eines Justinus[2], Klemens von Alexandrien[2] und andrer sein sollte: eine freie Philosophie, die Tugend und Wahrheitsliebe zu keiner Zeit, unter keinem Volk verdammte und von den einengenden Wortformeln, die späterhin als Gesetze galten, noch gar nichts wußte. Gewiß sind die früheren Kirchenväter, die in Alexandrien gebildet wurden, nicht die schlechtsten: der einzige Origenes[2] hat mehr gethan als zehntausend Bischöfe und Patriarchen; denn ohne den gelehrten kritischen Fleiß, den er auf die Urkunden des Christentums wandte, wäre dies in Ansehung seiner Entstehung beinahe ganz unter die unklassischen Märchen geraten. Auch auf einige seiner Schüler ging sein Geist über, und mehrere Kirchenväter aus der alexandrinischen Schule dachten und stritten wenigstens doch gewandter und feiner als so manche andre unwissende und fanatische Köpfe.

Indessen war freilich in anderm Betracht sowohl Ägypten

[1] Vgl. S. 339, Anm. 1. — [2] Flavius Justinus Martyr aus Sichem (um 150), ein Verteidiger des Christentums, der zugleich Philosoph sein wollte und nachwies, daß beinahe alles Christliche schon in der heidnischen Philosophie und Mythologie enthalten sei. Ebenso hat sich Klemens von Alexandria (um 190) viele Lehren der griechischen Philosophie, besonders stoische und platonische, angeeignet; er erklärt sie für ein Geschenk Gottes durch den Logos, der sich in Christus nur am vollkommensten offenbart habe. Des ähnlich philosophierenden Origines von Alexandria (185—254) Schriften waren meist Erläuterungen biblischer Bücher und enthielten den ersten Versuch eines dogmatischen Systems der christlichen Lehre.

als die damalige Modephilosophie überhaupt fürs Christentum auch eine verderbliche Schule; denn eben an diese fremden platonischen Ideen, an denen man mit griechischer Spitzfindigkeit subtilisierte, hing sich alles, was nachher fast zwei Jahrtausende lang Streitigkeiten, Zank, Aufruhr, Verfolgung, Zerrüttungen ganzer Länder erregt hat und überhaupt dem Christentum eine ihm so fremde, die sophistische Gestalt gegeben. Aus dem Wort Logos entstanden Ketzereien und Gewaltthätigkeiten[1], vor denen noch jetzt der Logos in uns, die gesunde Vernunft, schaudert. Nur in der griechischen Sprache konnten manche dieser Zänkereien geführt werden, der sie auch auf ewig hätten eigen bleiben und nie zu allgemeinen Lehrformeln aller Sprachen erhoben werden sollen. Da ist auch keine Wahrheit, keine Erkenntnis, die dem menschlichen Wissen einen Zuwachs, dem Verstande eine neue Kraft, dem menschlichen Willen eine edle Triebfeder gegeben hätte; vielmehr kann man die ganze Polemik der Christen, die sie gegen Arianer, Photinianer[2], Macedonianer[3], Nestorianer, Eutychianer[4], Monophysiten[4], Tritheiten[5], Monotheliten[6] u. s. geführt haben,

[1] Der Arianismus, nach welchem Christus dem Vater nur wesensähnlich (nicht wesensgleich), d. h. die Fleischwerdung des in der Welt wirkenden Vernunftgesetzes, des Logos, ist, wurde auf den beiden ersten ökumenischen Kirchenversammlungen zu Nicäa (325) und zu Konstantinopel (381) als Irrlehre erklärt und später mit Feuer und Schwert bekämpft. — [2] Anhänger des i. J. 351 seines Amtes entsetzten Bischofs Photius von Sirmium in Niederpannonien an der Save; nach der Lehre des Photius war Jesus zwar von göttlicher Kraft, dem Logos, erfüllt und dadurch zu seinem Berufe geweiht, aber diese Kraft sollte nach dem Siege des Gottesreiches wieder von ihm genommen werden. — [3] Anhänger des Bischofs Macedonius von Konstantinopel (341—360), der den heiligen Geist nur als eine Kraft Gottes auffaßte, dagegen seine Gottgleichheit und Persönlichkeit leugnete. — [4] Anhänger der Lehre des alexandrinischen Presbyters Eutyches (um 450) von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, wonach in diesem alles Menschliche mit dem göttlichen Wesen nicht bloß zu einer Persönlichkeit, sondern zu einer Natur (μία oder μόνη φύσις) verschmolzen sein sollte. Auf der Synode von Ephesus i. J. 449, die dieses Vorkommnisses wegen „Räubersynode" genannt wurde, setzte der Patriarch Dioskuros von Konstantinopel die Rechtfertigung des Eutyches mit Hilfe von Soldaten und Mönchen durch. Besonders seit dem 6. Jahrhundert, wo unter Kaiser Justinian der Patriarch Anthimius von Konstantinopel dieser Lehre heimlich zugethan war, hießen ihre Anhänger Monophysiten, und in der koptischen und abessinischen Kirche ist sie herrschend geworden. — [5] Die Tritheiten, deren es bis ins 13. Jahrhundert einzelne gab, faßten die Dreieinigkeit als drei Naturen, drei getrennte Gottheiten auf. — [6] Eine den Monophysiten (vgl. Anm. 4) verwandte kirchliche Partei des 7. Jahrhunderts.

geradezu vertilgen, ohne daß das Christentum oder unsre Vernunft den mindsten Schaden erhielte. Eben von ihnen allen und von ihrer Wirkung, jenen groben Dekreten so mancher Hof- und Räuberkonzilien[1], hat man wegsehen und sie sämtlich vergessen müssen, um nur abermals wieder zu einem reinen ersten Anblick der christlichen Urschriften und zu ihrer offnen, einfachen Auslegung gelangen zu können; ja noch hindern und quälen sie hier, da und dort viele furchtsame oder gar um ihretwillen verfolgte Seelen. Der ganze spekulative Kram dieser Sekten ist jener lernäischen Schlange[2] oder den Kettenringen eines Wurmes ähnlich, der im kleinsten Gliede wieder wächst und, unzeitig abgerissen, den Tod gewähret. In der Geschichte füllt dies unnütze, menschenfeindliche Gewebe viele Jahrhunderte. Ströme Blutes sind darüber vergossen, unzählige, oft die würdigsten Menschen, durch die unwissendsten Bösewichter um Gut und Ehre, um Freunde, Wohnung und Ruhe, um Gesundheit und Leben gebracht worden. Selbst die treuherzigen Barbaren, Burgunder, Goten, Longobarden, Franken und Sachsen, haben an diesen Mordspielen für oder gegen Arianer, Bogomilen[3], Katharer[4], Albigenser, Waldenser[5] u. s. in frommer Rechtgläubigkeit mit eifrigem Ketzerernst Anteil genommen und als streitende Völker für die echte Taufformel ihre Klinge nicht vergebens geführet, eine wahre streitende Kirche. Vielleicht gibt es kein öderes Feld der Litteratur als die Geschichte dieser christlichen Wort- und Schwertübung, die dem menschlichen Verstande seine eigne Denkkraft, den Urkunden des Christentums ihre klare Ansicht, der bürgerlichen Verfassung ihre Grundsätze und Maßregeln dergestalt geraubt hatte, daß wir zuletzt andern Barbaren und Sarazenen danken müssen, daß sie

[1] Vgl. S. 339, Anm. 1 und 4. — [2] Der neunköpfigen lernäischen Hydra, die Herkules töten sollte, wuchsen, wenn ihr ein Kopf abgeschlagen war, an dessen Stelle stets zwei neue nach. — [3] Eine — slawisch benannte — Sekte der griechisch-katholischen Kirche des 12. Jahrhunderts. Vgl. ihre Schilderung in Buch 20, Kap. 4, am Anfang. — [4] Mit dem Namen „die Reinen" bezeichnete die griechische Kirche diejenigen ketzerischen Sekten, die, wie die Albigenser, auf Herstellung der reinen Kirchenlehre drangen. — [5] So wurde die Sekte der Albigenser (vgl. S. 326, Anm. 1) nach ihrem Stifter Petrus Waldus von Lyon genannt.

durch wilde Einbrüche die Schande der menschlichen Vernunft zerstörten[1]. Dank sei allen den Männern*, die uns die Triebfedern solcher Streitigkeiten, die Athanase, Cyrille[2], Theophile[3], die Konstantine[4] und Irenen[5] in ihrer wahren Gestalt zeigen; denn solange man im Christentum den Namen der Kirchenväter und

* Nach den ältern Bemühungen der Reformatoren, sodann eines Calixtus[6], Dalläus[7], du Pin[8], le Clerc[9], Mosheim u. a. wird für die freiere Ansicht der christlichen Kirchengeschichte der Name Semler[10] immer ein hochachtungswerter Name bleiben. Auf ihn ist Spittler[11] in einem durchschauenden lichteren Vortrage gefolgt, andre werden ihm folgen und jede Periode der christlichen Kirchengeschichte in ihrem rechten Licht zeigen.

[1] Die Eroberungen der Mohammedaner seit 632 und später der Türken, der Mongolen unter Dschengiskhan und der Chorawesmier zerstörten die grobsinnlichen orientalischen Christenkirchen. — [2] Cyrill, 412—444 Patriarch von Alexandria, verteidigte das Christentum gegen Julian den Abtrünnigen. — [3] Theophilus von Alexandria veranlaßte 392 die Zerstörung des größten Teiles der alexandrinischen Bibliothek (vgl. S. 160, Anm. 2) und schrieb zur Verteidigung des Christentums eine Schrift „ad Autolycum". — [4] Kaiser Konstantin der Große (vgl. S. 316, Anm. 1). — [5] Irenäus (etwa 140—202), zuletzt Bischof von Lyon und Vienne, wurde einer der Mitbegründer der alten katholischen Kirche, indem er gegenüber der gnostischen Spekulation die christliche Überlieferung betonte und ähnlich wie Paulus das Alte Testament als Vorstufe des Christentums betrachtete, von deren Lehren der in der Gestalt Christi erschienene Logos nur das Wesentliche des Gesetzes, das Sittengesetz, bestätigte und durch Mitbeziehung auf die Gesinnung erweiterte. — [6] Georg Calixtus (eigentlich Callisen; 1586—1656), ein aufgeklärter Theolog des 17. Jahrhunderts, war der schärfste Gegner der katholischen Kirche, gegen die er Schriften richtete wie „De Conjugio Clericorum" (über die Priesterehe, noch 1783 zu Helmstedt neu erschienen) und die „Widerlegung des unwahrhaften Gedichtes Buscheri" (Lüneburg 1643). Sein System enthält die Schrift „Epitome Theologiae" (Helmstedt 1619), und positiv war auch „Georgii Calixti Concordia" (Goslar 1638). — [7] Von Dalläus finden sich in der „Bibliotheca Herderiana" unter Nr. 185 bis 188 verzeichnet: „De objecto cultus latinorum" (Genf 1664), „De Usu patrum" (Genf 1665), „De Cultibus Religiosis latinorum" (Genf 1671), „De Confirmatione et extrema unctione" (Genf 1659). — [8] Louis Ellies Dupin (1657—1719), Verfasser vieler berühmter kirchengeschichtlicher Werke, z. B. einer „Bibliothèque des auteurs Ecclésiatiques" und einer „Histoire de l'Église". — [9] Johannes [Le] Clerc (latinisiert Clericus; 1657—1736) war 1712—32 Professor der Kirchengeschichte in Amsterdam. In der „Bibliotheca Herderiana" sind von ihm verzeichnet unter Nr. 105: „Genesis Jo. Clerici" (Amsterd. 1693), unter Nr. 365: „Harmonia Evangelica" (Leyden 1700). — [10] Johann Salomo Semler (vgl. S. 325, Anm. 7) begründete durch die „Abhandlung von freier Untersuchung des Canon" (Halle 1771—75) die kritische Theologie. — [11] Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler (1752—1810) veröffentlichte außer vielen Werken über Landes- und politische Geschichte unter anderen folgende Arbeiten zur Kirchengeschichte: eine „Geschichte des kanonischen Rechtes bis auf die Zeiten des falschen Isidor" (Halle 1778), eine „Geschichte des Kelchs im Abendmahl" (Lemgo 1780) und den — auch von Goethe benutzten — „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (Göttingen 1782).

ihrer Konzilien noch mit Sklavenfurcht nennet, ist man weder der Schrift noch seines eignen Verstandes mächtig.

Auch die christliche Sittenlehre fand in Ägypten und in andern Gegenden des griechischen Reichs keinen bessern Boden; durch einen fürchterlichen Mißbrauch erschuf sie daselbst jenes grobe Heer der Cönobiten[1] und Mönche, das sich nicht etwa nur an Entzückungen in der Thebaischen Wüste begnügte, sondern als eine gemietete Kriegsschar oft Länder durchzog, Bischofswahlen und Konzilien störte und den H. Geist derselben Aussprüche zu thun zwang, wie ihr unheiliger Geist es wünschte. Ich ehre die Einsamkeit, jene nachdenkende Schwester, oft auch die Gesetzgeberin der Gesellschaft, sie, die Erfahrungen und Leidenschaften des geschäftigen Lebens in Grundsätze und in Nahrungssaft verwandelt. Auch jener tröstenden Einsamkeit gebühret Mitleid, die, des Joches und der Verfolgung andrer Menschen müde, in sich selbst Erholung und Himmel findet. Gewiß waren viele der ersten Christen Einsame der letzten Art, die von der Tyrannei des großen militarischen Reichs[2] oder vom Greuel der Städte in die Wüste getrieben wurden, wo bei wenigen Bedürfnissen ein milder Himmel sie freundlich aufnahm. Desto verächtlicher aber sei uns jene stolze, eigensinnige Absonderung, die, das thätige Leben verabscheuend, in Beschauung oder in Büßungen ein Verdienst setzt, sich mit Phantomen nährt und, statt Leidenschaften zu ertöten, die wildeste Leidenschaft, einen eigensinnigen, ungemessenen Stolz in sich auffacht. Leider ward der Christianismus hiezu ein blendender Vorwand, seitdem man Ratschläge desselben, die nur für wenige sein sollten, zu allgemeinen Gesetzen machte oder gar zu Bedingungen des Himmelreichs erhob und Christum in der Wüste suchte. Da sollten Menschen den Himmel finden, die Bürger der Erde zu sein verschmähten und damit die schätzbarsten Gaben unsres Geschlechts,

[1] „Gemeinsam Lebende" hießen die Gott in thatenloser Verzückung Dienenden davon, daß ihnen zuerst Pachomius um 340 auf der Nilinsel Tabamia unweit Theben Stätten zu gemeinsamem Leben (Coenobia) anwies. — [2] Der Römer.

Vernunft, Sitten, Fähigkeiten, Eltern-, Freundes-, Gatten- und Kindesliebe, aufgaben. Verwünscht sei'n die Lobsprüche, die man aus mißverstandener Schrift dem ehelosen, müßigen, beschauenden Leben oft so unvorsichtig und reichlich gab; verwünscht die falschen Eindrücke, die man mit schwärmerischer Beredsamkeit der Jugend einprägte und dadurch auf viele Zeiten hin den Menschenverstand verschob und lähmte! Woher kommt's, daß in den Schriften der Kirchenväter sich so wenig reine Moral und oft das Beste mit dem Schlechtesten, das Gold mit Unrat vermischt findet?* Woher, daß man in diesen Zeiten auch von den vortrefflichsten Männern, die noch so viel griechische Schriftsteller zu ihrem Gebot hatten, kein Buch nennen kann, das ohne alle Rücksicht auf Komposition und Vortrag bloß in der Moral und im durchgehenden Geiste des Werks einer Schrift der Sokratischen Schule an die Seite zu setzen wäre? Woher, daß selbst die ausgesuchten Sprüche der Väter so viel Übertriebenes und Mönchisches an sich haben, wenn man sie mit der Moral der Griechen vergleichet? Durch die neue Philosophie war das Hirn der Menschen verrückt, daß sie, statt auf der Erde zu leben, in Lüften des Himmels wandeln lernten; und wie es keine größere Krankheit geben kann als diese, so ist's wahrlich ein beweinenswerter Schade, wenn sie durch Lehre, Ansehen und Institute fortgepflanzt und die lautern Quellen der Moral auf Jahrhunderte hin dadurch trübe gemacht wurden.

Als endlich das Christentum erhöhet und ihm in der Kaiserfahne der Name gegeben ward, der noch jetzt als die herrschende römisch-kaiserliche Religion über allen Namen der Erde wehet[1],

* Barbeyrac, le Clerc, Thomasius[2], Semler u. a. haben dies gezeiget; und Rößlers Bibliothek der Kirchenväter[3] kann es jedem sehr popular zeigen.

[1] Eine Anspielung sowohl auf die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion seit Konstantin dem Großen (vgl. S. 316, Anm. 1) als auch auf das heilige römische Reich (deutscher Nation), dessen Krone, als die Herderschen „Ideen" entstanden, noch die österreichischen Fürsten trugen. — [2] Christian Thomasius (1655—1728), der berühmte Rechtslehrer an den Universitäten Leipzig und Halle. — [3] Chr. Friedrich Rößler, Bibliothek der Kirchenväter in Übersetzungen und

auf einmal wurde da die Unlauterkeit offenbar, die Staats- und Kirchensachen so seltsam vermischte, daß beinah' keinem menschlichen Dinge mehr sein rechter Gesichtspunkt blieb. Indem man Duldsamkeit predigte, wurden die, die lange gelitten hatten, selbst unduldend; indem man Pflichten gegen den Staat mit reinen Beziehungen der Menschen gegen Gott verwirrte und, ohne es zu wissen, eine halb jüdische Mönchsreligion zur Grundlage eines byzantinisch-christlichen Reichs machte — wie anders, als daß sich das wahre Verhältnis zwischen Verbrechen und Strafen, zwischen Pflicht und Befugnis, ja endlich zwischen den Ständen der Reichsverfassung selbst schnöde verlieren mußte? Der geistliche Stand ward in den Staat eingeführt, nicht wie er bei den Römern gewesen war, unmittelbar mitwirkend zum Staate[1]: ein Mönchs- und Bettelstand ward er, dem zu gut hundert Verfügungen gemacht wurden, die andern Ständen zur Last fielen, sich einander selbst aufhoben und zehnfach geändert werden mußten, damit nur noch eine Form des Staats bliebe. Dem großen und schwachen Konstantin sind wir ohne sein Wissen jenes zweiköpfige Ungeheuer schuldig, das unter dem Namen der welt- und geistlichen Macht sich selbst und andre Völker neckte oder untertrat und nach zwei Jahrtausenden sich noch jetzo kaum über den Gedanken ruhig vereint hat, wozu Religion und wozu Regierung unter den Menschen da sei. Ihm sind wir jene fromme Kaiserwillkür in den Gesetzen und mit ihr jene christfürstlich-unkaiserliche Nachgiebigkeit schuldig, die in kurzem der fürchterlichste Despotismus werden mußte.[2]* Daher die Laster und Grausam-

* Über den Zeitraum von Konstantins Bekehrung an bis zum Untergange des Weströmischen Reichs ist die Geschichte der Veränderungen in der Regierung, den Gesetzen und dem menschlichen Geist von einem ungenannten französischen Schriftsteller scharfsinnig und mit Fleiß bearbeitet worden. Die Übersetzung ist zu Leipzig 1784 erschienen.

Auszügen (Leipz. 1776—86, 10 Teile). — [1] Vgl. S. 177, Z. 7—14, und S. 193, Z. 20 bis S. 195, Z. 22. — [2] „Fromme Kaiserwillkür" war es, wenn durch Konstantins Eingreifen eine Lehre für bindend erklärt, „christfürstliche Nachgiebigkeit", wenn dem obersten Bischof weltliche Macht zugestanden wurde. Der „fürchterlichste

keiten in der abscheulichen byzantinischen Geschichte; daher der feile Weihrauch an die schlechtesten christlichen Kaiser; daher die unselige Verwirrung, die geist- und weltliche Dinge, Ketzer und Rechtgläubige, Barbaren und Römer, Feldherrn und Verschnittene, Weiber und Priester, Patriarchen und Kaiser in eine gärende Mischung brachte. Das Reich hatte sein Principium, das schwankende Schiff hatte Mast und Steuer verloren: wer ans Ruder kommen konnte, ruderte, bis ihn ein anderer fortdrängte. Ihr alten Römer, Sextus[1], Cato, Cicero, Brutus, Titus und ihr Antonine — was hättet ihr zu diesem neuen Rom, dem Kaiserhofe zu Konstantinopel, von seiner Gründung an bis zu seinem Untergange gesaget?

Auch die Beredsamkeit also, die in diesem kaiserlich-christlichen Rom aufsprießen konnte, war jener alten Griechen- und Römerberedsamkeit mit nichten zu vergleichen. Hier sprachen freilich göttliche Männer, Patriarchen, Bischöfe, Priester; aber zu wem und worüber sprachen sie? und was konnte, was sollte ihre beste Beredsamkeit fruchten? Einem unsinnigen, verderbten, zügellosen Haufen sollten sie das Reich Gottes, die feinen Aussprüche eines moralischen Mannes erklären, der in seiner Zeit schon allein dastand und in diesen Haufen gewiß nicht gehörte. Viel reizender war's für diesen, wenn der geistliche Redner sich auf die Schandthaten des Hofes, in die Kabalen der Ketzer, Bischöfe, Priester und Mönche oder auf die rohen Üppigkeiten der Schauplätze, Spiele, Lustbarkeiten und Weibertrachten einließ. Wie beklage ich dich, du goldner Mund, Chrysostomus, daß deine überströmende Rednergabe nicht in bessere Zeiten fiel! Aus der Einsamkeit tratst du hervor, in der du deine schönsten Tage durchlebt hattest; in der glänzenden Hauptstadt wurden dir trübere Tage. Dein Hirteneifer war von seiner Flur verirret; du erlagst den Stürmen der Hof- und Priesterkabale und mußtest, vertrieben und wiederhergestellt, endlich doch im Elende

---

Despotismus" ist die Hierarchie der Kirche. — [1] Unter dem Namen des Pythagoreers Sextus, der um Christi Geburt lehrte, gebt eine wohl im dritten nachchristlichen Jahrhundert entstandene, aus dem Griechischen übersetzte Spruchsammlung.

sterben.[1] So erging's mehreren Rechtschaffenen an diesem wollüstigen Hofe; und das Traurigste war, daß ihr Eifer selbst von Fehlern nicht frei blieb. Denn wie der, der unter ansteckenden Krankheiten in einer verpesteten Luft lebet, wenn er sich auch vor Beulen bewahret, wenigstens ein blasses Gesicht und kranke Glieder davonträgt, so lagen auch hier zu viele Gefahren und Verführungen um beiderlei Stände, als daß eine gewöhnliche Vorsicht ihnen hätte entweichen mögen. Um so rühmlicher sind die wenigen Namen, die als Feldherren und Kaiser oder als Bischöfe, Patriarchen und Staatsleute auch an diesem schwefelicht dunkeln Himmel wie zerstreuete Sterne glänzen; aber auch ihre Gestalten entzieht uns der Nebel.

Betrachten wir endlich den Geschmack in Wissenschaften, Sitten und Künsten, der sich von diesem ersten und größesten Christenreiche verbreitet hat, so können wir ihn nicht anders als barbarisch-prächtig und elend nennen. Seitdem zu Theodosius' Zeiten im römischen Senat vorm Antlitz der Siegesgöttin Jupiter und Christus um den Besitz des römischen Reichs stritten und Jupiter seine Sache verlor[2], gingen die Denkmale des alten

[1] Johannes Chrysostomus (vgl. S. 168, Anm. 2), für die Geschäfte des Forums erzogen, hatte sich aus Ekel über das Treiben der Sachwalter, das er während seiner ersten Prozesse durchschauen lernte, in die Einsamkeit zurückgezogen und sich ausschließlich der Beschäftigung mit göttlichen Dingen hingegeben. Danach in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre getauft und zum Priester geweiht, schloß er sich den in der Nähe seiner Vaterstadt Antiochia lebenden Büßern an, und nach vierjährigem Aufenthalt in ihrer Mitte lebte er unter noch schwereren Kasteiungen ganz allein in einer Höhle. Als er 381 durch eine Krankheit genötigt wurde, nach Antiochia zurückzukehren, wurde er dort bald der gefeiertste Prediger, und der Eunuch Eutropius, der Günstling des Kaisers Arcadius von Konstantinopel, wurde von seinen Predigten so ergriffen, daß er den Kaiser veranlaßte, den gewaltigen Redner nach Konstantinopel zu entführen, wo Chrysostomus 398 zum Bischof geweiht wurde. Als er hier in seinen Bußpredigten wiederholt selbst die sittenlose Kaiserin Eudoxia angriff, wurde er zweimal mit Absetzung und Verweisung bestraft und starb, während er als siebzigjähriger Greis unter grausamen Peinigungen nach dem Ort seiner zweiten Verbannung unterwegs war, am 14. September 407 zu Comanum in Pontus. — [2] Der heidnische Senator Quintus Aurelius Symmachus (345—415) sandte i. J. 384 als praefectus urbis ein Gesuch an den Kaiser Valentinian II. und dessen Mitregenten Theodosius, daß zum Schutz der verfallenden römischen Religion die Wiederaufstellung des Altars der Siegesgöttin im Sitzungssaale des Senates gestattet werden möchte; doch fanden die Gegenvorstellungen des christlichen Dichters Aurelius Prudentius und des Bischofs Ambrosius von Mailand Gehör.

großen Geschmacks, die Tempel und Säulen der Götter in aller Welt allmählich oder gewaltsam unter; und je christlicher ein Land war, desto eifriger zerstörte es alle Überbleibsel des Dienstes der alten Dämonen. Der Zweck und Ursprung der christlichen Kirchen verbot die Einrichtung der alten Götzentempel; also wurden Gerichts- und Versammlungsplätze, Basiliken, ihr Vorbild, und obgleich in den ältesten derselben aus Konstantins Zeiten allerdings noch eine edle Einfalt merklich ist, weil sie teils aus heidnischen Resten zusammengetragen, teils mitten unter den größesten Denkmalen errichtet wurden, so ist auch diese Einfalt dennoch schon christlich. Geschmacklos sind ihre dort und hier geraubten Säulen zusammengesetzt, und das Wunder der christlichen Kunst in Konstantinopel, die prächtige Sophienkirche, war mit barbarischem Schmuck überladen. So viele Schätze des Altertums in diesem Babel zusammengehäuft wurden, so wenig konnte griechische Kunst oder Dichtkunst daselbst gedeihen. Man erschrickt vor dem Hofstaat, der noch im zehnten Jahrhundert den Kaiser in Kriegs- und Friedenszeiten, zu Hause und zum Gottesdienst begleiten mußte, wie ein purpurgeborner Sklave desselben ihn selbst beschreibt*, und wundert sich, daß ein Reich von dieser Art nicht viel früher gefallen sei, als es fiel. Dem mißgebrauchten Christentum allein kann hieran die Schuld nicht beigemessen werden; denn vom ersten Anfange an war Byzanz zu einem glänzend üppigen Bettlerstaat eingerichtet. Mit ihm war kein Rom entstanden, das, unter Bedrückungen, Streit und Gefahr erzogen, zur Hauptstadt der Welt sich selbst machte; auf Kosten Roms und der Provinzen[1] ward die neue Stadt ge-

* Constantin. Porphyrogenn. l. 2. de cerimon. aulae Byzantin. Lips. 1751[2].

[1] Als Konstantinopel 330 n. Chr. zur Hauptstadt des Reiches erhoben wurde, mußten Rom und Italien gleich den anderen Provinzen sich ihm unterordnen. — [2] Konstantin VII. Porphyrogennetos (d. h. der im Purpur Geborene; 913—959 Kaiser von Byzanz) widmete sich hauptsächlich litterarischen Studien. Seine „Schrift über die kaiserliche Hofhaltung" erschien in wissenschaftlicher Ausgabe unter dem Titel: „De caeremoniis; primum graece cum interpretatione latina et commentario curaverunt H. Leich et J. Reiske" (Leipz. 1751—54, 2 Bde.)

gründet und sogleich mit einem Pöbel beladen, der unter Heuchelei und Müßiggange, unter Titeln und Schmeicheleien von kaiserlicher Milde und Gnade, das ist vom Mark des Reichs, lebte. Am Busen der Wollust lag die neue Stadt, zwischen allen Weltteilen in der schönsten Gegend. Aus Asien, Persien, Indien, Ägypten kamen ihr alle Waren jener üppigen Pracht, mit welchen sie sich und die nordwestliche Welt versorgte. Ihr Hafen war voll von Schiffen aller Nationen; und noch in spätern Zeiten, als schon die Araber dem griechischen Reich Ägypten und Asien genommen hatten[1], zog sich der Handel der Welt über das Schwarze und Kaspische Meer, um die alte Wollüstige zu versorgen. Alexandrien, Smyrna, Antiochien, das busenvolle Griechenland mit seinen Anlagen, Städten und Künsten, das inselnvolle Mittelländische Meer, vor allem aber der leichte Charakter der griechischen Nation, alles trug bei, den Sitz des christlichen Kaisers zum Sammelplatz von Lastern und Thorheiten zu machen; und was ehemals dem alten Griechenlande zum Besten gedient hatte, gereichte ihm jetzt zum Ärgsten.

Deshalb aber wollen wir diesem Reich auch den kleinsten Nutzen nicht absprechen, den es in seiner Beschaffenheit und Lage der Welt gebracht hat. Lange war es ein Damm, obgleich ein schwacher Damm, gegen die Barbaren, deren mehrere in seiner Nachbarschaft oder gar in seinem Dienst und Handel ihre Rohheit abgelegt und einen Geschmack für Sitten und Künste empfangen haben. Der beste König der Goten, Theodorich[2], z. B. war in Konstantinopel erzogen; was er Italien Gutes that, haben wir jenem östlichen Reiche mit zu verdanken. Mehr als *einem* barbarischen Volk hat Konstantinopel den Samen der Kultur, Schrift und das Christentum gegeben; so bildete der Bischof Ulphilas[3] für seine Goten am Schwarzen Meer das grie-

[1] Der Kalif Omar (634—644) eroberte Syrien, Palästina und das neupersische Reich der Sassaniden, sein Feldherr Amru Ägypten. — [2] *Theoderich der Große*, 493—526 König der Ostgoten in Italien und der angrenzenden Provence. — [3] *Ulfila* (311—381) war Bischof der seit 348 um Nikopolis (Tirnowa) angesiedelten christlichen Westgoten.

chische Alphabet um und übersetzte das Neue Testament in ihre Sprache; Russen, Bulgarn und andre slavische Völker haben von Konstantinopel aus Schrift, Christentum und Sitten auf eine viel mildere Weise bekommen als ihre westlichen Mitbrüder von den Franken und Sachsen[1]. Die Sammlung der römischen Gesetze, die auf Justinians Befehl geschah[2], so mangelhaft und zerstückt sie sei, so mancher Mißbrauch auch von ihr gemacht worden, bleibt ein unsterbliches Denkmal des alten echten Römergeistes, eine Logik des thätigen Verstandes und eine prüfende Norm jeder besseren Gesetzgebung. Daß sich in diesem Reich, obwohl in schlechter Anwendung, die griechische Sprache und Litteratur so lange erhielt, bis das westliche Europa fähig ward, sie aus den Händen konstantinopolitanischer Flüchtlinge[3] zu empfangen, ist für die ganze gebildete Welt eine Wohlthat. Daß Pilgrime und Kreuzfahrer der mittlern Zeiten auf ihrem Wege zum heiligen Grabe ein Konstantinopel fanden, wo sie zum Ersatz mancher erwiesenen Untreue wenigstens mit neuen Eindrücken von Pracht, Kultur und Lebensweise in ihre Höhlen, Schlösser und Klöster zurückkehrten, bereitete dem westlichen Europa mindstens von fern eine andre Zeit vor. Venezianer und Genueser haben in Alexandrien und Konstantinopel ihren größeren Handel gelernt, wie sie denn auch größtenteils durch Trümmer dieses Kaisertums zu ihrem Reichtum gelanget sind und von dort aus manches Nützliche nach Europa gebracht haben. Der Seidenbau ist uns aus Persien durch Konstantinopel[4]

[1] Wie die Franken den Sachsen das Christentum namentlich seit Karl dem Großen durch das Schwert gebracht haben, so sind dann von Sachsen aus die Slawen an der Elbe und Oder wieder gewaltsam dem deutschen Reiche und der römischen Kirche unterworfen worden. — [2] Das Corpus juris civilis, das Kaiser Justinian durch Tribonianus zusammenstellen ließ (vgl. S. 233, Anm. 3). — [3] Aus Konstantinopel flüchtig, kam Konstantin Laskaris 1454 nach Italien und veröffentlichte hier 1476 seine griechische Grammatik, die überhaupt das erste in griechischen Schriftzeichen gedruckte Buch war; auch Andreas Johannes Laskaris, der Bruder Konstantins, war ein Vertreter griechischer Studien. — [4] Der unter Justinian aufs höchste gestiegene Verbrauch persischer Seide in Byzanz veranlaßte den Kaiser zur Verpflanzung der Zucht der Seidenraupen und Maulbeerbäume nach der Balkanhalbinsel; den Samen ließ er durch Mönche aus China holen.

zugekommen; und wie manches hat der heilige Stuhl zu Rom, wie manches hat Europa als ein Gegengewicht gegen diesen Stuhl dem morgenländischen Reich zu danken!

Endlich versank dies stolze, reiche und prächtige Babel; mit allen Herrlichkeiten und Schätzen ging es im Sturm an seine wilden Überwinder[1] über. Längst hatte es seine Provinzen nicht zu schützen vermocht[2]; schon im fünften Jahrhundert war das ganze Griechenland Alarichs Beute geworden[3]. Von Zeit zu Zeit dringen ost-, west-, nord- und südwärts Barbaren immer näher hinan[4]; und in der Stadt wüten rottenweise oft ärgere Barbaren. Tempel werden gestürmt, Bilder und Bibliotheken werden verbrannt; allenthalben wird das Reich verkauft und verraten, da es für seine treuesten Diener keinen Lohn hat, als ihnen die Augen auszustechen, Ohren und Nase abzuschneiden oder sie gar lebendig zu begraben; denn Grausamkeit und Wollust, Schmeichelei und der frecheste Stolz, Meutereien und Treulosigkeit herrschten auf diesem Thron, allesamt mit christlicher Rechtgläubigkeit geschminket. Seine Geschichte voll langsamen Todes ist ein schrecklich warnendes Beispiel für jede Kastraten-, Pfaffen- und Weiberregierung trotz alles Kaiserstolzes und Reichtums, trotz alles Pomps in Wissenschaften und Künsten. Da liegen nun seine Trümmern; das scharfsinnigste Volk der Erde, die Griechen, sind das verächtlichste Volk worden, betrügerisch, unwissend, abergläubig, elende Pfaffen- und Mönchsknechte, kaum je mehr des alten Griechengeistes fähig. So hat das erste und prächtigste Staatschristentum geendet; nie komme seine Erscheinung wieder!*

* Mit teilnehmender Freude können wir hier den dritten klassischen Geschichtschreiber der Engländer nennen, der mit Hume und Robertson[5] wett-

[1] Konstantinopel wurde 1453 durch die Türken erobert. — [2] Vgl. S. 217, Anm. 2, und S. 293, Anm. 2. — [3] Alarich (vgl. S. 156, Anm. 2, und S. 294, Anm. 3) durchzog seit 395 mehrere Jahre plündernd Macedonien, Illyrien und Griechenland und hatte dann bis 408 als Präfekt Illyrien inne. — [4] Ost-, west- und nordwärts kamen zur Völkerwanderungszeit nacheinander die Hunnen, West- und Ostgoten, später z. B. die Bulgaren, von Süden erst die Araber, dann die Türken nach Konstantinopel. — [5] Der Philosoph David Hume (1711—76) veröffentlichte

IV.

Fortgang des Christentums in den lateinischen Provinzen.

Rom war die Hauptstadt der Welt; aus Rom ergingen die Befehle entweder zu Duldung oder zu Unterdrückung der Christen. Notwendig mußte auf diesen Mittelpunkt der Macht und Hoheit eine Hauptwirkung des gesamten Christentums sehr frühe streben.

Die Duldung der Römer gegen alle Religionen überwundener Völker ist über allen Widerspruch erhoben; ohne dieselbe und ohne den ganzen Zustand der damaligen römischen Verfassung würde das Christentum sich nie so schnell und allgemein ausgebreitet haben. Es entstand in der Ferne unter einem Volk, das man verachtete und zum Sprichwort des Aberglaubens gemacht hatte[1]; in Rom regierten böse, tolle und schwache Kaiser, also, daß es dem Staat an einer herrschenden Übersicht des Ganzen fehlte. Lange wurden die Christen nur unter dem Namen der Juden begriffen, deren in Rom wie in allen römischen Provinzen eine große Anzahl war. Wahrscheinlich war es auch der Haß der Juden selbst, der die ausgestoßenen Christen den Römern zuerst kenntlich machte, und sodann lag es in der römischen Denkart, daß man sie als Abtrünnige von ihrer väterlichen Re-

---

eifert und den zweiten vielleicht übertrifft: Gibbons History of the decline and fall of the Roman empire[2]. Ein ausgearbeitetes Meisterwerk, dem es indessen doch, vielleicht aus einem Fehler der Materie, an jenem hinreißenden Interesse zu fehlen scheint, das z. B. die historischen Schriften Humes einflößen. Das Geschrei aber, das man in England gegen dies gelehrte, wirklich philosophische Werk erhoben hat, als ob es dem Christentum feind sei, scheint mir unbillig; denn Gibbon urteilt über das Christentum wie über andre Gegenstände seiner Geschichte sehr milde.

1754—62 eine „History of England", 1755 eine „Natural history of religion", beide zu London. — William Robertson (1721—93), durch klare Darstellung und Unparteilichkeit ausgezeichnet, schrieb z. B. eine Geschichte Schottlands (1759), Karls V. (1769) und Amerikas (1777). — [1] Horaz sagt z. B. in seinen „Satiren" (Buch 1, Nr. 5, V. 100): „Das mag der jüdische Apella glauben, nicht ich." — [2] Edward Gibbons (1737—94) von Herder angeführtes Werk erschien in sechs Bänden 1782—88 zu London.

ligion entweder für Atheisten oder ihrer geheimen Zusammenkünfte wegen für Ägypter ansah[1], die sich gleich andern Eingeweiheten mit Aberglauben und Greueln befleckten. Man betrachtete sie als einen verworfenen Haufen, den Nero die Schuld seiner Mordbrennertollheit am ersten tragen lassen durfte[2]; das Mitleid, das man ihnen über diese erlittene äußerste Ungerechtigkeit schenkte, scheint nur die Barmherzigkeit gewesen zu sein, die man einem ungerecht gequälten Sklaven schenket. Weiter untersuchte man ihre Lehre nicht und ließ sie sich fortpflanzen, wie sich im Römerreich alles fortpflanzen konnte.

Als die Grundsätze ihres Gottesdienstes und Glaubens mehr ans Licht traten, fiel es den Römern, die nur an eine politische Religion gewöhnt waren, vor allem hart auf, daß diese Unglücklichen die Götter ihres Staats als höllische Dämonen zu schmähen und den Dienst, den man den Beschützern des Reiches leistete, für eine Schule der Teufel zu erklären wagten. Es fiel ihnen hart auf, daß sie den Bildsäulen der Kaiser eine Ehrerbietung, die ihnen selbst Ehre sein sollte, entzogen und sich von allem, was Pflicht oder Dienst des Vaterlandes war, entfernten. Natürlich wurden sie also für Feinde desselben gehalten, des Hasses und Abscheues andrer Menschen würdig. Nachdem[3] die Kaiser gesinnet waren und neue Gerüchte sie entweder besänftigten oder aufbrachten, nachdem wurden Befehle für oder gegen die Christen gegeben — Befehle, die in jeder Provinz nach den Gesinnungen der Statthalter oder nach ihrem eignen Betragen mehr oder minder befolgt wurden. Eine Verfolgung indessen, wie man in spätern Zeiten z. B. gegen die Sachsen, Albigenser, Waldenser, Hugenotten[4], Preußen und Liwen vornahm, ist gegen

[1] Wie der Totenkult der Ägypter im Inneren der Grabkammern stattfand, so häufig auch die Zusammenkünfte und Gottesdienste der Christen in den unterirdischen Begräbnisstätten, den Katakomben. — [2] Für die beiden großen Brände Roms i. J. 64, deren erster sechs, deren zweiter drei Tage dauerte, wurden von Nero die Juden- und die Christengemeinden Roms verantwortlich gemacht; dies war freilich ebenso ungerechtfertigt wie die Annahme, Nero habe selbst das Feuer anlegen lassen, um Raum zu großartiger Bauthätigkeit zu bekommen. — [3] Je nachdem. — [4] Die Verfolgung der Hugenotten (der französischen Reformierten) begann 1562 mit dem

sie nie ergangen; Religionskriege der Art lagen nicht in der römischen Denkweise. Es wurden also die ersten dreihundert Jahre des Christentums während der Verfolgungen, die man in ihnen zählet, die Triumphzeit der Märtyrer des christlichen Glaubens.

Nichts ist edler, als, seiner Überzeugung treu, sie durch Unschuld der Sitten und Biederkeit des Charakters bis zum letzten Atem zu bewähren; auch haben die Christen, wo sie als verständige, gute Menschen dergleichen Unschuld und Festigkeit zeigten, sich dadurch mehr Anhänger erworben als durch Erzählungen von Wundergaben und Wundergeschichten. Mehrere ihrer Verfolger staunten ihren Mut an, selbst wenn sie nicht begriffen, warum sie sich der Gefahr aussetzten, also verfolgt zu werden. Überdem nur das, was ein Mensch herzhaft will, erreicht er; und worauf eine Anzahl Menschen lebend und sterbend beharret, das kann schwerlich unterdrückt werden. Ihr Eifer zündet an; ihr Beispiel, selbst wenn es nicht erleuchten kann, wärmet. Gewiß ist also die Kirche der Standhaftigkeit ihrer Bekenner jene tiefe Gründung eines Baues schuldig, der mit ungeheurer Erweiterung Jahrtausende überdauren konnte; weiche Sitten, nachgebende Grundsätze würden von Anfange an alles haben zerfließen lassen, wie ein schaleloser Saft zerfließt.

Indessen kommt es in einzelnen Fällen doch auch darauf an, wofür ein Mensch streite und sterbe. Ist's für seine innere Überzeugung, für einen Bund der Wahrheit und Treue, dessen Lohn bis über das Grab reichet; ist's für das Zeugnis einer unentbehrlich wichtigen Geschichte, die man selbst erlebt hat, deren uns anvertrauete Wahrheit ohne uns untergehen würde — wohlan! da stirbt der Märtyrer wie ein Held, seine Überzeugung labt ihn in Schmerzen und Qualen, und der offene Himmel ist vor

---

Blutbad zu Vassy in der Champagne, dem 1572 in der Bartholomäusnacht (vom 23. zum 24. August) das schlimmere Gemetzel der sogen. Pariser Bluthochzeit folgte; sie endete auch 1598 mit der Verbriefung bürgerlicher Gleichberechtigung der Reformierten durch das Edikt von Nantes nur vorläufig. Über die anderen von Herder angeführten Glaubenskriege vgl. S. 349, Anm. 1, S. 301, Anm. 1, und S. 326, Anm. 1; vgl. auch S. 340, Anm. 5.

ihm. So konnten jene Augenzeugen der ersten Begebenheiten des Christentums leiden, wenn sie sich in dem notwendigen Fall sahen, die Wahrheit derselben mit ihrem Tode zu besiegeln. Ihre Verleugnung wäre eine Absagung selbsterfahrner Geschichte gewesen, und, wenn es nötig ist, opfert ein Rechtschaffener auch dieser sich selbst auf. Solche eigentliche Bekenner und Märtyrer aber konnte nur das älteste Christentum und auch dieses ihrer nicht ungeheuer viele haben, von deren Ausgange aus der Welt sowie von ihrem Leben wir wenig oder nichts wissen.

Anders war's mit den Zeugen, die Jahrhunderte später oder Hunderte von Meilen entfernt zeugten, denen die Geschichte des Christentums nur als Gerücht, als Tradition, oder als eine geschriebene Nachricht zukam; für urkundliche Zeugen können diese nicht gelten, indem sie nur ein fremdes Zeugnis oder vielmehr nur ihren Glauben an dasselbe mit Blute besiegeln. Da dies nun mit allen bekehrten Christen außer Judäa der Fall war, so muß man sich wundern, daß eben in den entferntesten, den lateinischen Provinzen, so ungemein viel auf das Blutzeugnis dieser Zeugen, mithin auf eine Tradition, die sie fernher hatten und schwerlich prüfen konnten, gebauet wurde. Selbst nachdem am Ende des ersten Jahrhunderts die im Orient aufgesetzten Schriften[1] in diese entfernteren Gegenden gekommen waren, verstand nicht jeder sie in der Ursprache und mußte sich abermals auf das Zeugnis seines Lehrers mit Anführung einer Übersetzung begnügen. Und wie weit seltner beziehen sich die abendländischen Lehrer überhaupt auf die Schrift, da die morgenländischen selbst auf ihren Konzilien mehr nach gesammleten Meinungen voriger Kirchenväter als aus der Schrift entschieden! Tradition also und Glaube, für den man gestorben sei, ward bald das vorzüglichste und siegende Argument des Christentums; je ärmer, entfernter und unwissender die Gemeine war, desto mehr mußte ihr eine solche Tradition, das Wort ihres Bischofs und Lehrers, das

[1] Des Neuen Testamentes.

Bekenntnis der Blutzeugen als ein Zeugnis der Kirche gleichsam aufs Wort gelten.

Und doch läßt sich bei dem Ursprunge des Christentums kaum eine andre Weise der Fortpflanzung als diese gedenken; denn auf eine Geschichte war es gebauet, und eine Geschichte will Erzählung, Überlieferung, Glauben. Sie geht von Munde zu Munde, bis sie, in Schriften aufgenommen, gleichfalls eine festgestellte, fixierte Tradition wird, und jetzt erst kann sie von mehreren geprüft oder nach mehreren Traditionen verglichen werden. Nun aber sind auch meistens die Augenzeugen nicht mehr am Leben — wohl also, wenn sie der Sage nach das von ihnen gepflanzte Zeugnis mit ihrem Tode bekräftigt haben: hier beruhigt sich der menschliche Glaube.

Und so bauete man zuversichtvoll die ersten christlichen Altäre auf Gräber. An Gräbern kam man zusammen; sie wurden in den Katakomben selbst Altäre, über welchen man das Abendmahl genoß, das christliche Bekenntnis ablegte und demselben wie der Begrabene treu zu sein angelobte. Über Gräbern wurden die ersten Kirchen erbauet, oder die Leichname der Märtyrer wurden unter die erbaueten Altäre gebracht, bis zuletzt auch nur mit einem Gebein derselben der Altar geweihet werden mußte. In Ceremonie und Formel ging nun über, was einst Ursprung der Sache, Entstehung und Besiegelung eines Bundes christlicher Bekenner gewesen war. Auch die Taufe, bei der ein Symbolum des Bekenntnisses abgelegt wurde, feierte man über der Bekenner Gräbern, bis späterhin die Baptisterien[1] über ihnen erbauet oder Gläubige zum Zeichen, daß sie auf ihr Taufbekenntnis gestorben sei'n, unter ihnen begraben wurden. Eins entstand aus dem andern, und fast die ganze Form und Gestalt der abendländischen Kirchengebräuche kam von diesem Bekenntnis und Gräberdienst her.*

* S. Ciampini, Aringhii, Binghams[2] u. a. hieher gehörige Werke. Eine Geschichte dieser Dinge, aus dem Anblick der ältesten Kirchen und Denk-

[1] Taufkapellen. — [2] Jean Justin Ciampini (1633—98) gründete 1671 eine Akademie für das Studium der Kirchengeschichte und schrieb besonders über

Allerdings fand sich viel Rührendes bei diesem Bunde der Treue und des Gehorsams über den Gräbern. Wenn, wie Plinius[1] sagt, die Christen vor Tage zusammenkamen, ihrem Christus als einem Gott Loblieder zu singen und sich mit dem Sakrament wie mit einem Eidschwur zur Reinheit der Sitten und zu Ausübung moralischer Pflichten zu verbinden, so mußte das stille Grab ihres Bruders ihnen ein redendes Symbol der Beständigkeit bis zum Tode, ja eine Grundfeste ihres Glaubens an jene Auferstehung werden, zu welcher ihr Herr und Lehrer auch als Märtyrer zuerst gelangt war. Das irdische Leben mußte ihnen vorübergehend, der Tod als eine Nachfolge seines Todes rühmlich und angenehm, ein zukünftiges Leben fast sichrer als das gegenwärtige dünken; und Überzeugungen dieser Art sind allerdings der Geist der ältesten christlichen Schriften. Indessen konnte es auch nicht fehlen, daß durch solche Anstalten die Liebe zum Märtyrertum unzeitig erweckt wurde, indem man, statt des vorübergehenden irdischen Lebens, nach der Blut- und Feuertaufe als nach der Heldenkrone Christi oft mit nutzlosem Eifer lief. Es konnte nicht fehlen, daß den Gebeinen der Begrabenen mit der Zeit eine fast göttliche Ehre angethan ward und sie zu Entsühnungen, Heilungen und andern Wunderwerken abergläubig mißgebraucht wurden. Es konnte endlich am wenigsten fehlen, daß diese Schar christlicher Helden in kurzem den ganzen Kirchenhimmel bezog und so, wie ihre Leichname ins Schiff der Kirche mit Anbetung gebracht waren, auch ihre Seelen alle andere Wohlthäter der Menschen aus ihren Sitzen vertrieben, womit dann eine neue christliche Mythologie anfing. Welche Mytho-

male selbst gezogen und durchaus mit der Kirchengeschichte verbunden, würde dies alles im hellesten Licht zeigen.

die ältesten kirchlichen Bauten. — Von dem römischen Altertumsforscher Aringhius führt Herder SWS, Bd. 15, S. 482, Anm., die „Roma subterranea" (1651) an. — Joseph Bingham (gest. um 1704) schrieb ein 1724 ff. unter dem Titel „Origines ecclesiasticae" ins Lateinische übersetztes englisches Werk über die älteste christliche Kirche. — [1] Gajus Plinius Secundus der Jüngere (62 bis etwa 110), der Schwestersohn des S. 81, Anm. 1 genannten Römers, in einem Brief an den Kaiser

logie? Die wir auf den Altären sehen, von der wir in den Legenden lesen.

2) Da im Christentum alles auf Bekenntnis, dies Bekenntnis aber auf einem Symbol und dies Symbol auf Tradition beruhete, so waren zur Erhaltung der Aufsicht und Ordnung entweder Wundergaben oder eine strenge Kirchenzucht vor allem nötig. Mit dieser Einrichtung stieg das Ansehen der Bischöfe, und um die Einheit des Glaubens, d. i. den Zusammenhang mehrerer Gemeinen zu erhalten, bedorfte man der Konzilien und Synoden. Ward man auf diesen nicht einig, oder fanden sie in andern Gegenden Widerspruch, so nahm man angesehene Bischöfe als Schiedsrichter zu Hülfe, und am Ende konnte es nicht fehlen, daß nicht unter mehreren dieser apostolischen Aristokraten ein Hauptaristokrat sich allmählich hervorhob. Wer sollte dies sein? Wer konnte es werden? Der Bischof zu Jerusalem war zu entfernt und arm; seine Stadt hatte große Unfälle erlitten[1]; sein Sprengel ward von andern, auch apostolischen Bischöfen zu sehr eingeengt[2]; er saß auf seinem Golgatha gleichsam außer dem Kreise der Weltherrschaft. Die Bischöfe von Antiochien, Alexandrien, Rom, endlich auch von Konstantinopel traten hervor, und es war Lage der Sache, daß der zu Rom über sie alle, auch über seinen eifrigsten Mitkämpfer, den konstantinopolitanischen, siegte. Dieser saß nämlich dem Thron der Kaiser zu nahe, die ihn nach Gefallen erheben und erniedrigen konnten, mithin dorfte er nichts als ihr prächtiger Hofbischof werden. Dagegen verbanden sich, seitdem die Kaiser Rom verlassen und sich an die Grenze Europas verpflanzt hatten, tausend Umstände, die dieser alten Hauptstadt der Welt das Primat der Kirche gaben. An die Verehrung des Namens Rom waren die Völker seit Jahrhunderten gewöhnet, und in Rom bildete man sich ein, daß auf ihren sieben Hügeln

Trajan aus der Zeit seiner bithynischen Statthalterschaft. — [1] Jerusalem wurde i. J. 70 n. Chr. durch die Römer unter Titus zerstört, 130 allerdings unter dem Namen Aelia Capitolina als römische Pflanzstadt wiederhergestellt, aber 614 von dem Perserkönig Chosroes II. und 637 von dem Kalifen Omar abermals überwältigt. — [2] Besonders durch die von Alexandria und Antiochia.

ein ewiger Geist der Weltbeherrschung schwebe. Hier hatten den Kirchenregistern nach so viele Märtyrer gezeuget und die größesten Apostel, Petrus und Paulus, ihre Kronen empfangen. Früh also erzeugte sich die Sage vom Bischoftum Petri in dieser alten apostolischen Kirche, und das unverrückte Zeugnis seiner Nachfolger wußte man bald zu erweisen. Da diesem Apostel nun namentlich die Schlüssel des Himmelreichs übergeben und auf sein Bekenntnis der unzerstörliche Felsenbau der Kirche gegründet war — wie natürlich, daß Rom an die Stelle Antiochiens oder Jerusalems trat und als Mutterkirche der herrschenden Christenheit betrachtet zu werden Anstalt machte! Frühe genoß der römische Bischof vor andern gelehrteren und mächtigern selbst auf Konzilien Ehre und Vorsitz; man nahm ihn in Streitigkeiten als einen friedlichen Schiedsrichter an, und was lange eine freigewählte Ratserholung gewesen war, ward mit der Zeit als Appellation, seine belehrende Stimme als Entscheidung betrachtet. Die Lage Roms im Mittelpunkt der römischen Welt gewährte ihrem Bischofe west-, süd- und nordwärts einen weiten Raum zu Ratschlägen und Einrichtungen, zumal der griechische Kaiserthron zu ferne stand, auch bald zu schwach war, als daß er ihn außerordentlich drücken konnte. Die schönen Provinzen des römischen Reichs, Italien mit seinen Inseln, Afrika, Spanien, Gallien und ein Teil von Deutschland, in welche das Christentum frühe gekommen war, lagen ihm als ein rat- und hülfbedürftiger Garten umher; höher hinauf standen die Barbaren, deren rauhere Gegenden bald zu einem urbaren Lande der Christenheit gemacht werden sollten. Allenthalben war hier bei schwächerer Konkurrenz mehr zu thun und zu gewinnen als in denen mit alten Bischoftümern übersäeten östlichen Provinzen, die durch Spekulationen, Widersprüche und Streitigkeiten, bald auch durch die wollüstige Tyrannei der Kaiser, endlich durch die Einbrüche der mahomedanischen Araber und noch wilderer Völker[1] eine zer-

[1] Der Türken seit 1058. — Über die Araber vgl. S. 348, Anm. 1.

störte lechzende Aue wurden. Die barbarische Gutherzigkeit der Europäer kam ihm weit mehr zu statten als die Treulosigkeit der feinern Griechen oder die Schwärmerei der Asiaten. Das dort brausende Christentum, das hie und da ein hitziges Fieber des menschlichen Verstandes zu sein schien, kühlte sich also in einem gemäßigtern Erdstrich durch seine Satzungen und Rezepte ab, ohne welche wahrscheinlich auch hier alles in den kraftlosen Zustand gesunken wäre, den wir nach tollen Anstrengungen zuletzt in Orient bemerkten.

Gewiß hat der Bischof zu Rom für die christliche Welt viel gethan; er hat, dem Namen seiner Stadt getreu, nicht nur durch Bekehrungen eine Welt erobert, sondern sie auch durch Gesetze, Sitten und Gebräuche länger, stärker und inniger als das alte Rom die seine regieret. Gelehrt hat der römische Stuhl nie sein wollen; er überließ dies Vorrecht andern, z. B. dem alexandrinischen[1], mailändischen[2], selbst dem hipponesischen[3] Bischofstuhle, und wer sonst dessen begehrte; aber auch die gelehrtesten Stühle unter sich zu bringen und nicht durch Philosophie, sondern durch Staatsklugheit, Tradition, kirchliches Recht und Gebräuche die Welt zu regieren, das war sein Werk und mußte es sein, da er selbst nur auf Gebräuchen und der Tradition ruhte. Von Rom aus sind also jene vielen Ceremonien der abendländischen Kirche ausgegangen, welche die Feier der Feste, die Einteilung der Priester, die Anordnung der Sakramente, Gebete und Opfer für die Toten oder Altäre, Kelche, Lichter, Fasten, die Anbetung der Mutter Gottes, den ehelosen Stand der Priester und Mönche, die Anrufung der Heiligen, den Dienst der Bilder, Prozessionen, Seelmessen, Glocken, die Kanonisation[4], Transsubstantiation[5], die Anbetung der Hostie u. s. betrafen — Gebräuche, die teils aus

---

[1] Vgl. S. 310, Anm. 2, S. 324, Anm. 2, S. 338, Anm. 2, und S. 366, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 346, Anm. 2. Ambrosius war der Bekehrer und Lehrer Augustins (vgl. S. 325, Anm. 2). — [3] In Hippo Regius in Afrika war der heilige Augustin, einer der gelehrtesten Kirchenväter, Bischof. — [4] Heiligsprechung durch den Papst. — [5] Die Umwandlung des Brotes und Weines in Leib und Blut Christi, die nach der katholischen Lehre durch die Konsekration (Weihung) erfolgt.

ältern Veranlassungen, oft aus schwärmenden Vorstellungsarten des Orients entstanden, teils in abendländischen, am meisten in römischen Lokalumständen gleichsam gegeben waren und dem großen Kirchenritual nur nach und nach einverleibet wurden.* Solche Waffen eroberten jetzo die Welt; es waren die alles eröffnenden Schlüssel des Himmel- und Erdenreiches. Vor ihnen beugten sich die Völker, die übrigens Schwerter nicht scheuten; römische Gebräuche taugten mehr für sie als jene morgenländischen Spekulationen. Freilich sind diese kirchlichen Gesetze ein schrecklicher Gegensatz gegen die altrömische Staatskunst; indessen gingen sie doch am Ende darauf hinaus, den schweren Szepter in einen sanftern Hirtenstab und das barbarische Herkommen heidnischer Nationen mehr und mehr in ein milderes Christenrecht zu verwandeln. Der mühsam emporgekommene Oberhirte zu Rom mußte sich wider Willen des Abendlandes mehr annehmen, als einer seiner Mitbrüder in Ost und Westen es thun konnte; und wenn die Ausbreitung des Christentums an sich ein Verdienst ist, so hat er sich dieses in hohem Grade erworben. England und der größeste Teil von Deutschland, die nordischen Königreiche, Polen, Ungarn, sind durch seine Gesandtschaften und Anstalten christliche Reiche; ja, daß Europa nicht von Hunnen, Sarazenen, Tataren, Türken, Mogolen vielleicht auf immer verschlungen worden, ist mit andern auch sein Werk. Wenn alle christlichen Kaiser-, Königs-, Fürsten-, Grafen- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft der Völker gelangten, so darf der dreigekrönte große Lama in Rom, auf den Schultern unkriegerischer Priester getragen, sie alle mit dem heiligen Kreuz segnen und sagen: „Ohne

* Ich zweifle, daß sich ohne eine genaue Kenntnis Roms auch seinem Lokal und dem Charakter des Volkes nach eine bis zur Evidenz treue Geschichte dieser Anstalten und Gebräuche schreiben lasse; oft sucht man unter der Erde, was in Rom der Anblick selbst zeiget.[1]

[1] Herder spricht aus der Erfahrung seiner italienischen Reise in den Jahren 1788 und 1789.

mich wäret ihr nicht, was ihr seid, worden." Auch das gerettete Altertum ist sein Werk[1], und Rom ist wert, daß es ein stiller Tempel dieser geretteten Schätze bleibe.

3) Im Abendlande hat sich also die Kirche so lokal gebildet wie im Orient. Auch hier war ein lateinisches Ägypten, das christliche Afrika[2], in welchem wie dort manche afrikanische Lehren entstanden. Die harten Ausdrücke, die Tertullian von der Genugthuung, Cyprian von der Buße der Gefallenen, Augustin von der Gnade und dem Willen des Menschen brauchte[3], flossen ins System der Kirche, und obgleich der Bischof zu Rom in seinen Anordnungen gewöhnlich den gemäßigten Weg ging, so fehlte es ihm dennoch bald an Gelehrsamkeit, bald an Ansehen, um auf dem ganzen Ozean der Lehre das Schiff der Kirche zu steuren. Von Augustin und Hieronymus ward z. B. dem gelehrten frommen Pelagius[4] viel zu hart begegnet; der erste stritt

---

[1] In den Bibliotheken des Vatikans sind viele Handschriften, in seinen Sammlungen viele Bildwerke aus dem Altertum geborgen. — [2] Das christliche Afrika, d. h. im wesentlichen die alte römische Provinz Afrika, mit dem Bischofssitze Hippo Regius, heißt ein lateinisches Ägypten, weil die ihm entstammenden Kirchenväter, z. B. Augustin und Tertullian, mit ihren lateinisch geschriebenen Werken ebenso grundlegend geworden sind wie die griechisch schreibenden Gnostiker von Alexandria. — [3] Der geniale, thatkräftige und feurige Tertullianus (geb. um 160 in Karthago) erkannte keine Durchdringung des Sinnlichen durch das Geistige an, sondern erklärte jenes unbedingt für roh, setzte das Wesen des Glaubens in eine Überzeugung gerade vom Unglaublichen und bildete eine den Menschen wieder ganz unter das Gesetz stellende juridische Rechtfertigungs- und Genugthuungslehre aus. — Cyprian (200—258) hatte sich, um seinem priesterlichen Berufe rein leben zu können, sogar von seinem Weibe getrennt. — Nach Augustinus (vgl. S. 325, Anm. 2, und S. 350, Anm. 3) ist der sich vom Höheren zum Niederen abwendende Wille die Ursache des Bösen, und durch den Mißbrauch des freien Willens ist eine solche Fülle des Unheils entstanden, daß sie das von Grund aus verdorbene Menschengeschlecht mit Ausnahme der durch Gottes Gnade Erlösten zum ewigen Tode führt. Selbst alle mit diesem Tode zu bestrafen, würde nicht ungerecht sein; immerhin fällt wenigstens der größere Teil der Menschheit der Strafe anheim, damit gezeigt werde, was eigentlich allen gebühre, und die Kirche würde nicht für alle Menschen bitten, wenn sie die genau kennte, die prädestiniert sind, mit dem Teufel ins ewige Feuer zu kommen. — [4] Der irische Mönch Pelagius stellte i. J. 411 die Lehre von der Erbsünde in Abrede und hielt die natürlichen Kräfte des Menschen für hinreichend zur Seligkeit. Augustin bekämpfte ihn in der Schrift „De praedestinatione sanctorum", und der heil. Hieronymus, der aus Pannonien gebürtige, in einem von ihm gegründeten Kloster zu Bethlehem gestorbene Verfasser der „Vulgata", schrieb einen besonderen „Dialogus contra Pelagianos", wonach sich der Mensch zwar selbst zum Guten oder Bösen zu bestimmen, das Gute aber nur

gegen die Manichäer mit einem nur feinern Manichäismus, und was bei dem außerordentlichen Mann oft Feuer des Streits und der Einbildungskraft war, ging in zu heftiger Flamme in das System der Kirche über. Ruhet indessen auch ihr wohl, ihr großen Streiter für das, was ihr Einheit des Glaubens nanntet! Euer mühsames Geschäft ist vollendet; und vielleicht habt ihr schon zu lange und stark auf die ganze Reihe christlicher Zeiten hinab gewirket.

Noch muß ich des einen und ersten Ordens erwähnen, der im Occident eingeführt ward, der Benediktiner; ohngeachtet aller Versuche, das morgenländische Mönchleben dem Abendlande einheimisch zu machen, widerstand zu gutem Glücke Europas das Klima, bis endlich unter Begünstigung Roms dieser gemäßigtere Orden zu Monte Cassino aufkam.[1] Er nährte und kleidete besser als jene im fastenden, heißen Orient thun durften; dabei legte seine Regel, die ursprünglich von einem Laien für Laien[2] gemacht war, auch die Arbeit auf, und durch diese insonderheit ist er manchem wüsten und wilden Strich in Europa nützlich worden. Wie viel schöne Gegenden in allen Ländern besitzen Benediktiner, die sie zum Teil urbar gemacht haben! Auch in allen Gattungen der Litteratur thaten sie, was mönchischer Fleiß thun konnte; einzelne Männer haben eine Bibliothek geschrieben und ganze Kongregationen es sich zur Pflicht gemacht, durch Erläuterung und Herausgabe zahlreicher Werke, insonderheit des Mittelalters, auch litterarische Wüsteneien urbar zu machen und zu lichten. Ohne den Orden Benedikts wäre vielleicht der größeste Teil der Schriften des Altertums für uns verloren; und wenn es auf heilige Äbte, Bischöfe, Kardinäle und Päpste ankommt, so füllet die Zahl derer, die aus ihm hervorgegangen sind, mit dem, was sie veranstalteten, selbst eine Bibliothek. Der einzige Gregor der

unter dem Beistand der göttlichen Gnade zu vollbringen vermag. — [1] Auf dem Monte Cassino bei Cassino in der italienischen Provinz Caserta gründete der heilige Benedikt 529 das erste nach strenger Regel geleitete Kloster des seinen Namen tragenden Ordens. — [2] Benedikt war um 480 zu Nursia unweit Spoleto als

Große[1], ein Benediktiner, that mehr, als zehn geist- und weltliche Regenten thun konnten; auch die Erhaltung der alten Kirchenmusik, die so viel Wirkung auf die Gemüter der Menschen gehabt hat, sind wir diesem Orden schuldig.

Weiter schreiten wir nicht. Um von dem zu reden, was unter den Barbaren das Christentum wirkte, müssen wir diese erst selbst ins Auge nehmen, wie sie in großen Zügen nacheinander ins römische Reich einziehn, Reiche stiften, meistens von Rom aus gefirmelt werden, und was zur Geschichte der Menschheit daraus ferner folget.

Sohn adliger Eltern geboren und bis in sein fünfzehntes Jahr in den weltlichen Wissenschaften unterrichtet worden. — [1] Gregor I. (Papst von 590 bis 604) hob das Ansehen des Papsttums namentlich durch die Gewinnung der Langobarden für die athanasianische Lehre und durch die Einleitung der Mission bei den Angelsachsen.

Achtzehntes Buch.

Wie wenn eine Flut, die Sammlung gewaltiger Bergströme, in einem höheren Thal lange zurückgehalten oder mit schwachen Dämmen hie oder dahin geleitet, endlich unaufhaltsam losbricht und die niedrigen Gefilde überströmet; Wellen folgen auf Wellen, Ströme auf Ströme, bis alles ein helles Meer wird, das, langsam überwältiget, überall Spuren der Verwüstung, zuletzt aber auch blühende Auen nachläßt, die es mit Fruchtbarkeit belebte: so erfolgte, so wirkte die berühmte Wanderung der nordischen Völker in die Provinzen des römischen Reichs. Lange waren jene Nationen bekriegt, zurückgehalten, als Bundes- oder Mietvölker hie- oder dahin geleitet, oft hintergangen und gemißbraucht; endlich nahmen sie sich selbst Recht, foderten Besitztum oder erbeuteten es und verdrängeten zum Teil selbst einander. Wir dörfen uns also nicht sowohl um rechtliche Ansprüche bekümmern, die jedes dieser Völker auf das ihm angewiesene und eroberte Land hatte*, sondern nur den Gebrauch bemerken, den es von dem Lande machte, und die neue Einrichtung, die damit Europa gewann. Allenthalben geschah eine neue Einimpfung

* Eine genaue Schilderung dieser Völkerwanderungen und Aufbrüche mit ihren oft veränderten Grenzen gibt im kurzen Anblick Gatterers[1] Abriß der Universalhistorie, Göttingen 1773. S. 449 u. f. Ausführlicher ist Mascovs[2] Geschichte der Deutschen, Leipzig, 1727, 1737. Krause, Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa[3] u. a.

[1] Johann Christoph Gatterer (1724—99), angesehener deutscher Geschichtsforscher. — [2] Der Publizist und Geschichtsforscher Johann Jakob Mascov (1689—1761) starb als Professor zu Leipzig. — [3] Johann Christ. Krauses „Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa" erschien 1789 ff. in sieben Bänden zu Halle.

der Völker: was hat sie für die Menschheit für Sprossen und Früchte getragen?

I.

Reiche der Westgoten, Sueven, Alanen und Wandalen.

Von zweien treulosen Staatsministern des morgen- und abendländischen Kaisertums, dem Ruffin und Stiliko, wurden die Westgoten ins Reich gerufen, dort Thracien und Griechenland, hier Italien zu verwüsten.[1] Alarich belagerte Rom[2], und weil ihm Honorius sein gegebnes Wort nicht hielt, ward es zweimal erobert und zuletzt geplündert.[3] Mit Raube beladen, zog der westgotische König bis zur sizilischen Meerenge hinab und hatte die Eroberung Afrikas, der Kornkammer von Italien, im Sinne, als der Tod den Lauf seiner Siege unterbrach[4]; der tapfre Räuber ward mit vielen Kostbarkeiten mitten in einem Strome begraben.[4] Seinen Nachfolger Adolf (Ataulf)[5] wies der Kaiser, um ihn aus Italien zu entfernen, nach Gallien und Spanien gegen die dort eingebrochenen Wandalen, Alanen und Sueven[6]; hier gründete er, abermals hintergangen[7] und zuletzt mit des Kaisers Theodosius Tochter Placidia vermählt, das erste westgotische Reich. Die schönen Städte Narbonne, Toulouse, Bourdeaux waren sein, und einige seiner Nachfolger erstreckten

395 400 412 415

[1] Thatsächlich hatte Rufinus (gest. 395 n. Chr.), der Minister des oströmischen Kaisers Arcadius, mit den Hunnen angeknüpft; Stilicho aber, der Vormund des weströmischen Kaisers Honorius und Regent Westroms (gest. 408), kam Ostrom gegen die Westgoten zu Hilfe, und nur weil er diese nicht völlig vernichtete, als er es konnte, wurden ihnen dann nahe bei und in Italien Gebiete angewiesen. — [2] Die erste Belagerung Roms i. J. 408 hob Alarich gegen Lösegeld auf. — [3] Bei der zweiten Belagerung Roms i. J. 409, zu der Alarich schritt, weil Honorius den Goten den versprochenen Landbesitz nicht gewährte, erzwang er vom römischen Senate die Ausrufung des Stadtpräfekten Attalus zum Gegenkaiser an Stelle des Honorius. Geplündert wurde Rom nach der gewaltsamen Einnahme i. J. 410. — [4] Alarich starb 410 zu Cosenza in Kalabrien und soll im Bette des nahen Flüßchens Busento begraben worden sein. — [5] König der Westgoten von 410 bis 415. — [6] Diese Völkerschaften waren, aus den Donauländern kommend, 406 erobernd über den Rhein her in Gallien und 409 in Spanien eingebrochen. — [7] Der römische Statthalter lieferte das den Goten zugesagte Getreide nicht.

ihr Gebiet in Gallien weiter. Weil ihnen aber hier die Franken zu nahe, auch den arianischen Goten die katholischen Bischöfe[1] des Landes feindlich und treulos waren, so wandten sich ihre Waffen siegreicher über die Pyrenäen, und nach langen Kriegen mit Alanen, Sueven und Wandalen, auch nach völliger Ver- 5
585 drängung der Römer aus dieser Weltgegend besaßen sie endlich[2] die schöne Halbinsel Spaniens und Lusitaniens[3] nebst einem Teil des südlichen Galliens und der afrikanischen Küste.

Vom Reich der Sueven in Spanien während seiner 178
407 Jahre[4] haben wir nichts zu sagen; nach einer Reihe von Plünde- 10
bis
585 rungen und Unglücksfällen ist's namenlos untergegangen und ins spanisch-gotische Reich versunken. Merkwürdiger machten sich die Westgoten, sobald sie in diese Gegenden gelangten. Schon in Gallien, als die Residenz ihrer Könige noch in Toulouse war, ließ Erich ein Gesetzbuch verfassen[5]*, und sein Nachfolger Alarich 15
aus Gesetzen und Schriften römischer Rechtsgelehrten einen Kodex zusammentragen[6], der bereits vor Justinian gleichsam das erste
506 barbarische Corpus juris ward.** Es hat unter mehrern deutschen Völkern, Burgundern, Angeln, Franken und Longobarden, als ein Auszug der römischen Gesetze gegolten und auch uns 20

---

* Pithoei[7] codex legum Wisigothor. Par. 1579. — ** Schultings Jurisprud. Ante-Justinian. p. 683.[8] Gothofredi proleg. Codex Theodos. c. 6. 7.[9]

---

[1] Die Goten hingen der auf der Kirchenversammlung zu Nicäa i. J. 325 verworfenen Lehre des alexandrinischen Presbyters Arius von der dem Vater nur ähnlichen Natur Christi an, die von den Bischöfen des Westens, den römischen an der Spitze, als der katholischen, d. h. allgemeinen, Lehre von der Wesensgleichheit Gottes und des Sohnes widersprechend als Ketzerei verfolgt wurde. — [2] In dieser Ausdehnung bestand das Westgotenreich von 507 bis 711. — [3] Portugal. — [4] Das im wesentlichen Portugal umfassende Suebenreich bestand als selbständiges Reich von 409 bis 585. — [5] König Eurich (466—483) ließ die unter den Goten bestehenden Rechtsgewohnheiten zum erstenmal zu einem Gesetzbuch zusammenfassen. — [6] Das von Alarich II. (483—507) geschaffene Rechtsbuch, das „Breviarium Alaricianum", war besonders für die an das römische Recht gewöhnten Bewohner des südgallischen Landes bestimmt. — [7] Pierre Pithou (Pithoeus; 1539—96), berühmter französischer Rechtsgelehrter. — [8] Anton Schultings (1659—1734) „Rechtsgelehrsamkeit vor Justinian" erschien 1717 zu Leiden. — [9] Gothofredus' kommentierte Ausgabe des „Codex Theodosianus" (Leiden 1665) gab Ritter 1736 zu Leipzig neu heraus.

einen Teil des Theodosischen Gesetzbuchs[1] gerettet, obgleich die Goten selbst lieber bei ihren eigenen Gesetzen und Rechten blieben. Jenseit der Pyrenäen kamen sie in ein Land, das unter den Römern eine blühende Provinz gewesen war, voll Städte, voll Einrichtungen und Handels. Als in Rom alles schon der Üppigkeit unterlag, hatte Spanien der Hauptstadt der Welt noch eine Reihe berühmter Männer gegeben*, die in ihren Schriften damals etwas vom spanischen Charakter zeigen. Anderenteils war auch das Christentum frühe nach Spanien gekommen[2], und da der Geist dieses Volks durch die seltsame Vermischung vieler Nationen in seinem abgesonderten Erdstrich zum Außerordentlichen und Abenteuerlichen sehr geneigt war, hatte er an Wundergeschichten und Büßungen, an Enthaltsamkeit und Einsiedelei, an Orthodoxie, am Märtyrertum und einer Kirchenpracht über heiligen Gräbern so viel Geschmack gefunden, daß Spanien auch seiner Lage nach gar bald ein wahrer Christenpalast ward. Von hier aus hatte man bald den Bischof zu Rom, bald den zu Hippo, Alexandrien und Jerusalem fragen oder belehren können; man konnte die Ketzer sogar außer Landes aufsuchen und bis gen Palästina verfolgen.[3] Von jeher also waren die Spanier erklärte

* Lucan, Mela, Columella, die beiden Seneca, Quintilian, Martial, Florus[4] u. a. sind Spanier. S. Velasquez' Geschichte der spanischen Dichtkunst, Götting. 1769. S. 3 u. f.

[1] Der oströmische Kaiser Theodosius II. (408—450) veranlaßte i. J. 438 eine nach ihm benannte Sammlung kaiserlicher Gesetze und Verordnungen seit Konstantin dem Großen. — [2] Schon als Mitkaiser für den Westen gab Konstantin der Große den Anordnungen zu einer allgemeinen Christenverfolgung i. J. 306 auch für Spanien keine Folge. — [3] Die Bischöfe Spaniens blieben ebenso wie die des lateinischen Afrika (vgl. S. 361, Anm. 2 u. 3) und Galliens immer in enger Fühlung mit Rom, und schon i. J. 343 auf der Reichssynode zu Sardika (Sofia in Bulgarien) verhalfen einmal spanische Bischöfe dem Rechte des römischen zur Anerkennung, Appellationen entsetzter (morgenländischer) Bischöfe anzunehmen. Pelagius (vgl. S. 361, Anm. 4) wurde i. J. 415 auf der Synode zu Jerusalem von zwei spanischen Bischöfen, Heros und Lazarus, angeklagt. — [4] Lauter römische Schriftsteller. Marcus Annäus Lucanus (39—65 n. Chr.), sein Großvater, der Rhetor Annäus Seneca (54 v. Chr. bis 38 n. Chr.), und dessen Sohn, der Philosoph Lucius Annäus Seneca (4 v. Chr. bis 65 n. Chr.) stammten aus Corduba (Cordova); Pomponius Mela (um 45 n. Chr.) aus Tingentera; Lucius

Ketzerfeinde und haben den Priscillianisten[1], Manichäern[1], Arianern, Juden, dem Pelagius[2], Nestorius[3] u. a. ihre Rechtgläubigkeit hart erwiesen. Die frühe Hierarchie der Bischöfe dieser apostolischen Halbinsel, ihre öfteren und strengen Konzilien gaben dem römischen Stuhl selbst ein Vorbild, und wenn das fränkische Reich diesem Oberhirten späterhin mit dem weltlichen Arm aufhalf[4], so hatte Spanien ihm früher mit dem geistlichen Arm geholfen. In ein solches Reich voll alter Kultur und festgestellter Kirchenverfassung rückten die Goten, treuherzige Arianer, die dem Joch der katholischen Bischöfe schwerlich zu widerstehen vermochten. Zwar hielten sie lange ihren Nacken aufrecht: sie wappneten sich sowohl mit Güte als mit Verfolgung und strebten nach der Vereinigung beider Kirchen. Vergebens; denn nie gab die herrschende römisch-katholische Kirche nach, und zuletzt wurden auf mehreren Konzilien zu Toledo die Arianer so hart verdammet, als ob nie ein spanischer König dieser Sekte ergeben gewesen wäre. Nachdem König Leovigild[5], der letzte von gotischer
586 Kraft, dahin war, und Reccard, sein Sohn, sich der katholischen Kirche bequemte, sogleich bekommen auch die Gesetze des Reichs, in der Versammlung der Bischöfe gegeben, den Bischofs- und Mönchscharakter. Körperliche Strafen, sonst verabscheuet von den Deutschen, fangen an, in ihnen zu herrschen; noch mehr aber wird ein Geist des Ketzergerichts in ihnen sichtbar, lange vorher, ehe man den Namen einer Inquisition kannte.*

* Die Schlüsse der Kirchenversammlungen sind außer den größeren Samm-

Junius Moderatus Columella (um 50 n. Chr.) aus Gades (Cadix); Marcus Fabius Quintilianus (35—95 n. Chr.) aus Calagurris am Ebro; Marcus Valerius Martialis (40—102 n. Chr.) aus Bilbilis in der Provincia Tarraconensis (Katalonien); Publius Annius Florus endlich war unter Kaiser Trajan (97—118 n. Chr.) als Lehrer in Tarraco thätig. — [1] Über die Lehre der streng enthaltsamen, mit den Manichäern (vgl. S. 325, Anm. 1) und Gnostikern (vgl. S. 324, Anm. 2) geistesverwandten Sekte der Priscillianisten und ihren Stifter vgl. S. 322, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 361, Anm. 4. — [3] Vgl. S. 316, Anm. 2. — [4] Pippin der Kleine (751—768) unternahm 754 und 756 zwei Kriegszüge zum Schutze des Papstes gegen den Langobardenkönig und erweiterte den Kirchenstaat durch Schenkung des Gebietes von Ravenna, Ankona und Rimini. — [5] An der Regierung 569—586; er ließ seinen Sohn Hermenegild hinrichten, weil dieser katholisch

Unvollkommen also und zwangvoll ward die Einrichtung der Goten in diesem schönen Lande, wo sie, umschlossen von Bergen und Meeren, sich zu einem dauernden, herrlichen Reich hätten bilden können, wenn sie dazu Verstand und Mut gehabt und sich weder dem Klima noch der Kirche zu Knechten gemacht hätten. Nun aber war jener Strom längst entkräftet, der unter Alarich einst Griechenland und Italien durchbrauste; Adolfs Geist, der Rom zu vernichten schwur, damit er eine neue Gotenstadt als das Haupt der Welt auf ihre Trümmern baute, war schon gebändigt, da er sich nach einem Winkel des Reichs hatte verweisen lassen und mit einer Placidia das Hochzeitbette bestieg. Langsam ging die Eroberung fort, weil Deutsche von deutschen Völkern sich die Provinzen mit Blut erkaufen mußten; und als nach ebenso langem Kampf mit der Kirche die Bischöfe und die Großen des Reichs, zwei so widrige Extreme, endlich zusammentrafen[1], war es um die Gründung eines festen gotischen Reichs in Spanien geschehen. Statt daß vorher die Könige dieses Volks von der Nation gewählt waren, machten die Bischöfe die Würde eines Königes erblich und seine Person göttlich.[2] Aus Kirchenversammlungen wurden Reichstäge, die Bischöfe des Reichs ersten Stände. In Pracht und Weichheit verloren die Großen des Palasts ihre Treue, die einst tapfern Krieger, unter welche das

lungen der España Sagrada[3] u. s. schon in Ferreras Geschichte von Spanien zu finden.[4] Die westgotischen Gesetze sind außer dem Pithöus[5] in Lindenbrogs cod. leg. antiqu.[6] und sonst enthalten.

geworden war; sein Nachfolger Reccared I. (586—601) wurde es erst nach des Vaters Tode. — [1] Im Jahre 633 wurde auf einer Kirchenversammlung zu Toledo festgesetzt, es sollten, um Thronstreitigkeiten zu vermeiden, beim Tode eines Königs die weltlichen Großen und die hohe Geistlichkeit gemeinsam einen neuen König wählen. — [2] König Chindaswinth (640—652), der sich der Geistlichkeit gänzlich in die Arme geworfen hatte, erreichte dafür bei Lebzeiten (649) die Ernennung seines Sohnes Recceswinth zu seinem Nachfolger. — [3] Henrique Florez (1701—73), España sagrada; Theatro geographico-historico de la Iglesia de España (Madrid 1747—73, 29 Bde.). — [4] Juan de Ferreras „Historia de España" erschien, nach einer mit Zusätzen versehenen französischen Ausgabe von Baumgarten ins Deutsche übersetzt, 1754 ff. zu Halle. — [5] Vgl. S. 366, Anm. 7. — [6] „Codex legum antiquarum Visigothorum, Burgundionum, Alamannorum ex bibliotheca Lindenbrogii" (Frankf. 1613).

Land verteilt war, auf ihren reichen Wohnsitzen den Mut, die Könige bei ihren auf Religion gegründeten Vorzügen Sitten und Tugend. Unbefestiget lag also das Reich dem Feinde da, woher er auch kommen mochte; und als er aus Afrika kam, ging ein solches Schrecken vor ihm her, daß nach einer glücklichen Schlacht die schwärmenden Araber in zweien Jahren den größe-
712 sten und schönsten Teil von Spanien besaßen.[1] Mehrere Bischöfe wurden treulos[2]; die üppigen Großen unterwarfen sich oder flohen und fielen. Das Reich, das ohne innere Verfassung auf dem persönlichen Mut und Diensteifer seiner Goten beruhen sollte, war wehrlos, sobald dieser Mut und diese Treue dahin waren. Mögen immerhin die Kirchenzucht und der Ritus aus den spanischen Konzilien viel zu lernen haben: für die Landeseinrichtung war Toledo von jeher ein Grab und ist es lange geblieben.*

Denn als nun jener tapfre Rest geschlagener und betrogener Goten aus seinen Gebirgen wieder hervorging und in sieben- bis achthundert Jahren[3] durch 3700 Schlachten kaum wieder gewann, was ihm zwei Jahre und eine Hauptschlacht geraubt hatten — wie anders, als daß der sonderbar gemischte Christen- und Gotengeist jetzt nur als der Schatten aus einem Grabe erscheinen konnte? Altchristen eroberten jetzt von heidnischen Sarazenen ihr so lange entheiligtes Land; jede Kirche, die sie aufs neue weihen dorften, ward ihnen eine teure Siegsbeute. Bischoftümer

* Die eigene Untersuchung eines Schweden über die Ursachen des baldigen Verfalles dieses Reichs ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Iserhielm de regno Westro-Gothorum in Hispania, Upsala 1705, enthält akademische Deklamationen.

[1] Nachdem der arabische Feldherr Tarik i. J. 711 die Schlacht bei Xeres de la Frontera (unweit Cadix) gewonnen hatte, hielt er schon am Palmsonntag 712 seinen Triumpheinzug in Toledo ab, der Hauptstadt des Westgotenreiches. Andere Städte des Reiches, z. B. Sevilla, nahm noch im gleichen Jahre Tariks Herr, der Statthalter Musa von Afrika, ein. — [2] Der Erzbischof Oppas von Sevilla unterstützte sowohl Tarik im Kampfe gegen den letzten Gotenkönig Roderich als auch Musa bei der Einnahme Sevillas. — [3] So lange dauerten die 1492 mit der Wiedereroberung Granadas endigenden Kämpfe zur Vertreibung der Mauren, insofern schon 718 ein Haufe Westgoten unter Pelayo im Dorfe Cangas in den kantabrischen Gebirgen ein Versteck fand und Pelayos Nachfolger von dort aus Asturien und Leon eroberten, während andere Westgotenführer die baskischen Provinzen behaupteten

und Klöster wurden also ohne Zahl erneuet, gestiftet, als ein Kranz der Christen- und Ritterehre angelobet; und weil die Eroberung langsam fortging, so hatte man Zeit, zu weihen und anzugeloben. Dazu traf die Wiedereroberung größtenteils in die blühendsten Zeiten des Ritter- und Papsttumes[1]. Einige Reiche, die man den Mauren entrissen hatte, ließ sich der König vom Papst zum Lehn auftragen[2], damit er in ihnen als ein echter Sohn der alten Kirche herrschte. Allenthalben wurden die Bischöfe seine Mitregenten, und die christlichen Ritter, die das Reich mit ihm erobert hatten, grandes y ricos hombres[3], ein hoher Adel, der mit seinem Könige das neue Christenreich teilte. Wie unter jenen alten Rechtgläubigen Juden und Arianer ausgetrieben waren, so galt's jetzo Juden und Mauren, so daß das schöne, unter mehreren Völkern einst blühende Land nach und nach eine anmutige Wüste wurde. Noch jetzt stehen überall die Säulen dieser alt- und neugotischen Christenstaatsverfassung in Spanien da; die Zeit hat manches zwischen sie gesetzt, ohne den Riß und Grund des Gebäudes ändern zu können. Zwar thront der katholische König nicht mehr neben dem Bischofsthrone in Toledo, und die heilige Inquisition ist seit ihrer Entstehung mehr ein Werkzeug des Despotismus als der blinden Andacht gewesen; dagegen aber sind in diesem abgeschlossenen romantischen Lande der Schwärmerei so viele und so dauerhafte Ritterschlösser errichtet, daß die Gebeine des heil. Jacobus zu Kompostell fast sichrer als die Gebeine des heil. Petrus zu Rom zu ruhen scheinen. Über ein halb Hundert Erz- und Bischöfe, über dreitausend meistens reiche Klöster genießen die Opfer eines Reiches, das seine Rechtgläubigkeit mit Feuer, Schwert, Betrug und

[1] Nach ihrer großen Niederlage bei Alarcos (1195) siegten die spanischen Christen zuerst wieder 1212 bei Las Navas de Tolosa, nachdem Innocenz III. einen Kreuzzug gegen die Mauren hatte predigen lassen. — [2] Thatsächlich ließ sich z. B. Peter von Aragon 1204 von Innocenz III. in Rom belehnen und krönen, und Sancho I. von Portugal zahlte demselben Papste Tribut. — [3] Die grandes y ricos hombres (wörtlich: die großen und reichen Mannen) waren die höchste Stufe des Adels, die Träger der Hofämter.

großen Hunden auch in zwei andre Weltteile[1] verbreitet hat; im spanischen Amerika allein thronen fast ebensoviel Erz- und Bischöfe in aller Herrlichkeit der Kirche. In Geisteswerken der Spanier fangen dicht hinter den Römern christliche Poeten, Streiter und kanonische Richter an, auf welche Schrifterklärer und Legendenschreiber in solcher Anzahl folgen[2], daß selbst ihre Lust- und Possenspiele, ihre Tänze und Stiergefechte sich nicht ohne Christentum behelfen mögen. Das bischöflich-gotische Recht hat sich mit dem römisch-kanonischen Rechte innig verschlungen, aller Scharfsinn der Nation ist darüber in Subtilitäten abgewetzt worden, so daß auch hier eine Wüste daliegt, die statt der Früchte Dornen träget.* Obwohl endlich von jenen hohen Hof- und Kronbeamten, die bei den Goten wie bei den andern deutschen Völkern zuerst nichts als persönliche Ämter waren, nachher aber als Reichswürden ein halbes Jahrtausend hin das Mark des Landes an sich gesogen haben, zum Teil nur noch der Schatten da ist, indem die königliche Gewalt sich hier mit dem Papst zu setzen, dort den Stolz der Großen zu demütigen und

* Der spanischen Kommentatoren sowohl über das römische Recht als über die siette Partidas[3], die Leyes de Toro[4], die Autos y acuerdos del Concejo Real[5] ist ein zahlreiches Heer; der Scharfsinn der Nation ist in ihnen erschöpfet.

[1] Herder denkt wohl an die spanischen Eroberungen in Mittel- und Südamerika, besonders die Mexikos durch Hernan Cortez und die Perus durch den noch gewaltthätigeren Pizarro, der z. B. den König Atahualpa, obwohl er ein ungeheures Lösegeld von ihm erpreßt hatte, hinrichten ließ. — [2] Über römische Schriftsteller spanischer Herkunft vgl. S. 367, Anm. 4. Frühe christliche Dichter Spaniens waren Constantin Optatianus (um 330), der Verfasser eines Lobgedichtes auf Konstantin den Großen, und der Presbyter Gajus Vettius Aquilius Juvencus, der etwa gleichzeitig biblische Stoffe im epischen Versmaß behandelte. Streiter und kanonische Richter waren z. B. der Presbyter Orosius, der um 418 seinen apologetischen Abriß einer christlichen Weltgeschichte schrieb, und Prosper Aquitanus (gest. 463), der Streitschriften gegen die Pelagianer (vgl. S. 361, Anm. 4) und Gedichte verwandten Inhalts verfaßte. Erläuterungen zu biblischen Büchern schrieben im 6. Jahrhundert in Spanien z. B. Apingius, Bischof von Pax Julia (jetzt Beja in Portugal), und Justus, Bischof von Orgellite. Die kirchliche Epik der Legende stellte Gonzalo de Bercao (etwa 1200—1270) der volkstümlichen Erzählung an die Seite. — [3] „Die sieben Abschnitte" heißt das von Alfons X. von Kastilien ausgearbeitete erste Gesetzbuch der Spanier in der Nationalsprache. — [4] Gesetze für die Stiergefechte. — [5] Verordnungen und Beschlüsse des königlichen Rates.

die Macht derselben einzuschränken gewußt hat, so wird doch, weil widrige Prinzipien dieser Art dem Staat einmal zum Grunde liegen und in den Charakter der Nation selbst verwebt sind, das schöne Land noch lange vielleicht ein milderes europäisches Afrika, ein gotisch-mauritanischer Christenstaat bleiben.

* * *

Von den Westgoten aus Spanien verdränget, waren die Wandalen mit dem Rest der Alanen nach Afrika gegangen, wo sie das erste christliche Raubnest[1] stifteten, reicher und mächtiger, als in der Folge eines ihrer mahomedanischen Nachfolger gewesen. Geiserich[2], ihr König, einer der tapfersten Barbaren, die die Erde sah, nahm mit einer mäßigen Schar in wenigen Jahren 429 bis die ganze schöne afrikanische Küste von der Meerenge bis zur Libyschen Wüste ein und schuf sich eine Seemacht, mit der ein halbes Jahrhundert lang dieser numidische Löwe alle Küsten des Mittelländischen Meers von Griechenland und Illyrien an, über die Säulen Herkules' hinaus bis nach Gallicien beraubte, die Balearischen Inseln, Sardinien, einen Teil Siziliens sich zueignete und Rom, die Hauptstadt der Welt, zehn Tage lang so langsam und rein ausplünderte, daß er mit dem goldnen Dache Jupiters, mit der alten Beute des jüdischen Tempels, mit unermeßlichen Schätzen an Kunstwerken und Kostbarkeiten, die ihm nur zum Teil das Meer raubte, mit einer Menge Gefangener, die er kaum irgend zu lassen wußte, mit einer geraubten Kaiserin und ihren beiden Töchtern glücklich und wohl in seinem Karthago ankam.[3] Die älteste Kaisertochter, Eudoxia, vermählte er seinem

439. 455

[1] Das von 439 bis 534 bestehende Vandalenreich in Afrika; die Vandalen, deren Plünderungen das Mittelländische Meer unsicher machten, und die durch ihre Verwüstung Roms i. J. 455 (vgl. S. 294, Anm. 3) als Kunstschänder berüchtigt wurden, waren arianische Christen. — [2] Geiserich (gest. 477 n. Chr.) eroberte in den Jahren 429—434 die römische Provinz Afrika und nach vierjährigem Waffenstillstand i. J. 439 auch die Hauptstadt Karthago. — [3] Die Vandalen führten i. J. 455 (vgl. Anm. 1) das stark vergoldete Dach des Jupitertempels auf dem Kapitol und unter den heiligen Geräten auch Beutestücke, die Titus von der Eroberung Jerusalems mit heimgebracht hatte, als Gefangene aber die Kaiserin Eudoxia mit ihren Töchtern aus Rom davon; doch ist es lediglich eine fromme Legende, daß gerade das die wertvollsten Kunstwerke tragende Schiff untergegangen sei.

Söhne; die andre mit ihrer Mutter schickte er zurück und war übrigens ein so kluges, mutiges Ungeheuer, daß er wert war, ein Freund und Bundsgenoß des großen Attila[1] zu sein, der von der Lena in Asien an bis über den Rhein hin die Welt eroberte, besteuerte und schreckte. Billig gegen seine Unterworfenen, strenge in Sitten, enthaltsam, mäßig, nur im Verdacht oder im Zorn grausam und immer thätig, immer wachsam und glücklich, lebte
477 Geiserich sein langes Leben aus und hinterließ seinen beiden Söhnen ein blühendes Reich, in welchem die Schätze des Occidents gesammlet waren. Sein letzter Wille gründete des Reichs ganzes Schicksal. Demzufolge sollte stets der Älteste seines gesamten Geschlechts regieren, weil dieser es mit der größesten Erfahrung thun könnte, und eben damit war der ewige Zank- und Mordapfel unter seine Abkömmlinge geworfen. Kein Ältester seiner Familie war fortan des Lebens sicher, indem jeder Jüngere der Älteste sein wollte; so mordeten Brüder und Vettern einander; jeder fürchtete oder neidete den andern; und da der Geist des Stifters in keinem seiner Nachkommen war, so versanken seine Wandalen in alle Üppigkeit und Träge des afrikanischen Erdstrichs. Ihr bleibendes Kriegslager, in welchem sich alter Mut erhalten sollte, ward ein Lager des Spiels und der Wollust, und kaum nach ebenso vieler Zeit, als Geiserich selbst regieret hatte, ging das ganze Reich in einem Feldzuge unter[2]. Der achte König, Gelimer[3],
534 ward mit allen erbeuteten Schätzen zu Konstantinopel in einem barbarischen Prachttriumph aufgeführet und starb als ein Landmann; seine gefangenen Wandalen wurden an die persische Grenze in Schlösser verlegt, und der Rest der Nation verlor sich; wie ein Zauberschloß voll Goldes und Silbers verschwand dies sonderbare Reich, von dem man etwa noch Münzen in der afrikanischen Erde antrifft. Die jüdischen Tempelgeräte, die Geiserich aus Rom geraubt hatte, wurden in Konstantinopel zum drittenmal im

[1] Vgl. S. 256, Anm. 3. — [2] In dem zweijährigen Feldzuge, den Justinians Feldherr Belisar 533 und 534 gegen die Vandalen führte. — [3] Seit 530 König der Vandalen.

Triumph getragen; sie kamen nach Jerusalem zurück als Geschenk in eine Christenkirche und sind wahrscheinlich nachher, mit einem arabischen Spruch bezeichnet, als Münzen in alle Welt geflogen. So wandern die Heiligtümer; Reiche verschwinden; es wechseln Völker und Zeiten. Sehr wichtig wäre es gewesen, wenn sich in Afrika dies wandalische Reich hätte erhalten können: ein großer Teil der europäischen, asiatischen und afrikanischen Geschichte, ja der ganze Weg europäischer Kultur wäre dadurch verändert. Jetzt ist das Andenken dieses Volks kaum noch im Namen einer spanischen Provinz[1] kenntlich.*

II.

Reiche der Ostgoten und Longobarden.

Ehe wir diese betrachten, müssen wir einem Meteor am Himmel Europas, der Geißel Gottes, dem Schrecken der Welt, dem Hunnenkönige Attila, einen Blick der Aufmerksamkeit schenken. Schon bemerkten wir[2], wie eigentlich der Aufbruch der Hunnen 376
in der Tatarei alle deutsche Völker in die letzte große Bewegung gesetzt habe, die dem römischen Reich ein Ende machte; unter Attila war die Macht der Hunnen in Europa in ihrer furcht- 433
barsten Größe. Ihm waren die Kaiser von Orient tributbar; er 447
verachtete sie als Sklaven ihrer Knechte, ließ jährlich sich 2100 Pfund Goldes zollen und ging in einem leinenen Kleide. Goten, Gepiden, Alanen, Heruler, Akaziren[3], Thüringer und Slaven dieneten ihm; er wohnete im nördlichen Pannonien in einem Flecken, von einer Wüste umgeben, in einem hölzernen Hause.**

* Mannert's[4] Geschichte der Vandalen, Leipz. 1785, ist ein nicht unwürdiger Jugendversuch dieses Mannes, der sich durch seine Geographie der Griechen und Römer[5] ein bleibendes Denkmal stiftet. — ** Die Züge von des Attila Person sind meistens aus Priscus'[6] Gesandtschaft an ihn, aus denen

[1] Andalusien. — [2] In der in unsere Auswahl nicht aufgenommenen Einleitung zum 16. Buche, Absatz 2. — [3] Ein wohl sarmatischer Stamm unter den Unterthanen Attilas. — [4] Konrad Mannert (1756—1834), geschichts- und erdkundlicher Schriftsteller. — [5] Dieses zehnbändige Werk begann 1792, also ein Jahr nach der Veröffentlichung des vierten Teiles der „Ideen", zu erscheinen. — [6] Priscus aus Panium

Seine Gefährten und Gäste tranken aus goldnem Gerät: er trank aus einem hölzernen Becher, trug kein Gold, kein Edelgestein an sich, auch nicht an seinem Schwert noch am Zügel seines Pferdes. Billig und gerecht, gegen Unterworfene äußerst gütig, aber mißtrauisch gegen seine Feinde und stolz gegen die stolzen Römer, brach er, wahrscheinlich vom Wandalenkönige Geiserich angeregt, mit einem Heer von fünf- bis siebenmalhunderttausend Menschen aller Nationen plötzlich auf, wandte sich westwärts, durchflog
450 Deutschland, ging über den Rhein, zerstörte bis in die Mitte Galliens; alles zitterte vor ihm, bis endlich aus allen westlichen Völkern ein Heer sich gegen ihn sammlete und anrückte. Kriegsklug zog Attila sich auf die Katalaunische Ebne[1] zurück, wo sein Rückweg frei war; Römer, Goten, Läter, Armoriker[2], Breonen[3], Burgunder, Sachsen, Alanen und Franken standen gegen ihn; er selbst ordnete die Schlacht. Das Treffen war blutig, der König der Westgoten[4] blieb, Mengen fielen, und Kleinigkeiten entschieden.
452 Unverfolgt zog Attila über den Rhein zurück und ging im folgenden Jahr frisch über die Alpen, da er Italien durchstreifte, Aquileja zerstörte, Mailand plünderte, Pavia verbrannte und, um dem ganzen Römerreich ein Ende zu machen, auf Rom losging. Hier kam ihm Leo, der römische Bischof, flehend entgegen und erbat die Rettung der Stadt; dieser reisete auch gen Mantua

man denn nicht eben zuverlässig auf sein ganzes Leben schließen mag. Mancherlei Erläuterungen hiezu und zu den Sitten der Völker sind von F. C. J. Fischer[5] bei Gelegenheit des von ihm gefundenen Gedichts de prima expeditione Attilae, Lips. 1780, sowohl in den Anmerkungen dazu als in der Schrift: Sitten und Gebräuche der Europäer im 5. und 6. Jahrhundert, Frankf. 1784, gesammlet.

in Thracien, ein Gelehrter unter Theodosius II. (408—450). Der Bericht über die Gesandtschaftsreise, die Priscus in Theodosius' Auftrag zu Attila machte, ist aus seiner bis 474 reichenden byzantinischen Geschichte allein erhalten. Er steht übersetzt in Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", Bd. 1, S. 143—174 (5. Auflage, Leipz. 1867). — [1] So genannt nach Catalaunum, dem heutigen Châlons-sur-Marne; doch fand die Schlacht 451 näher bei Troyes statt. — [2] Die keltischen Stämme an der Nordwestküste Galliens, besonders in der Bretagne. — [3] Rhätischer Stamm aus dem oberen Innthale. — [4] Theoderich I. — [5] Friedrich Christoph Jonathan Fischer (1750—97), Professor des Staats- und Lehnsrechtes in Halle.

zu ihm ins Lager und bat Italien von ihm los. Der Hunnenkönig zog zurück über die Alpen und war eben im Begriff, jene in Gallien verlorne Schlacht zu rächen, als er vom Tode übereilt ward. Mit lauten Klagen begruben ihn seine Hunnen; mit ihm 454
sank ihre furchtbare Macht. Sein Sohn Ellak starb bald ihm nach[1], das Reich zerfiel, der Rest seines Volks ging nach Asien zurück oder verlor sich. Er ist der König Etzel, den Gedichte mehrerer deutscher Völker nennen, der Held, vor dessen Tafel die Dichter mehrerer Nationen ihrer Vorfahren Thaten sangen; desgleichen ist er das Ungeheuer, dem man auf Münzen und in Gemälden Hörner andichtete, ja dessen ganzes Volk man zu einer Waldteufel- und Alrunenbrut[2] machte. Glücklich that Leo, was keine Heere thun konnten, und hat Europa von einer kalmuckischen Dienstbarkeit befreiet; denn ein mogolisches Volk war Attilas Heer, an Bildung, Lebensweise und Sitten kenntlich.

* * *

Auch des Reichs der Heruler müssen wir erwähnen, weil es dem ganzen westlichen Kaisertum ein Ende machte. Längst waren diese mit andern deutschen Völkern im römischen Solde gewesen, und da sie bei wachsender Not des Reichs nicht mehr bezahlt werden konnten, bezahlten sie sich selbst: ein dritter Teil des Landes ward ihnen in Italien zum Anbau gegeben, und ein glücklicher Abenteurer, Odoaker[3], Anführer der Scirren, Rugen[4] und Herulen, ward Italiens erster König. Er bekam[5] den letzten Kaiser 476
Romulus in seine Hände, und da ihn dessen Jugend und Gestalt zum Mitleiden bewegten, schickte er ihn mit einem Jahrgelde auf eine Villa Luculls[6] in Kampanien. Siebenzehn Jahre[7] hat

[1] Er fiel 454 in der Schlacht am pannonischen Flüßchen Netad gegen den Gepidenkönig Ardarich. — [2] Wohl eine Vermischung der Vorstellung von den Alraunmännchen, in Wäldern hausenden, Glück bringenden Wichtelmännchen, und den Alraunen, richtiger Alrunen, d. h. den weisen Frauen, die in bloßen Füßen und mit fliegendem Haar gingen und aus dem Blute der geopferten Kriegsgefangenen weissagten. — [3] Vgl. S. 173, Anm. 3. — [4] Eine südostgermanische Völkerschaft. Die Rugier, zu deren Stamm Odoaker selbst gehörte, werden im 1. Jahrhundert n. Chr. an der Ostsee, im 4. Jahrhundert in Mähren genannt. — [5] Als Anführer der germanischen Leibtruppen des Königs. — [6] Vgl. S. 213, Anm. 7. — [7] 476—493; in diesem Jahre wurde er von Theoderich dem Großen, der ihn in drei Schlachten

Odoaker Italien bis nach Sizilien hinab nicht unwürdig, obwohl unter den größesten Landplagen, verwaltet, bis die Beute eines so schönen Besitzes den König der Ostgoten, Theoderich, reizte. Der junge Held ließ sich Italien vom Hofe zu Konstantinopel zum Königreich anweisen, überwand den Odoaker, und da dieser einen demütigenden Vergleich nicht halten wollte, ward er ermordet.
493 So begann der Ostgoten Herrschaft.

* * *

Theoderich ist der Stifter dieses Reiches, den die Volkssage unter dem Namen Dietrich von Bern kennet, ein wohlgebildeter und wohlgesinneter Mann, der als Geisel in Konstantinopel erzogen war und dem morgenländischen Reich viel Dienste gethan hatte[1]. Dort war er schon mit der Würde eines Patrizius[2] und Konsuls geschmückt; ihm zur Ehre war eine Bildsäule vor dem kaiserlichen Palast errichtet; Italien aber ward das Feld seines schöneren Ruhms, einer gerechten und friedlichen Regierung. Seit Mark-Antonins Zeiten war dieser Teil der römischen Welt nicht weiser und gütiger beherrscht worden, als er über Italien und Illyrikum, einen Teil von Deutschland und Gallien, ja als Vormund auch über Spanien herrschte[3] und zwischen Westgoten und Franken lange den Zügel hielt. Ohngeachtet seines Triumphes zu Rom[4] maßte er sich den Kaisertitel nicht an und war mit dem Namen Flavius zufrieden[5]; aber alle kaiserliche Macht übte er aus, ernährte das römische Volk, gab der Stadt ihre alten Spiele wieder, und da er ein Arianer war, sandte er den Bischof zu Rom selbst in der Sache des Arianismus als seinen Gesandten nach Konstantinopel. Solange er regierte, war Friede unter den Barbaren; denn das westgotische, fränkische, wandalische, thüringische

besiegt hatte, nach der Übergabe Ravennas aus dem Wege geräumt. — [1] Kaiser Zeno hatte sich öfter um Hilfe an ihn gewandt; 487 bekämpfte Theoderich für Zeno erfolgreich die Empörer Leontius und Illus. — [2] Eigentlich „Vater des Herrschers", ein Titel für hohe Befehlshaber. — [3] 507—526 als Vormund seines Enkels Amalarich, des Sohnes Alarichs II., dessen Erbe er gegen den Franken Chlodwig verteidigt hatte. — [4] Rom, das dem geschlagenen Odoaker seine Thore verschlossen hatte, nahm den siegreichen Theoderich wie einen Befreier auf (489). — [5] D. h. eines so milden Fürsten wie Flavius Vespasianus und Titus.

Reich waren durch Bündnisse oder Blutsfreundschaft mit ihm vereinigt. Italien erholte sich unter ihm, indem er dem Ackerbau und den Künsten aufhalf, und jedem Volk blieben seine Gesetze und Rechte. Er unterhielt und ehrte die Denkmale des Altertums, bauete, obwohl nicht ganz mehr im Römergeschmack, prächtige Gebäude, von welchen vielleicht der Name der gotischen Baukunst herrühret, und seine Hofhaltung ward von allen Barbaren verehret. Sogar ein schwacher Schimmer der Wissenschaften ging unter ihm auf: die Namen seiner ersten Staatsdiener, eines Cassiodor[1], Boethius[2], Symmachus[3], sind noch bis jetzt hochgeschätzte Namen, obgleich die beiden letzten auf einen Verdacht, daß sie die Freiheit Roms wieder herstellen wollten, ein unglückliches Ende fanden. Vielleicht war der Verdacht dem alten Könige verzeihlich, da er nur einen jungen Enkel zur Nachfolge vor sich sah und, was seinem Reich zur daurenden Festigkeit fehlte, wohl kannte. Es wäre zu wünschen gewesen, daß dies Reich der Goten bestanden und statt Karls des Großen ein Theoderich die Verfassung Europas in geist- und weltlichen Dingen hätte bestimmen mögen.

Nun aber starb der große König nach vierunddreißig Jahren 526
einer klugen und thätigen Regierung, und sogleich brachen die Übel aus, die in der Staatsverfassung aller deutschen Völker lagen. Die edle Vormünderin des jungen Adelrichs, Amalasvinde[4], ward von den Großen des Reichs in der Erziehung desselben gehindert, und als sie nach seinem Tode den abscheulichen Theodat zum Reichsgehülfen annahm, der sie mit dem Tode belohnte, so war die

---

[1] Von Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator (um 485—580) sind namentlich die im Auszug erhaltene „Geschichte der Goten" in zwölf Büchern und zwölf Bücher „Variae", eine für die Geschichte seiner Zeit bedeutende Sammlung amtlicher Schriftstücke, wichtig. — [2] Vgl. S. 231, Anm. 7. — [3] Quintus Aurelius Memmius Symmachus, der i. J. 526 kurz nach seinem Schwiegersohn Boëthius hingerichtet wurde, war gleich diesem eines der würdigsten und angesehensten Mitglieder des römischen Senates. — [4] Amalasuntha, die Tochter Theoderichs, herrschte von 526 bis 534 als Regentin für ihren unmündigen Sohn Athalarich; 535 wurde sie von ihrem zum Mitregenten und Gemahl angenommenen Verwandten Theodahad ermordet.

Fahne des Aufruhrs unter den Goten gepflanzet. Mehrere Große wollten regieren; der habsüchtige Justinian mischt sich in ihre Streitigkeiten, und Belisar, sein Feldherr, setzt unter dem Vor-
536 wande, Italien zu befreien, über das Meer. Die unter sich uneinigen Goten werden eingeenget und betrogen, die Residenz ihrer Könige, Ravenna, hinterlistig eingenommen, und Belisar zieht
540 mit Theoderichs Schätzen und einem gefangenen Könige nach Hause.[1] Bald beginnet der Krieg aufs neue: der tapfre König der Goten, Totilas, erobert Rom zweimal[2], schonet aber desselben und lässet es mit niedergerissenen Mauern offen liegen. Ein
546 zweiter Theoderich war dieser Totilas, der während der eilf Jahre
549 seiner Regierung den treulosen Griechen viel zu thun gab. Nachdem er im Treffen geblieben und sein Hut mit dem blutigen
552 Kleide dem eitlen Justinian zu Füßen gelegt war, ging's mit
554 dem Reich der Goten zu Ende, wiewohl sie sich bis auf die letzten 7000 Mann tapfer hielten. Empörend ist die Geschichte dieses Krieges, in dem auf der einen Seite tapfre Gerechtigkeit, auf der andern griechischer Betrug, Geiz und jede Niederträchtigkeit der Italiener kämpfen, so daß es zuletzt einem Verschnittenen, dem Narses[2], gelang, das Reich auszurotten, das Theoderich zum Wohl Italiens gepflanzt hatte, und dagegen zu Italiens langem Weh das hinterlistige, schwache Exarchat[3], die Wurzel so vieler Unordnungen und Übel, einzuführen. Auch hier wie in Spanien war leider die Religion und die innere Verfassung des gotischen Staats der Grund zu seinem Verderben. Die Goten waren Arianer geblieben, die der römische Stuhl ihm so nahe, ja als seine

[1] Belisar führte nach fünfjährigem Kriege von 535 bis 540 den König Vitigis als Gefangenen nach Konstantinopel. — [2] Der von den meisten Goten zum Nachfolger des Vitigis gewählte Totila eroberte Rom zum erstenmal 546, zum zweitenmal 549, fiel aber gegen Belisars Nachfolger Narses 552 in der Schlacht bei Taginä im Umbrischen. — [3] Die „Außenherrschaft" hieß Italien, insofern es von den byzantinischen Kaisern als oströmische Provinz angesehen wurde. Nach dem Einzuge der Langobarden unter König Alboin in Italien (568) beschränkte sich die Bezeichnung zwar auf Venedig, Ravenna, Neapel und Kalabrien, aber sowohl Karl dem Großen als auch den Ottonen haben diese byzantinischen Ansprüche auf Teile Italiens in ihrer italienischen Politik dauernd Schwierigkeiten bereitet.

Oberherren unmöglich dulden konnte; durch alle Mittel und Wege, wenn auch von Konstantinopel her und mit eigner Gefahr, ward also ihr Fall befördert. Zudem hatte sich der Charakter der Goten mit dem Charakter der Italiener noch nicht gemischt: sie wurden als Fremdlinge und Eroberer angesehen und ihnen die treulosen Griechen vorgezogen, von denen auch schon in diesem Befreiungskriege Italien unsäglich litt und noch mehr gelitten hätte, wenn ihm nicht wider seinen Willen die Longobarden zu Hülfe gekommen wären[1]. Die Goten zerstreueten sich, und ihr letzter Rest ging über die Alpen.

* * *

Die Longobarden verdienen es, daß der obere Teil Italiens ihren Namen trägt[2], da er den bessern Namen der Goten nicht tragen konnte. Gegen diese rief Justinian[3] sie aus ihrem Pannonien hervor, und sie setzten sich zuletzt selbst in den Besitz der Beute. Alboin, ein Fürst, dessen Namen mehrere deutsche Nationen priesen[4], kam über die Alpen und führte von mehreren Stämmen ein Heer von Weibern, Kindern, Vieh und Hausrat mit sich, um das der Goten beraubte Land nicht zu verwüsten, 568
sondern zu bewohnen. Er besetzte die Lombardei und ward in Mailand von seinen Longobarden, auf einem Kriegsschilde erhoben, zum Könige Italiens ausgerufen, endete aber bald sein 574
Leben. Von seiner Gemahlin Rosemunde war sein Mörder bestellt[5]; sie vermählt sich mit dem Mörder und muß entweichen. Der von den Longobarden erwählte König[6] ist stolz, grausam; die Großen der Nation werden also einig, keinen König zu wählen und das Reich unter sich zu teilen; so entstehen sechsund-

[1] Vgl. S. 380, Anm. 3. — [2] Lombardei. — [3] Vielmehr Narses, als er mit dem byzantinischen Hofe zerfiel. — [4] Z. B. die Bayern und Sachsen, von denen ihn zahlreiche Scharen auf seinem Eroberungszuge begleiteten. — [5] Helmichis ermordete den König i. J. 573 n. Chr. Rosamunde, die Tochter des von Alboin in Pannonien besiegten Gepidenkönigs Kunimund, wurde zu dieser Rachethat entflammt, weil Alboin aus ihres Vaters Schädel einen Trinkbecher hatte fertigen lassen und bei feierlicher Gelegenheit auch sie daraus zu trinken zwang. — [6] Kleph, der schon 574 nach achtzehnmonatiger Herrschaft ermordet wurde.

dreißig Herzoge, und hiemit war die erste lombardisch-deutsche Verfassung in Italien gegründet. Denn als die Nation, vom Bedürfnis gezwungen, sich wieder Könige wählte, so that dennoch jeder mächtige Lehnsträger meistens nur das, was er thun wollte; selbst die Wahl derselben ward oft dem Könige entrissen, und es kam zuletzt auf das unsichere Ansehen seiner Person an, ob er seine Vasallen zu lenken und zu gebrauchen wüßte. So entstanden die Herzoge von Friaul, Spoleto, Benevent, denen bald andre nachfolgeten; denn das Land war voller Städte, in welchen hier ein Herzog, dort ein Graf sein Wesen treiben konnte. Dadurch ward aber das Reich der Longobarden entkräftet und wäre leichter als das Reich der Goten wegzufegen gewesen, wenn Konstantinopel einen Justinian, Belisar und Narses gehabt hätte, indes sie jetzt auch in ihrem kraftlosen Zustande den Rest des Exarchats zerstören konnten. Allein mit diesem Schritte war
743 auch ihr Fall bereitet. Der Bischof zu Rom, der in Italien keine als eine schwache, zerteilte Regierung wünschte, sahe die Longobarden sich zu nahe und mächtig; da er nun von Konstantinopel aus keinen Beistand hoffen konnte, zog Stephanus[1] über das Gebirge, schmeichelte dem Usurpator des fränkischen Reichs, Pipin, mit der Ehre, ein Beschützer der Kirche werden zu können, salbte
752 ihn zu einem rechtmäßigen Könige der Franken und ließ sich dafür noch vor dem erobernden Feldzuge selbst die fünf Städte[2]
754 und das den Longobarden zu entnehmende Exarchat schenken. Der Sohn Pipins, Karl der Große, vollendete seines Vaters Werk, erdrückte mit seiner überwiegenden Macht das longobar-
774 dische Reich[3] und ward dafür vom heiligen Vater zum Patrizius von Rom, zum Schutzherrn der Kirche, ja endlich wie durch eine

---

[1] Papst Stephanus II., der im Januar 754 zu Ponthiou in Frankreich persönlich die Hilfe Pippins (vgl. S. 368, Anm. 3) gegen den auch nach dem Kirchenstaat lüsternen Langobardenherzog Aistulf anrief. — [2] Das „Pentapolis" (Fünfstadt) genannte Gebiet der italienischen Ostküste umfaßte die fünf Städte Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona. — [3] Karl der Große besiegte 774 den letzten Langobardenkönig Desiderius und krönte sich selbst in Pavia zum Könige der Langobarden.

Eingebung des Geistes zum römischen Kaiser ausgerufen und 800
gekrönet. Was dieser Ausruf für ganz Europa veranlaßt habe, wird die Folge zeigen; für Italien ging durch diesen herrlichen Fischzug Petri jenseit der Alpen das ihm nimmer ersetzte longobardische Reich unter. In den zwei Jahrhunderten seiner Dauer hatte es für die Bevölkerung des verwüsteten und erschöpften Landes gesorgt; es hatte durch deutsche Rechtlichkeit und Ordnung Sicherheit und Wohlstand verbreitet, wobei jedem freigestellet blieb, nach longobardischen oder eignen Gesetzen zu leben. Der Longobarden Rechtsgang war kurz, förmlich und bindend; lange noch galten ihre Gesetze, als schon ihr Reich gestürzt war. Auch Karl, der Unterdrücker desselben, ließ sie gelten und fügte die seinen nur an. In mehreren Strichen Italiens sind sie nebst dem römischen das gemeine Gesetz geblieben und haben Verehrer und Erklärer gefunden[1], auch da späterhin auf Befehl der Kaiser das justinianische Recht emporkam.

Dem allem ohngeachtet ist nicht zu leugnen, daß insonderheit die Lehnverfassung der Longobarden, der mehrere Nationen Europas folgten, diesem Weltteil unselige Folgen gebracht habe. Dem Bischofe Roms konnte es angenehm sein, daß bei einer zerteilten Macht des Staats eigenmächtige Vasallen nur durch schwache Bande an ihre Oberherren geknüpft waren; denn nach der alten Regel „Teile und herrsche!" mochte man sodann aus jeder Unordnung Vorteil ziehen. Herzoge, Grafen und Barone konnte man gegen ihre Lehnverleiher aufregen und durch Vergebung der Sünde bei rohen Lehns- und Kriegsmännern für die Kirche viel gewinnen. Dem Adel ist die Lehnsverfassung seine alte Stütze, ja die Leiter gewesen, auf welcher Beamte zu Erbeigentümern und, wenn die Ohnmacht der Anarchie es wollte, zur Landeshoheit selbst hinaufstiegen. Für Italien mochte dies

[1] In den Zeiten des aufblühenden Städtewesens im 11. Jahrhundert halfen die langobardischen Gesetze die Selbständigkeit der Kommunen neu begründen, indem das nach Stämmen verschiedene, der Selbstverwaltung günstige germanische Recht dem von den deutschen Kaisern geltend gemachten zentralisierenden römischen Rechte entgegengesetzt wurde.

alles weniger schädlich sein, da in diesem längst kultivierten Lande Städte, Künste, Gewerbe und Handel in Nachbarschaft mit den Griechen, Asiaten und Afrikanern nie ganz vernichtet werden konnten und der noch unausgetilgte Römercharakter sich nie ganz unterdrücken ließ, obwohl auch in Italien die Lehnzerteilung der Zunder unsäglicher Unruhen, ja eine Haupturſache mit gewesen, warum seit den Zeiten der Römer das schöne Land nie zur Konsistenz eines festen Zustandes gelangen konnte. In andern Ländern werden wir die Anwendung des longobardischen förmlichen Lehnrechtes, zu welchem in allen Verfassungen deutscher Völker ähnliche Keime lagen, weit verderblicher finden. Seit Karl der Große die Lombardei in sein Besitztum zog und als Erbteil unter seine Söhne brachte[1], seitdem unglücklicherweise auch der römische Kaisertitel nach Deutschland kam und dies arme Land, das nie zu einer Hauptbesinnung kommen konnte, mit Italien in das gefährliche Band zahlreicher und verschiedner Lehnverknüpfungen zog: seitdem ward, ehe noch ein Kaiser das geschriebene longobardische Recht anempfahl und dem justinianischen Recht beifügte, in mehreren Ländern die ihm zu Grunde liegende Verfassung, allen an Städten und Künsten armen Gegenden gewiß nicht zum Besten, errichtet. Aus Unwissenheit und Vorurteil der Zeiten galt endlich das longobardische für das allgemeine kaiserliche Lehnrecht; und so lebt dies Volk noch jetzt in Gewohnheiten, die eigentlich nur aus seiner Asche zu Gesetzen gesammlet wurden.*

* Außer denen, die die Geschichte der Rechte allgemein und einzeln bearbeitet haben, ist Giannone[2], Geschichte von Neapel, für die gesamten Gesetze der Völker, die Italien beherrscht haben, sehr brauchbar. Ein vortreffliches Werk in seiner Art.

[1] Schon i. J. 781 ließ Karl seinen Sohn Pippin zum König von Italien krönen, und bei seinem Tode (814) ordnete er an, daß Pippins Sohn Bernhard unter der Oberhoheit Ludwigs des Frommen, seines jüngsten Sohnes, als König von Italien folgen solle. — [2] Pietro Giannone (1676—1758), ein angesehener italienischer Geschichtschreiber, der seinen Freimut mit dem Tode in der Cidatelle von Turin büßte. Seine „Storia civile del regno di Napoli“, die 1723 zu Neapel in vier Bänden erschienen war, wurde noch 1823 zu Mailand in dreizehn Bänden neu herausgegeben.

Auch auf den Zustand der Kirche ging vieles von dieser Verfassung über. Zuerst zwar waren die Longobarden wie die Goten Arianer; als aber Gregor der Große die Königin Theodolinde, diese Muse ihres Volks, zur rechtgläubigen Kirche zu ziehen wußte[1], so zeigte sich der Glaube der Neubekehrten auch bald eifrig in guten Werken. Könige, Herzoge, Grafen und Barone wetteiferten miteinander, Klöster zu bauen und die Kirchen mit ansehnlichen Patrimonien[2] zu beschenken; die Kirche zu Rom hatte dergleichen von Sizilien aus bis in den Kottischen Alpen. Denn wenn die weltlichen Herren sich ihre Lehngüter erwarben, warum sollten die geistlichen Herren nicht ein Gleiches thun, da sie für eine ewige Nachkommenschaft zu sorgen hatten? Mit ihrem Patrimonium bekam jede Kirche einen Heiligen zu ihrem Schutzwächter, und mit diesen Patronen als Vorbittern bei Gott hatte man sich unendlich abzufinden. Ihre Bilder und Reliquien, ihre Feste und Gebete bewirkten Wunder; diese Wunder bewirkten neue Geschenke, so daß bei fortgesetzter gegenseitiger Erkenntlichkeit der Heiligen von einem Teil, der Lehnbesitzer, ihrer Weiber und Kinder auf der andern Seite, die Rechnung nie aufhören konnte. Die Lehnverfassung selbst ging gewissermaße in die Kirche über. Denn wie der Herzog vor dem Grafen Vorzüge hatte, so wollte auch der Bischof, der jenem zur Seite saß, vor dem Bischofe eines Grafen Vorrechte haben; das weltliche Herzogtum schlug sich also zu einem erzbischöflichen Sprengel, die Bischöfe untergeordneter Städte zu Suffraganeen[3] eines geistlichen Herzogs zusammen. Die reichgewordenen Äbte als geistliche Barone suchten der Gerichtsbarkeit ihrer Bischöfe zu entkommen und unmittelbar zu werden. Der Bischof zu Rom, der

[1] In Wirklichkeit mußte Gregor der Große (vgl. S. 363, Anm. 1) Theodelinde, die Tochter des bayrischen Herzogs Garibald und Gemahlin des Langobardenkönigs Authari, die mit ihm in vertrautem Briefwechsel stand, in ihrem Eifer zügeln, die Langobarden sogleich alle aus Arianern zu rechtgläubigen Christen zu machen. — [2] Schenkungen, so genannt nach der auf Konstantin den Großen zurückgeführten, als patrimonium Petri (Erbteil des Petrus) bezeichneten Schenkung weltlichen Besitzes an den Papst. — [3] Suffragan hießen alle zu Sitz und Stimme berechtigten Mitglieder eines Kollegs von Geistlichen, im besonderen die Bischöfe eines Erzbistums.

auf diese Weise ein geistlicher Kaiser oder König ward, verlieh diese Unmittelbarkeit gern und arbeitete den Grundsätzen vor, die nachher der falsche Isidor[1] für die gesamte christkatholische Kirche öffentlich aufstellte. Die vielen Festtage, Andachten, Messen und Ämter erforderten eine Menge geistlicher Diener; die erlangten Schätze und Kleider der Kirche, die im Geschmack der Barbaren waren, wollten ihren Schatzbewahrer, die Patrimonien ihre Rektores haben — welches alles zuletzt auf einen geist- und weltlichen Schutzherren, d. i. auf einen Papst und Kaiser hinauslief, also daß Staat und Kirche eine wetteifernde Lehnverfassung wurden. Der Fall des longobardischen Reichs ward die Geburt des Papstes und mit ihm eines neuen Kaisers, der damit der ganzen Verfassung Europas eine neue Gestalt gab. Denn nicht Eroberungen allein verändern die Welt, sondern viel mehr noch neue Ansichten der Dinge, Ordnungen, Gesetze und Rechte.

III.

Reiche der Alemannen, Burgunder und Franken.

Die Alemannen waren eins der roheren deutschen Völker; zuerst Räuber der römischen Grenzen, Verwüster ihrer Schlösser und Städte. Als das römische Reich fiel, bemächtigten sie sich des östlichen Teils von Gallien und hatten an ihm mit ihren alten Besitzungen ein schönes Land inne, dem sie auch eine schöne Verfassung hätten geben mögen. Die Alemannen haben sie ihm nie gegeben, denn die Macht der Franken überwältigte sie; ihr
496 König fiel in der Schlacht[2], sein Volk unterwarf sich und ward unterjocht oder zerstreuet, bis unter fränkischer Hoheit sie einen Herzog, bald auch das Christentum, endlich auch geschriebene

[1] Die zuerst i. J. 853 in Gallien auftauchenden gefälschten (Pseudo-) Isidorischen Dekretalen waren angebliche Beschlüsse alter Kirchenversammlungen, auf Grund deren die fränkischen Bischöfe ihre Unabhängigkeit von ihrem Könige, später der päpstliche Stuhl die Unabhängigkeit aller Kirchen von den Landesherren forderten. — [2] Die Schlacht, in der Chlodwig 496 die Alemannen besiegte, heißt gewöhnlich die Schlacht bei Zülpich (unweit Koblenz).

Gesetze bekamen. Noch sind diese übrig[1] und zeigen den einfachen, 536
rohen Charakter des Volkes. Unter den letzten Merovingern wurde ihm auch sein Herzog genommen[2], und es verlor sich in der Masse der fränkischen Völker. Wenn Alemannen die Stammväter der deutschen Schweiz sind, so ist ihnen zu danken, daß sie die Wälder dieser Berge zum zweitenmal[3] gelichtet und allgemach wieder mit Hütten, Flecken, Burgen, Türmen, Kirchen, Klöstern und Städten geziert haben. Da wollen wir denn auch ihrer Bekehrer, des h. Columbans[4] und seiner Gefährten, nicht 610
vergessen, deren einer, St. Gall[5], durch Gründung seines Klosters ein für ganz Europa wohlthätiger Name ward. Die Erhaltung mehrerer klassischen Schriftsteller haben wir dem Institut dieser irländischen Mönche zu danken[6], deren Einsiedelei mitten unter barbarischen Völkern, wo nicht ein Sitz der Gelehrsamkeit, so doch eine Quelle der Sittenverbesserung ward und wie ein Stern in diesen dunkeln Gegenden glänzet.*

* * *

* Was von den Reichen und Völkern, die wir durchgehen, nur irgend die Schweiz berührt, findet in Johann Müllers[7] Geschichte der Schweiz,

[1] Vgl. die „Leges Alamannorum" in den „Monumenta Germaniae historica", „Leges", Bd. 1, S. 1 ff. — [2] Als Alemannien 746 unmittelbar an das Frankenreich kam, hörte das Herzogtum auf. — [3] Zum erstenmal wurde wenigstens die westliche Schweiz schon unter römischer Herrschaft besiedelt, die unter Augustus hier ihre ersten Stützpunkte in Colonia Raurica (später Augusta Rauracorum genannt; Augst bei Basel), Vindonissa (Windisch unweit Zürich) und Aventicum (Avenches im Kanton Waadt) erhielt. Die wirkliche Besetzung der mittleren Schweiz durch die Alemannen begann um 400 und machte besondere Fortschritte, als nach der Schlacht bei Zülpich i. J. 496 (vgl. S. 386, Anm. 2) Theoderich der Große die den Rhein aufwärts Ziehenden in seinen Schutz nahm. — [4] Columban (gest. 615), aus dem irischen Kloster Bankor, begann seine Bekehrungsthätigkeit unter den Alemannen 590 mit der Gründung des Klosters Anegray im Wasgenwald. Im Jahre 612 machte er Bregenz zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit. — [5] Der heilige Gallus, der i. J. 627 fünfundneunzigjährig starb, hat am Anfange des 7. Jahrhunderts das nach ihm genannte Kloster St. Gallen an der Steinach gegründet. — [6] Die von Abt Gosbert i. J. 816 angelegte Bibliothek des Klosters Sankt Gallen enthält z. B. einzelne sehr alte Blätter einer Vergilhandschrift, und bei einem von der Konstnitzer Kirchenversammlung aus nach Sankt Gallen unternommenen Ausfluge fand hier der Humanist Poggio Bracciolini des Quintilianus „Institutiones oratoriae", des Valerius Flaccus „Argonautica", des Manilius „Astronomica" und des Papinius Statius „Silvae". — [7] Der Geschichtschreiber Johannes von Müller (1752—1809).

Die Burgunder wurden ein sanfteres Volk, seitdem sie mit den Römern im Bunde standen. Sie ließen sich von ihnen in Burge verlegen[1], waren auch dem Ackerbau, den Künsten und Handwerken nicht unhold. Als ihnen die Römer eine Provinz in Gallien einräumten[2], hielten sie sich friedlich, pflegten des Feld- und Weinbaues, lichteten die Wälder und hätten in ihrer schönen Lage, die zuletzt bis zur Provence und zum Genfersee reichte, wahrscheinlich ein blühendes Reich gestiftet, wenn ihnen nordwärts die stolzen und räuberischen Franken dazu Raum gegönnet hätten. Nun aber war jene Klotilde, die Frankreich den christlichen Glauben brachte, zum Unglück eine burgundische Prinzessin, die, um einige Freveltaten ihres Hauses zu rächen, dasselbe mit ihrem väterlichen Reiche selbst stürzte.[3] Kaum hundert Jahre hatte dies gedauret, aus welcher Zeit uns die Gesetze der Burgunder nebst einigen Schlüssen ihrer Kirchenversammlungen noch übrig sind[4]; vorzüglich aber haben sie durch Anbau des Landes am Genfersee und in den gallischen Provinzen ihren Namen verewigt. Sie machten diese Gegenden zu einem früheren Paradiese, als andre noch in wüster Wildnis lagen. Gundebald, ihr Gesetzgeber, ließ das zerstörte Genf wiederherstellen[5], dessen Mauern

Leipz. 1786 u. f., Erläuterung oder ein einsichtsvolles Urteil, so daß ich dieses Buch eine Bibliothek voll historischen Verstandes nennen möchte. Eine Geschichte der Entstehung Europas, von diesem Schriftsteller geschrieben, würde wahrscheinlich das erste und einzige Werk dieser Art werden.

[1] Nach Orosius (um 415), der fälschlich den (älteren) Namen der Burgunder davon ableitet, daß sie um 250 n. Chr., als sie in römischen Diensten gegen die Alemannen kämpften, am mittleren Neckar in Kastellen (burgi) des Grenzwalles aufgenommen wurden. — [2] Nach der Besiegung des um Worms gebietenden burgundischen Königs Guntharich durch eine Hunnenschar i. J. 437. — [3] Klotilde, mit der sich Chlodwig i. J. 492 vermählte, trieb diesen zum Kriege gegen Burgund, weil ihr Vater Chilperich, einer der burgundischen Teilkönige, von ihrem Oheim ermordet worden war. Im Jahre 500 siegte Chlodwig bei Dijon über die Burgunder, doch wurde Burgund erst 534 durch Chlodwigs Söhne vollständig erobert. — [4] Das burgundische Reich an der oberen Rhone und Saône wurde nach der Besiegung König Gunthariths von Worms (vgl. Anm. 2) um 443 gegründet. Die „Lex Burgundionum“ in den „Monumenta Germaniae historica“, „Leges“, Bd. 3, S. 497 ff., ist 472 unter König Gundebald von Lyon (gest. 516) erlassen und i. J. 517 von dessen Sohne Sigismund vervollständigt worden. — [5] Genf war in den Bruderkriegen zwischen Gundebald und seinen drei Brüdern viel umstritten.

über tausend Jahre eine Stadt beschirmet, die mehr als große Erdstrecken auf Europa gewirkt hat. In denen von ihnen angebaueten Gegenden hat mehr als einmal sich der menschliche Geist entflammet und seine Phantasie geschärfet.[1] Auch unter den Franken behielten die Burgunder ihre alte Verfassung, daher beim Verfall der Karlinger sie die ersten waren, die sich einen eigenen König wählten. Über zweihundert Jahre daurete dieser neue Staat[2] und ward andern Völkern, sich auch einzeln einzurichten, ein nicht unheilsames Vorbild.

* * *

Es ist Zeit, von dem Reiche zu reden, das so vielen andern ein Ende gemacht hat, dem Reiche der Franken. Nach manchen vorhergegangenen Versuchen gelang es ihnen endlich, mit einem geringen Anfange[3] in Gallien jenen Staat zu gründen, der zu- 486
erst die Alemannen besiegte, dann die Westgoten allgemach bis nach Spanien drängte, die Briten in Armorika[4] bezwang, das Reich der Burgunder unter sich brachte und den Staat der Thüringer grausam zerstörte. Als der verfallende Königsstamm Merwichs[5] und Klodwigs tapfere Großhofmeister (majores domus) bekam, schlug Karl Martell die Araber zurück[6] und brachte 731
die Friesen unter sich; und als die majores domus Könige wor- 752
den, stand bald der große Karl auf, der das Reich der Longo- 771[7]
barden zerstörte, Spanien bis zum Ebro samt Majorka und

[1] Im 16. Jahrhundert ging von hier die Lehre Calvins aus, im 18. Jahrhundert das Naturevangelium Jean Jacques Rousseaus. — [2] Im Jahre 879 trennte sich unter dem Grafen Boso von Vienne Niederburgund, 888 unter Graf Rudolf Hochburgund (die Westschweiz) vom Frankenreiche los. 1032 brachte Konrad II. Burgund an das Reich, und 1156 gestaltete Friedrich I. Barbarossa dieses Verhältnis noch enger. — [3] Chlodwigs Reich bestand anfangs (481) nur aus dem heutigen Holland und Belgien sowie dem nordöstlichsten Streifen Frankreichs um Tournai und Cambray; 486 aber gewann Chlodwig durch den Sieg über den römischen Statthalter Syagrius bei Soissons das nördliche Gallien hinzu. — [4] Vgl. S. 376, Anm. 2. — [5] Merowech, der Großvater Chlodwigs und zweite geschichtlich beglaubigte König der (salischen) Franken. — [6] Karl Martell, seit 716 major domus im austrasischen (östlichen) Franken, seit 719 auch in Neustrien, machte noch 719 auch Westfriesland wieder fränkisch und schlug 732 die Araber bei Tours und Poitiers. — [7] Das Jahr 771 ist das erste Jahr der Alleinherrschaft Karls des Großen, der vorher drei Jahre mit seinem Bruder Karlmann gemeinsam geherrscht hatte.

Minorka[1], das südliche Deutschland bis in Pannonien hinein, das nördliche bis an die Elbe und Eider bezwang, aus Rom den Kaisertitel an sein Land zog und auch die Grenzvölker seines Reichs, Hunnen und Slaven, in Furcht und Gehorsam erhielt. Ein mächtiges Reich! mächtiger, als seit der Römer Zeiten eins gewesen war, und in seinem Wachstum wie in seinem Verfall für ganz Europa gleich merkwürdig. Wie kam das Reich der Franken unter allen seinen Mitgenossen zu dieser vorzüglichen Wirkung?

1) Das Land der Franken hatte eine sicherere Lage als irgend ein andrer Besitz ihrer wandernden Brüder. Denn nicht nur war, als sie nach Gallien rückten, das römische Reich schon gestürzt, sondern auch die Tapfersten ihrer vorangegangenen Mitbrüder waren entweder zerstreuet oder versorget. Über die entkräfteten Gallier ward ihnen der Sieg leicht; diese nahmen, von vielem Unglück ermattet, willig das Joch auf sich, und der letzte Rest der Römer war wie ein Schatte zu verscheuchen. Da Klodwig nun mit tyrannischer Hand seinem neuen Besitz ringsum Platz schaffte und kein Leben eines gefährlichen Nachbars ihm heilig war, so hatte er bald Gesicht und Rücken frei, und sein Frankreich ward wie eine Insel, von Bergen, Strömen, dem Meer und Wüsteneien unterdrückter Völker umgeben. Nachdem Alemannen und Thüringer überwunden waren, saßen hinter ihnen keine Nationen, die Lust zu wandern hatten; den Sachsen und Friesen wußten sie ihre Lust dazu bald auf eine grimmige Art zu benehmen.[2] Von Rom und Konstantinopel lag das Reich der Franken gleichfalls glücklich entfernet. Denn hätten sie in Italien ihre Rolle zu spielen gehabt, wahrlich, die schlechten Sitten ihrer Könige, die Treulosigkeit ihrer Großen, die nachlässige Verfassung des Reichs, ehe die majores domus aufstanden,

[1] Die beiden größten Inseln der vor der Ostküste Spaniens gelegenen Gruppe der Balearen. — [2] Die Sachsen wurden durch die schweren Kriege von 772 bis 785 der fränkischen Verwaltung eingefügt, und die Friesen unterstellten sich ihr, nachdem der Widerstand der Sachsen gebrochen war, freiwillig.

alles dies verbürgte ihnen kein besseres Schicksal, als würdigere Nationen, Goten und Longobarden, darin gehabt haben.

2) Klodwig war der erste rechtgläubige König unter den Barbaren; dies half ihm mehr als alle Tugend. In welchen Kreis der Heiligen trat der erstgeborne Sohn der Kirche hiemit ein! in eine Versammlung, deren Wirkung sich über das ganze westliche Christeneuropa erstreckte. Gallien und das römische Germanien war voll von Bischöfen; längs dem Rhein hinab und an der Donau saßen sie in zierlicher Ordnung: Mainz, Trier, Köln, Besançon, Worms, Speyer, Straßburg, Kostnitz, Metz, Toul, Verdun, Tongern, Lorch, Trident, Brixen, Basel, Chur, u. s., alte Sitze des Christentums, dienten dem rechtgläubigen Könige als eine Vormauer gegen Ketzer und Heiden. In Gallien waren auf dem ersten Konzilium, das Klodwig hielt, 32 Bischöfe, und unter ihnen 5 Metropolitane — ein geschlossener geistlicher Staatskörper, durch welchen er viel vermochte. Durch sie ward das arianische Reich der Burgunder den Franken zu teil[1]; an sie hielten sich die majores domus; der Bischof zu Mainz, Bonifatius, krönte den Usurpator zum Könige der Franken[2], und schon zu Karl Martells Zeiten ward über das römische Patriziat, mithin über die Schutzherrschaft der Kirche gehandelt.[3] Auch kann man diesen Vormündern der christlichen Kirche nicht aufrücken, daß sie ihrem Mündel nicht treu und hold gewesen wären. Die verwüsteten Bischofsstädte stelleten sie wieder her, hielten ihre Diözesen aufrecht, zogen die Bischöfe mit zu den Reichstägen, und in Deutschland ist auf Kosten der Nation den fränkischen Königen die Kirche viel schuldig. Die Erz- und Bischöfe zu Salzburg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Freisingen, Regens-

[1] Indem diese Bischöfe auf den Synoden, d. h. Kirchen- und Reichsversammlungen, zum Kriege gegen Burgund rieten und Streitkräfte dazu stellten. — [2] Trotz dieser Angabe in den „Lorscher Annalen" zum Jahre 750 ist Bonifatius' Mitwirkung bei Pippins Königskrönung i. J. 751 unwahrscheinlich; dagegen ist es Thatsache, daß Papst Stephan II. Pippin und seine Söhne i. J. 754 in St.-Denis persönlich (wieder)gesalbt hat. — [3] Gregor III. (Papst von 731 bis 742) bot Karl Martell schon die Schutzherrschaft über Rom an, um Karls Hilfe gegen den Langobarden Liutprand zu erhalten.

burg, Passau, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Halberstadt, Minden, Verden, Paderborn, Hildesheim, Münster, die Abteien Fulda, Hirschfeld, Kempten, Korvei, Elwangen, St. Emeran u. s. haben sich durch sie gelagert; ihnen haben diese geistliche Herren ihren Sitz auf den Reichstägen nebst Land und Leuten zu danken. Der König von Frankreich ist der Kirche erstgeborner Sohn; der deutsche Kaiser, sein jüngerer Stiefbruder, hat die Schutzherrschaft der Kirche von ihm nur geerbet.

3) Unter solchen Umständen konnte sich in Gallien die erste Reichsverfassung eines deutschen Volks auszeichnender entwickeln als in Italien, Spanien oder in Deutschland selbst. Der erste Schritt zu einer ringsum beherrschenden Monarchie war durch Klodwig gethan[1], und sein Vorbild ward stille Reichsregel. Trotz der öftern Teilung des Reichs[2], trotz der innern Zerrüttungen desselben durch Unthaten im Königshause[3] und die Zügellosigkeit der Großen[4], zerfiel es doch nicht; denn es lag der Kirche daran, den Staat als Monarchie zu erhalten. Tapfre und kluge Kronbeamte traten an die Stelle ohnmächtiger Könige, die Eroberungen gingen fort[5], und man ließ lieber Klodwigs Stamm

[1] Indem durch Unterjochung oder Ermordung der Teilfürsten fast ganz Gallien und rechts vom Rhein alles fränkische und alemannische Land unter dem Zepter Chlodwigs vereinigt worden war. — [2] Das Frankenreich war unter den Merowingern nur noch einmal in einer Hand vereinigt, vollständig unter Chlotar II. (an der Regierung 613—628) und fast vollständig auch unter dessen Sohn Dagobert I. (an der Regierung 628—638). — [3] Allein in den fünfzigjährigen Kämpfen vom Tode Chlotars I. (561) bis zum Beginn der Alleinherrschaft Chlotars II. (613) wurden die Ansprüche von 15 Königen, darunter 8 unmündigen, und von 3 Königinnen ausgefochten; dabei wurden 5 Könige und 2 Königinnen hingemordet. Am bekanntesten sind die Kämpfe zwischen der Königin Fredegunde von Neustrien (gest. 597) und der Königin Brunhilde von Austrasien (hingerichtet 613). — [4] Ein solcher war z. B. Landerich, der Geliebte Fredegundes, der von dieser zum Majordomus von Neustrien gemacht wurde, nachdem sie ihren Gatten Chilperich aus dem Wege geräumt hatte, oder in dem zweiten halben Jahrhundert innerer Kämpfe bis zur Erhebung Pippins des älteren zum alleinigen Majordomus (638 bis 688) Ebroin, der sich die Stellung eines Majordomus in Neustrien und Burgund anmaßte, den Führer der Gegner, den Bischof Leudegar von Autun, 674 blenden und 678 hinrichten ließ, aber 681 selbst ermordet wurde. — [5] Im Jahre 531 zerstörte Chlodwigs ältester Sohn Theoderich I. das Thüringerreich und gewann die heutigen Landschaften Unter-, Ober- und Mittelfranken, 532—534 eroberten Chlodwigs drei jüngere Söhne Burgund, und 542 wurde Septimanien, der südwestliche Strich Galliens längs den Pyrenäen, den Westgoten abgenommen.

ausgehn[1] als einen der ganzen römischen Christenheit unentbehrlichen Staat sinken. Denn da die Verfassung deutscher Völker allenthalben eigentlich nur auf Persönlichkeit der Könige und Kronbeamten ruhete und in diesem Reich zwischen Arabern und Heiden darauf besonders beruhen mußte, so vereinigte sich alles, ihnen in diesem Grenzreiche den Damm entgegenzusetzen, den glücklicherweise das Haus Pipins von Heristall machte. Ihm und seinen tapfern Nachkommen haben wir's zu danken, daß den Eroberungen der Araber sowohl als dem Fortdrange der nörd- und östlichen Völker ein Ziel gesteckt war[2], daß diesseit der Alpen wenigstens ein Schimmer der Wissenschaft sich erhalten und in Europa endlich ein politisches System deutscher Art errichtet worden ist, an welches sich mit Güte oder Gewalt andre Völker zuletzt knüpfen mußten. Da Karl der Große der Gipfel dieser um ganz Europa verdienten Sprosse ist, so möge sein Bild uns statt aller da stehn.*

* * *

Karl der Große stammte von Kronbeamten ab; sein Vater war nur ein gewordner König.[3] Unmöglich also konnte er andre Gedanken haben, als die ihm das Haus seiner Väter und die Verfassung seines Reichs angab. Diese Verfassung bildete er aus, weil er in ihr erzogen war und sie für die beste hielt; denn jeder

* In der neuesten Geschichte der Regierung Karls des Großen von Hegewisch[4] (Hamburg 1791) glaube ich, dieselbe Ansicht seiner Gesinnungen zu finden, die ich hier gezeichnet hatte. Die ganze scharfsinnige Schrift ist ein Kommentar dessen, was hier nur als Resultat stehen durfte.

[1] Im Jahre 751, indem der letzte Merowinger, Childerich III., mit Zustimmung des Papstes Zacharias in ein Kloster gebracht und der Majordomus Pippin der Kleine zum König der Franken gesalbt wurde. — [2] Pippin von Heristal (gest. 714), der Vater Karl Martells (gest. 741) und Großvater Pippins des Kleinen, verteidigte Austrasien als dessen „Dux" (Feldherr) gegen die neustrischen Könige und ihre Hausmeier. Karl Martell zwang den Arabern — abgesehen von dem Siege bei Tours und Poitiers (vgl. S. 389, Anm. 6) — auch ihre südfranzösischen Bollwerke Arles und Avignon ab, machte 719 Westfriesland wieder zinspflichtig und wehrte die östlichen Friesen und Sachsen ab. Pippin der Kleine gewann 759 noch das stärkste Bollwerk der Araber in Südfrankreich, Narbonne, hob bei den Alemannen das Herzogtum auf (vgl. S. 387, Anm. 2) und machte Bayern lehnsabhängig. — [3] Pippin der Kleine (vgl. S. 368, Anm. 4, und oben, Anm. 1 und 2). — [4] Dietrich Hermann Hegewisch (1740—1812), verdienter deutscher Geschichtschreiber.

Baum erwächst aus seiner Erde. Wie ein Franke ging Karl gekleidet und war auch in seiner Seele ein Franke; die Verfassung seines Volkes also können wir gewiß nicht würdiger kennen lernen, als wie er sie behandelte und ansah. Er berief Reichstage und wirkte auf denselben, was er wollte, gab für den Staat die heilsamsten Gesetze und Kapitulare[1], aber mit Zustimmung des Reichs. Jeden Stand desselben ehrete er nach seiner Weise und ließ, solange es sein konnte, auch überwundenen Nationen ihre Gesetze. Sie alle wollte er in einen Körper zusammenbringen und hatte Geist genug, den Körper zu beleben. Gefährliche Herzoge ließ er ausgehen und setzte dafür beamtete Grafen, die er nebst den Bischöfen durch Kommissare (missos) visitieren ließ und auf alle Weise dem Despotismus plündernder Satrapen, übermütiger Großen und fauler Mönche entgegenstrebte. Auf den Landgütern seiner Krone war er kein Kaiser, sondern ein Hauswirt, der auch in seinem gesamten Reiche gern ein solcher sein wollte, um jedes träge Glied zur Ordnung und zum Fleiße zu beleben; aber freilich stand ihm die Barbarei seines Zeitalters wie insonderheit der fränkische Kirchen- und Kriegsgeist hiebei oft im Wege. Er hielt aufs Recht, wie kaum einer der Sterblichen gethan hat, das ausgenommen, wo Kirchen- und Staatsinteresse ihn selbst zu Gewaltthätigkeit und Unrecht verlockten. Er liebte Thätigkeit und Treue in seinem Dienst und würde unhold blicken, wenn er wiedererscheinend seine Puppe der trägesten Titularverfassung vortragen sähe.[2] Aber das Schicksal waltet. Aus Kronbeamten war der Stamm seiner Vorfahren emporgesproßt; Beamte schlechterer Art haben nach seinem Tode sein Diadem', sein Reich, ja die ganze Mühe seines Geistes und Lebens unwürdig zerstöret. Die Nachwelt hat von ihm geerbt, was er, sofern er's konnte, zu unterdrücken oder zu bessern suchte, Vasallen, Stände und ein barbarisches Gepränge des fränkischen

[1] Beschlüsse der Reichsversammlungen. — [2] Insofern das römische Reich deutscher Nation zur Zeit Herders in seinen letzten leeren Formen z. T. noch auf den von Karl geschaffenen Grundlagen einer Feudalmonarchie ruhte. Vgl. S. 394, Z. 27 bis S. 395, Z. 2.

Staatsschmuckes. Er machte Würden zu Ämtern; hinter ihm wurden bald wieder die Ämter zu trägeren Würden.

Auch die Begierde nach Eroberungen hatte Karl von seinen Vorfahren geerbet; denn da diese gegen Friesen, Alemannen, Araber und Longobarden entscheidend glücklich gewesen waren und es beinahe von Klodwig an Staatsmaxime ward, das eroberte Reich durch Unterdrückung der Nachbarn sicherzustellen, so ging er mit Riesenschritten auf dieser Bahn fort. Persönliche Veranlassungen[1] wurden der Grund zu Kriegen, deren einer aus dem andern erfolgte, und die den größten Teil seiner fast halbhundertjährigen Regierung[2] einnehmen. Diesen fränkischen Kriegsgeist fühlten Longobarden, Araber, Bayern, Ungarn, Slaven, insonderheit aber die Sachsen, gegen welche er sich in einem dreiunddreißigjährigen[3] Kriege zuletzt sehr gewaltsame Mittel[4] erlaubte. Er kam dadurch sofern zum Zweck, daß er in seinem Reich die erste feste Monarchie für ganz Europa gründete; denn was auch späterhin Normannen, Slaven und Ungarn seinen Nachfolgern für Mühe gemacht, wie sehr auch durch Teilungen[5] und innere Zerrüttung das große Reich geschwächt, zerstückt und beunruhigt werden mochte, so war doch allen fernern tatarischen Völkerwanderungen bis zur Elbe und nach Pannonien hin eine

[1] Der Krieg Karls gegen den Langobardenkönig Desiderius (vgl. S. 382, Anm. 3) entstand, weil Karl dessen Tochter, seine Gemahlin, i. J. 771 wieder heimgesandt hatte und Desiderius aus Rache dafür den Papst Hadrian I. drängte, die unmündigen Söhne von Karls Bruder zu salben, um so wieder Parteiungen im Frankenreiche hervorzurufen. — [2] 768—814. — [3] 772—804. — [4] Jeder Verstoß der unterworfenen Sachsen gegen die aufgezwungene christliche Lehre und fränkische Herrschaft wurde mit Todesstrafe belegt, und demgemäß wurden im Kriegsjahre 782 alle Gefangenen, etwa 4500 sächsische Freie, bei Verden an der Aller an einem Tage hingerichtet. — [5] Ludwig der Fromme (814—840) wurde von seinen Söhnen wiederholt abgesetzt und bekämpft, und 843 teilten nach dreijährigem Bruderkriege Lothar, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle das Reich im Vertrage zu Verdun untereinander. Eine zweite Teilung zwischen den beiden letztgenannten erfolgte nach dem Tode von Lothars jüngeren Söhnen i. J. 870 zu Meersen. Ludwigs des Deutschen Sohn Karl der Dicke (876—887) bekämpfte Karls des Kahlen Ansprüche auf Lothringen und Italien; aber nachdem er 884 noch einmal Alleinherrscher geworden war, wurde er 887 wieder abgesetzt. Unter dem letzten Karolinger, Ludwig dem Kinde (899—911), dem Sohne von Karls des Dicken Neffen Arnulf von Kärnthen, wurden die Stammesherzöge von Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen wieder so gut wie selbständig.

Grenze gesetzt. Sein errichtetes Frankenreich, an welchem ehemals schon Hunnen und Araber gescheitert waren[1], ward dazu ein unbezwinglicher Eckstein.

Auch in seiner Religion und Liebe zu den Wissenschaften war Karl ein Franke. Von Klodwig an war aus politischen Ursachen die Religiosität des Katholizismus den Königen erblich gewesen; und seitdem die Stammväter Karls das Heft in Händen hatten, traten sie hierin um so mehr an die Stelle der Könige, da bloß die Kirche ihnen auf den Thron half und der römische Bischof selbst sie förmlich dazu weihete. Als ein zwölfjähriges Kind hatte Karl den heil. Vater in seines Vaters Hause gesehen und von ihm die Salbung zu seinem künftigen Reich empfangen[2]; längst war das Bekehrungswerk Deutschlands unter dem Schutz, oft auch mit freigebiger Unterstützung der fränkischen Beherrscher getrieben worden, weil westwärts ihnen das Christentum allerdings das stärkste Bollwerk gegen die heidnischen Barbaren war: wie anders, als daß Karl jetzt auch nordwärts auf diesem Wege fortging und die Sachsen zuletzt mit dem Schwert bekehrte? Von der Verfassung, die er dadurch unter ihnen zerstörte, hatte er als ein rechtgläubiger Franke keinen Begriff: er trieb das fromme Werk der Kirche zur Sicherung seines Reichs und gegen Papst und Bischöfe das verdienstvolle, galante Werk seiner Väter. Seine Nachfolger, zumal als das Hauptreich der Welt nach Deutschland kam[3], gingen seiner Spur nach, und so wurden Slaven, Wenden, Polen, Preußen, Liwen und Esthen dergestalt bekehret, daß keins dieser getauften Völker fernere Einbrüche ins heilige deutsche Reich wagte. Sähe indes der heilige und selige Carolus (wie ihn auf ewige Zeiten die goldne Bulle[4] nennet), was aus seinen, der Religion und Wissenschaft wegen errichteten Stiftun-

[1] Die Hunnen auf den Katalaunischen Feldern (vgl. S. 376, Anm. 1), die Araber bei Tours und Poitiers (vgl. S. 389, Anm. 6). — [2] Vgl. S. 391, Anm. 2. — [3] Durch die Vereinigung der römischen Kaiserkrone mit der deutschen Königskrone, zum erstenmal i. J. 800 durch Karl des Großen, zum zweitenmal 962 durch Otto den Großen. — [4] Das unter Kaiser Karl IV. (1347—78) auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz beschlossene Reichsgrundgesetz, so genannt nach den goldenen Siegelkapseln der Urschrift.

gen, aus seinen reichen Bischoftümern, Domkirchen, Kanonikaten und Klosterschulen geworden ist, — heiliger und seliger Carolus, mit deinem fränkischen Schwert und Scepter würdest du manchen derselben unfreundlich begegnen.

* * *

4) Endlich ist nicht zu leugnen, daß der Bischof zu Rom auf dies alles das Siegel drückte und dem fränkischen Reich gleichsam die Krone aufsetzte. Von Klodwig an war er demselben Freund gewesen; zu Pipin hatte er seine Zuflucht genommen und empfing von ihm zum Geschenk die ganze Beute der damals eroberten longobardischen Länder[1]. Zu Karl nahm er abermals seine Zuflucht; und da dieser ihn sieghaft in Rom einsetzte, so gab er ihm dafür in jener berühmten Christnacht[2] ein neues Geschenk, die römische Kaiserkrone. Karl schien erschrocken und beschämt; der freudige Zuruf des Volkes indes machte ihm die neue Ehre gefällig, und da solche nach dem Begriff aller europäischen Völker die höchste Würde der Welt war — wer empfing sie würdiger als dieser Franke? Er, der größeste Monarch des Abendlandes, in Frankreich, Italien, Deutschland und Spanien König, des Christentums Beschützer und Verbreiter, des römischen Stuhls echter Schirmvogt, von allen Königen Europas, selbst vom Kalifen zu Bagdad[3] geehret! Bald also verglich er sich mit dem Kaiser zu Konstantinopel[4], hieß römischer Kaiser, ob er gleich in Aachen wohnte oder in seinem großen Reich umherzog; er hatte die Krone verdient, und o wäre sie mit ihm, wenigstens für Deutschland, begraben!

---

[1] Den um Ravenna liegenden Teil des Exarchats (vgl. S. 380, Anm. 3) sowie die Gebiete von Ancona und Rimini (vgl. S. 382, Anm. 2). — [2] Am Weihnachtsabend des Jahres 800 (vgl. S. 396, Anm. 3). — [3] Harun al Raschid (786 – 809) sandte zweimal Gesandte an Karls Hof zu Aachen, und Karl gewann von ihm die Zusage einer Besserung der Lage der orientalischen Christen und die Genehmigung, in Jerusalem ein Krankenhaus für abendländische Christen zu errichten. — [4] Er schickte i. J. 803 eine Gesandtschaft mit einem Brief an den Kaiser Nicephorus, um auf dem Wege der Unterhandlung Anerkennung seines Kaisertums und ein Bündnis zwischen beiden Kaiserreichen zu erwirken. Doch erhielt er die Anerkennung erst i. J. 812 durch Michael I.

Denn sobald er dahin war, was sollte sie jetzt auf dem Haupte des guten und schwachen Ludwigs[1]? Oder als dieser sein Reich unzeitig und gezwungen teilte[2], wie drückend war sie auf jedes seiner Nachfolger Haupte! Das Reich zerfällt, die gereizten Nachbarn, Normannen, Slaven, Hunnen[3] regen sich und verwüsten das Land; das Faustrecht reißet ein; die Reichsversammlungen gehen in Abgang. Brüder führen mit Brüdern, Väter mit Söhnen die unwürdigsten Kriege, und die Geistlichkeit nebst dem Bischofe von Rom werden ihre unwürdigen Richter.[4] Bischöfe gedeihen zu Fürsten; die Streiferei der Barbaren jagt alles unter die Gewalt derer, die in Schlössern wohnen. In Deutschland[5], Frankreich[6] und Italien[7] richten sich Statthalter und Beamte zu Landesherren empor; Anarchie, Betrug, Grausamkeit und Zwietracht herrschen. Achtundachtzig Jahre nach Karls Kaiserkrönung erlischt sein rechtmäßiges Geschlecht[8] in tiefstem Jammer, und seine letzte unechte Kaisersprosse erstirbt noch nicht hundert Jahre nach seinem Tode[9]. Nur ein Mann wie er konnte ein Reich von so ungeheurer Ausbreitung, von so künstlicher Verfassung, aus so widrigen Teilen zusammengesetzt und mit solchen Ansprüchen begabt, verwalten; sobald die Seele aus diesem Riesenkörper ge-

---

[1] Ludwig der Fromme (vgl. S. 395, Anm. 5). — [2] Die schon 817 aufgestellte Erbfolgeordnung stieß Ludwig der Fromme 829 zu gunsten seines Sohnes aus zweiter Ehe, Karls des Kahlen, um und entfesselte dadurch von 830 bis 833 einen Krieg seiner Söhne gegen ihn. Vgl. S. 395, Anm. 5. — [3] Die Normannen oder Dänen erschienen hauptsächlich seit 834 fast alljährlich plündernd an den deutschen Küsten, und mit den Slawen jenseits der Elbe, Spree und Saale hatte seit Karls des Großen Tod der Krieg die sächsisch-thüringische Grenze entlang nie aufgehört. Mit den „Hunnen" meint Herder die Magyaren, die 896 in Ungarn eingerückt waren, vielleicht sogar von Arnulf (vgl. unten, Anm. 8) zu gemeinsamer Bekämpfung des großmährischen Slawenreiches gerufen worden waren, nach dessen Tode seit 901 aber donauaufwärts in Bayern einbrachen und z. B. 917 bis Lothringen vordrangen. — [4] Zwischen Ludwig dem Frommen und seinem Sohne Lothar auf den Reichsversammlungen der Jahre 834 und 837. Vgl. S. 395, Anm. 5. — [5] Vgl. S. 395, Anm. 5 am Schluß. — [6] Außer den Grafen von Burgund (vgl. S. 389, Anm. 2) namentlich Graf Odo von Champagne. — [7] Die Herzöge von Benevent und Spoleto und die Grafen von Friaul und Ivrea; Guido von Spoleto zwang 891 sogar den Papst, ihn zum Kaiser zu krönen. — [8] Im Jahre 887. Arnulf von Kärnthen, der jetzt folgte, war der natürliche Sohn König Karlmanns, eines Sohnes Ludwigs des Deutschen, von Lintswinda, der schönen Tochter des Grafen Ernert vom Nordgarb. — [9] Ludwig das Kind † J. 911. Vgl. S. 395, Anm. 5.

wichen war, trennete sich der Körper und ward auf Jahrhunderte hin ein verwesender Leichnam.

Ruhe also wohl, großer König, zu groß für deine Nachfolger auf lange Zeiten! Ein Jahrtausend ist verflossen, und noch sind der Rhein und die Donau nicht zusammengegraben, wo du, rüstiger Mann, zu einem kleinen Zwecke[1] schon Hand ans Werk legtest. Für Erziehung und Wissenschaften stiftetest du in deiner barbarischen Zeit Institute[2]; die Folgezeit hat sie gemißbraucht und mißbrauchet sie noch. Göttliche Gesetze sind deine Kapitulare gegen so manche Reichssatzungen späterer Zeiten. Du sammletest die Barden der Vorwelt[3]; dein Sohn Ludwig[4] verachtete und verkaufte sie; er vernichtete damit ihr Andenken auf ewig. Du liebtest die deutsche Sprache und bildetest sie selbst aus, wie du es thun konntest[5]; sammletest Gelehrte um dich aus den fernsten Ländern; Alcuin[6], dein Philosoph, Angilbert[7], der Homer deiner Akademie bei Hofe, und der vortreffliche Eginhart, dein Schreiber[8], waren dir wert; nichts war dir mehr als Unwissenheit, fatte Barbarei und träger Stolz zuwider. Vielleicht erscheinst du im Jahr 1800 wieder und änderst die Maschine, die im Jahr 800 begann; bis dahin wollen wir deine Reliquien ehren, deine Stiftungen gesetzmäßig mißbrauchen und dabei deine altfränkische

[1] Zu einem Donau-Mainkanal. — [2] Dom- und Klosterschulen. Deren Mißbrauch findet Herder in ihrer Pflege lateinischen Geistes und der lateinischen Sprache. Vgl. Band 1 unserer Ausgabe, S. 135—157. — [3] Herder teilt Klopstocks Irrtum von einer „Barden" genannten Sängerkaste der Germanen und bezeichnet deshalb mit diesem Namen die Heldenlieder, die auf Karls des Großen Veranlassung gesammelt worden sein sollen. — [4] Ludwig der Fromme hielt durch die Pflege der alten Heldendichtung die Arbeit der Kirche für gefährdet und ließ Karls Sammlung untergehen. — [5] Karl der Große regte den — verfrühten — Versuch an, eine deutsche (fränkische) Grammatik zu schreiben, und gab den Monaten und Winden deutsche Namen. — [6] Der Angelsachse Alcuin, vorher Leiter der berühmten Domschule zu York in England, der 782 einer Berufung an Karls Hof folgte, wurde durch seine überlegene antik-kirchliche Bildung die Seele des um Karl versammelten Gelehrtenkreises, der „Akademie" des Kaisers, und verbreitete die höhere Bildung unter den Franken namentlich durch die von ihm verfaßten Lehrbücher und seit 796 als Leiter der Musterschule des Klosters Tours, dessen Abt er geworden war. — [7] Angilbert aus der Picardie verfaßte ein Gedicht über Karls Thaten; erhalten sind ferner von ihm einige Gedichte auf des Kaisers Familien- und Freundeskreis. — [8] D. h. der Beschreiber seines Lebens; Karls fränkischer Vertrauter Eginhard oder Einhard schrieb nämlich eine „Vita Caroli Magni".

Arbeitsamkeit verachten. Großer Karl, dein unmittelbar nach dir zerfallenes Reich ist dein Grabmal; Frankreich, Deutschland und die Lombardei sind seine Trümmern.

IV.

Reiche der Sachsen, Normänner und Dänen.

Die Geschichte der deutschen Völker mitten im festen Lande hat etwas Einförmiges und Unbehülfliches an sich. Wir kommen jetzt zu den deutschen Seenationen, deren Anfälle schneller, deren Verwüstungen grausamer, deren Besitztümer ungewisser waren; dafür werden wir aber auch wie unter Meeresstürmen Männer vom höchsten Mut, Unternehmungen der glücklichsten Art und Reiche erblicken, deren Genius noch jetzt frische Meeresluft atmet.

449 Schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts zogen von der nordlichen Küste Deutschlands die Angelsachsen, die zur See und zu Lande lange das Kriegs- und Räuberhandwerk getrieben hatten, den Briten zu Hilfe[1]. Hengist und Horsa[2] (Hengst und Stute) waren ihre Anführer; und da sie mit den Feinden der Briten, den Pikten und Kaledoniern[3], ein leichtes Spiel hatten und ihnen das Land gefiel, zogen sie mehrere ihrer Brüder hin-
582[4] über; sie ruheten auch nicht, bis nach 150 Jahren[4] voll der wildesten Kriege und der abscheulichsten Verwüstung Britannien bis an die Ecken des Landes, Cornwallis und Wales ausgenommen, das ihrige war. Nie ist den Kymren[5], die in diese Länder gedrängt wurden, das gelungen, was den Westgoten in Spanien gelang[6], aus ihren Gebirgen hervorzugehn und ihr altes Land zu

---

[1] Die Briten riefen die Sachsen zur Abwehr der Pikten und Skoten, der wilden Bewohner Schottlands, herbei. — [2] Die Namen zweier sächsischer Edelinge, die angeblich i. J. 449 zuerst und nur mit drei Wikingerschiffen in der Themsemündung gelandet sind, und auf deren ersten die Askinge, die späteren Könige von Kent, ihr Geschlecht zurückführten. — [3] Die später in den Pikten aufgegangenen Kelten des nördlichen Schottland. — [4] Rund 150 Jahre nach 449; i. J. 586, nicht 582, schloß die Periode der Gründung angelsächsischer Staaten auf brittischem Boden mit der von Mercia ab. — [5] Vgl. S. 293, Anm. 1. — [6] Vgl. S. 370, Z. 15 ff.

erobern; denn die Sachsen, ein wildes Volk, wurden als katholische Christen in ihrem geraubten Besitztum gar bald gesichert und gefirmelt.

Nicht lange nämlich nach Anrichtung des ersten sächsischen Königreichs Kent hatte die Tochter eines rechtgläubigen Königes zu Paris ihren heidnischen Gemahl Ethelbert (Adelbert) zum Christentum bereitet[1], und der Mönch Augustin[1] führte solches mit dem silbernen Kreuz in der Hand feierlich in England ein. 597 Gregor der Große, damals auf dem römischen Stuhl, der vor Begierde brannte, das Christentum, insonderheit durch Gemahlinnen, mit allen Thronen zu vermählen, sandte ihn dahin, entschied seine Gewissensfragen[2] und machte ihn zum ersten Erzbischof dieser glücklichen Insel, die vom Könige Ina[3] an dem heiligen 725 Petrus seinen evangelischen Zinsgroschen reichlich ersetzt hat. Kaum ist ein andres Land in Europa mit so vielen Klöstern und Stiftungen bedeckt worden als England, und doch ist aus ihnen für die Litteratur weniger geschehen, als man erwarten möchte. Das Christentum dieser Gegenden nämlich sprossete nicht wie in Spanien, Frankreich, Italien, ja selbst in Irland aus der Wurzel einer altapostolischen Kirche: neurömische Ankömmlinge waren es, die den rohen Sachsen das Evangelium in einer neueren Gestalt brachten. Desto mehr Verdienst hatten diese englische Mönche nachher in auswärtigen Bekehrungen[4] und würden solche auch, wenigstens in Klosternachrichten, zur Geschichte ihres Landes haben, wenn diese den Verwüstungen der Dänen entronnen wären.

Sieben Königreiche sächsischer Barbaren[5], die auf einer mäßig großen Halbinsel in ungleichen Grenzen neben- und miteinander

---

[1] D. h. vorbereitet; doch stimmte erst der römische Abt Augustin i. J. 597 durch den milden Ernst, mit dem er für den wahren Glauben wirkte, den König völlig um; Ethelbert verfaßte auch ein Gesetzbuch. — [2] Augustin hat „Interrogationes ad Gregorium Papam" (Fragen an Papst Gregor) verfaßt, die noch erhalten sind. — [3] Seit etwa 700 König von Wessex und Verfasser eines trefflichen, auch die Rechte aller Briten schützenden Gesetzbuches. — [4] Die Landschaften um den Niederrhein und das westliche Mittel- und Oberdeutschland bis in die Schweiz haben das Christentum durch Glaubensboten aus Irland und England erhalten. Vgl. S. 387, Anm. 4 u. 5 — [5] Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostanglia, Mercia und Northumbria.

heidnisch und christlich kämpfen, sind kein erfreulicher Anblick. Und doch dauerte mehr als 300 Jahre[1] dieser chaotische Zustand, aus welchem nur hie und da Stiftungen und Satzungen der Kirche oder die Anfänge einer geschriebenen Gesetzgebung, wie z. B. Adelberts und Inas, hervorschimmern. Endlich kamen
828 unter König Egbert die sieben Königreiche zusammen; und mehr als ein Fürst derselben würde Mut und Kraft gehabt haben, ihre Verfassung blühend zu machen, hätten nicht die Streifereien der Normänner und Dänen, die mit neuer Raubbegierde auf die See gejagt waren, sowohl an Frankreichs als Englands Küsten über zwei Jahrhunderte lang alles daurende Gute gehindert.[2] Unsäglich ist der Schade, der durch sie gestiftet, unaussprechlich die Greuel, die durch sie verübet wurden; und wenn sich Karl an den Sachsen, wenn sich die Angeln an den Briten und Kymren grausam vergangen hatten, so ist das Unrecht, das sie diesen Völkern thaten, an ihren Nachkommen so lange gerächet worden, bis gleichsam die ganze Wut des kriegerischen Nordens erschöpft war. Wie aber eben im heftigsten Sturme der Not sich die größesten
872 Seelen zeigen, so ging England unter andern sein Alfred[3] auf, ein Muster der Könige in einem bedrängten Zeitraum, ein Sternbild in der Geschichte der Menschheit.

Vom Papst Leo IV. schon als Kind zum Könige gesalbet, war er unerzogen geblieben, bis die Begierde, sächsische Heldenlieder lesen zu können, seinen Fleiß dergestalt erweckte, daß er von ihnen zum Lesen lateinischer Schriftsteller fortschritt, unter denen er noch ruhig wohnte, als im 22. Jahr ihn der Tod seines Bruders[4] zum Thron und zu allen Gefahren rief, die je einen Thron umringt haben. Die Dänen hatten das Land inne, und als sie

---

[1] Bis zum Jahre 827, wo die sieben Reiche durch Egbert von Wessex vereinigt wurden. — [2] Die Einfälle der Normannen oder Dänen in England begannen ums Jahr 830 und endeten mit dem Sturz der Dänenherrschaft, die zur Strafe für die Ermordung der Dänen auf englischem Boden (die sogenannte englische Vesper i. J. 1002) nach vielen Rachezügen durch Knud den Großen von Dänemark (1014 bis 1035) i. J. 1016 in England aufgerichtet worden war. — [3] Alfred der Große, der Enkel Egberts (871—901). — [4] Ethelred.

das Glück und den Mut des jungen Königes merkten, nahmen sie in vermehrten Anfällen ihre Kräfte dergestalt zusammen, daß Alfred, der ihnen in einem Jahr acht Treffen geliefert, der sie 875[1] mehrmals den Frieden auf heilige Reliquien hatte beschwören lassen und als Überwinder ebenso gütig und gerecht wie vorsichtig und tapfer in der Schlacht war, sich dennoch endlich dahin gebracht sah, daß er in Bauerkleidern seine Sicherheit suchen mußte und dem Weibe eines Kuhhirten unbekannt diente. Doch 878 auch jetzt verließ ihn sein Mut nicht; mit wenigen Anhängern bauete er sich in der Mitte eines Sumpfs eine Wohnung, die er die Insel der Edeln nannte, und die jetzt sein Königreich war. Über ein Jahr lang lag er hier, ebensowenig müßig als entkräftet. Wie aus einem unsichtbaren Schloß that er Ausfälle auf die Feinde und nährte sich und die Seinen von ihrer Beute, bis einer seiner Treuen in einem Gefecht mit ihnen den Zauberraben erbeutet hatte, die Fahne, die er als das Zeichen seines Glücks ansah. Als Harfenspieler gekleidet, ging er jetzt ins Lager der Dänen und bezauberte sie mit seinem lustigen Gesange; man führte ihn in das Zelt des Prinzen, wo er allenthalben ihre tiefe Sicherheit und räuberische Verschwendung sah. Jetzt kehrte er zurück, that durch geheime Boten seinen Freunden kund, daß er lebe, und lud sie an die Ecke eines Waldes zur Versammlung ein. Es kam ein kleines Heer zusammen, das ihn mit Freudengeschrei empfing; und schnell rückte er mit demselben auf die sorglosen, jetzt erschrockenen Dänen, schlug sie, schloß sie ein und machte aus Kriegsgefangenen seine Bundsgenossen und Kolonisten im verödeten Northumberlande und Ostangeln. Ihr König ward getauft, von Alfred zum Sohne angenommen[2], und der erste Schimmer von Ruhe gleich darauf gewandt, daß er Platz gegen andere Feinde gewinnen möchte, die in zahlreichen Schwärmen das Land aussogen. Unglaublich schnell brachte Alfred den

[1] Nach anderen sagenhaften Berichten fanden diese Kämpfe im ersten Jahre von Alfreds Herrschaft, also 871, statt. — [2] Der dänische Wikingführer Guthrum, in der Taufe Athelstan genannt, erhielt eine Herrschaft in Northumberland und Ostanglia.

zerrütteten Staat in Ordnung, stellete die zerstörten Städte wieder her, schuf sich eine Macht zu Lande, bald auch zur See, so daß in weniger Zeit 120 Schiffe die Küsten umher bewachten. Beim ersten Gerücht eines Überfalls eilte er hülfreich herbei; und das ganze Land glich im Augenblick der Not einem Heerlager, wo jedweder seinen Platz wußte. So vereitelte er bis ans Ende seines Lebens jede räuberische Mühe des Feindes und gab dem Staat eine Land- und Seemacht, Wissenschaften und Künste, Städte, Gesetze und Ordnung. Er schrieb Bücher[1] und ward der Lehrer der Nation, die er beschützte. Ebenso groß in seinem häuslichen als öffentlichen Leben, teilte er die Stunden des Tages wie die Geschäfte und Einkünfte ein und behielt ebensoviel Raum zur Erholung als zur königlichen Milde. Hundert Jahre nach Karl dem Großen war er in einem glücklicherweise beschränkteren Kreise vielleicht größer als er; und obgleich unter seinen Nachfolgern die Streifereien der Dänen, nicht minder aber die Unruhen der Geistlichkeit mancherlei Unheil verursachten, weil unter ihnen im ganzen kein zweiter Alfred aufstand, so hat es England doch bei der guten Grundlage seiner Einrichtung von frühen Zeiten an trefflichen Königen nicht gefehlet; selbst die Anfälle ihrer Seefeinde hielten sie munter und gerüstet. Adelstan, Edgar, Edmund Eisenseite[2] gehören unter dieselbe; und nur der Untreue der Großen
1016 war's zuzuschreiben, daß England unter dem Letzten den Dänen lehnpflichtig ward. Knut der Große ward zwar als König erkannt, aber nur zwei Nachfolger[3] hatte dieser nordische Sieger.

[1] D. h. er übersetzte lateinische Werke ins Angelsächsische, so Boethius' Schrift „De consolatione philosophiae", Bedas „Historia ecclesiae gentis Anglorum", Gregors des Großen „Regula pastoralis" und vielleicht auch Äsops Fabeln. — [2] König Athelstan (924—941) galt als der tapferste Mann seiner Zeit. Edgar, seit 957 Teilkönig über das Land nördlich der Themse, 959 nach seines Bruders Edwy Tode Alleinherrscher, regierte glänzend bis 975, seit 973 unter dem Titel „König der Angelsachsen und Herr der Insel- und Seekönige". Edmund Eisenseite, der Sohn König Ethelreds, der 1016 die Herrschaft an Knud den Großen von Dänemark verlor (vgl. S. 402, Anm. 2) und noch in demselben Jahre starb, focht so tapfer und erfolgreich gegen Knud, daß dieser ihn zum Mitkönig annahm. Nach dem Glauben des Volkes wurde er, überhaupt von feigen und treulosen Beratern umgeben, durch Edrik von Mercia ermordet, der schon seinen Vater Ethelred an Knud verraten hatte. — [3] Harald I. (gest. 1039) und Hardiknud (gest. 1042).

England machte sich los, und es war vielleicht zu dessen Unglück, daß dem friedfertigen Eduard[1] die Dänen Ruhe ließen. Er sammelte Gesetze, ließ andre regieren[2]; die Sitten der Normänner kamen von der französischen Küste nach England hinüber, und Wilhelm der Eroberer ersah seine Zeit. Eine einzige Schlacht[3] hob ihn auf 1066
den Thron und gab dem Lande eine neue Verfassung. Wir müssen also die Normänner näher kennen lernen; denn ihren Sitten ist nicht nur England, sondern ein großer Teil von Europa den Glanz seines Rittergeistes schuldig.

* * *

Schon in den frühesten Zeiten waren nördliche deutsche Stämme, Sachsen, Friesen und Franken, auf der See rege; Dänen, Norweger und Skandinavier thaten sich unter mancherlei Namen noch kühner hervor. Angelsachsen und Jüten gingen nach Britannien über[4]; und als von den fränkischen Königen, am meisten von Karl dem Großen, die Eroberung nordwärts verbreitet ward, warfen sich immer mehr kühne Haufen aufs Meer, bis zuletzt die Normänner ein so furchtbarer Name zur See wurden, als es zu Lande jene verbündeten Krieger[5], Markomannen, Franken, Alemannen u. a., kaum gewesen waren. Ich müßte hundert berühmte Abenteurer nennen, wenn ich aus den nordischen Gedichten und Sagen ihre gepriesene Seehelden aufzählen wollte. Die Namen derer indessen, die durch Entdeckung der Länder oder durch An-

---

[1] Eduard der Bekenner (1042—66). — [2] Namentlich den Grafen Godwin und nach dessen Tode i. J. 1053 seinen Sohn Harald. — [3] Die Schlacht bei Hastings im südöstlichen England am Kanal. Die Barone, die Wilhelm aus der Normandie gefolgt waren, erhielten in England Erblehen; sie brachten außer der Form dieser Lehnsverfassung auch die feinere ritterliche Sitte Nordfrankreichs mit und führten mit französischen Bräuchen auch viele französische Bezeichnungen ein. — [4] Außer Sachsen aus dem nordwestlichen Deutschland und Dänen waren die germanischen Eroberer Britanniens Angeln aus dem Lauenburgischen wie dem südlichen Holstein und Jüten aus dem Norden der noch heute nach ihnen benannten Halbinsel. Die in Rußland landenden Normänner hießen Wäringer oder Waräger. — [5] So bezeichnet Herder die oben genannten Völker, weil sie gegen die Römer immer verbündet auftraten, die Markomannen mit den Quaden und anderen Stämmen im großen Markomannenkriege 166—180, die Franken und Alemannen in Oberitalien, Gallien und Spanien 254 und öfter.

lagen zu Reichen sich ausgezeichnet, sind nicht zu übergehen; und man erstaunet über die weite Fläche, auf welcher sie sich umhergeworfen haben. Dort stehet ostwärts Rorik (Roderich)[1] mit
862 seinen Brüdern, die in Nowgorod ein Reich stifteten und dadurch
865 zum Staate Rußlands den Grund legten; Oskold und Diar[1], die
882 in Kiew einen Staat gründeten, der sich mit jenem zu Nowgo-
990 rod vereinte; Ragnwald, der sich zu Polotzk an der Düna niederließ, der Stammvater der litauischen Großherzoge. Nordwärts
861 ward Naddod[2] im Sturm nach Island geworfen und entdeckte
875 diese Insel, die bald ein Zufluchtsort der edelsten Stämme aus Norwegen[3] (gewiß des reinsten Adels in Europa), eine Erhalterin und Vermehrerin der nordischen Lieder und Sagen[4], ja über dreihundert Jahre lang der Sitz einer schönen, nicht unkultivierten Freiheit gewesen[5]. Westlich waren von den Normännern die Fä-
868 röes-, Orkneys-, die Schettlandischen und westlichen Inseln[6] oft besucht, zum Teil bevölkert, und auf mehreren derselben haben nordische Jarle (Grafen) lange regieret, so daß auch in ihren äußersten Ecken die verdrängten Galen vor deutschen Völkern nicht sicher waren. In Irland ließen sie sich schon zu Karls des
795 Großen Zeiten nieder, wo Dublin dem Olof, Waterford dem Sitrik, Limmerik dem Ywar zu teil ward[7]. In England waren sie unter dem Namen der Dänen furchtbar; nicht nur Northum-
827 berland haben sie, untermischt mit sächsischen Grafen, 200 Jahre
1066 lang teils eigenmächtig, teils lehnpflichtig besessen, sondern das

---

[1] Das Haus Ruriks (862—879) hat Rußland bis 1598 beherrscht. Das von zwei anderen abenteuernden Warägerführern, Askold und Dir, etwa gleichzeitig mit Nowgorod gegründete Kiew wurde von Oleg, dem Vormund des unmündigen Sohnes Ruriks, i. J. 882 erobert. — [2] Dieser erste norwegische Wiking, der 861 auf Island landete, wird auch Norsen Nadoddr genannt. — [3] Viele Norweger entwichen seit 874 vor der Gewaltthätigkeit des Königs Harald Harfagr nach Island. — [4] Vgl. S. 299, Anm. 5. — [5] Erst 928 entwarf im Auftrage der bis dahin auf 80,000 gestiegenen Ansiedler Ulfstiot eine rein demokratische Verfassung, nach der sich die Isländer, mit einem jährlich gewählten Lagmann (Gesetzesmann) an der Spitze, bis 1261 selbst regierten. In diesem Jahr unterwarfen sie sich dem König Hakon V. von Norwegen. — [6] Es sind wohl die Hebriden vor der Westküste Nordschottlands gemeint. — [7] Dänen kamen schon seit dem 7. Jahrhundert nach Island; Dublin gründeten sie 851. Der Norweger Olav oder Anlav, der später Dublin in Besitz nahm, und seine Brüder Sitrik und Iwar setzten sich 853 in Irland fest.

ganze England war ihnen unter Knut, Harold und Hardyknut[1] 1014
unterworfen. Die französische Küsten beunruhigten sie seit dem 1052
sechsten Jahrhundert, und die böse Ahnung Karls des Großen, daß seinem Lande durch sie viele Gefahr bevorstehe, traf bald nach seinem Tode fast zu reichlich ein[2]. Unsäglich sind die Ver- 840
wüstungen, die sie nicht etwa nur am Meere, sondern die Ströme hinauf mitten in Frankreich und Deutschland ausgeübt haben, so daß die meisten Anlagen und Städte, die teils noch von den Römern, teils von Karl herrührten, durch sie ein trauriges Ende nahmen, bis endlich Rolf, in der Taufe Robert genannt[3], der erste 913
Herzog der Normandie und der Stammvater mehr als eines Königgeschlechtes ward. Von ihm stammte Wilhelm der Eroberer ab, der England eine neue Verfassung brachte[4]; durch Folgen seiner Anlage wurden England und Frankreich in einen vierhundertjährigen Krieg[5] verwickelt, der beide Nationen auf eine sonderbare Weise an- und durcheinander übte. Jene Normänner, 1029
die mit fast unglaublichem Glück und Mut den Arabern Apulien, Kalabrien, Sizilien[6], ja auf eine Zeit Jerusalem und Antiochien

---

[1] Vgl. S. 404, Anm. 3. — [2] Vgl. S. 398, Anm. 3. — [3] Karl der Einfältige kaufte Westfrancien 911 von den verheerenden Einfällen der Normannen los, indem er ihren Führer Rollo, einen dänischen Fürstensohn, unter der Bedingung seines Übertrittes zum Christentum mit der Normandie belehnte. — [4] Vgl. S. 405, Anm. 3. — [5] 1074—1453. Infolge des gewaltthätigen und herrschsüchtigen Charakters Wilhelms des Eroberers waren nicht nur die Engländer, sondern auch viele Normannen mit seiner Regierung unzufrieden, und 1074 erhob sich, von König Philipp I. von Frankreich dazu angestiftet, sogar Wilhelms Sohn Robert in der Normandie, um sich zum selbständigen Herrn über diese zu machen. Wilhelm, der das Herzogtum der Normandie mit der Königskrone von England vereinigt halten wollte, kämpfte bis 1080 gegen den Sohn, und 1085 überzog er König Philipp mit einem Rachekriege, in dem er 1087 fiel. Um die gleiche Frage der Vereinigung französischer Länder mit der englischen Krone wurde zuletzt in dem mehr als hundertjährigen englisch-französischen Erbfolgekriege (1339—1453) gekämpft. — [6] Vierzig normännische Ritter, die zu Anfang des 11. Jahrhunderts auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Palästina in Salerno gastliche Aufnahme gefunden hatten, halfen dieses von zwanzigtausend sarazenischen Söldnern befreien. Von denjenigen, die durch die Berichte der Heimgekehrten angelockt wurden, nach Unteritalien auszuziehen, gründete der Normanne Raimulf i. J. 1029 die Grafschaft Aversa nördlich von Neapel. Die größten Erfolge erzielten die Nachkommen des — nach S. 408, Z. 2, von Rollo von der Normandie abstammenden — Grafen Tankred von Hauteville, der, nachdem er 1036 in Unteritalien gelandet war, das neapolitanische Gebiet eroberte und für seine zwölf Söhne in zwölf Grafschaften teilte. Von diesen Söhnen gewann

abdrangen, waren Abenteurer aus dem von Rolf gestifteten Herzogtume, und die Nachkommen Tankreds, die zuletzt Siziliens
1130 und Apuliens Krone trugen[1], stammeten von ihm her. Wenn alle kühne Thaten erzählt werden sollten, die auf Pilgrimschaften und Wallfahrten, im Dienst zu Konstantinopel und auf Reisen, fast in allen Ländern und Meeren, bis nach Grönland und Amerika hin von den Normännern begonnen sind, würde die Erzählung selbst ein Roman scheinen. Wir bemerken also zu unserm Zweck nur die Hauptfolge derselben aus ihrem Charakter.

So rauh die Bewohner der nordischen Küsten ihrem Klima und Boden, ihrer Einrichtung und Lebensweise nach lange bleiben mußten, so lag doch in ihnen, vorzüglich bei ihrem Seeleben, ein Keim, der in mildern Gegenden bald sehr blühende Sprossen treiben konnte. Tapferkeit und Leibesstärke, Gewandtheit und Fertigkeit in allen Künsten, die man späterhin die ritterlichen nannte, ein großes Gefühl für Ehre und edle Abkunft samt der bekannten nordischen Hochachtung fürs weibliche Geschlecht als den Preis des tapfersten, schönsten und edelsten Mannes, waren Eigenschaften, die den nordischen Seeräuber in Süden sehr beliebt machen mußten. Auf dem festen Lande greifen die Gesetze um sich; jede rohe Selbstthätigkeit muß unter ihnen entweder selbst zum Gesetz werden oder als eine tote Kraft ersterben; auf dem wilden Element des Meeres, wohin die Oberherrschaft eines Landkönigs nicht reichet, da erfrischet sich der Geist. Er schweift nach Krieg oder nach Beute umher, die jener Jüngling seiner daheimgelassenen Braut, dieser Mann seinem Weib und Kindern als Zeichen seines Werts nach Hause bringen wollte;

Robert Guiscard die Herrschaft über Apulien (1059—85) und Roger I. die über Sizilien (1061—1101). Tankreds von Hauteville Enkel Tankred war einer der berühmtesten südländischen Eroberer Jerusalems, und sein Oheim Boëmund I. von Tarent, der älteste Sohn Robert Guiscards, gründete sich 1098 ein Fürstentum in Antiochia. — [1] Rogers I. Sohn, Roger II., gewann infolge des Todes Wilhelms, des Sohnes Robert Guiscards, 1127 auch Apulien, nahm dieses und Sizilien 1130 vom Papste zu Lehen und nannte sich seitdem König. Als Tankreds Mannesstamm 1189 ausstarb, trat der Staufer Heinrich VI. als Gemahl Konstanzes, der Tochter Rogers II., das Erbe an.

ein dritter sucht im fernen Lande selbst eine bleibende Beute. Nichtswürdigkeit war das Hauptlaster, das in Norden hier mit Verachtung, dort mit Qualen der Hölle[1] gestraft wird; dagegen Tapferkeit und Ehre, Freundschaft bis auf den Tod und ein Ritterſinn gegen die Weiber die Tugenden waren, die beim Zusammentreffen mehrerer Zeitumstände zu der sogenannten Galanterie des Mittelalters viel beitrugen. Da Normänner sich in einer französischen Provinz niederließen und Rolf, ihr Anführer, sich mit der Tochter des Königes vermählte; da viele seiner Waffenbrüder diesem Beispiele folgten und sich mit dem edelsten Blut des Landes mischten, da ward der Hof der Normandie gar bald der glänzendste Hof des Westlandes. Als Christen konnten sie mitten unter christlichen Nationen die Seeräuberei nicht ferner treiben; aber ihre nachziehenden Brüder durften sie aufnehmen und kultivieren, also daß diese Küste in ihrer schönen Lage ein Mittelpunkt und Veredlungsort der seefahrenden Normänner ward. Da nun, von den Dänen verdrungen, die angelsächsische Königsfamilie zu ihnen floh und Eduard, der Bekenner[2], bei ihnen erzogen, den Normännern zu Englands Thron selbst Hoffnung machte, als Wilhelm, der Eroberer, durch eine einzige Schlacht dies Königreich gewann und fortan die größesten Stellen desselben in beiden Ständen mit Normännern besetzte: da ward in kurzem normännische Sitte und Sprache auch Englands feinere Sitte und Hofsprache. Was diese einst rohen Überwinder in Frankreich gelernt und mit ihrer Natur gemischt hatten, ging bis auf eine harte Lehnverfassung[3] und Forstgerechtigkeit[4] nach Britannien über. Und wiewohl in der Zukunft viele Gesetze des Eroberers abgeschaffet und die alten

[1] Nach altgermanischem Glauben verdammte unmännliches, unkriegerisches Verhalten zum Eingang in das Reich Hels, der Göttin der Unterwelt. — [2] Bei dem Siege Knuds (vgl. S. 402, Anm. 2) waren König Ethelreds Söhne Alfred und Eduard, der spätere Eduard der Bekenner (vgl. S. 405, Anm. 1), nach der Normandie geflüchtet. — [3] Diese hat in der Folge die Ausbildung von Territorialherrschaften gehindert, die in Deutschland zur Auflösung des Reiches geführt haben. — [4] Wilhelms Forstgesetz von 1083 setzte auf das Betreten der königlichen Wälder die Strafen des Todes, der Blendung und Entmannung.

milderen angelsächsischen zurückgerufen wurden, so konnte dennoch der mit den normannischen Geschlechtern der Nation eingepflanzte Geist aus Sprache und Sitten nicht mehr verbannt werden; auch in der englischen grünet daher ein eingeimpfter Sprößling der lateinischen Sprache. Schwerlich wäre die britische Nation geworden, was sie vor andern ward, wenn sie auf ihrem alten Hefen ruhig geblieben wäre; jetzt beunruhigten sie lange die Dänen; Normänner pflanzten sich ihr ein und zogen sie über das Meer hin zu langen Kriegen in Frankreich.[1] Da ward ihre Gewandtheit geübt; aus Überwundenen wurden Überwinder, und endlich kam nach so mancher Revolution ein Staatsgebäude zum Vorschein, das aus der angelsächsischen Klosterhaushaltung wahrscheinlich nie entstanden wäre. Ein Edmund[2] oder Edgar[3] hätte dem Papst Hildebrand nicht widerstanden, wie Wilhelm ihm widerstand[4], und in den Kreuzzügen hätten die englischen mit den französischen Rittern nicht wetteifern mögen, wenn durch die Normänner ihre Nation nicht gleichsam von innen aufgeregt und durch mancherlei Umstände auch gewaltsam wäre gebildet worden. Einimpfungen der Völker zu rechter Zeit scheinen dem Fortgange der Menschheit so unentbehrlich als den Früchten der Erde die Verpflanzung oder dem wilden Baum seine Veredlung. Auf einer und derselben Stelle erstirbt zuletzt das Beste.

Nicht so lange und glücklich besaßen die Normänner Neapel und Sizilien, deren Erwerb ein wahrer Roman ist von persönlicher Tapferkeit und Abenteurertugend. Auf Wallfahrten nach Jerusalem lernten sie das schöne Land kennen, und vierzig bis hundert Mann legten durch Ritterhülfe gegen Bedrängte[5] den Grund zu allem weitern Besitz. Rainolf[6] ward der erste Graf zu Aversa, und drei der tapfern Söhne Tankreds, die auch auf gutes

---

[1] Vgl. S. 407, Anm. 5. — [2] Vgl. S. 404, Anm. 2. — [3] Vgl. S. 404, Anm. 2. — [4] Während Wilhelm in die Aufhebung der Laieninvestitur willigte, hat er anderseits schon 1070 den Bereicherungen des Klerus Schranken gesetzt und 1085 verordnet, daß weltliche Sachen nicht vor den geistlichen, geistliche Streitigkeiten nicht vor den weltlichen Richter gezogen würden. — [5] Vgl. S. 407, Anm. 6. — [6] Vgl. S. 407, Anm. 6.

Glück hinübergekommen waren, erwarben sich nach vielen Thaten gegen die Araber den Ritterdank, daß sie Grafen, nachher Herzoge zu Apulien und Kalabrien wurden.[1] Mehrere Söhne Tankreds, Wilhelm mit dem eisernen Arm, Drogo, Humfried folgten; Robert Guiscard und Roger entrissen den Arabern Sizilien[2], und Robert[3] belieh seinen Bruder mit dem erworbnen schönen Königreiche. Roberts Sohn Boemund fand in Orient sein Glück[4]; und als ihm sein Vater dahin folgte[5], ward Roger der erste König beider Sizilien, mit geist- und weltlicher Macht versehen. Unter ihm und seinen Nachfolgern trieben die Wissenschaften an dieser Ecke Europens einige junge Knospen; die Schule zu Salerno hob sich, gleichsam inmitte der Araber und der Mönche zu Cassino[6]; Rechtsgelehrsamkeit, Arzneikunst und Weltweisheit zeigten nach einem langen Winter in Europa hier wieder Blätter und Zweige. Tapfer hielten sich die normandischen Fürsten in ihrer gefährlichen Nähe am päpstlichen Stuhl; mit zween heiligen Vätern schlossen sie Frieden, als diese in ihrer Gewalt waren, und übertrafen hiebei an Klugheit und Wachsamkeit die meisten deutschen Kaiser.[7] Schade, daß sie mit diesen sich je verschwägert[8] und ihnen dadurch das Recht zur Folge gegeben hatten; und noch mehr schade, daß die Absichten Friedrichs[9], des letzten schwäbischen Kaisers, die er in diesen Gegenden auszu-

---

[1] Vgl. S. 407, Anm. 6. — [2] Vgl. S. 407, Anm. 6. — [3] Vielmehr Papst Nikolaus II. im Jahre 1059. Vgl. S. 408, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 407, Anm. 6. — [5] Robert Guiscard zog 1081 gegen den byzantinischen Kaiser Alexius Komnenus und drang zweimal bis in die Nähe von Konstantinopel vor; er starb 1085 auf Cephalenia, einer der von ihm eroberten Jonischen Inseln. — [6] Vgl. S. 362, Anm. 1. — [7] Leo IX., 1053 bei Civitate geschlagen und in Benevent in ehrenvoller Haft gehalten, bestätigte den Normannen ihre Eroberungen sowie alle die, welche sie Griechen und Sarazenen gegenüber noch machen würden. Gregor VII. bestätigte, nachdem er Robert Guiscard erst gebannt, sich aber wegen eigener Bedrängnis 1080 mit ihm ausgesöhnt hatte, auch dessen sämtliche Eroberungen und starb 1085 in Roberts Gewahrsam. — [8] Vgl. S. 408, Anm. 1. — [9] Friedrich II. (1215—50), der letzte staufische Kaiser, insofern sein Sohn Konrad IV. nicht zum Kaiser gekrönt worden ist, wollte durch die Einrichtung des ihm als Erbe Heinrichs VI. und Konstanzes (vgl. S. 408, Anm. 1) zugefallenen sizilischen Reiches als erbliche Monarchie seinem Hause die Möglichkeit schaffen, zwischen dieser Monarchie und dem auch über Ober- und Mittelitalien gebietenden deutschen Königtum das Papsttum und den Kirchenstaat in Schach zu halten.

führen gedachte, so grausam vereitelt wurden[1]. Beide Königreiche blieben fortan ein wildes Spiel der Nationen, eine Beute fremder Eroberer und Statthalter, am meisten eines Adels, der noch jetzt alle bessere Einrichtung dieser einst so blühenden Länder hindert.

V.

Nordische Reiche und Deutschland.

Die bis zum achten Jahrhundert dunkle Geschichte der nordischen Reiche hat vor den Geschichten der meisten europäischen Länder den Vorzug, daß ihr eine Mythologie mit Liedern und Sagen zum Grunde liegt, die ihre Philosophie sein kann. Denn in ihr lernen wir den Geist des Volks kennen, die Begriffe desselben von Göttern und Menschen, die Richtung seiner Neigungen und Leidenschaften in Liebe und Haß, in Erwartungen dies- und jenseit des Grabes — eine Philosophie der Geschichte, wie sie uns außer der Edda nur die griechische Mythologie gewähret. Und da die nordischen Reiche, sobald der finnische Stamm hinaufgedrängt oder unterwürfig gemacht war[2], von keinen fremden Völkern feindlich besucht wurden, — denn welche Nation hätte nach dem großen Zuge in die mittäglichen Gegenden diese Weltgegend besuchen wollen? — so wird ihre Geschichte auch vor andern einfach und natürlich. Wo die Notdurft gebietet, lebet man lange derselben gemäß; und so blieben Nordens deutsche Völker länger als andre ihrer Mitbrüder im Zustande der Eigengehörigkeit und Freiheit. Berge und Wüsten schieden die Stämme untereinander, Seen und Flüsse, Wälder, Wiesen und Felder samt dem fischreichen Meere nähreten sie, und was im Lande nicht

[1] Insofern Friedrichs II. Enkel Konradin von dem durch Papst Clemens IV. mit seinem Erbe belehnten Karl von Anjou 1268 zu Neapel hingerichtet wurde. — [2] Der finnische Volksstamm, der in vielen Verzweigungen ehedem über den Nordwesten Asiens und diesseits des Urals über den ganzen Strich zwischen diesem und der Ostsee ausgebreitet war, wurde von der Übermacht der slawischen Russen teils nordwestlich nach Finnland zusammengedrängt oder gezwungen, sich den Russen unterzuordnen, und mit ihnen verschmolzen.

Unterhalt fand, warf sich auf die See und suchte anderweit Nahrung und Beute. Wie in einer nördlichen Schweiz, also hat sich in diesen Gegenden die Einfalt deutscher Ursitten lange erhalten und wird sich erhalten, wenn solche in Deutschland selbst nur noch eine alte Sage sein wird.

Als mit der Zeit auch hier wie allenthalben die Freien unter Edle kamen, als mehrere Edle Land- und Wüstenkönige wurden, als aus vielen kleinen Königen endlich ein großer König entsprang, da waren Dänemarks, Norwegens und Skandiens Küsten abermals glücklich, daß, wer nicht dienen wollte, ein andres Land suchen mochte; und so wurden, wie wir gesehen, alle Meere umher lange Zeit das Feld ziehender Abenteurer, denen der Raub wie ein Herings- oder Walfischfang ein erlaubtes, örtliches Gewerbe schien. Endlich mischten sich auch die Könige in dies Familiengewerbe: sie eroberten einander oder ihren Nachbarn die Länder; ihre auswärtigen Eroberungen gingen aber meistens bald verloren. Am grausamsten litten darunter die Küsten der Ostsee; nach unsäglichen Plünderungen haben die Dänen nicht geruhet, bis sie dem Handel der Slaven und ihren reichen Seestädten Vineta und Julin[1] ein trauriges Ende machten, wie sie denn auch über die Preußen, Kuren, Liwen und Esthen lange vor den sächsischen Horden das Eroberungs- und Brandschatzungsrecht übten.

Einem solchen Leben und Weben der Nordländer trat nichts so sehr in den Weg als das Christentum, mit welchem Odins Heldenreligion ganz aufhören sollte. Schon Karl der Große war bemüht, die Dänen wie die Sachsen zu taufen, bis es seinem Sohn Ludwig gelang, an einem kleinen Könige[2] aus Jütland zu Mainz die Probe zu machen. Die Landsleute desselben aber

[1] D. h. Jumne, ein wendischer Handelsplatz nicht weit von Wollin (Vineta), zu dessen Überwachung der Dänenkönig Harald die Feste Jomsburg erbaute. Nach mehrfachen Verheerungen durch die Dänen im 8. und 9. Jahrhundert wurde Vineta 1183 durch ein Erdbeben und eine Sturmflut vollständig vernichtet. — [2] Der 826 getaufte Harald wurde schon 828 von den Söhnen des Königs Gottfried von Dänemark (gest. 810) aus seinem Reiche vertrieben.

nahmen es übel auf und übeten sich noch lange mit Raub und Brand an den christlichen Küsten; denn das Beispiel der Sachsen, die das Christentum zu fränkischen Sklaven gemacht hatte, war ihnen zu nahe vor Augen. Tiefgewurzelt war der Haß dieser Völker gegen das Christentum, und Kettil, der Unchrist, ging lieber drei Jahre vor seinem Tode lebendig in seinen Grabhügel, um nur nicht zur Taufe gezwungen zu werden. Was sollten auch diesen Völkern auf ihren nordischen Inseln oder Bergen jene Glaubensartikel und kanonische Lehrsätze eines hierarchischen Systems, das alle Sagen ihrer Vorfahren umwarf, die Sitten ihres Stammes untergrub und sie bei ihres Landes Armut zu zollenden Sklaven eines geistlichen Hofes im fernen Italien machte? Ihrer Sprache und Denkart war Odins Religion so einverleibet, daß, solange noch eine Spur des Andenkens von ihm blieb, kein Christentum aufkommen konnte; daher die Mönchsreligion gegen Sagen, Lieder, Gebräuche, Tempel und Denkmale des Heidentums unversöhnlich war, weil an diesem allen der Geist des Volkes hing und dagegen ihre Gebräuche und Legenden verschmähte. Das Verbot der Arbeit am Sonntage, Büßungen und Fasten, die verbotenen Grade der Ehe, die Mönchsgelübde, der ganze ihnen verächtliche Priesterorden wollte den Nordländern nicht in den Sinn, daß also die heiligen Männer, ihre Bekehrer, ja ihre neubekehrten Könige selbst viel zu leiden hatten oder gar verjagt und erschlagen wurden, ehe das fromme Werk gelingen konnte. Wie aber Rom jede Nation mit dem Netz zu fangen wußte, das für sie gehörte, so wurden auch diese Barbaren unter der unabläßigen Bemühung ihrer angelsächsischen und fränkischen Bekehrer am meisten durch das Gepränge des neuen Gottesdienstes, den Chorgesang, Weihrauch, die Lichter, Tempel, Hochaltäre, Glocken und Prozessionen gleichsam in einen Taumel gebracht; und da sie an Geister und Zaubereien innig glaubten, so wurden sie samt Häusern, Kirchen, Kirchhöfen und allem Geräte durch die Kraft des Kreuzes vom Heidentum dergestalt entzaubert und zum Christentum bezaubert, daß der

Dämon eines doppelten Aberglaubens in sie kehrte. Einige ihrer Bekehrer waren indes, der heil. Ansgarius[1] vor allen andern, wirklich verdiente Männer und für das Wohl der Menschheit Helden auf ihre Weise.

* * *

Endlich kommen wir zum sogenannten Vaterlande der deutschen Völker, das jetzt ihr trauriger Rest war, Deutschland. Nicht nur hatte ein fremder Volksstamm, Slaven, die Hälfte desselben eingenommen[2], nachdem so viele Völkerschaften daraus gewandert waren, sondern auch in seiner übrigen, deutschen Hälfte war es nach vielen Verwüstungen eine fränkische Provinz geworden, die jenem großen Reich als eine Überwundene diente. Friesen, Alemannen, Thüringer und zuletzt die Sachsen waren zur Unterwürfigkeit und zum Christentum gezwungen, so daß z. B. die Sachsen, wenn sie Kerstene (Christen) wurden und das große Wodansbild verfluchten, zugleich auch ihre Besitztümer und Rechte in den Willen des heiligmächtigen König Karls übergeben, um Leben und Freiheit fußfällig bitten und versprechen mußten, an dem dreieinigen Gott und an dem heiligmächtigen König Karl zu halten. Notwendig ward durch diese Bindung eigener und freier Völker an den fränkischen Thron aller Geist ihrer ursprünglichen Einrichtung gehemmet; viele derselben wurden mißtrauend oder hart behandelt, die Einwohner ganzer Striche Landes in die Ferne geführet; keine der übergebliebenen

---

[1] Ansgar, der „Apostel des Nordens", 801 in der Picardie geboren und Mönch in Corvey an der Weser, wurde 826 von Ludwig dem Frommen mit der Mission in Dänemark und drei Jahre später auch mit der in Schweden beauftragt. Zum Erzbischof von Hamburg und Holstein und zum päpstlichen Legaten für alle nordischen Länder bestellt, starb er 864 in dem Ruhme, die erfolgreichsten Versuche zur Christianisierung des Nordens gemacht zu haben. — [2] Als i. J. 531 das mächtige, vom Harz bis zu den Karpathen reichende Thüringerreich zusammengebrochen war und die Bajuwaren aus Böhmen in das jetzt nach ihnen genannte Bayern, die Langobarden von der Mittelelbe und später aus Mähren südlich abgezogen waren, rückten von Osten her slawische Stämme ein, an der Oberelbe bis in das Flußgebiet der Moldau und Eger, an der Mittelelbe bis an die Saale, ja südlich davon bis Bamberg, im Norden bis an die Niederelbe und an einzelnen Stellen, wie Lüneburg, darüber hinaus.

Nationen gewann Zeit und Raum zu einer eigentümlichen Bildung. Sofort nach des Riesen Tode, der dies gewaltsam zusammengetriebene Reich allein mit seinen Armen erhielt, ward unser Deutschland mit oft veränderten Grenzen bald diesem, bald jenem schwachen Karlinger zu teil; und da es an den nie aufhörenden Kriegen und Streitigkeiten des ganzen unglücklichen Geschlechts[1] Anteil nehmen mußte, was konnte aus ihm, was aus seiner innern Verfassung werden? Unglücklicherweise machte es die nörd- und östliche Grenze des fränkischen Reichs, mithin der gesamten römisch-katholischen Christenheit aus, an welcher allenthalben gereizte, wilde Völker voll unversöhnlichen Hasses saßen, die dies Land zum ersten Opfer ihrer Rache machten. Wie von der einen Seite die Normänner bis nach Trier drangen und einen der Nation schimpflichen Frieden erlangten[2], so rief auf der andern Seite, um das mährische Reich der Slaven zu zerstören, Arnulf die wilden Ungarn ins Land[3], welches er ihnen damit zu langen schrecklichen Verwüstungen aufschloß. Die Slaven endlich wurden als Erbfeinde der Deutschen betrachtet und waren jahrhundertelang das Spiel ihrer tapfern Kriegsübung.[4]

Noch mehr wurden dem abgetrenneten Deutschlande die Mittel lästig, die unter den Franken zur Hoheit und Sicherung ihres Reichs gemacht waren. Es erbte alle jene Erz- und Bischoftümer, Abteien und Kapitel, die an der Grenze des Reichs ehemals zur Bekehrung der Heiden dienen sollten; jene Hofämter und Kanzler in Gegenden, die jetzt nicht mehr zum Reiche gehörten; jene Herzoge und Markgrafen, die als Beamte des Reichs zum Schutz der Grenzen bestimmet gewesen waren und gegen Dänen, Wenden, Polen, Slaven und Ungarn noch lange vermehrt wurden. Das glänzendste und entbehrlichste Kleinod von allen endlich war für Deutschland die römische Kaiserkrone:

[1] Vgl. S. 395, Anm. 5. — [2] Im Jahre 882 hausten die Normannen drei Tage lang in Trier, und ihren Führern wurde daraufhin von Kaiser Karl dem Dicken der Friede durch Geld und Belehnung mit Friesland abgekauft. — [3] Vgl. S. 398, Anm. 3. — [4] Vgl. S. 398, Anm. 3.

sie allein hat diesem Lande vielleicht mehr Schaden gebracht als alle Züge der Tatern, Hungarn und Türken. Der erste Karlinger, den Deutschland erhielt, Ludwig[1], war kein römischer Kaiser, und während des geteilten Frankenreiches haben Päpste mit diesem Titel so arg gespielet, daß sie ihn diesem und jenem Fürsten in Italien, ja gar einem Grafen der Provence schenkten, der mit geblendeten Augen starb[2]. Arnulf, ein unechter Nachkomme Karls, geizte nach diesem Titel[3], den indes sein Sohn[4] abermals nicht erlangte, so wie ihn auch die zwei ersten Könige aus deutschem Blut, Konrad[5] und Heinrich[6], nicht begehrten. Gefährlicherweise nahm Otto[7], der mit Karls Krone zu Aachen gekrönt war, sich diesen großen Franken zum Vorbilde; und da ein Abenteuer, die schöne Witwe Adelheid aus dem Turm zu retten, ihm das Königreich Italien verschaffte[8] und ihm dadurch freilich der Weg nach Rom offen war, so folgten nun Ansprüche auf Ansprüche, Kriege auf Kriege, von der Lombardei bis nach Kalabrien und Sizilien hinab[9], wo allenthalben für die Ehre seines Kaisers deutsches Blut vergossen, der Deutsche vom Italiener betrogen, deutsche Kaiser und Kaiserinnen in Rom mißhandelt[10], Italien von deutscher Tyrannei besudelt, Deutschland von Italien aus seinem

[1] Ludwig der Deutsche (843—876). Die Kaiserkrone erhielt Lothar, der älteste Bruder und Beherrscher der niederländischen, burgundischen und italischen Gebiete. — [2] Rudolf, König von Niederburgund, der von Papst Stephan VI. im Jahre 901 zum Kaiser gekrönt, aber von Graf Berengar I. von Ivrea 905 geblendet nach der Provence zurückgeschickt wurde. — [3] Arnulf wurde 896 als Kaiser gekrönt. — [4] Ludwig das Kind. Vgl. S. 395, Anm. 5. — [5] Konrad I. (911—918). — [6] Heinrich I., der Vogler (919—936). — [7] Otto I. der Große (936—973). Vgl. S. 396, Anm. 3. — [8] Im Jahre 951 befreite Otto der Große König Lothars II. von Italien Witwe Adelheid, die Berengar II. von Ivrea eingekerkert hatte und zur Ehe zwingen wollte, heiratete sie selbst und wurde in Pavia zum König der Lombardei und Italiens gekrönt. — [9] Otto der Große vermochte auf seinem dritten Römerzuge (966—972) zwar die Fürsten von Capua und Benevent, ihm zu huldigen, aber über Kalabrien, die Westküste Unteritaliens, behauptete Byzanz die Oberhoheit. Auch Otto II. (973—983) siegte hier zwar als Vorkämpfer der Kirche 982 bei Croton über die Sarazenen, die seit 976 von Sizilien aus die Eroberung Kalabriens begonnen hatten, nach einer Niederlage an der kalabrischen Küste wäre er aber 983 beinahe selbst gefangen worden. Als er daraufhin zu einem Zuge gegen Sizilien rüstete, starb er plötzlich. — [10] Otto der Große war 962 von Papst Johann XII. kaum zum Kaiser gekrönt worden, so wurde auch sein Gegner Adalbert in Rom eingelassen und ebenfalls gekrönt. Als Otto darauf 963 Rom wieder eingenommen,

Kreise gerückt, mit Geist und Kraft über die Alpen gezogen, in seiner Verfassung von Rom abhängig, mit sich selber uneins, sich selbst und andern schädlich gemacht ward, ohne daß die Nation von dieser blendenden Ehre Vorteil gezogen hätte. Sic Vos non Vobis[1] war immer ihr bescheidener Wahlspruch.

Desto mehr Ehre gebührt der deutschen Nation, daß sie eben unter diesen gefährlichen Umständen, in welche sie die Verbindung der Dinge setzte, als eine Schutzwehr und Vormauer des Christentums zur Freiheit und Sicherheit des ganzen Europa dastand. Heinrich der Vogler schuf aus ihr diese Vormauer, und Otto der Große wußte sie zu gebrauchen; aber auch dann folgte die treue, willige Nation ihrem Beherrscher, wenn beim allgemeinen Chaos ihrer Verfassung dieser selbst nicht wußte, welchen Weg er sie führe. Als gegen die Räubereien der Stände der Kaiser selbst sein Volk nicht schützen konnte, schloß sich ein Teil der Nation in Städte[2] und erkaufte sich von ihren Räubern selbst das sichere Geleit eines Handels[3], ohne welchen das Land

---

einen neuen Papst, Leo VIII., eingesetzt und auch seine Gemahlin Adelheid hatte krönen lassen, versuchten die Römer, durch Johann XII. aufgehetzt, noch während seiner Anwesenheit einen Aufstand. Otto III. (983—1002) hatte ebenfalls mehrere Aufstände der Römer zu bekämpfen, und als er, vor dem letzten nach Norden ausweichend, in Paterno plötzlich starb, hieß es, er sei von der Witwe des von ihm bestraften Aufrührers Crescentius vergiftet worden. — [1] „So (schafft) ihr nicht für euch (‚ihr Vögel, das Nest), So (hegt) ihr nicht für euch (‚ihr Schafe, das Fell), So (zieht) ihr nicht für euch (‚ihr Bienen, den Honig), So (schleppt) ihr nicht für euch (‚ihr Stiere den Pflug)." Diese vier Verse mit den gleichen Anfangsworten „Sic vos non vobis" (nidificatis, aves,.... vellera fertis, oves, ... mellificatis, apes,.... fertis aratra, boves) soll Vergil an das Thor von Augustus' Kaiserpalast geschrieben haben, als unter ein dort angebrachtes Huldigungsepigramm von ihm der schlechte Dichter Bathyll *seinen* Namen gesetzt hatte, als ob *er* es verfaßt hätte. — [2] Die Ausbildung der Städte als ummauerter Plätze mit Selbstverwaltung gehört wesentlich dem 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. Als mit Konrads IV. (1250—54) Abgang nach Italien Deutschland gänzlich des Königsschutzes entbehrte, verbündeten sich zuerst i. J. 1254 die rheinischen Städte Mainz, Worms und Oppenheim, denen bald viele andere beitraten, durch festen Zusammenschluß zur Überwachung ihrer Land- und Wasserwege. — [3] Dies geschah durch das sogenannte Geleitswesen, das aber von Reichs wegen eingerichtet war und darin bestand, daß vom Kaiser für die einzelnen Gebiete Geleitsbriefe ausgestellt wurden, die den Inhaber zur Erhebung eines Geleitsgeldes von den Durchziehenden berechtigten, ihn dafür aber zu deren unbedingter Beschützung verpflichteten. Die Verletzung solchen Geleites war als Landfriedensbruch mit der Acht bedroht.

noch lange eine Tatarei geblieben wäre. So entstand im unfriedsamen Staate aus eignen Kräften der Nation ein friedsamer, nützlicher Staat, durch Gewerbe, Bündnisse, Gilden verbunden; so hoben Gewerke sich aus dem drückenden Joch der Leibeigenschaft empor und gingen durch deutschen Fleiß und Treue zum Teil in Künste über, mit denen man andre Nationen beschenkte. Was diese ausbildeten, haben meistens Deutsche zuerst versucht, obgleich unter dem Druck der Not und Armut sie selten mit der Freude belohnt wurden, ihre Kunst im Vaterlande angewandt und blühend zu sehen. Haufenweise zogen sie stets in fremde Länder und wurden nord-, west- und ostwärts in mehreren mechanischen Erfindungen die Lehrmeister andrer Nationen[1]; sie wären es auch in den Wissenschaften geworden, wenn die Verfassung ihres Staats nicht alle Institute derselben, die in den Händen der Klerisei waren, zu politischen Rädern der verwirrten Maschine gemacht und sie damit den Wissenschaften großenteils entrissen hätte. Die Klöster Korvey, Fulda und andere haben für die Fortübung der Wissenschaften mehr gethan als große Strecken andrer Länder, und in allen Verirrungen dieser Jahrhunderte bleibt der unzerstörlich treue, biedre Sinn des deutschen Stammes unverkennbar.

Dem Manne blieb die deutsche Frau nicht nach; häusliche Wirksamkeit, Keuschheit, Treue und Ehre sind ein unterscheidender

[1] Im Nordwesten wurde in England die „Gildehalle der Deutschen an der Themse", der spätere „Stahlhof", eine Schule des Handels, namentlich seit die deutschen Kaufleute infolge der ehrenden Aufnahme des von Heinrich VI. aus der Haft entlassenen Richard Löwenherz von England Abgabenfreiheit für ihren englischen Handel erhalten hatten, und seit infolge der Erklärung Lübecks für den deutschen König Richard von Cornwall (1256—72) i. J. 1260 die norddeutschen Städte das Übergewicht im englischen Handel besaßen. Im Norden war z. B. in Schweden das Städtewesen von den Einheimischen so wenig entwickelt worden und deshalb die deutsche Bürgerschaft in den Städten so zahlreich, daß die Stadträte aller Handelsstädte Schwedens bis zum Jahre 1470 zur Hälfte aus den Deutschen genommen werden mußten. Eine Ansiedelung deutscher Kaufleute in Wisby auf Gotland, die schon von Kaiser Lothar (1125—38) besondere Gerechtsame erhielt, hat das älteste Seerecht der Ostsee ausgebildet. Ostwärts wurden deutsche Bürger, Kaufleute und Handwerker, namentlich seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts, von den Fürsten Polens, Böhmens und Ungarns gerufen.

Zug des weiblichen Geschlechts in allen deutschen Stämmen und Völkern gewesen. Der älteste Kunstfleiß dieser Völker war in den Händen der Weiber; sie webeten und wirketen, hatten Aufsicht über das arbeitende Gesinde und standen auch in den obersten Ständen der häuslichen Regierung vor. Selbst am Hofe des Kaisers hatte die Gemahlin ihr großes Hauswesen, zu welchem oft ein ansehnlicher Teil seiner Einkünfte gehörte; und nicht zum Schaden des Landes hat sich in manchem Fürstenhause diese Einrichtung lange erhalten. Selbst die römische Religion, die den Wert des Weibes sehr herabgesetzt hat[1], vermochte hierbei weniger in diesen als in den wärmeren Ländern. Die Frauenklöster in Deutschland wurden nie die Gräber der Keuschheit in solchem Grade als jenseit des Rheins oder der Pyrenäen und Alpen; vielmehr waren auch sie Werkstätten des deutschen Kunstfleißes in mehreren Arten. Nie hat sich die Galanterie der Rittersitten in Deutschland zu der feinen Lüsternheit ausgebildet wie in wärmern, wollüstigern Gegenden; denn schon das Klima gebot eine größere Eingeschlossenheit in Häusern und Mauern, da andre Nationen ihren Geschäften und Vergnügungen unter freiem Himmel nachgehen konnten.

Endlich kann sich Deutschland, sobald es ein eignes Reich ward, großer, wenigstens arbeitsamer und wohlwollender Kaiser rühmen, unter welchen Heinrich[2], Otto[3] und die beiden Friedrichs[4] wie Säulen dastehn. Was hätten diese Männer in einem bestimmteren, festeren Kreise thun mögen!

Lasset uns jetzt nach dem, was einzeln angeführt worden, einen allgemeinen Blick auf die Einrichtung der deutschen Völker thun, in allen ihren erworbenen Ländern und Reichen. Welches waren ihre Grundsätze? und was sind dieser Grundsätze Folgen?

---

[1] Die Auffassung der katholischen Kirche von der Minderwertigkeit der Frau kommt früh in dem Grundsatze „Taceat mulier in ecclesia“ (Die Frau hat in der Kirche zu schweigen) wie in dem ganzen Aufbau der Hierarchie zum Ausdruck. — [2] Vgl. S. 417, Anm. 6. — [3] Vgl. S. 417, Anm. 7. — [4] Friedrich I. Rotbart (1152—90) und Friedrich II. (1215—50).

VI.

Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa.

Wenn Einrichtungen der Gesellschaft das größeste Kunstwerk des menschlichen Geistes und Fleißes sind, indem sie jedesmal auf der ganzen Lage der Dinge nach Ort, Zeit und Umständen beruhen, mithin der Erfolg vieler Erfahrungen und einer steten Wachsamkeit sein müssen, so läßt sich mutmaßen, daß eine Einrichtung der Deutschen, wie sie am Schwarzen Meer oder in den nordischen Wäldern war, ganz andre Folgen haben mußte, wenn sie unter gebildete oder durch Üppigkeit und eine abergläubige Religion mißgebildete Völker rückte. Diese zu überwinden, war leichter, als sie oder sich selbst in ihrer Mitte wohl zu regieren. Daher denn gar bald die gestifteten deutschen Reiche entweder untergingen oder in sich selbst dermaßen zerfielen, daß ihre lange folgende Geschichte nur das Flickwerk einer verfehlten Einrichtung blieb.

1) Jede Eroberung der deutschen Völker ging auf ein Gesamteigentum aus. Die Nation stand für einen Mann; der Erwerb gehörte derselben durch das barbarische Recht des Krieges und sollte dermaßen unter sie verteilt werden, daß alles noch ein Gemeingut bliebe; wie war dies möglich? Hirtenvölker auf ihren Steppen, Jäger in ihren Wäldern, ein Kriegsheer bei seiner Beute, Fischer bei ihrem gemeinschaftlichen Zuge können unter sich teilen und ein Ganzes bleiben; bei einer erobernden Nation, die sich in einem weiten Gebiet niederläßet, wird dieses weit schwerer. Jeder Wehrsmann auf seinem neuerworbenen Gute ward jetzt ein Landeigentümer; er blieb dem Staate zum Heerzuge und zu andern Pflichten verbunden; in kurzer Zeit aber erstirbt sein Gemeingeist, die Versammlungen der Nation werden von ihm nicht besucht, auch des Aufgebots zum Kriege, das ihm zur Last ward, sucht er sich gegen Übernehmung andrer Pflichten zu entladen. So war's z. B. unter den Franken: das

Märzfeld[1] ward von der freien Gemeine bald versäumet; mithin blieben die Entschlüsse desselben dem Könige und seinen Dienern anheimgestellt, und der Heerbann selbst konnte nur mit wachsamer Mühe im Gange erhalten werden. Notwendig also kamen die Freien mit der Zeit dadurch tief herunter, daß sie den allezeit fertigen Rittern ihre Wehrdienste mit guter Entschädigung auftrugen; und so verlor sich der Stamm der Nation wie ein zerteilter, verbreiteter Strom in kraftloser Trägheit. Ward nun in diesem Zeitraum der ersten Erschlaffung ein dermaßen errichtetes Reich mächtig angegriffen — was Wunder, daß es erlag? Was Wunder, daß auch ohne äußern Feind auf diesem trägen Wege die besten Rechte und Besitztümer der Freien in andre, sie vertretende Hände kamen? Die Verfassung des Ganzen war zum Kriege oder zu einer Lebensart eingerichtet, bei welcher alles in Bewegung bleiben sollte, nicht aber zu einem zerstreuten, fleißig ruhigen Leben.

2) Mit jedem erobernden Könige war ein Trupp Edeln ins Land gekommen, die als seine Gefährten und Treuen, als seine Knechte und Leute aus denen ihm zukommenden Ländereien beteilt wurden. Zuerst geschahe dies nur lebenslänglich; mit der Zeit wurden die ihnen zum Unterhalt angewiesenen Güter erblich; der Landesherr gab so lange, bis er nichts mehr zu geben hatte und selbst verarmte. Bei den meisten Verfassungen dieser Art haben also die Vasallen den Lehnsherren, die Knechte den Gebieter dergestalt ausgezehret, daß, wenn der Staat lange daurete, dem Könige selbst von seinen nutzbaren Gerechtigkeiten nichts übrigblieb und er zuletzt als der Ärmste des Landes dastand. Wenn nun, wie wir gesehen, dem Gange der Dinge nach bei langen kriegerischen Zeitläuften die Edeln notwendig auch den Stamm der Nation, die freie Gemeine, sofern diese sich nicht selbst zu Edeln erhob, allgemach zu Grunde richten mußten, so

[1] Der Campus Martius, die Frühjahrsversammlung, wie sie in den älteren Zeiten bäuerischen Gaukönigtums im März abgehalten worden war.

siehet man, wie das löbliche, damals unentbehrliche Ritterhandwerk so hoch emporkommen konnte. Von kriegerischen Horden waren die Reiche erobert: wer sich am längsten in dieser Übung erhielt, gewann so lange, bis mit Faust und Schwert nichts zu gewinnen mehr da war. Zuletzt hatte der Landesherr nichts, weil er alles verliehen hatte; die freie Gemeine hatte nichts, weil die Freien entweder verarmt oder selbst Edle geworden und alles andre Knecht war.

3) Da die Könige im Gesamteigentum ihres Volks umherziehen oder vielmehr allenthalben gegenwärtig sein sollten und dies nicht konnten, so wurden Statthalter, Herzoge und Grafen unentbehrlich. Und weil nach der deutschen Verfassung die gesetzgebende, gerichtliche und ausübende Macht noch nicht verteilt waren, so blieb es beinah' unvermeidlich, daß nicht mit der Zeit unter schwachen Königen die Statthalter großer Städte oder entfernter Provinzen selbst Landesherren oder Satrapen wurden. Ihr Distrikt enthielt wie ein Stück der gotischen Baukunst alles im kleinen, was das Reich im großen hatte; und sobald sie sich nach Lage der Sache mit ihren Ständen einverstanden, war, obgleich noch abhängig vom Staat, das kleine Reich fertig. So zerfielen die Lombardei und das fränkische Reich — kaum wurden sie noch am seidnen Faden eines königlichen Namens zusammengehalten; so wäre es mit dem gotischen und dem wandalischen Reich worden, hätten sie länger gedauret. Um diese Bruchstücke, wo jeder Teil ein Ganzes sein wollte, wieder zusammenzubringen, haben alle Reiche deutscher Verfassung in Europa ein halbes Jahrtausend hin arbeiten müssen[1], und einigen[2] derselben hat es noch nicht gelingen mögen, ihre eignen Glieder wiederzufinden.

---

[1] Frankreich von 843 bis etwa auf Ludwig XI. (1461—83), der die Macht der großen Vasallen brach, und dessen Nachfolger anfingen, nach außen erobernd aufzutreten; England etwa von 1066 bis zum Tode Heinrichs VII. (1509), der dem Adel das Halten eines bewaffneten Gefolges untersagte. — [2] Z. B. Italien, das am Ende des 18. Jahrhunderts noch in viele, zum Teil zu auswärtigen Staaten gehörige Stücke zerfiel, und Deutschland, dem die Schweiz und die Niederlande verloren gegangen waren.

In der Verfassung selbst liegt der Same dieser Absondrung: sie ist ein Polyp, bei welchem in jedem abgesonderten Teile ein Ganzes lebet.

4) Weil bei diesem Gesamtkörper alles auf Persönlichkeit beruhete, so stellete das Haupt desselben, der König, ob er gleich nichts weniger als unumschränkt war, mit seiner Person sowohl als mit seinem Hauswesen die Nation vor. Mithin ging seine Gesamtwürde, die bloß eine Staatsfiktion sein sollte, auch auf seine Trabanten, Diener und Knechte über. Leibesdienste, die man dem Könige erwies, wurden als die ersten Staatsdienste betrachtet, weil die, die um ihn waren, Kapellan, Stallmeister und Truchseß, oft bei Ratschlägen, Gerichten und sonst seine Helfer und Diener sein mußten. So natürlich dies in der rohen Einfalt damaliger Zeiten war, so unnatürlich ward's, als diese Kapellane und Truchsesse wirklich repräsentierende Gestalten des Reichs, erste Glieder des Staats oder gar auf Ewigkeiten der Ewigkeiten erbliche Würden sein sollten; und dennoch ist ein barbarischer Prachtaufzug dieser Art, der zwar in das Tafelzelt eines tatarischen Chans, nicht aber in den Palast eines Vaters, Vorstehers und Richters der Nation gehörte, die Grundverfassung jedes germanischen Reichs in Europa. Die alte Staatsfiktion wurde zur nackten Wahrheit: das ganze Reich ward in die Tafel, den Stall und die Küche des Königes verwandelt. Eine sonderbare Verwandlung! Was Knecht und Vasall war, mochte immerhin durch diese glänzenden Oberknechte vorgestellt werden, nicht aber der Körper der Nation, der in keinem seiner freien Glieder des Königs Knecht, sondern sein Mitgenoß und Mitstreiter gewesen war und sich von keinem seiner Hausgenossen vorstellen lassen dorfte. Nirgend ist diese tatarische Reichsverfassung mehr gediehen und prächtiger emporgekommen als auf dem fränkischen Boden, von da sie durch die Normannen nach England und Sizilien, mit der Kaiserkrone nach Deutschland, von dannen in die nordischen Reiche und aus Burgund endlich in höchster Pracht nach Spanien hinübergepflanzt worden

ist[1], wo sie dann allenthalben nach Ort und Zeit neue Blüten getragen. Von einer solchen Staatsdichtung, das Hauswesen des Regenten zur Gestalt und Summe des Reichs zu machen, wußten weder Griechen noch Römer, weder Alexander noch Augustus; am Jaik[2] aber oder am Jeniseistrom[2] ist sie einheimisch, daher auch nicht unbedeutend die Zobel und Hermeline ihr Sinnbild und Wappenschmuck geworden.

5) In Europa hätte diese Verfassung schwerlich so festen Platz gewinnen oder behalten mögen, wenn nicht, wie wir gesehen, diese Barbarei bereits eine andre vor sich gefunden hätte, mit der sie sich freundlich vermählte, die Barbarei des römischen Papsttums. Denn weil die Klerisei damals den ganzen Rest der Wissenschaften besaß, ohne welche auch die Barbaren in diesen Ländern nicht sein konnten, so blieb diesen, die sich selbst Wissenschaften zu erwerben nicht begehrten, nur ein Mittel übrig, sie gleichsam mit zu erobern: wenn sie die Bischöfe unter sich aufnähmen. Es geschah. Und da diese mit den Edlen Reichsstände, mit den Dienern des Hofes Hofdiener wurden, da wie diese auch sie sich Beneficien, Gerechtigkeiten und Länder verleihen ließen und aus mehreren Ursachen den Laien in vielem zuvorkamen, so war ja keine Staatsverfassung dem Papsttum holder und werter als diese. Wie nun einerseits nicht zu leugnen ist, daß zu Milderung der Sitten und sonstiger Ordnung die geistlichen Reichsstände viel beigetragen haben, so ward auf der andern Seite durch Einführung einer doppelten Gerichtsbarkeit, ja eines unabhängigen Staats im Staate der letzte in allen seinen Grundsätzen wankend. Keine zwei Dinge konnten einander an sich frem-

[1] Karls des Kühnen (gest. 1477) Tochter Maria, die Erbin von Burgund, die Gemahlin Kaiser Maximilians I. von Deutschland, war die Großmutter Kaiser Karls V. (1519—56), der als Karl I. bis 1558 auch König von Spanien war. — [2] Der Jaik, ein im südlichen Ural entspringender Fluß, auch Ural genannt, mündet ins Kaspische Meer und bildet teilweise die Grenze zwischen Asien und Europa. Der Jenissei ist einer der großen Ströme Sibiriens. Herder will durch die Nennung dieser Flüsse an die über den Jaik gekommenen Hunnen und an die Mongolen erinnern und so seine Abneigung gegen große Monarchien (vgl. S. 28 und 42) als eine Staatsform für Herdenmenschen ausdrücken.

der sein als das römische Papsttum und der Geist deutscher Sitten; jenes untergrub diese unaufhörlich, wie es sich gegenteils vieles aus ihnen zueignete und zuletzt alles zu einem deutsch-römischen Chaos machte. Wofür allen deutschen Völkern lange geschaudert hatte, das ward ihnen am Ende über alles lieb; ihre eignen Grundsätze ließen sie gegen sich selbst gebrauchen. Die Güter der Kirche, dem Staat entrissen, wurden in ganz Europa ein Gemeingut, für welches der Bischof zu Rom kräftiger als irgend ein Fürst für seinen Staat waltete und wachte. Eine Verfassung voll Widerspruchs und unseliger Zwiste.

6) Weder Krieger noch Mönche nähren ein Land; und da bei dieser Einrichtung für den erwerbenden Stand so wenig gesorgt war, daß vielmehr alles in ihr dahin ging, Bischöfen und Edeln die ganze Welt leibeigen zu machen, so siehet man, daß damit dem Staat seine lebendigste Triebfeder, der Fleiß der Menschen, ihr wirksamer freier Erfindungsgeist auf lange geraubt war. Der Wehrsmann hielt sich zu groß, die Äcker zu bauen, und sank herab; der Edle und das Kloster wollte Leibeigne haben, und die Leibeigenschaft hat nie etwas Gutes gefördert. Solange man Land und Güter nicht als einen nutzbaren, in allen Teilen und Produkten organischen Körper, sondern als ein unteilbares totes Besitztum betrachtete, das der Krone oder der Kirche oder dem Stammhalter eines edlen Geschlechts in der Qualität eines liegenden Grundes, zu welchem Knechte gehören, zustünde, so lange war der rechte Gebrauch dieses Landes samt der wahren Schätzung menschlicher Kräfte unsäglich behindert. Der größeste Teil der Länder ward eine dürftige Almende[1], an deren Erdschollen Menschen wie Tiere klebten mit dem harten Gesetz, nie davon losgetrennt werden zu können. Handwerke und Künste gingen desselben Weges. Von Weibern und Knechten getrieben, blieben sie lange auch im großen eine Hantierung der Knechte; und als Klöster, die ihre Nutzbarkeit aus der römischen Welt kannten,

[1] Gemeinsamer Benutzung durch die Gemeindemitglieder vorbehaltenes Gemeindeland.

sie an ihre Klostermauern zogen, als Kaiser ihnen Privilegien städtischer Zünfte gaben, war dennoch der Gang der Sache damit nicht verändert. Wie können Künste sich heben, wo der Ackerbau daniederliegt? wo die erste Quelle des Reichtums, der unabhängige, gewinnbringende Fleiß der Menschen, und mit ihm alle Bäche des Handels und freien Gewerbes versiegt, wo nur der Pfaffe und Krieger gebietende, reiche, besitzführende Herren waren? Dem Geist der Zeiten gemäß konnten also auch die Künste anders nicht als Gemeinwesen (Universitates), in Form der Zünfte eingeführt werden — eine rauhe Hülle, die damals der Sicherheit halben nötig, zugleich aber auch eine Fessel war, daß keine Wirksamkeit des menschlichen Geistes sich unzunftmäßig regen mochte. Solchen Verfassungen sind wir's schuldig, daß in Ländern, die seit Jahrhunderten bebauet wurden, noch unfruchtbare Gemeinplätze, daß in festgesetzten Zünften, Orden und Brüderschaften noch jene alten Vorurteile und Irrtümer übrig sind, die sie treu aufbewahret haben. Der Geist der Menschen modelte sich nach einem Handwerksleisten und kroch gleichsam in eine privilegierte Gemeinlade[1].

7) Aus allem erhellet, daß die Idee der deutschen Völkerverfassung, so natürlich und edel sie an sich war, auf große, zumal eroberte, lange Zeit kultivierte oder gar römisch-christliche Reiche angewandt, nichts anders als ein kühner Versuch sein konnte, dem viele Mißbräuche bevorstanden; sie mußte von mehrern Völkern voll gesunden Verstandes in der nörd- und südlichen Welt lange geübt, mannigfaltig geprüft und ausgebildet werden, ehe sie zu einiger Bestandheit kommen konnte. In kleinen Municipalitäten, beim Gerichtshandel und allenthalben, wo lebendige Gegenwart gilt, zeigt sie sich unstreitig als die beste. Die altdeutschen Grundsätze, daß jedermann von seinesgleichen gerichtet werde, daß der Vorsitzer des Gerichts von den Beisitzern das Recht nur schöpfe, daß jedes Verbrechen nur als ein Bruch der

[1] S. v. w. Zunftlade. Die Zünfte bewahrten ihre Schriften und ihr Vermögen in einer Lade auf, die während ihrer Sitzungen geöffnet war.

Gemeine seine G'nugthuung erwarte und nicht aus Buchstaben, sondern aus lebendiger Ansicht der Sache beurteilt werden müsse: diese samt einer Reihe andrer Gerichts-, Zunft- und andrer Gebräuche sind Zeugen vom hellen und billigen Geist der Deutschen. Auch in Rücksicht des Staats waren die Grundsätze vom Gesamteigentum, der Gesamtwehr und gemeinen Freiheit der Nation groß und edel; da sie aber auch Männer erforderten, die alle Glieder zusammenzuhalten, zwischen allen ein Verhältnis zu treffen und das Ganze mit einem Blick zu beleben wüßten, und diese Männer nicht nach dem Erstgeburtsrecht geboren werden, so erfolgte, was mehr oder minder allenthalben erfolgt ist: die Glieder der Nation löseten sich auf in wilden Kräften; sie unterdrückten das Unbewehrte und ersetzten den Mangel des Verstandes und Fleißes durch lange tatarische Unordnung. Indessen ist in der Geschichte der Welt die Gemeinverfassung germanischer Völker gleichsam die feste Hülse gewesen, in welcher sich die übergebliebene Kultur vorm Sturm der Zeiten schützte, der Gemeingeist Europas entwickelte und zu einer Wirkung auf alle Weltgegenden unsrer Erde langsam und verborgen reifte. Zuvörderst kamen hohe Phantome, eine geistliche und eine andre Monarchie[1] zum Vorschein, die aber ganz andre Zwecke beförderten, als wozu sie gestiftet worden.

[1] Papsttum und Kaisertum.

Neunzehntes Buch.

Kaum ist je eine Namensanspielung von größern Folgen gewesen, als die dem heil. Petrus gemacht ward, daß auf den Felsen seiner Aussage eine unerschütterliche Kirche gebauet und ihm die Schlüssel des Himmelreichs anvertrauet werden sollten. Der Bischof, der, wie man glaubte, auf Petrus' Stuhl nahe seinem Grabe saß, wußte diesen Namen auf sich zu deuten; und als er bei zusammentreffenden Umständen nicht nur das Primat der größesten christlichen Kirche, sondern auch das Recht geistlicher Vorschriften und Befehle, die Macht, Koncilien zu berufen und auf ihnen zu entscheiden, Glaubenslehren festzusetzen und zu umzäunen, unläßliche Sünden zu erlassen, Freiheiten zu erteilen, die sonst niemand erteilen könnte, kurz, die Macht Gottes auf Erden bekam, so stieg er von dieser geistlichen Monarchie gar bald zu ihrer Folge, der weltlich-geistlichen über. Wie einst den Bischöfen, so entkräftete er jetzt die Gewalt den Oberherren der Länder. Er verlieh eine abendländische Kaiserkrone, deren Erkenntnis er sich selbst entzog[1]. Bannflüche und Interdikte[2] waren in seiner gefürchteten Hand, mit welcher er Reiche aufrichtete und verschenkte, Könige geißelte und lossprach, Ländern den Gottesdienst nahm, Unterthanen und Vasallen von ihren Pflichten entband, seiner gesamten Geistlichkeit Weiber und Kinder nahm und überhaupt ein System gründete, das eine Reihe von Jahrhunderten zwar hat erschüttern, aber noch nicht hat vernichten mögen.

[1] Die Päpste machten sich seit dem Lateranischen Konzil des Jahres 1215 nicht nur auch in weltlichen Dingen unabhängig von der Schirm- und Schiedsgewalt des Kaisers, sondern maßten sich sogar das Recht an, Könige ab- und einzusetzen. — [2] Verbot aller kirchlichen Handlungen (mit Ausnahme der Taufe und der letzten Ölung), das über ein ganzes Land verhängt wird.

Eine Erscheinung dieser Art fodert Aufmerksamkeit; und da wohl keinem Regenten der Welt die Emporbringung seiner Macht so schwer geworden ist, als dem römischen Bischofe die seinige, so verdienet sie wenigstens, daß man von ihr wie von jeder andern Staatsverfassung ohne Groll und Bitterkeit rede.*

I.

Römische Hierarchie.

Man ist gewohnt, dem, was ein Gebäude geworden ist, schon vor seiner Entstehung einen Entwurf des Baues zum Grunde zu legen; selten aber trifft dies bei den politischen Bauwerken ein, die nur die Zeiten vollführt haben. Bei Roms geistlicher Größe wäre selbst zu zweifeln, ob sie je erreicht worden wäre, wenn man mit unverwandtem Blick auf sie gearbeitet hätte. Auf dem Stuhle zu Rom saßen Bischöfe von so mancherlei Art wie auf jedem andern Throne; und auch für die fähigsten Werkzeuge gab's unglückliche Zeiten. Diese unglücklichen Zeiten aber und die Fehler der Vorgänger sowohl als der Feinde selbst zu nutzen, das war die Staatskunst dieses Stuhles, durch welche er zur Festigkeit und Hoheit gelangte. Lasset uns aus vielen nur einige Umstände der Geschichte samt den Grundsätzen betrachten, auf welche sich Roms Größe stützte.

Das meiste sagt der Name Rom selbst; die alte Königin der

* Obgleich seit Sarpi, Puffendorf[1] u. a. einzelne Stücke der päpstlichen Geschichte vortrefflich behandelt sind, so dünkt mich, fehle es doch noch an einer durchaus unparteilichen, pragmatischen Geschichte des Papsttums. Der Verfasser[2] der Reformationsgeschichte könnte seinem Werk nach Vollendung desselben hiedurch eine seltene Vollkommenheit geben.

[1] Paolo Sarpi (1552—1623), Istoria de concilio tridentino (London 1619; deutsch zu Halle 1761—65). — Samuel Freiherr von Pufendorf (1632—94), Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten in Europa (Frankf. 1682). — [2] Nach Düntzer G. J. Planck, der Verfasser der „Geschichte der Entstehung, Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs" (Leipz. 1781ff.). Seine „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (1803 ff.) enthielt im dritten bis fünften Band dann wirklich die Geschichte des Papsttums.

Welt, das Haupt und die Krone der Völker, hauchte auch ihrem Bischofe den Geist ein, das Haupt der Völker auf seine Weise zu werden. Alle Sagen von Petrus' Bischof- und Märtyrertum wären zu Antiochien oder Jerusalem nicht von der politischen Wirkung gewesen, wie sie in der blühenden Kirche des alten ewigen Roms wurden; denn wie viel fand der Bischof dieser ehrwürdigen Stadt, das ihn fast ohne seinen Willen emporheben mußte! Der unaustilgbare Stolz des römischen Volks, dem so manche Kaiser hatten weichen müssen[1], trug ihn auf seinen Schultern und gab ihm, dem Hirten des ersten Volks der Erde, den Gedanken ein, in dieser hohen Schule der Wissenschaft und Staatskunst, zu welcher man auch noch in den christlichen Zeiten, um Roms Gesetze zu lernen, wallfahrtete, sie selbst zu lernen und gleich den alten Römern durch Satzungen und Rechte die Welt zu regieren. Die Pracht des heidnischen Gottesdienstes stand vor seinen Augen da; und da dieser in der römischen Staatsverfassung mit der obrigkeitlichen Macht verknüpft gewesen war, so erwartete das Volk auch in seinem christlichen Bischofe den alten Pontifex maximus, Aruspex und Augur[2]. An Triumphe, Feste und Staatsgebräuche gewöhnt, sahe es gern, daß aus Gräbern und Katakomben das Christentum in Tempel einzog, die der römischen Größe würdig waren; und so ward durch Anordnungen, Feste und Gebräuche Rom zum zweitenmal das Haupt der Völker.

Frühe äußerte Rom seine gesetzgebende Klugheit dadurch, daß es auf Einheit der Kirche, auf Reinheit der Lehre, auf Rechtgläubigkeit und Katholizismus drang, auf den die Kirche gebauet werden mußte. Schon im zweiten Jahrhundert wagete es Viktor[3], die Christen in Asien nicht für seine Brüder zu erkennen, wenn sie das Osterfest nicht zu einer Zeit mit ihm feiern wollten; ja

[1] Vgl. S. 417, Anm. 10. — [2] Vgl. S. 193, Anm. 2; S. 194, Anm. 4, und S. 177, Anm. 4. — [3] Viktor I. (190—202). Die orientalisch-jüdischen Christen feierten am 14. Nisan, dem ersten Tage des Passahfestes, auch das Andenken an das letzte Mahl Christi mit; den zweiten Passahtag widmeten sie der Erinnerung an Christi Leiden und Sterben, am dritten feierten sie die Auferstehung Christi.

die erste Spaltung der Juden- und Heidenchristen[1] ist wahrscheinlich von Rom aus beigelegt worden: Paulus und Petrus liegen in ihm friedlich begraben.* Dieser Geist einer allgemeinen Lehre erhielt sich auf dem römischen Stuhl; und obgleich einige Päpste sich vom Vorwurf der Ketzerei kaum haben reinerhalten mögen, so wußten jedesmal ihre Nachfolger einzulenken und traten zurück ans Steuer der rechtgläubigen Kirche. Nie hat sich Rom vor Ketzereien gebückt, so oft diese es auch mächtig drängten; morgenländische Kaiser, Ost- und Westgoten, Burgunder und Longobarden waren Arianer; einige derselben beherrschten Rom, Rom aber blieb katholisch. Ohne Nachsicht schnitt es zuletzt sich ab von der griechischen Kirche, ob diese gleich eine halbe Welt war[2]. Notwendig mußte diese Grundlage einer unerschütterten Reinigkeit und Allgemeinheit der Lehre, die auf Schrift und Tradition zu ruhen vorgab, bei günstigen Umständen einen geistlichen Richterthron über sich gewinnen und tragen.

Solche günstige Umstände kamen. Nachdem der Kaiser Italien verlassen, als das Reich geteilt, von Barbaren überschwemmt, Rom mehrmals erobert und geplündert ward, da hatte mehr als einmal sein Bischof Gelegenheit, auch sein Erretter zu werden. Er ward der verlassenen Königsstadt Vater, und die Barbaren, die die Herrlichkeit Roms verehreten, scheueten desselben obersten Priester. Attila zog zurück; Geiserich gab nach[3];

* Hievon an einem andern Orte.[4]

[1] Vgl. Apostelgeschichte, Kap. 15, und Brief an die Galater, Kap. 2. — [2] Der Gegensatz zwischen der römischen und der byzantinischen Kirche, der schon in dem etwa 725 beginnenden Streite um die vom römischen Bischof verteidigte, vom byzantinischen Kaiser verurteilte Bilderverehrung deutlich hervorgetreten war, führte zur offenen Spaltung, als Nikolaus I. im Jahre 857 den nicht anerkannten Patriarchen Photius auf einer Synode verdammte, und vollends zur Trennung, als nach vergeblichen Einigungsversuchen Legaten Leos IX. im Jahre 1054 in der Sophienkirche über den griechischen Klerus den Bann aussprachen. — [3] Nach der christlichen Legende kehrte Attila (vgl. S. 374, Anm. 1) 452 am Mincio um, weil ihn dort eine römische Gesandtschaft mit dem Bischof Leo an der Spitze dazu aufforderte und dem Bischof eine feurige Gestalt zur Seite stand. Von demselben Bischof Leo ließ sich Geiserich 455 bestimmen, Rom nicht zu zerstören, sondern es nur zu plündern. — [4] In den „Christlichen Schriften" (SWS, Bd. 19 und 20; darin Bd. 19, S. 60—134: ‚Von der Auferstehung als Glaube, Geschichte und Lehre").

ergrimmte longobardische Könige warfen sich, noch ehe er Roms Herr war, vor ihm nieder[1]. Lange wußte er zwischen Barbaren und Griechen die Mitte zu halten[2]; er wußte zu teilen[3], damit er einst regiere. Und als die teilende Staatskunst nicht mehr gelang[4], da hatte er sein katholisches Frankreich zur Hülfe sich schon zubereitet; er zog über das Gebirge, erhielt von seinem Befreier mehr, als er gesucht hatte: seine Bischofsstadt mit allen Städten des Exarchats. Endlich ward Karl der Große römischer Kaiser, und nun hieß es: ein Rom, ein Kaiser, ein Papst! drei unzertrennliche Namen, die fortan das Wohl und das Übel der Völker wurden. Unerhört ist's, was sich der römische Bischof schon gegen den Sohn seines Wohlthäters erlaubte[5]; noch mehreres wartete auf seine späteren Nachfolger. Er schlichtete zwischen den Kaisern, gebot ihnen, entsetzete sie und stieß die Krone von ihrem Haupt, die er ihnen gegeben zu haben glaubte. Die gutmütigen Deutschen, die 350 Jahre lang dieses Kleinodes halber nach Rom zogen und ihm das Blut ihrer Nation willig aufopferten, sie waren es, die den Übermut der Päpste zu seiner schrecklichsten Höhe erhuben. Ohne einen deutschen Kaiser und die traurige Verfassung seines Reichs wäre nie ein Hildebrand[6] entstanden, und noch jetzt ist Deutschland seiner Verfassung wegen ein Ruhekissen der römischen Krone.

Wie das heidnische Rom seinen Eroberungen bequem lag, so war das christliche Rom den seinigen wohlgelegen. Von der Nord- und Ostsee, vom Schwarzen Meer und der Wolga kamen

[1] Der dritte Langobardenkönig, Authari, ließ sich 589 zum Anschluß an die katholische Lehre bestimmen. Desiderius suchte 771 die Hilfe des Papstes gegen Karl den Großen. — [2] Zwischen den byzantinischen Kaisern und ihren süditalischen Statthaltern einer-, den ostgotischen und langobardischen Herrschern Ober- und Mittelitaliens anderseits. — [3] Die Päpste ehrten z. B. auf der einen Seite in Theoderich dem Großen den weisen Herrscher, zeigten aber anderseits den Römern in den Goten die arianischen Ketzer. — [4] Als Karl der Große zugleich Schutzherr Roms und Beherrscher des ganzen mittleren und oberen Italien wurde. — [5] Gemeint ist Ludwig der Fromme. Aber als sich 830 dessen drei Söhne gegen den Vater empörten und ihm auf dem Lügenfelde bei Kolmar 833 sein Heer abwendig machten, erschien Gregor IV. in ihrem Lager und verhängte, wie es vorher schon seine Bischöfe gethan hatten, zu Soissons eine öffentliche Kirchenbuße über sie. — [6] Papst Gregor VII. (1073—85).

zahllose Völker, die der Bischof zu Rom mit dem rechtgläubigen Kreuz doch endlich bezeichnen mußte, wenn sie in dieser rechtgläubigen Gegend friedlich wohnen sollten; und die nicht selbst kamen, suchte er auf. Gebete und Weihrauch sandte er den Nationen, wofür sie ihm Gold und Silber weiheten und seine zahlreichen Diener mit Äckern, Wäldern und Auen begabten. Die schönste Gabe aber, die sie ihm darbrachten, war ihr unbefangenes, rohes Herz, das mehr sündigte, als es Sünden kannte, und von ihm Sündenregister empfing, damit es den Ablaß derselben empfangen möchte. Hier kamen die Schlüssel Petrus' in Übung, und sie erklungen nie ohne Belohnung. Welch ein schönes Erbteil der Geistlichen waren die Länder der Goten, Alemannen, Franken, Angeln, Sachsen, Dänen, Schweden, Slaven, Polen, Ungarn und Preußen! Je später diese Völker ins Himmelreich traten, desto teurer mußten sie den Eintritt, oft mit Land und Freiheit, bezahlen. Je nördlicher oder östlicher, desto langsamer war die Bekehrung, desto ansehnlicher ihr Dank; je schwerer ein Volk ans Glauben ging, desto fester lernte es glauben. Nach Grönland hinauf, zur Düna und zum Dnepr gen Osten, westlich bis zu jedem äußersten Vorgebirge reichte endlich des römischen Bischofs Hürde.

Der Bekehrer der Deutschen, Winfried und Bonifacius[1], hat dem Ansehen des Papstes über Bischöfe, die außer seiner Diözese saßen, mehr emporgeholfen, als es irgend ein Kaiser hätte thun mögen. Als Bischof im Lande der Ungläubigen hatte er dem Papst einen Eid der Treue geschworen[2], der nachher durch Überredung und Foderungen auch auf andre Bischöfe überging und endlich in allen katholischen Reichen zum Gesetz ward. Mit den öftern Teilungen der Länder unter den Karlingern wurden auch die Diöcesen der Bischöfe zerrissen, und der Papst bekam reiche

[1] Bonifacius, zwischen 719 und 754 als Bekehrer in Friesland, Ostfranken, Thüringen, Hessen und Bayern thätig, war seit 722 Bischof, seit 732 Erzbischof, und zwar seit 748 mit dem Sitz in Mainz. — [2] Bei seiner zweiten Romreise i. J. 722 gelobte Bonifacius Papst Gregor II., in unbedingtem Gehorsam überall für Einheit der Lehre und Unterordnung unter den päpstlichen Stuhl wirken zu wollen.

Gelegenheit, in ihren Sprengeln zu wirken. Die Sammlung der Dekrete des falschen Isidors[1] endlich, die in diesen karlingischen Zeiten, wahrscheinlich zwischen dem fränkischen und deutschen Reich, zuerst öffentlich erschien und, da man sie aus Unachtsamkeit, List und Unwissenheit gelten ließ, alle eingerissene jüngere Mißbräuche auf einmal mit dem ältesten Ansehen feststellte — dies einzige Buch diente dem Papst mehr als zehn Kaiserdiplome; denn überhaupt waren Unwissenheit und Aberglaube, mit denen die ganze Abendwelt überdeckt war, das weite und tiefe Meer, in welchem Petrus' Netz fischte.

Am meisten zeigt sich die Staatsklugheit der römischen Bischöfe darin, daß sie die widerwärtigsten Umstände ihnen zu dienen zwangen. Lange waren sie von den morgenländischen, oft wurden sie auch von den abendländischen Kaisern gedrückt; und doch mußte ihnen Konstantinopel zuerst den Rang eines allgemeinen Bischofs zugestehn, Deutschland endlich die Investitur der geistlichen Reichsstände doch überlassen. Die griechische Kirche trennte sich, auch zum Vorteil des Papstes, der in ihr nie zu dem Ansehen hätte kommen können, nach welchem er im Occident strebte; jetzt schloß er die seinige desto fester an sich. Mahomed erschien, die Araber bemächtigten sich eines großen Teils des südlichen Europa; sie streiften selbst nahe an Rom und versuchten Landung; auch diese Übel wurden dem Papst ersprießlich, der sowohl die Schwäche der griechischen Kaiser als die Gefahr, mit der Europa bedrohet ward, sehr wohl zu gebrauchen wußte, sich selbst als Retter Italiens ins Feld wagte[2] und fortan das Christentum gegen alle Ungläubigen zum Feldpanier machte. Eine fürchterliche Art der Kriege, zu denen er mit Bann und Interdikt zwingen konnte, und in denen er nicht etwa nur Herold, sondern oft auch Schatzmeister und Feldherr ward. Das Glück der

[1] Vgl. S. 386, Anm. 1. — [2] Herder denkt wohl an Urbans II. Auszug zu den beiden Kirchenversammlungen zu Piacenza und Clermont i. J. 1095, auf denen er namentlich das Bittgesuch des byzantinischen Kaisers um Hilfe gegen die Türken befürwortete.

Normänner gegen die Araber nutzte er gleichfalls: er belieh sie mit Ländern, die ihm nicht gehörten[1], und gewann durch sie den Rücken frei[2], um vor sich hin zu wirken. So wahr ist's, daß der am weitsten kommt, der anfangs selbst nicht weiß, wie weit er kommen werde, dafür aber jeden Umstand, den ihm die Zeit gewähret, nach festen Maßregeln gebrauchet.

* * *

Lasset uns einige dieser Maßregeln, die der römische Hof zu seinem Vorteil befolgt hat, ohne Liebe und Haß auszeichnen.

1) Roms Herrschaft beruhte auf Glauben, auf einem Glauben, der zeitlich und ewig das Wohl menschlicher Seelen befördern sollte. Zu diesem System gehörte alles, was menschliche Seelen leiten kann; und dies alles brachte Rom in seine Hände. Von Mutterleibe an bis ins Grab, ja bis jenseit desselben im Fegefeuer war der Mensch in der Gewalt der Kirche, der er sich nicht entziehen konnte, ohne rettungslos unglücklich zu werden; sie formte seinen Kopf, sie beunruhigte und beruhigte sein Herz; durch die Beichte hatte sie den Schlüssel zu seinen Geheimnissen, zu seinem Gewissen, zu allem, was er um und an sich trägt, in Händen. Lebenslang blieb der Gläubige unter ihrer Zucht unmündig, und im Artikel des Todes band sie ihn mit siebenfachen Banden[3], um den Reuigen und Freigebigen desto freigebiger zu lösen. Das geschah Königen und Bettlern, Rittern und Mönchen, Männern und Weibern; weder seines Verstandes noch seines Gewissens mächtig, mußte jedermann geleitet werden, und an Leitern konnte es ihm nie fehlen. Da nun der Mensch ein träges Geschöpf ist und, wenn er einmal an eine christliche Seelenpflege gewöhnt ward, derselben schwerlich wieder entbehren mag,

[1] Vgl. S. 408, Anm. 1. — [2] Seit dem Jahre 1059 waren die Normannen Süditaliens, zu denen Leo IX. (1048—54) ganz anders gestanden hatte (vgl. S. 411, Anm. 7), die Bundesgenossen der Päpste. — [3] Gemeint sind die sieben Todsünden, die der katholische Katechismus im Anschluß an die 1. Epistel Johannis, Kap. 5, V. 16 und 17, aufstellt: Hochmut, Geiz, Wollust, Zorn, Völlerei, Neid und Trägheit des Herzens.

vielmehr seinen Nachkommen dies sanfte Joch als das Polster eines Kranken anempfiehlet, so war die Herrschaft der Kirche damit im Innersten der Menschen gegründet. Mit dem Verstande und dem Gewissen des Gläubigen hatte sie alles in ihrer Gewalt; es war eine Kleinigkeit, daß, wenn sie ihm sein Geistliches säete, sie etwa sein Leibliches ernte; hingegeben, wie er war, hatte sie ihn bei Leibesleben im Innersten längst geerbet.

2) Diesen Glauben zu leiten, bediente sich die Kirche nicht etwa des Größesten, des Wichtigsten, sondern des Faßlichsten, des Kleinsten, weil sie wohl wußte, welch ein Weniges die Andacht der Menschen vergnüge. Ein Kreuz, ein Marienbild mit dem Kinde, eine Messe, ein Rosenkranz thaten zu ihrem Zwecke mehr, als viel feine Spekulationen würden gethan haben; und auch diesen Hausrat verwaltete sie mit dem sparsamsten Fleiße. Wo eine Messe hinreichte, bedorfte es des Abendmahls nicht; wo eine stille Messe g'nug war, bedorfte es keiner lauten; wo man verwandeltes Brot aß, war der verwandelte Wein zu entbehren.[1] Mit einer solchen Ökonomie gewann die Kirche Raum zu unzähligen Freiheiten und unkostbaren Geschenken; denn auch der sparsamste Ökonom könnte gefragt werden, ob er aus Wasser, Brot, Wein, aus einigen Glas- oder Holzperlen, ein wenig Wolle, Salbe und dem Kreuz ein mehreres zu machen wisse, als daraus die Kirche gemacht hat. So auch mit Formularen, Gebeten, Ceremonien. Nie wollte sie vergebens erfunden und angeordnet haben; alte Formeln blieben, obwohl für die neuere Zeit neue gehörten; die andächtige Nachkommenschaft sollte und wollte wie ihre Vorfahren selig werden. Noch weniger nahm die Kirche je einen ihrer begangenen Fehler zurück; gar zu augenscheinlich begangen, ward er jederzeit nur auf die verblümtste Weise vernichtet; sonst blieb alles, wie es war, und ward nach gegebnen Veranlassungen nicht verbessert, sondern vermehret.

[1] Gemäß ihrer Lehre von der Transsubstantiation (vgl. S. 359, Anm. 5) enthält die katholische Kirche den Laien den besonderen Genuß des Kelches vor. Vgl. Bd. 3, S. 485, Anm. 2.

Ehe auf diesem bedächtlichen Wege der Himmel voll Heiliger war, war die Kirche voll Reichtümer und Wunder; und auch bei den Wundern ihrer Heiligen hat sich die Erfindungskraft der Erzähler nicht bemühet. Alles wiederholt sich und bauet auf den großen Grundsatz der Popularität, des Faßlichsten, des Gemeinsten, weil eben bei der mindesten Glaubwürdigkeit das oft und dreust Wiederkommende selbst Glauben gebietet und zuletzt Glauben findet.

3) Mit dem Grundsatz des Kleinsten wußte die römische Staatskunst das Feinste und Gröbste dergestalt zu verbinden, daß sie in beiden schwerlich zu übertreffen sein möchte. Niemand konnte demütiger, schmeichelnder und flehender sein, als in Zeiten der Not oder gegen Willfährige und Gutherzige die Päpste waren; bald spricht St. Petrus durch sie, bald der zärtlichste Vater, niemand aber kann auch offner und stärker, gröber und härter als sie schreiben und handeln, sobald es not war. Nie disputieren sie, sondern sie dekretieren; eine schlaue Kühnheit, die ihren Weg verfolgt, sie mag flehen und bitten oder fodern, drohen, trotzen und strafen, bezeichnet die Bullensprache des Romanismus fast ohne ihresgleichen. Daher der eigene Ton der Kirchengesetze, Briefe und Dekrete mittlerer Zeiten, der von der Würde der altrömischen Gesetzgebung sich sonderbar unterscheidet; der Knecht Christi ist gewöhnt, zu Laien oder zu Untergebnen zu sprechen, immer seiner Sache gewiß, nie sein Wort zurücknehmend. Dieser heilige Despotismus, mit väterlicher Würde geschmückt, hat mehr ausgerichtet als jene leere Höflichkeit nichtiger Staatsränke, denen niemand trauet. Er wußte, was er wollte, und wie er Gehorsam zu fodern habe.

4) Auf keinen einzelnen Gegenstand der bürgerlichen Gesellschaft ließ sich die römische Staatskunst mit Vorliebe ein: sie war um ihr selbst willen da, brauchte alles, was ihr diente, konnte alles vernichten, was ihr entgegenstand; denn nur an ihr selbst lag ihr. Ein geistlicher Staat, der auf Kosten aller christlichen Staaten lebte, konnte freilich nicht umhin, jetzt auch den

Wissenschaften, jetzt der Sittlichkeit und Ordnung, jetzt dem Ackerbau, Künsten, dem Handel nützlich zu werden, wenn es sein Zweck wollte; daß aber dem eigentlichen Papismus es nie an reiner Aufklärung, an Fortschritten zu einer bessern Staatsordnung samt allem, was dazu gehört, gelegen gewesen sei, erweiset die ganze mittlere Geschichte. Der beste Keim konnte zertreten werden, sobald er gefährlich ward; auch der gelehrtere Papst mußte seine Einsichten verbergen oder bequemen, sobald sie dem ewigen Interesse des römischen Stuhls zu weit aus dem Wege lagen. Dagegen, was dies Interesse nährte, Künste, Zinsen, Aufruhr erregende Municipalstädte[1], geschenkte Äcker und Länder, das ward zur größern Ehre Gottes gepflegt und verwaltet. Bei aller Bewegung war die Kirche der stillstehende Mittelpunkt des Universum.

5) Zu diesem Zweck dorfte der römischen Staatsherrschaft alles dienen, was ihr nützte: Krieg und Schwert, Flamme und Gefängnis, erdichtete Schriften, Meineid auf eine geteilte Hostie, Inquisitionsgerichte und Interdikte, Schimpf und Elend, zeitliches und ewiges Unglück. Um ein Land gegen seinen Landesherren aufzubringen, konnten ihm alle Mittel der Seligkeit außer in der Todesstunde[2] genommen werden; über Gottes- und Menschengebote, über Völker- und Menschenrechte wurde mit den Schlüsseln Petrus' gewaltet.

6) Und da dies Gebäude allen Pforten der Hölle überlegen sein sollte; da dies System kanonischer Einrichtungen, die Macht der Schlüssel, zu binden und zu lösen, die zauberische Gewalt heiliger Zeichen, die Gabe des Geistes, der sich von Petrus an auf seine Nachfolger und ihre Geweiheten fortpflanzet, nichts als Ewigkeit predigt — wer könnte sich ein tiefer eingreifendes Reich gedenken? Seel- und leibeigen gehöret ihm der Stand der Priester; mit geschornem Haupt und unwiderruflichem Gelübde werden sie seine Diener auf ewig. Unauflöslich ist das Band, das

[1] Anspielung darauf, daß die Päpste die Erhebungen italienischer Städte gegen die deutschen Kaiser oft förderten und ausnutzten. — [2] Vgl. S. 429, Anm. 2.

Kirche und Priester knüpft; genommen wird ihm Kind, Weib, Väter und Erbe; abgeschnitten vom fruchtbaren Baum des menschlichen Geschlechts, wird er dem perennierend dürren Baum der Kirche eingeimpfet; seine Ehre fortan nur ihre Ehre, ihr Nutze der seine; keine Änderung der Gedanken, keine Reue ist möglich, bis der Tod seine Knechtschaft endet. Dafür aber zeigte diesen Leibeignen die Kirche auch ein weites Feld der Belohnung, eine hohe Stufenleiter, reiche, weitgebietende Knechte, die Herren aller Freien und Großen der Erde zu werden. Den Ehrgeizigen reizte sie mit Ehre, den Andächtigen mit Andacht und hatte für jeden, was ihn locket und belohnet. Auch hat diese Gesetzgebung das Eigene, daß, solange ein Rest von ihr da ist, sie ganz da sei und mit jeder einzelnen Maxime alle befolgt werden müssen; denn es ist Petrus' Fels, auf welchem man mit seinem unvergänglichen Netze fischet; es ist das unzuzerstückende Gewand, das im Spiel der Kriegsleute[1] selbst nur einem zu teil werden konnte.

7) Und wer war in Rom an der Spitze seines heiligen Kollegium dieser Eine? Nie ein wimmerndes Kind, dem man etwa an seiner Wiege den Eid der Treue schwur und damit allen Phantasien seines Lebens Huldigung gelobte; nie ein spielender Knabe, bei dem man sich durch Begünstigung seiner Jugendthorheiten einschmeichelte, um nachher der verzärtelnde Liebling seiner Laune zu werden: ein Mann oder Greis ward erwählet, der, meistens in Geschäften der Kirche schon geübt, das Feld kannte, auf welchem er Arbeiter bestellen sollte. Oder er war mit den Fürsten seiner Zeit nahe verwandt und ward in kritischen Zeiten gerade nur zu der Verlegenheit gewählt, die er abthun sollte. Nur wenige Jahre hatte er zu leben und für keine Nachkommenschaft rechtmäßig etwas zu erbeuten; wenn er aber doch dieses that, so war's im großen Ganzen des christlichen Pontifikats selten wert der Rede. Das Interesse des römischen Stuhls war fortgehend; der erfahrne Greis ward nur eingeschoben, damit er zu dem,

[1] Die um Christi Kleider und „sein Gewand" würfelten (Matthäus, Kap. 27, V. 35).

was geschehen war, auch seinen Namen dazuthun könnte. Manche Päpste erlagen der Bürde; andre rechtserfahrne, staatskluge, kühne und standhafte Männer verrichteten in wenigen Jahren mehr, als schwache Regierungen in einem halben Jahrhunderte thun konnten. Eine lange Reihe von Namen müßte hier stehen, wenn auch nur die vornehmsten würdigen und großen Päpste genannt werden sollten, bei deren vielen man es bedauert, daß sie zu keinem andern Zweck arbeiten konnten. Der wollüstigen Weichlinge sind auf dem römischen Stuhl weit weniger als auf den Thronen weltlicher Regenten; und bei manchen derselben sind ihre Fehler nur auffallend, weil sie Fehler der Päpste waren.

II.

Wirkung der Hierarchie auf Europa.

Vor allem muß man des Guten erwähnen, das unter jeder Hülle das Christentum seiner Natur nach bringen mußte. Mitleidig gegen Arme und Bedrängte, nahm es bei den wilden Verheerungen der Barbaren sie unter seinen Schutz; viele Bischöfe in Gallien, Spanien, Italien und Deutschland haben dies wie Heilige erwiesen. Ihre Wohnungen und die Tempel wurden eine Zuflucht der Bedrängten; sie kauften Sklaven los, befreieten die Geraubten und steureten dem abscheulichen Menschenhandel der Barbaren, wo sie wußten und konnten. Diese Ehre der Milde und Großmut gegen den unterdrückten Teil des Menschengeschlechts kann man dem Christentum seinen Grundsätzen nach nicht rauben; von seinen ersten Zeiten an arbeitete es zur Rettung der Menschen, wie schon mehrere selbst unpolitische Gesetze der morgenländischen Kaiser zeigen.[1] Da in der abendländischen

[1] Theodosius der Große (379—395), der auch für Privatleben wie Kirchenverfassung weise Bestimmungen traf, erkannte z. B. zuerst das Asylrecht der Kirchen an. Sein Enkel Theodosius II. (408—450), der die Bestimmungen seines Großvaters und eigene Verordnungen in seinem Gesetzbuch, dem „Codex Theodosianus“ (vgl. S. 366, Anm. 9), zusammenfaßte, zahlte den Hunnen hohe Lösegelder für die römischen Gefangenen.

Kirche man dieser Wohlthat noch minder entbehren konnte, so sprechen viele Dekrete der Bischöfe in Spanien, Gallien und Deutschland dafür auch ohne Zuthun des Papstes.

Daß in den Zeiten der allgemeinen Unsicherheit Tempel und Klöster die heiligen Freistätten auch des stillen Fleißes und Handels, des Ackerbaues, der Künste und des Gewerbes gewesen, ist gleichfalls unleugbar. Geistliche stifteten Jahrmärkte, die ihnen zur Ehre noch jetzo Messen heißen, und befriedigten sie, wenn selbst der Kaiser- und Königsbann sie nicht sicherstellen konnte, mit dem Gottesfrieden. Künstler und Gewerke zogen sich an Klostermauern und suchten vor dem leibeigen machenden Adel Zuflucht. Mönche trieben den vernachlässigten Ackerbau durch ihre und anderer Hände, sie verfertigten, was sie im Kloster bedorften, oder gaben wenigstens einem klösterlichen Kunstfleiß sparsamen Lohn und Raum. In Klöster retteten sich die übergebliebenen alten Schriftsteller, die, hie und da abgeschrieben, der Nachwelt aufbewahrt wurden. Durch Hülfe des Gottesdienstes endlich erhielt sich, wie sie auch war[1], mit der lateinischen Sprache ein schwaches Band, das einst zur Litteratur der Alten zurück- und von ihnen bessere Weisheit herleiten sollte. In solche Zeiten gehören Klostermauern, die auch den Pilgrimen Sicherheit und Schutz, Bequemlichkeit, Kost und Aufenthalt gewährten. Durch Reisen dieser Art sind die Länder zuerst friedlich verknüpfet worden; denn ein Pilgerstab schützte, wo kaum ein Schwert schützen konnte. Auch hat sich an ihnen die Kunde fremder Länder samt Sagen, Erzählungen, Romanen und Dichtungen in der rohesten Kindheit gebildet.

Alles dies ist wahr und unleugbar; da vieles davon aber auch ohne den römischen Bischof geschehen konnte, so lasset uns sehen, was dessen geistliche Oberherrschaft eigentlich Europa für Nutzen gebracht habe.

1) Die Bekehrung vieler heidnischen Völker. Aber wie

[1] D. h. nicht gerade in reiner, klassischer Form. Vgl. S. 399, Anm. 2.

wurden sie bekehret? Oft durch Feuer und Schwert, durch Femgerichte und ausrottende Kriege. Sage man nicht, daß der römische Bischof solche nicht veranstaltet habe: er genehmigte sie, genoß ihre Früchte und ahmte, wenn er's thun konnte, sie selbst nach. Daher jene Ketzergerichte, zu denen Psalmen gesungen wurden, jene bekehrenden Kreuzzüge, in deren Beute sich Papst und Fürsten, Orden, Prälaten, Domherrn und Priester teilten. Was nicht umkam, ward leibeigen gemacht und ist es großenteils noch; so hat sich das christliche Europa gegründet, so wurden Königreiche gestiftet und vom Papst geweihet, ja späterhin das Kreuz Christi als Mordzeichen in alle Weltteile getragen. Amerika raucht noch vom Blut seiner Erschlagnen[1], und die in Europa zu Knechten gemachte Völker[2] verwünschen noch ihre Bekehrer. Und ihr zahllosen Opfer der Inquisition im südlichen Frankreich, in Spanien und in andern Weltteilen, eure Asche ist verflogen, eure Gebeine sind vermodert; aber die Geschichte der an euch verübten Greuel bleibt eine ewige Anklägerin der in euch beleidigten Menschheit.

2) Man eignet der Hierarchie das Verdienst zu, die Völker Europas zu einer Christenrepublik verbunden zu haben; worin hätte diese bestanden? Daß alle Nationen vor einem Kreuz knieten und einerlei Messe anhörten, wäre etwas, aber nicht viel. Daß in geistlichen Sachen sie alle von Rom aus regiert werden sollten, war ihnen selbst nicht ersprießlich; denn der Tribut, der dahin ging, und das unzählbare Heer von Mönchen und Geistlichen, Nuntien und Legaten drückte die Länder. Zwischen den europäischen Mächten war damals weniger Friede als je, nebst andern Ursachen auch des falschen Staatssystems[3] halben, das eben der Papst in Europa festhielt. Der heidnischen Seeräuberei war durchs Christentum gewehret; mächtige Christennationen

[1] Hernan Cortez, der Eroberer Mexikos (1519—21), und Francisco Pizarro, der Eroberer Perus (1532), verfuhren sehr grausam gegen die Eingeborenen. — [2] Herder denkt wohl an die Polen, die Russen und die österreichischen Slawen. — [3] Des vom Papste gestützten Systems der Lehns- oder Feudalmonarchien, innerhalb deren z. B. in Deutschland die Erzbischöfe die höchsten Reichsfürsten waren.

aber rieben sich hart aneinander, und jede derselben war innerlich voll Verwirrung, von einem geist- und weltlichen Raubgeist belebet. Eben diese Doppelherrschaft, ein päpstlicher Staat in allen Staaten, machte, daß kein Reich auf seine Principien kommen konnte, an die man nur dachte, seitdem man von der Oberherrschaft des Papstes frei war. Als christliche Republik hat sich Europa also nur gegen die Ungläubigen gezeigt, und auch da selten zu seiner Ehre; denn kaum dem epischen Dichter sind die Kreuzzüge ruhmwürdige Thaten.

3) Es wird der Hierarchie zum Ruhm angerechnet, daß sie dem Despotismus der Fürsten und des Adels eine Gegenmacht gewesen und dem niedern Stande emporgeholfen habe. So wahr dieses an sich ist, so muß es dennoch mit großer Einschränkung gesagt werden. Der ursprünglichen Verfassung deutscher Völker war der Despotismus eigentlich so ganz zuwider, daß sich eher behaupten ließe, die Könige haben ihn von den Bischöfen gelernt, wenn diese Seelenkrankheit gelernt werden dörfte. Bischöfe nämlich brachten aus ihrer mißbrauchten Schrift, aus Rom und ihrem eigenen Stande morgenländische oder klösterliche Begriffe von blinder Unterwerfung unter den Willen des Oberherren in die Gesetze der Völker und in seine Erziehung[1]; sie waren's, die das Amt des Regenten zur trägen Würde machten und seine Person mit dem Salböl göttlicher Rechte zu Befugnissen des Eigendünkels weihten. Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zu Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vorzügen abgefunden waren, so dorften andre wohl aufgeopfert werden. Denn überhaupt, waren es nicht die Bischöfe, die in Erweiterung ihrer Macht und Vorzüge den Laienfürsten vorangingen oder ihnen eifersüchtig nachfolgten? Heiligten nicht eben sie die widerrechtliche Beute? Der Papst endlich als Oberrichter der Könige und der Despot der Despoten entschied nach göttlichem Rechte. Er erlaubte zur

[1] D. h. in die Erziehung des Oberherrn.

Zeit der karlingischen[1], fränkischen[2] und schwäbischen Kaiser[3] sich Anmaßungen, die ein Laie sich nur mit allgemeiner Mißbilligung hätte erlauben mögen, und das einzige Leben Kaiser Friedrichs des Zweiten aus dem schwäbischen Hause von seiner Minderjährigkeit an unter der Vormundschaft des rechtsgelehrtesten Papstes bis zu seinem und seines Enkels Konradins Tode[4] mag die Summe dessen sein, was vom oberrichtlichen Amt der Päpste über die Fürsten Europas gesagt werden kann. Unvertilgbar klebt das Blut dieses Hauses am apostolischen Stuhle. Welch eine fürchterliche Höhe, Oberrichter der Christenheit zu sein über alle europäischen Könige und Länder! Gregor VII., wahrlich kein gemeiner Mann, Innocenz III., Bonifacius VIII.[5] sind davon redende Beweise.

4) Die großen Institute der Hierarchie in allen katholischen Ländern sind unverkennbar; und vielleicht wären die Wissenschaften längst verarmt, wenn sie nicht von den überbliebenen

---

[1] Vgl. S. 395, Anm. 1 und 5. — [2] Von den fränkischen Kaisern that Heinrich IV. (1056—1105) i. J. 1077 den Bußgang nach Kanossa und erlangte dadurch zwar persönliche Befreiung vom Bann, aber päpstliche Legaten förderten trotzdem zweimal die Wahl eines Gegenkönigs, und als Heinrich gestorben war, hinderte päpstlicher Einspruch lange seine Beisetzung in der geweihten Grufttkirche des Speierer Domes. — [3] Von den schwäbischen oder staufischen Kaisern hatte Friedrich I. (vgl. S. 420, Anm. 4) Papst Alexander III. zum Gegner, der 1167—77 mit den lombardischen Städten gegen ihn verbündet war. Gegen Friedrichs I. Sohn Philipp von Schwaben (1198—1208) unterstützte Papst Innocenz IV. den Welfen Otto IV. — Friedrich II. (deutscher König von 1215 bis 1250) stand als Erbe Siziliens während seiner Unmündigkeit (1198—1208) unter der Vormundschaft Papst Innocenz' III. (1198—1216), wurde von diesem, der den Hochstrebenden aus dem nahen sizilischen Erbe zu entfernen wünschte, 1215 für den deutschen Königsthron vorgeschlagen, mußte aus Rücksicht auf den Papst, dem er hatte versprechen müssen, die sizilische und die deutsche Königskrone nicht zugleich zu tragen, in Deutschland seinen unmündigen Sohn als König einsetzen, wurde von Papst Gregor IX., obwohl der von ihm gelobte Kreuzzug nicht durch seine Schuld verzögert wurde, 1227 gebannt und mußte die letzten zwölf Jahre seines Lebens (1239 bis 1250), von Gregor als Ketzer zum zweitenmal gebannt und von Innocenz IV. im Jahre 1245 des Thrones für verlustig erklärt, gegen die Anmaßungen des Papsttums kämpfen. — [4] Vgl. S. 412, Anm. 1. — [5] Bonifacius VIII. (1294—1303), sorgfältig erzogen und als Rechtsgelehrter ausgebildet, gab dem von ihm geteilten Grundsatze Innocenz' III. und IV., daß Gott dem Papste die Macht über alle weltlichen Kronen verliehen habe, nicht nur durch maßlose Eingriffe in alle Rechte der Fürsten und Völker, sondern auch dadurch Ausdruck, daß er zum Zeichen seiner geistlichen und weltlichen Gewalt die bis dahin einfache Krone des Papstes mit einer zweifachen vertauschte.

Brosamen dieser alten Heiligentafel noch spärlich ernährt würden. Indessen hüte man sich auch hier für Irrung am Geist voriger Zeiten. Keines Benediktiners Hauptabsicht war der Ackerbau, sondern die Mönchsandacht. Er hörte auf, zu arbeiten, sobald er nicht mehr arbeiten dorfte; und wie viele Summen von dem, was er erwarb, gingen nach Rom, oder wohin sie nicht sollten! Auf die nützlichen Benediktiner sind eine Reihe andrer Orden gefolgt, die zwar der Hierarchie zuträglich, dagegen aber Wissenschaften und Künsten, dem Staat und der Menschheit äußerst zur Last waren, vorzüglich die Bettelmönche. Alle sie nebst den Nonnen jeder Art (die Brüder und Schwestern der Barmherzigkeit[1] vielleicht allein ausgenommen) gehören einzig nur in jene harte, dunkle, barbarische Zeiten. Wer würde heutzutage ein Kloster nach der Regel Benedikts stiften, damit die Erde gebauet, oder eine Domkirche gründen, damit Jahrmarkt in ihr gehalten werde? Wer würde von Mönchen die Theorie des Handels, vom Bischofe zu Rom das System der besten Staatswirtschaft oder vom gewöhnlichen Scholaster[2] eines Hochstifts die beste Einrichtung der Schulen lernen wollen? Damals indessen war alles, was der Wissenschaft, Sittlichkeit, Ordnung und Milde auch nur in seinen Nebenzwecken diente, von unschätzbarem Wert.

Daß man indes die erzwungenen Gelübde der Enthaltsamkeit, des Müßigganges und der klösterlichen Armut zu keiner Zeit und unter keiner Religionspartei dahin rechne! Dem päpstlichen Stuhl waren sie zu seiner Oberherrschaft unentbehrlich:

---

[1] Die Barmherzigen Brüder, ein 1540 von Johann von Gott zu Sevilla gestifteter Verein zur Pflege der Kranken und Besserung unsittlicher Mädchen und Frauen, haben namentlich seit 1624, wo sie sämtliche Privilegien eines Bettelordens erhielten, auf dem ganzen europäischen Festlande bis nach Polen hinein Hospitäler gegründet. — Die Barmherzigen (oder Grauen) Schwestern, von dem französischen Geistlichen Vincenz von Paul 1635 zunächst als Verein christlicher Jungfrauen zur Linderung menschlichen Elends, namentlich zur Armen- und Krankenpflege, gestiftet, wurden 1655 von Papst Clemens IX. als geistlicher Orden bestätigt. In Frankreich versahen sie, zumal auf den Dörfern, später überwiegend den Schulunterricht. —
[2] Schule haltender Bruder, Schulmeister.

er mußte die Knechte der Kirche von der lebendigen Welt losreißen, damit sie seinem Staat ganz lebten; der Menschheit aber waren sie nie angemessen noch ersprießlich. Lasset ehelos bleiben, betteln und Psalmen singen, lasset sich geißeln und Rosenkränze beten, wer kann und mag; daß aber Zünfte dieser Art unter öffentlichem Schutz, ja unter dem Siegel der Heiligkeit und eines überströmenden Verdienstes auf Kosten des geschäftigen, nützlichen Fleißes, eines ehrbaren Hauswesens, ja der Wünsche und Triebe unsrer Natur selbst mit Vorzügen, Pfründen und einem ewigen Einkommen begünstigt werden — wer ist, der dies zu loben oder zu billigen vermöchte? Gregor den Siebenten kümmerten die Liebeseufzer der kranken Nonnen, die verstohlnen Wege der Ordensbrüder, die stummen und lauten Sünden der Geistlichen, die durch sie gekränkten Ehen, die gesammleten Güter der toten Hand[1], der genährte Ehrgeiz des abgesonderten heiligen Standes und jede andre Verwirrung nicht, die daraus erwachsen mußte; im Buch der Geschichte aber liegen die Folgen davon klar am Tage.

5) Also wollen wir auch von den Wallfahrten heiliger Müßiggänger nicht viel rühmen: wo sie nicht auf eine versteckte Weise dem Handel oder der Kundschaft unmittelbar dienten, haben sie zur Länder- und Völkerkenntnis nur sehr zufällig und unvollkommen beigetragen. Allerdings war es eine große Bequemlichkeit, unter einem heiligen Pilgerkleide allenthalben Sicherheit, in wohlthätigen Klöstern Speise und Ruhe, Reisegefährten auf allen Wegen und zuletzt im Schatten eines Tempels oder heiligen Haines den Trost und Ablaß zu finden, dessen man begehrte. Führet man aber den süßen Wahn zur ernsten Wahrheit zurück, so siehet man in heiligen Pilgerkleidern oft Missethäter ziehen, die grobe Verbrechen durch eine leichte Wallfahrt versöhnen wollen, irre Andächtige, die Haus und Hof verlassen oder verschenken, die den ersten Pflichten ihres Standes

[1] So heißen Stiftungen Verstorbener, namentlich der Kirche vermachte Gelder und Liegenschaften.

oder der Menschheit entsagen, um nachher lebenslang verdorbene Menschen, halbe Wahnsinnige, anmaßende oder ausschweifende Thoren zu bleiben. Das Leben der Pilger war selten ein heiliges Leben; und der Aufwand, den sie noch jetzt an den Hauptorten ihrer Wanderschaft einigen Königreichen kosten, ist ein wahrer Raub ihrer Länder. Ein einziges schon, daß diese andächtige Krankheit, nach Jerusalem zu wallfahrten, unter andern auch die Kreuzzüge hervorgebracht, mehrere geistliche Orden veranlasset und Europa elend entvölkert hat, dies allein zeuget schon gegen dieselbe; und wenn Missionen sich hinter sie versteckten, so hatten diese gewiß kein reines Gute zum Endzweck.

6) Das Band endlich, dadurch alle römisch-katholische Länder unleugbar vereint wurden, die lateinische Mönchssprache, hatte auch manche Knoten. Nicht nur wurden die Muttersprachen der Völker, die Europa besaßen, und mit ihnen die Völker selbst in Roheit erhalten, sondern es kam unter andern auch hiedurch insonderheit das Volk um seinen letzten Anteil an öffentlichen Verhandlungen, weil es kein Latein konnte. Mit der Landessprache ward jedesmal ein großer Teil des Nationalcharakters aus den Geschäften der Nation verdrängt, wogegen sich mit der lateinischen Mönchssprache auch jener fromme Mönchsgeist einschlich, der zu gelegener Zeit zu schmeicheln, zu erschleichen, wohl auch zu verfälschen wußte. Daß die Akten sämtlicher Nationen Europas, ihre Gesetze, Schlüsse, Vermächtnisse, Kauf- und Lehninstrumente, endlich auch die Landesgeschichte so viele Jahrhunderte hindurch latein geschrieben wurden, dies konnte zwar der Geistlichkeit als dem gelehrten Stande sehr nützlich, den Nationen selbst aber nicht anders als schädlich sein. Nur durch die Kultur der vaterländischen Sprache kann sich ein Volk aus der Barbarei heben; und Europa blieb auch deshalb so lange barbarisch, weil sich dem natürlichen Organ seiner Bewohner fast ein Jahrtausend hin eine fremde Sprache vordrang, ihnen selbst die Reste ihrer Denkmale nahm und auf so lange Zeit einen vaterländischen Kodex der Gesetze, eine eigentümliche Verfassung

und Nationalgeschichte ihnen ganz unmöglich machte. Die einzige russische Geschichte ist auf Denkmale in der Landessprache gebauet, eben weil ihr Staat der Hierarchie des römischen Papstes fremde geblieben war, dessen Gesandten Wladimir[1] nicht annahm. In allen andern Ländern Europas hat die Mönchssprache alles verdrängt, was sie hat verdrängen mögen, und ist nur als eine Notsprache oder als der schmale Übergang zu loben, auf welchem sich die Litteratur des Altertums für eine bessere Zeit retten konnte.

Ungern habe ich diese Einschränkung des Lobes der mittleren Zeiten niedergeschrieben. Ich fühle ganz den Wert, den viele Institute der Hierarchie noch für uns haben, sehe die Not, in welcher sie damals errichtet wurden, und weile gern in der schauerlichen Dämmerung ihrer ehrwürdigen Anstalten und Gebäude. Als eine grobe Hülle der Überlieferung, die den Sturm der Barbaren bestehen sollte, ist sie unschätzbar und zeugt ebensowohl von Kraft als Überlegung derer, die das Gute in sie legten; nur einen bleibenden positiven Wert für alle Zeiten mag sie sich schwerlich erwerben. Wenn die Frucht reif ist, zerspringt die Schale.

III.

Weltliche Schirmvogteien der Kirche.

Ursprünglich waren die Könige deutscher Stämme und Völker erwählte Feldherren, die Vorsteher der Nation, die obersten Richter. Als Bischöfe sie salbten, wurden sie Könige nach göttlichem Recht, Schirmvögte der Kirche ihres Landes; als der Papst den römischen Kaiser krönte, bestellte er ihn gleichsam sich zum Koadjutor: er die Sonne, der Kaiser der Mond, die übrigen Könige Gestirne am Himmel der christkatholischen Kirche. Dies

[1] Wladimir der Große, der Apostelgleiche oder Heilige (980—1015), trat vielmehr 988 bei seiner Vermählung mit der byzantinischen Prinzessin Anna, der Schwester Theophanos, der Gemahlin Ottos II., mit seinem Hofstaat zum Christentum in der griechischen Form über und verbreitete dieses Bekenntnis alsbald in seinem ganzen Reiche.

System, das im Dunkel angelegt war, ging nur in der Dämmerung hervor, es ward aber sehr bald lautbar. Schon der Sohn Karls des Großen legte auf das Geheiß der Bischöfe seine Krone nieder und wollte sie nicht anders als auf ihr neues Geheiß wieder annehmen[1]; unter seinen Nachfolgern ward der Vertrag mehrmals wiederholet, daß die Könige ihre geist- und weltlichen Stände in Geschäften der Kirche und des Staats als Mitgehülfen ansehen sollten. Der falsche Isidor[2] endlich machte die Grundsätze allgemein, daß vermöge der Gewalt der Schlüssel der Papst berechtigt sei, Fürsten und Könige mit dem Bann zu belegen und ihrer Regierung unfähig zu erklären. Insonderheit maßte der Papst sich viel Recht an über die römische Kaiserkrone, und man gestand es ihm zu. Heinrich von Sachsen nannte sich nur einen König von Deutschland, bis ihn der Papst zur römischen Kaiserkrone einlud[3]; Otto und seine Nachfolger, bis zu Friedrich dem Zweiten, empfingen sie von ihm[4] und glaubten damit einen Vorrang oder gar eine Art Oberherrschaft über alle Könige der Christenheit empfangen zu haben. Sie, denen ihr Deutsches Reich zu verwalten oft schwer ward, empfanden es übel, wenn ohne ihre Beleihung dem griechischen Reiche etwas entnommen wurde[5]; sie

[1] Ludwig der Fromme wurde durch seinen ältesten Sohn Lothar, auf dessen Seite Bischöfe und Papst standen, auf der Synode zu Compiegne i. J. 833 zur Abdankung genötigt; vgl. S. 395, Anm. 5. Als sich Ludwigs zweite Gemahlin, Judith, und seine jüngeren Söhne, Pippin und Ludwig (der Deutsche), gegen Lothars Herrschaft erhoben, erklärte 834 eine anders zusammengesetzte Synode jene Absetzung für ungerecht und ungültig. — [2] Vgl. S. 386, Anm. 1. — [3] Heinrich I. (vgl. S. 417, Anm. 6) lehnte bei seiner Wahl i. J. 919 die ihm vom Erzbischof von Mainz angebotene Krönung und Salbung ab; 935 aber plante er eine Romfahrt. — [4] Über Otto I., den Großen, vgl. S. 417, Anm. 10. Otto II. (973—983) empfing die Kaiserkrone noch bei Lebzeiten seines Vaters i. J. 972, Otto III. (983—1002) i. J. 996, Heinrich II. (1002—24) i. J. 1014, Konrad II. (1024—39) i. J. 1027, Heinrich III. (1039—56) i. J. 1046, Heinrich IV. (1056—1106) i. J. 1081, Heinrich V. (1106—25) i. J. 1111, Lothar von Sachsen (1125—37) i. J. 1133, Friedrich I. (1152 bis 1190) i. J. 1154, Heinrich VI. (1190—97) i. J. 1191, Otto IV. (1198—1215) i. J. 1209, Friedrich II. (1215—50) i. J. 1220. Nur Konrad III. (1138—52) und Philipp von Schwaben (1198—1208) sind nicht als Kaiser gekrönt worden. — [5] Heinrich II. nahm 1022 die Huldigung der auf früherem byzantinischen Gebiete sitzenden Fürsten von Neapel und Salerno entgegen. Konrad III. setzte 1038 in Capua den getreuen Waimar von Salerno als Herzog ein und belehnte den Normannen Rainulf mit der Grafschaft Aversa in Kampanien.

bekriegten die Heiden und setzten Bischöfe in derselben Ländern. Wie der Papst einen christlichen König in Ungarn schuf[1], so ward der erste christliche Fürst in Polen ein Lehnträger des Deutschen Reichs[2], und viele Kriege wurden fortan dieser Lehnabhängigkeit wegen geführet. Kaiser Heinrich II. empfing vom Papst[3] den goldenen Reichsapfel als ein Sinnbild, daß ihm die Welt zugehöre; und Friedrich II. ward in den Bann gethan, weil er den ihm aufgedrungenen Kreuzzug aufschob[4]. Ein Konzilium entsetzte ihn; vom Papst ward der Kaiserthron ledig erklärt und so tief heruntergebracht, daß ihn kein auswärtiger Fürst annehmen wollte.[5] Die christliche Sonne hat also ihren Mond übel beraten, denn über der Schirmvogtei der Christenheit kamen die deutschen Kaiser zuletzt dahin, daß sie sich selbst nicht mehr zu beschirmen wußten. Sie sollten umherziehen, Reichs- und Gerichtstage halten, Lehne, Scepter und Kronen verleihen, wie ihnen der Papst es auftrug, indes er an der Tiber saß und die Welt durch Legaten, Bullen und Interdikte regierte. Kein katholisches Reich ist in Europa, das nicht dieselben Begriffe von seinem Könige als einem Schirmvogt der Kirche unter der Oberherrschaft des Papstes gehabt hätte; ja geraume Zeit war dies das allgemeine Staatsrecht Europas.*

* Leibniz hat in mehreren Schriften diese Idee berühret und nahm sie bei Gelegenheit noch in sein historisches System auf[6]. Pütters[7] Geschichte

[1] Papst Silvester II. übersandte i. J. 1000 dem Bekehrer der Ungarn, Stephan dem Heiligen, eine Krone. — [2] Der Polenherzog Miesco, der 965 durch die Vermählung mit Dubrawka, der Tochter des christlichen Böhmenherzogs Boleslaw, zur Annahme des Christentums bestimmt wurde, war schon 963 von Markgraf Gero von der Ostmark genötigt worden, die Oberhoheit des Deutschen Reiches anzuerkennen, und blieb bis zu seinem Tode i. J. 992 ein Herzog des Reiches. — [3] Papst Benedikt VIII., der i. J. 1020 nach Deutschland kam, um den von Heinrich erbauten Dom zu Bamberg zu weihen. — [4] Vgl. S. 445, Anm. 3. — [5] Nachdem Heinrich Raspe, der Gegenkaiser Friedrichs II., 1247 gestorben war, fand die päpstliche Partei längere Zeit niemanden, der die gefährliche und leere Würde eines deutschen Königs annehmen wollte, bis der Herzog von Brabant, während er sich selbst die bedenkliche Ehre verbat, seinen Schwestersohn Graf Wilhelm von Holland vorschlug. — [6] Staatsmännische Schriften solchen Inhalts von Gottfried Wilhelm Freiherrn von Leibniz (1646—1716) sind „Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae“ (Hann. 1677) und der „Codex juris gentium diplomaticus“ (Hann. 1693—1700). — [7] Johann Stephan Pütter, Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des teutschen Reichs (Göttingen 1788).

Alle innere Anstalten der Reiche konnten also nicht anders als in diesem Begriffe sein; denn die Kirche war nicht im Staat, sondern der Staat in der Kirche.

1) Da allenthalben Geist- und Weltliche die Stände des Reichs waren, so mußten die wichtigsten Staats-, Ritter- und Lehngebräuche gleichsam mit dem Siegel der Kirche bezeichnet werden. An Festen hielten die Könige ihren großen Hof; in Tempeln geschah ihre Krönung; ihr Schwur war aufs Evangelium und die Reliquien, ihre Kleidung ein geweiheter Schmuck, ihre Krone und ihr Schwert heilig. Sie selbst wurden ihrer Würde wegen als Diener der Kirche betrachtet und genossen Vorzüge des geistlichen Standes. Mehr oder weniger waren alle feierliche Staatshandlungen mit Messe und Religion verbunden. Der erste Degen, den der Knappe bekam, war auf dem Altar geweihet, und als mit der Zeit die Ritterwürde in die Feierlichkeit eines Ordens trat, so waren ein Dritteil derselben Religionsgebräuche. Andacht verband sich im Orden mit Ehre und Liebe; denn für die Christenheit wie für die gekränkte Tugend und Unschuld das Schwert zu führen, war der angebliche Zweck aller Ritterorden. Längst waren Christus und die Apostel, die Mutter Gottes und andre Heilige Schutzpatrone der Christenheit, aller Stände und Ämter, einzelner Zünfte, Kirchen, Abteien, Schlösser und Geschlechter gewesen; bald wurden ihre Bilder Heereszeichen, Fahnen, Siegel, ihre Namen das Feldgeschrei, die Losung. Man griff bei Verlesung des Evangelium ans Schwert und ging zur Schlacht mit einem Kyrie Eleison. Alle Gebräuche in dieser Denkart bereiteten jene Kriege wider Ketzer, Heiden und Ungläubige dermaßen vor, daß zu rechter Zeit nur ein großer Aufruf mit heiligen Zeichen und Versprechungen erschallen dorfte, so zog Europa gegen Sarazenen, Albigenser, Slaven, Preußen und

der Entwicklung der deutschen Staatsverfassung gibt einen feinen Leitfaden von ihr, den in älteren Zeiten alle Statisten[1] über Vorzüge oder Ansprüche des Deutschen Reichs nach ihrer Weise geführt haben.

[1] Nach älterem Sprachgebrauch s. v. w. Staatsrechtslehrer.

Polen. Sogar der Ritter und Mönch konnten sich zur sonderbaren Gestalt geistlicher Ritterorden vereinigen, denn in einzelnen Fällen hatten Bischöfe, Äbte, ja Päpste selbst den Bischofsstab mit dem Schwert verwechselt.

Ein kurzes Beispiel dieser Sitten gibt uns die eben erwähnte Stiftung des Königreichs Ungarn durch die Hand des Papstes. Lange hatten Kaiser und Reich geratschlaget, wie die wilden, so oft geschlagenen Ungarn zur Ruhe zu bringen wären: die Taufe war dazu das einzige Mittel, und als dieses nach vieler Mühe gelang, da ein im Christentum erzogener König, der heilige Stephan[1], selbst das Werk der Bekehrung trieb, da ward ihm eine apostolische Krone gesandt (die wahrscheinlich ein avarischer Raub[2] war); er empfing die heilige Lanze[3] (eine ungarische Streitkolbe) und das Stephansschwert, gegen alle Weltseiten die Kirche zu schützen und zu verbreiten, den Reichsapfel, die bischöflichen Handschuhe, das Kreuz. Er ward zum Legaten des Papstes erklärt und versäumte nicht, in Rom ein Chorherrenstift, zu Konstantinopel ein Mönchskloster, zu Ravenna und Jerusalem Hospitäler, Herbergen und Stifter anzulegen, den Zug der Pilgrime durch sein Land zu leiten, Priester, Bischöfe, Mönche aus Griechenland, Böhmen, Bayern, Sachsen, Österreich und Venedig kommen zu lassen, das Erzstift Gran[4] samt einer Reihe andrer Bischofssitze und Klöster zu errichten und die Bischöfe, die auch zu Felde ziehen mußten, als Stände seines Reichs einzuführen. Er gab ein Gesetz, dessen geistlicher Teil aus abendländischen, besonders fränkischen Kapitularen und mainzischen Kirchenschlüssen genommen war, und hinterließ es als Grundgesetz des neuen Christenreiches. Dies war der Geist der Zeiten; Ungarns ganze

[1] Vgl. S. 451, Anm. 1. — [2] Die Avaren, die nach der Zerstörung des Gepidenreiches um 560 in Ungarn und die umliegenden Länder verheerend einfielen, sich an der Theiß festsetzten und z. B. 619 Konstantinopel fürchterlich plünderten, verloren bei der Erstürmung des Königsringes, ihres Hauptlagers, durch Karls des Großen Sohn, König Pippin von Italien, i. J. 796 alle ihre Schätze. — [3] Diese übersandte ihm der römische Kaiser Otto III. — [4] Mittelpunkt der Missionsthätigkeit in Ungarn, an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens in die Donau gelegen.

Verfassung, das Verhältnis und Schicksal seiner Bewohner ward darauf gegründet; und mit kleinen Veränderungen nach Ort und Zeiten war es in Polen, Neapel und Sizilien, in Dänemark und Schweden nicht anders. Alles schwamm im Meer der Kirche: ein Bord des Schiffes war die Lehnherrschaft, das andre die bischöfliche Gewalt, König oder Kaiser das Segel, der Papst saß am Steuerruder und lenkte.

2) In allen Reichen war die Gerichtsbarkeit erzkatholisch. Den Dekreten der Päpste und Kirchenversammlungen mußten Statuten und Sitten der Völker weichen; ja selbst noch, als das römische Recht in Gang kam, ging das kanonische Recht ihm vor. Es ist nicht zu leugnen, daß durch alles dieses manche rohe Schärfe den Völkern abgerieben worden sei; denn indem die Religion sich herabließ, selbst die gerichtlichen Zweikämpfe zu weihen oder durch Gottesurteile zu ersetzen, schränkte sie solche ein und brachte den Aberglauben wenigstens in eine unschädlichere Regel.* Äbte und Bischöfe waren die Gottes- und Friedensrichter auf Erden, Geistliche meistens Schreiber in Gerichten, die Verfasser der Gesetze, Ordnungen und Kapitulare, oft auch in den wichtigsten Fällen Staatsgesandte. Das gerichtliche Ansehen, das sie bei den nordischen Heiden gehabt hatten[1], war auch ins Christentum übergegangen, bis sie erst spät durch die Doktoren der Rechte von diesen Stühlen verdränget wurden. Mönche und Beichtväter waren oft das Orakel der Fürsten, und der heilige Bernhard[2] ward in der bösen Sache der Kreuzzüge das Orakel Europas.

* Den guten Einfluß der geistlichen Herrschaft zu Befriedigung der damals so unfriedlichen Welt sowie zum Anbau des Landes hat meines Wissens niemand kernvoller und pragmatischer gezeigt als Johannes Müller[3] in seiner Schweizergeschichte. Diese Seite ist nie zu verkennen, wenn sie gleich nur eine Seite ist.

[1] Schon der heilige Ansgar (vgl. S. 415, Anm. 1) söhnte i. J. 826 den neugetauften Dänenkönig Harald Klak, als er ihn in die Heimat begleiten mußte, mit seinen Feinden aus. — [2] Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux (an der Aube im französischen Departement desselben Namens), weckte durch seine hinreißende Beredsamkeit die Begeisterung für einen zweiten großen Kreuzzug (1147) und bestimmte Weihnachten 1146 König Konrad III. zur Teilnahme daran. — [3] Vgl. S. 387, Anm. 7.

3) Die wenige Arzneikunst der mittlern Zeiten, wenn sie nicht von Juden oder Arabern getrieben ward, war in dem Gewahrsam des Priesterstandes, daher sie auch wie bei den nordischen Heiden mit Aberglauben durchwebt war. Der Teufel und das Kreuz, Heiligtümer und Wortformeln spielten darin ihre große Rolle; denn die wahre Naturkenntnis war bis auf wenige Traditionen verschwunden aus Europa. Daher so manche Krankheiten, die unter dem Namen des Aussatzes, der Pest, des Schwarzen Todes, des St. Veitstanzes mit ansteckender Wut ganze Länder durchzogen: niemand that ihnen Einhalt, weil niemand sie kannte und die rechten Mittel dagegen anwandte. Unreinlichkeit in Kleidern, Mangel des Leinenzeuges, enge Wohnungen, selbst die vom Aberglauben benebelte Phantasie konnte sie nicht anders als befördern. Das wäre eine wahre Schirmvogtei gewesen, wenn ganz Europa unter dem Geheiß des Kaisers, des Papsts und der Kirche sich gegen den Einbruch solcher Seuchen als wahrer Teufelswerke vereinigt und weder Blattern noch Pest und Aussatz in ihre Länder gelassen hätten; man ließ sie aber kommen, wüten und toben, bis das Gift sich selbst verzehrte. Die wenigen Anstalten, die man dagegen machte, ist man indes auch der Kirche schuldig; man trieb als Werk der Barmherzigkeit, was man als Kunst noch nicht zu treiben wußte.*

4) Die Wissenschaften waren nicht sowohl im Staat als in der Kirche. Was diese wollte, ward gelehrt und allenfalls geschrieben; aus Mönchsschulen ging alles aus; eine Mönchsdenkart herrscht also auch in den wenigen Produkten des Geistes, die

* Die Geschichte der Blattern, der Pest, des Aussatzes u. s. ist aus den Schriften mehrerer geschickten Ärzte bekannt, die auch Vorschläge zur Ausrottung dieser Übel gethan und zum Teil bewirkt haben. In Möhsens[1] Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg sind über die Arzneikunst und die Heilungsanstalten mittlerer Zeiten gute Nachrichten und Bemerkungen zu finden.

[1] Johann C. Wilhelm Möhsens oben angeführtes Werk erschien 1783 zu Berlin und Leipzig.

damals erschienen. Selbst die Geschichte ward nicht für den Staat, sondern für die Kirche geschrieben, weil außer den Geistlichen äußerst wenige lasen, daher auch die besten Schriftsteller des Mittelalters Spuren des Pfaffentums an sich tragen. Legenden und Romane, das einzige, was der Witz der Menschen damals erfann, dreheten sich in einem engen Kreise; denn wenige Schriften der Alten waren in einigem Gebrauch; man konnte also wenig Ideen vergleichen, und die Vorstellungsarten, die das damalige Christentum gab, waren im großen bald erschöpfet. Eine poetische Mythologie gewährte dies ohnedem nicht; einige Züge aus der alten Geschichte und Fabel von Rom und Troja mit den Begebenheiten näherer Zeitalter vermischt, webten den ganzen rohen Teppich der mittleren Dichtkunst.[1] Auch als diese in die Volkssprache überzugehen anfing, begann man von geistlichen Dingen, die auf eine seltsame Weise mit Helden- und Ritterfabeln vermengt wurden. Übrigens kümmerten weder Papst noch Kaiser* sich um die Litteratur, als ein Mittel der Aufklärung betrachtet — die einzige Rechtswissenschaft ausgenommen, die beiden in ihren Anmaßungen unentbehrlich ward. Ein Papst wie Gerbert, der die Wissenschaften als Kenner liebte[2], war ein

* Die einzelnen Ausnahmen von dieser traurigen Wahrheit werden im folgenden Buch angedeutet werden; hier ist nur vom Geist der Zeit die Rede.

[1] Diese Verwebung zeigt z. B. der Lobgesang auf den heiligen Anno von Köln, das sogenannte „Annolied" (etwa 1080), worin Anno als einer der zu den trojanischen Franken ausgesandten Apostel erscheint, Rom aber als eine (gleich Köln) berühmte Stadt, die Christus sich zu eigen und zum Ausgangspunkt der christlichen Sendboten für den Norden gemacht habe. Außer diesem, Herder durch Martin Opitzens Ausgabe vom Jahre 1639 wohlvertrauten Gedichte (vgl. Bd. 2, S. 300, Z. 12) war Herder von der älteren deutschen Litteratur das „alte Heldenbuch" zugänglich gewesen (vgl. Bd. 2, S. 105, Z. 3). Auch den „Parzifal" Wolframs von Eschenbach, das hervorragendste Denkmal solcher Mischung (gedichtet um 1205, gedruckt schon 1477), kannte er, ebenso die Artus- und Rolandssage (vgl. Bd. 2, S. 104, Z. 14 f.), wenn auch Wolframs Werk wohl nur dem Namen nach. — [2] Ottos III. begünstigter Lehrer Gerbert, der i. J. 999 von seinem früheren Zögling als Silvester II. zum Papst erhoben wurde, trieb und lehrte außer der kirchlichen Philosophie und der Lektüre lateinischer Klassiker namentlich auch alle von den Mauren in Spanien gepflegten Wissenschaften, Mathematik, Physik, Mechanik und Heilkunde, ebenso die arabische Sprache; er sollte auch die arabischen Ziffern und die Erkenntnis des Stellenwertes der Ziffern in Europa eingebürgert haben.

seltener Phönix: der Ballast der Klosterwissenschaften fuhr im Schiff der Kirche.

5) So hielt sich auch von den Künsten nur das Wenige fest, ohne welches Kirchen, Schlösser und Türme nicht sein konnten. Die sogenannte gotische Baukunst hängt mit dem Geist der Zeiten, mit der Religion und Lebensweise, mit dem Bedürfnis und Klima ihrer Zeitgenossen dergestalt zusammen, daß sie sich völlig so eigentümlich und periodisch als das Pfaffen- und Rittertum oder als die Hierarchie und Lehnherrschaft ausgebildet. Von kleinern Künsten erhielt und vervollkommete sich, was zum Waffenschmuck der Ritter, zum Putz und Gebrauch der Kirchen, Kastelle und Klöster gehörte: ihre Produkte waren eingelegte Arbeit und Schnitzwerk, gemalte Fenster und Buchstaben, Bilder der Heiligen, Teppiche, Reliquienkästchen, Monstranzen, Becher und Kelche. Von diesen Dingen, die Kirchenmusik und das Jagdhorn nicht ausgenommen, fing in Europa die Wiedergeburt der Künste wie so ganz anders als einst in Griechenland an!*

6) Auch Gewerb und Handel bekamen von dem alles umfangenden Kirchen- und Lehnwesen in Europa ihren tiefeingreifenden Umriß. Die edelste Schirmvogtei der Kaiser und Könige war's ohne Zweifel, daß sie der Gewalt des Raubes Städte und dem Joch des Leibeigentums Künstler und Gewerke entzogen, daß sie den freien Fleiß und Handel durch Gerechtigkeiten, Zollfreiheit, den Marktfrieden und sichere Geleite beschützet und befördert, das barbarische Strandrecht[1] zu vertilgen und andre drückende Lasten dem nützlichen Einwohner der Städte und des Landes zu entnehmen gesucht haben, wozu allerdings auch die

* Eine Geschichte der Künste des mittleren Alters, insonderheit der sogenannten gotischen Baukunst in ihren verschiednen Perioden, müßte ein lesenswürdiges Werk sein; eine Auswahl allgemein merkwürdiger Abhandlungen aus der Britischen Gesellschaft der Altertümer dürfte als Vorarbeit dazu dienen.

[1] Das Recht, alles, was von gestrandeten Schiffen geborgen werden konnte, entweder ohne weiteres oder wenn sich der Eigentümer nicht innerhalb einer bestimmten Frist auswies, als Eigentum zu betrachten. In den Kirchen wurde früher sogar um ein reiches Erträgnis dieses Rechtes gebetet.

Kirche ruhmwürdig beigetragen.* Der kühne Gedanke Friedrichs des Zweiten indes, in seinen Städten alle Zünfte und Brüderschaften abzuschaffen, ging wie mehrere, die dieser rüstige Geist hatte, über sein Zeitalter hinaus. Noch waren verbündete Körper nötig, bei denen wie im Ritter- und Klosterwesen viele für einen standen und auch bei den geringsten Gewerken den Lehrling durch Dienstgrade so emporführten, wie in seinem Orden der Klosterbruder und Kriegsmann emporstieg. Ähnliche Feierlichkeiten begleiteten dort wie hier jeden höheren Schritt, ja auch in den Handel ging der Geist der Gesellschaften und Gilden über. Die größesten Vereine desselben, die Hansa selbst, ist aus Brüderschaften der Kaufleute entstanden, die zuerst wie Pilgrime zogen; Not und Gefahr zur See und zu Lande trieben die Verbindung höher und weiter, bis endlich unter der Schirmvogtei der europäischen Christenheit eine so weit verbreitete Handelsrepublik entstand, wie sonst keine in der Welt gewesen. Gleiche Zünfte wurden späterhin auch die Universitäten — gotische Einrichtungen, die zwar weder Morgenländer noch Griechen und Römer gekannt hatten, die aber als Kloster- und Ritterinstitute ihren Zeiten unentbehrlich und zu Festhaltung der Wissenschaften für alle Zeiten nützlich waren. Auch gründete sich im mittleren Alter ein eignes Stadtwesen, das, von den Municipien der Römer[1] sehr verschieden, auf Freiheit und Sicherheit nach deutschen Grundsätzen gebauet war und, wo es irgend sein konnte, Fleiß, Kunst

* Fischers Geschichte des deutschen Handels ist als eine Sammlung merkwürdiger Untersuchungen bereits angeführt[2]; mit ihr und mehreren Schriften der neueren Zeit sammlet sich Stoff zu einer andern allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt, als die (Breslau 1754) erschienen ist oder auch Anderson in seiner schätzbaren Geschichte des Handels[3] liefern konnte. Eine Geschichte der Künste, Handwerke, Zünfte, der Städte und des Stadtrechts der mittleren Zeiten wäre auch zu wünschen.

[1] Römische Bürgergemeinden außerhalb Roms, deren Bürger ihre politischen Rechte aber nur in Rom ausüben konnten. — [2] Vgl. S. 304, Herders Anmerkung. — [3] Adam Anderson, Historie und chronologische Geschichte des Handels (Riga 1773, aus dem Englischen).

und Nahrung hervorbrachte. Es trägt die Spuren seines bedrängten Ursprunges zwischen dem Adel, der Geistlichkeit und dem Fürsten allenthalben an sich, hat aber zur Kultur Europas mächtig gewirket. Kurz, was unter dem gedruckten Gewölbe der Hierarchie, Lehnherrschaft und Schirmvogtei entstehen konnte, ist entstanden; dem festen Gebäude gotischer Bauart schien nur eins zu fehlen: Licht. Lasset uns sehen, auf wie sonderbaren Wegen ihm dieses zukam.

IV.

Reiche der Araber.

Die arabische Halbinsel ist einer der ausgezeichneten Erdstriche, der seiner Nation einen eignen Charakter zu geben von der Natur selbst bestimmt scheinet. Jene große Wüste zwischen Ägypten und Syrien, von Aleppo bis zum Euphrat, gab wie eine südliche Tatarei dem Räuber- und Hirtenleben vorzüglich Raum und ist von den ältesten Zeiten mit Stämmen ziehender Araber besetzt gewesen. Die Lebensart dieses Volks, dem die Städte Kerker schienen, sein Stolz auf einen alten eingebornen Ursprung, auf seinen Gott, seine reiche und dichterische Sprache, sein edles Pferd, auf Schwert und Bogen in seiner Hand nebst allem, was es sonst als Heiligtum zu besitzen glaubte, dies alles schien den Arabern eine Rolle vorzubereiten, die sie auch, da ihre Zeit kam, weit anders als jene nördlichen Tataren in dreien Weltteilen gespielet haben.[1]

Schon in den Zeiten der Unwissenheit, wie sie ihre ältere Geschichte nennen, hatten sie sich oberhalb ihrer Halbinsel verbreitet, in Irak[2] und Syrien kleine Reiche angeleget; Stämme von ihnen wohnten in Ägypten; die Abessinier stammten von ihnen her; die ganze afrikanische Wüste schien ihr Erbteil. Vom

[1] Die Eroberungen, welche die Araber von 634 an gemacht haben, erstreckten sich auf Vorder- und Mittelasien, die Nordküste Afrikas und in Europa auf Spanien, Sizilien und Teile Süditaliens. — [2] Irak Arabi, die Landschaft am unteren Euphrat und Tigris mit Bagdad und Basra.

großen Asien war ihre Halbinsel durch die Wüste getrennet und damit den häufigen Zügen der Eroberer der Weg zu ihr versagt; sie blieben frei und stolz auf ihre Abkunft, auf den Adel ihrer Geschlechter, auf ihre unbezwungene Tapferkeit und ihre unvermischte Sprache. Dabei waren sie dem Mittelpunkt des süd- und östlichen Handels, mithin der Kunde aller Nationen nahe, die diesen Handel trieben, an dem sie denn auch nach der glücklichen Lage ihres Landes selbst Anteil nehmen konnten und mußten. Frühe also entstand hier eine geistige Kultur, die am Altai oder Ural nicht entstehen konnte: die Sprache der Araber bildete sich zu einem Scharfsinn bildlicher Reden und Weisheitssprüche lange vorher, ehe sie solche zu schreiben wußten. Auf ihrem Sinai hatten die Ebräer ihr Gesetz empfangen und fast immer unter ihnen gewohnet; sobald Christen entstanden und sich untereinander verfolgten, wandten sich auch christliche Sekten zu ihnen. Wie anders also, als daß aus der Mischung jüdischer, christlicher und eigner Stammesideen unter einem solchen Volk, in einer solchen Sprache zu rechter Zeit eine neue Blüte erscheinen und, wenn sie hervortrat, von der Erdspitze zwischen drei Weltteilen durch Handel, Kriege, Züge und Schriften die größeste Ausbreitung gewinnen mochte? Die duftende Staude des arabischen Ruhms, aus so dürrem Boden entsprossen, ist also ein sehr natürliches Wunder, sobald nur der Mann erschien, der sie zur Blüte zu bringen wußte.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts erschien dieser Mann, eine sonderbare Mischung alles dessen, was Nation, Stamm, Zeit und Gegend gewähren konnte, Kaufmann, Prophet, Redner, Dichter, Held und Gesetzgeber, alles nach arabischer Weise. Aus dem edelsten Stamm in Arabien, dem Bewahrer der reinesten Mundart und des alten Nationalheiligtums, der Kaaba, war Mohammed entsprossen*, ein Knabe von schöner Bildung,

* Außer Sales' Einleitung zum Koran, Gagniers Leben Mohammeds und andern Schriftstellern, die aus arabischen Quellen geschöpft haben, gibt

nicht reich, aber im Hause eines angesehenen Mannes[1] erzogen. Schon in seiner Jugend genoß er die Ehre, im Namen der ganzen Nation den heiligen schwarzen Stein wieder an seine Stelle zu legen[2]; er kam in Umstände, die ihm bei seinen Handelsreisen eine frühe Kenntnis andrer Völker und Religionen, nachher auch ein anständiges Vermögen verschafften. Lobsprüche, die man ihm als einem außerordentlichen Jünglinge erteilt hatte, die Würde seines Stammes und Geschlechtes, sein eignes frühes Geschäft bei der Kaaba selbst hatten sich ihm ohne Zweifel in die Seele gegraben; die Eindrücke, die er vom Zustande der Christenheit empfangen hatte, fügeten sich dazu; der Berg Sinai, gekrönt mit hundert Sagen aus der alten Geschichte, stand vor ihm; der Glaube an eine göttliche Begeisterung und Sendung war allen diesen Religionen gemein, der Denkart seines Volks einheimisch, seinem eignen Charakter schmeichelhaft: wahrscheinlich wirkte dies alles während der funfzehn Jahre, in welchen er ein anschauliches Leben führte, so tief auf seine Seele, daß er sich, den Koreschiten, sich, den ausgezeichneten Mann, erwählt glaubte, die Religion seiner Väter in Lehren und Pflichten wieder herzustellen und sich als einen Knecht Gottes zu offenbaren. Nicht etwa nur der Traum seiner himmlischen Reise[3]: sein Leben und

Brequigni in seiner Abhandlung über Mohammed, die auch einzeln übersetzt ist, gute Aufschlüsse über seine Situation und Sendung.[4]

[1] Im Hause seines Oheims Abd Menaf oder Abu Talib. — [2] Mohammed gehörte zum Geschlecht der Koreischiten, denen bei den großen Wallfahrten nach Mekka die Verpflegung der Pilger und die Ordnung der Heiligtümer in und bei der Kaaba oblag. Das allergrößte dieser Heiligtümer war seit uralter Zeit ein schwarzer Meteorstein. — [3] Etwa 610 oder 612 hatte Mohammed im Monat Ramadan, während er in Gewissensqualen die Einsamkeit des Gebirges Hira nördlich von Mekka aufgesucht hatte, eine Erscheinung, in der er sich Gott gegenüber sah und von diesem aufgefordert wurde, den Inhalt des Korans — dessen Urschrift nach dem Glauben der Muselmänner im Himmel aufbewahrt wird — zu lesen und auf die Erde zu bringen. Um 570 geboren, war Mohammed damals etwa vierzig Jahre alt. — [4] George Sales' englische Übersetzung des Korans (London 1734) enthielt eine auch einzeln ins Französische übersetzte Einleitung („Observations historiques et critiques sur le Mahometisme", Genf 1751). — Das „Leben Mohammeds" von dem Oxforder Orientalisten Jean Gagnier erschien 1730 in Amsterdam auch französisch. — Friedrich von Brequigni, über Mohammed (Frankf. a. M. 1791; aus dem Französischen von F. Th. Rinck).

der Koran selbst zeigen, wie glühend seine Phantasie gewesen, und daß es zum Wahn seines Prophetentums keines künstlich abgeredeten Betruges bedorft habe. Nicht als ein aufbrausender Jüngling trat Mohammed auf, sondern im vierzigsten Jahr seines Alters — zuerst als Prophet seines Hauses, der sich nur wenigen offenbarte, in dreien Jahren kaum sechs Anhänger[1] gewann und, als er bei jenem berühmten Gastmahl Alis vierzig Männern seines Stammes seinen Beruf kundthat[2], fortan freilich auch alles übernahm, was Widerspruch der Ungläubigen gegen einen Propheten mit sich führet. Mit Recht zählen seine Anhänger ihre
622 Jahre von seiner Flucht nach Yatreb (Medina): in Mekka wäre entweder sein Entwurf oder er selbst vernichtet worden.

Wenn also der Haß gegen Greuel des Götzendienstes, die er in seinem Stamme sah und auch im Christentum zu finden glaubte, nebst einer hohen Begeisterung für die Lehre von einem Gott und die Weise, ihm durch Reinigkeit, Andacht und Gutthätigkeit zu dienen, der Grund seines Prophetenberufs gewesen zu sein scheinen, so waren verderbte Traditionen des Juden- und Christentums, die poetische Denkart seiner Nation, die Mundart seines Stammes und seine persönlichen Gaben gleichsam die Fittiche, die ihn über und außer sich selbst forttrugen. Sein Koran, dies sonderbare Gemisch von Dichtkunst, Beredsamkeit, Unwissenheit, Klugheit und Anmaßung, ist ein Spiegel seiner Seele, der seine Gaben und Mängel, seine Neigungen und Fehler, den Selbstbetrug und die Notbehelfe, mit denen er sich und andre täuschte, klärer als irgend ein anderer Koran eines Propheten

[1] Diese sechs ersten Anhänger Mohammeds außer Frau und Töchtern waren die beiden angenommenen Söhne Ali und Seid, El-Atik, mit dem Beinamen Abu Bekr, Sfá'ab Ibn Abi Wakkáß, Sobeir Ibn El Awwám und Talcha, der Sohn Obeidallahs, alles Verwandte des Propheten oder Abu Bekrs. — [2] Als Mohammed einer Versammlung seiner Vettern und Oheime seine Sache vortrug, gab sein Oheim Abu Lahab mit den Worten: „Zum Henker mit dir, wenn du uns dazu gerufen hast!" das Zeichen, daß die Versammelten verstimmt auseinandergingen. Zugleich hob Abu Lahab die Verlobung seines Sohnes mit Mohammeds zweiter Tochter auf und begann damit die Kränkungen und Verfolgungen, die den Propheten zusammen mit einer Berufung durch Einwohner von Medina oder, wie es ehedem hieß, Jathrib i. J. 622 zur Flucht dorthin bewogen.

zeiget. Bei veranlassenden Umständen, oder wenn er aus einer beschauenden Entzückung zu sich kam, sagte er ihn in einzelnen Stücken her, ohne dabei an ein schriftliches System zu denken: es waren Ergießungen seiner Phantasie oder ermunternde, strafende Prophetenreden, die er zu andrer Zeit als etwas, das über seine Kräfte ging, als eine göttliche, ihm nur verliehene Gabe selbst anstaunte. Daher foderte er, wie alle mit sich getäuschte starke Gemüter, Glauben, den er zuletzt auch von seinen bittersten Feinden zu erpressen wußte. Kaum war er Herr von Arabien, so sandte er schon an alle benachbarte Reiche, Persien, Äthiopien, Yemen, ja den griechischen Kaiser selbst, Apostel seiner Lehre, weil er diese, so national sie war, als die Religion aller Völker ansah. Die harten Worte, die ihm bei der Rückkunft dieser Gesandten, als er die Weigerung der Könige hörte, entfielen, nebst jener berühmten Stelle des Korans im Kapitel der Buße*, waren seinen Nachfolgern Grundes g'nug, das auszuführen, was dem Propheten selbst sein früher Tod untersagte: die Bekehrung der Völker. Leider ging ihnen auch hierin das Christentum vor, das unter allen Religionen zuerst seinen Glauben als die notwendige Bedingung zur Seligkeit fremden Völkern aufdrang; nur der Araber bekehrte nicht durch Schleichhandel, Weiber und Mönche, sondern, wie es dem Mann der Wüste geziemte, mit dem Schwert in der Hand und mit der fodernden Stimme: „Tribut oder Glaube!"

Wie der brennende Wind aus der Wüste verbreitete sich nach Mohammeds Tode der Krieg über Babel, Syrien, Persien, Ägypten[1]. Die Araber gingen zur Schlacht wie zum Dienst

* „Streitet wider die, die weder an Gott noch an den Tag des Gerichts glauben und das nicht für sträflich halten, was Gott und sein Apostel verboten hat. Auch wider Juden und Christen streitet so lange, bis sie sich bequemen, Tribut zu bezahlen und sich zu unterwerfen."

[1] Das alte Babylon, das Land zwischen dem Unterlauf des Euphrat und des Tigris, wurde i. J. 636 von den Arabern eingenommen und am vereinigten Mündungsstrom der Flüsse, dem Schat el Arab, die Handelsstadt Basra gegründet, nachdem die Eroberung Syriens schon i. J. 632 durch Khalid, den Feldherrn des

Gottes, mit Sprüchen aus dem Koran und mit Hoffnungen des Paradieses bewaffnet; auch fehlte es ihnen nicht an persönlicher Tugend. Denn wie die ersten Kalifen aus dem Hause Mohammeds[1] (ihren blinden Eifer ausgeschlossen) gerechte, mäßige, vorzügliche Männer waren, so wurden auch die Heere von tapfern, klugen Feldherrn angeführt, wie Khaled, Amru, Abu-Obeidah[2] und viele andre waren. Sie fanden die Reiche der Perser und Griechen so schlecht bestellt, die Sekten der Christen gegeneinander so feindlich, Untreue, Wollust, Eigennutz, Verräterei, Pracht, Stolz, Grausamkeit und Unterdrückung allenthalben so herrschend, daß man in der schrecklichen Geschichte dieser Kriege die Fabel von einer Löwenherde zu lesen glaubt, die in die Hürden der Schafe und Böcke, in Meiereien voll fetter Rinder, prächtiger Pfauen und wehrloser Hämmel einbricht. Ein verächtliches Menschengeschlecht waren dem größesten Teil nach diese entarteten Völker, wert, fortan auf Eseln zu reiten, weil sie Kriegsrosse zu bändigen nicht verstanden, unwert des Kreuzes auf ihren Kirchen, weil sie es nicht zu beschützen vermochten. Wie manche Herrlichkeit der Patriarchen, Priester und Mönche ging in diesen weiten, reichen Gegenden jetzt auf einmal zu Grabe!

Damit gingen zugleich wie durch ein Erdbeben die Reste jener alten griechischen Kultur und Römerhoheit zu Grunde, die auch das Christentum nicht hatte vertilgen mögen. Die ältesten Städte der Welt und in ihnen unsägliche Schätze fielen in die Hände tapferer Räuber, die im Anfange kaum Geldes Wert kannten. Vor allem ist das Schicksal zu beklagen, das die Denkmale der Wissenschaften traf. Johann der Grammatiker[3] erbat sich die Bibliothek zu Alexandrien, an welche Amru, der Überwinder,

---

ersten Kalifen Abu Bekr, begonnen worden war. Persien wurde ebenfalls 636 gewonnen und die dem Feldherrn Amru verdankte Eroberung Ägyptens 641 durch die Gründung Kahiras, d. h. Kairos, abgeschlossen. — [1] Abu Bekr 632—634, Omar 634—644. — [2] Ein Mann milderen Wesens, der in Syrien als Nachfolger Khalids, des Eroberers von Damaskus, 634 den Oberbefehl erhielt. — [3] Patriarch von Konstantinopel, der i. J. 832 als Gesandter des byzantinischen Kaisers Theophilus, eines großen Kunstliebhabers und Büchersammlers, zum Kalifen Mamun von Bagdad ging.

nicht einmal dachte (was wollte der Thor mit dem Geschenke?); der Kalif Omar ward gefragt und antwortete in jenem berühmten Vernunftschluß, der immerhin der Kalifenvernunftschluß genannt zu werden verdienet*; und die Bücher wurden vertilget. Über tausend warme Bäder wurden sechs Monate lang damit erhitzt; und so gingen die köstlichsten Gedanken, die unentbehrlichsten Nachrichten, die mühsamsten Lehrgebäude der alten Welt mit allem, was davon in Jahrtausenden abhing, durch die thörichte Bitte eines Grammatikers und durch die fromme Einfalt eines Kalifen verloren. Gern hätten die Araber diesen Schatz wiedergehabt, als sie hundert Jahre später ihn zu schätzen wußten.

Fast vom Tode Mohammeds an thaten sich Zwistigkeiten hervor[1], die nach dem Tode Osmans, des dritten Kalifs, den Eroberungen der Araber bald hätten Einhalt thun können, wenn nicht der lange verdrängte, tapfre, redliche Ali und sein Sohn Hasan dem Hause der Ommijaden Platz gemacht hätten.[2] Mit Moawiyah trat dies jetzt auf den Hoheprieſterstuhl, auf dem es sich neunzig Jahre erblich erhalten. Damaskus ward der Sitz der Kalifen; die Araber wurden bald eine Seemacht, und unter der erblichen Regierung kam statt der vorigen Einfalt Pracht an ihren Hof. Zwar rückte in Syrien, Mesopotamien, Kleinasien und Afrika die Eroberung noch fort; mehr als einmal belagerte man, obwohl vergebens, Konstantinopel; unter Al Walid[3] ward Turkestan eingenommen, ja man drang bis in Indien ein, Tarik

661 bis 750

* „Was in den Büchern, deren du gedenkst, enthalten ist, ist entweder dem gemäß, was im Buche Gottes, dem Koran, auch stehet, oder es ist solchem zuwider. Wenn es demselben gemäß ist, so ist der Koran ohne sie zulänglich; wo nicht, so ist es billig, daß die Bücher vertilget werden."

[1] Durch die Spaltung der Gläubigen in Sunniten, die auch an die Sunna, eine Sammlung nur mündlich überlieferter Aussprüche des Propheten, glaubten, und in Schiiten, die jene Sammlung nicht gelten ließen und Mohammeds Schwiegersohn Ali als einzigen rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds ansahen. — [2] Ali wurde i. J. 661 ermordet und sein Sohn Hasan von Muawia (Moawihah) I., dem Urenkel Omaijahs, eines Verwandten Mohammeds, gezwungen, allen Ansprüchen auf das Kalifat zu entsagen. — [3] Kalif von 684 bis 705.

und Musa[1] eroberten Spanien mit unmäßigem Glücke, und der letzte hatte den ungeheuren Plan, durch Frankreich, Deutschland, Ungarn, über Konstantinopel hin ein größeres Reich zu stiften, als die Römer in vielen Jahrhunderten zusammengebracht hatten. Wie sehr ward aber dieser Plan vereitelt! Alle Einbrüche der Araber in Frankreich mißlangen; sie verloren selbst in Spanien bei nie gestilletem Aufruhr eine Provinz nach der andern. Für Konstantinopel war die Zeit der Eroberung noch lange nicht da; vielmehr regten sich unter einigen Ommijaden schon türkische Völker[2], um einst Überwinder der Araber selbst zu werden. Über-
632 bis 661 haupt war der erste reißende Strom ihres Kriegsglückes mit den dreißig Jahren ihres ersten Enthusiasmus, da das Haus Mohammeds auf dem Stuhl saß, vorüber; unter den erblichen Ommijaden ging die Eroberung bei vielen innern Trennungen[3] nur mit langsamern, oft eingehaltenen Schritten fort.

750 bis 1258 Das Haus der Abbasiden folgte, die ihren Sitz sogleich von Damaskus entfernten, und deren zweiter Kalif, Al-Mansur[4], im Mittelpunkt seiner Staaten Bagdad sich zur Residenz erbaute. Jetzt war der Hof der Kalifen im größesten Glanz; auch Wissenschaften und Künste kamen an denselben, in betracht welcher die Namen Al-Raschid[5] und Al-Mamon[6] immer berühmt sein werden; indessen war's nicht etwa nur um fernere Eroberungen, sondern um den Zusammenhalt der Monarchie selbst unter diesem Stamme geschehen. Schon unter dem zweiten Abbasiden, Al-Mansur, stiftete Abderahman[7], der verdrängte Ommijade, ein
755 1023 besondres, unabhängiges Kalifat in Spanien, das fast 300 Jahre gedauert hat, nachher in zehn Königreiche zerfiel, die unter mehreren arabischen Stämmen auf einige Zeit teilweise unter sich,

---

[1] Vgl. S. 370, Anm. 1. — [2] Die Seldschucken, die seit 1058 über den größten Teil Vorderasiens herrschten. — [3] Der beim Sturz der Ommijaden i. J. 750 entkommene Abderrahman gründete z. B. in Spanien das selbständige Kalifat Cordova, wie sich überhaupt unter den ersten Abbasiden oft Gegenkalifen erhoben. Im Kalifat von Bagdad trat zuerst 935 der Emir al Omra als weltliches Oberhaupt neben den Kalifen, das geistliche Oberhaupt. Vgl. auch die weiteren Ausführungen Herders. — [4] Kalif von 754 bis 775. — [5] Kalif von 786 bis 809. — [6] Vgl. S. 329, Anm. 3. — [7] Vgl. Anmerkung 3.

mit dem Kalifat zu Bagdad aber nie mehr vereinigt wurden. An der Westküste der afrikanischen Barbarei (Mogreb) rissen die 788
Edrisier, ein Zweig der Nachkommen Alis, ein Reich ab, wo sie 789
den Grund zur Stadt Fez legten. Unter Harun Al-Raschid
machte sich sein Statthalter[1] in Afrika zu Kairwan (Cyrene) un- 800
abhängig; der Sohn desselben eroberte Sizilien[2]; seine Nach- bis
folger, die Aglabiten, verlegten ihre Residenz nach Tunis, wo 908
sie die große Wasserleitung angelegt hatten; ihr Reich dauerte 894
über hundert Jahre. In Ägypten waren die Bestrebungen der
Statthalter nach Unabhängigkeit anfangs unsicher, bis ein Stamm
der Fatimiten[3] die Edrisier und Aglabiten verschlang und ein
drittes Kalifat gründete, das von Fez über Tunis, Sizilien, 908
Ägypten bis nach Asien reichte. Jetzt waren also drei Kalifate,
zu Bagdad, Kahirah und Cordova. Doch auch das Reich der
Fatimiten ging unter: Kurden[4] und Zeiriten[5] teilten sich in das-
selbe, und der tapfre Saladin (Selah eddin), Großwesir des
Kalifen, entsetzte seinen Herren und gründete das Reich der Kur- 1171
den[6] in Ägypten, das nachher in die Hände der Leibgarde (Mam- 1250
luken, Sklaven) fiel, denen es die Osmanen endlich abjagten. bis 1517
So ging's in allen Provinzen. In Afrika spielten Zeiriten, Mo-
rabethen[7], Muahedier[8], in Arabien, Persien, Syrien Dynastien
aus allen Stämmen und Völkern ihre Rollen, bis die Türken
(Seldschuken, Kurden, Atabecken, Turkmannen, Mamlucken u. s.)
alles innehatten und Bagdad selbst im Sturm an die Mogolen[9] 1258

---

[1] Ibrahim ben Aglab, den Harun al Raschid 799 als Statthalter nach Kairawan geschickt hatte. — [2] Um 820. — [3] Fatimiden hieß die i. J. 909 mit Obeidallah zur Herrschaft über Nordafrika gelangte Familie. — [4] Saladin, der 1171 die Fatimiden in Ägypten stürzte, war der Sohn des kurdischen Häuptlings Ejub. — [5] Zeiriden hieß die i. J. 972 mit Jussuf Balkin in Fez zur Herrschaft gelangte Dynastie nach Jussufs Vater Zeiri ben Munad. — [6] D. h. der Ejubiden, die bis 1250 herrschten. — [7] Arabische Nomadenstämme am Nordrande der afrikanischen Wüste, die, seitdem sie sich um 1050 zum Islam bekehrt hatten, dessen fanatische Vorkämpfer in Nordafrika wurden, sich 1026 eine neue Hauptstadt, Marokko, gründeten und von dort aus auch Spanien bedrohten. — [8] D. h. die Vereinigten, eine raubsüchtige, fanatische Sekte, die von dem den Mahdi (Propheten) spielenden Mohammed ben Tumer gestiftet worden war, 1145 das Reich der Morabethen zerstörte und deren Hauptstadt Marokko einnahm. — [9] Vgl. S. 329, Z. 1–2 mit Anm. 2.

überging. Der Neffe[1] des letzten Kalifen[2] zu Bagdad floh nach Ägypten, wo ihm die Mamluken seinen leeren Kalifentitel ließen,
1517 bis bei der Eroberung des Landes durch die Osmanen[3] der achtzehnte dieser entthronten Fürsten nach Konstantinopel geführt, aber nach Ägypten zurückgesandt ward, um daselbst die ganze
1538 Reihe dieser arabischen Kaiserpäpste aufs traurigste zu enden. Das glänzende Reich der Araber hat sich in das türkische, persische, mogolische Reich verloren; Teile davon kamen unter die Herrschaft der Christen oder wurden unabhängig, und so lebt der größeste Teil seiner Völker noch fort in ewigen Revolutionen.

* * *

Die Ursachen sowohl des schnellen Verfalls dieser ungeheuren Monarchie als der Revolutionen, die sie unaufhörlich zerrissen und stürzten, lagen in der Sache selbst, im Ursprunge und in der Verfassung des Reiches.

1) Durch Tugenden des Enthusiasmus war die arabische Macht entstanden; nur durch ebendiese Tugenden konnte sie erhalten werden, durch Tapferkeit nämlich und Treue gegen das Gesetz, durch Tugenden der Wüste. Wären ihre Kalifen in Mekka, Kufa[4] oder Medina bei der harten Lebensart ihrer vier ersten großen Vorfahren geblieben und hätten das Zaubermittel in Händen gehabt, alle Statthalter und Feldherren mit ebendiesen strengen Banden an ihren Beruf zu fesseln — welche Macht hätte diesem Volk schaden mögen? Nun aber, da der Besitz so vieler schönen Länder bei einem weitverbreiteten Handel Reichtum, Pracht und Üppigkeit einführte und der erbliche Thron der Kalifen in Damaskus, noch mehr aber in Bagdad einen Glanz bekam, als ob man ein Märchen der Tausendundeinen Nacht läse, so wiederholte sich auch hier die tausendmal auf der Erde gespielte Szene, nämlich daß Üppigkeit Erschlaffung hervor-

[1] Hakem Bemrillah Ben el Mostarscheb. — [2] Mostassim, von 1242 bis 1258. — [3] Sultan Selim I. (1512—70) eroberte Ägypten i. J. 1517. — [4] Am Euphrat, nicht weit von Bagdad.

bringe und am Ende dem rohen Starken der verfeinte Schwache unterliege. Der erste Abbasside nahm einen Großwesir an, dessen Ansehen unter seinen Nachfolgern zur gefürchteten Gewalt eines Emirs-al-Omrah (des Emirs der Emire) ward und den Kalifen selbst despotisierte. Da die meisten dieser Wesire Türken waren und dies Volk die Leibwache des Kalifen ausmachte, so saß im Herzen der Monarchie das Übel, das bald den ganzen Körper überwältigen konnte. Die Länder der Araber lagen längs der Erdhöhe[1], auf welcher diese streitbaren Völker, Kurden, Türken, Mogolen, Berbern wie Raubtiere wachten und, da sie großenteils selbst unwillig unter der Herrschaft der Araber standen, ihrer Rache zu rechter Zeit nicht verfehlten. Hier geschah also, was dem römischen Reich geschah[2]: aus Wesiren und Söldnern wurden Gebieter und Despoten.

2) Daß bei den Arabern die Revolution schneller als bei den Römern geschah, entsprang aus der Verfassung ihres Reiches. Diese war kalifisch, das ist im höchsten Grade despotisch: Papst und Kaiser waren im Kalifen auf die strengste Weise verbunden. Das unbedingte Schicksal, an welches man glaubte, das Wort des Propheten, das im Koran Gehorsam gebot, foderte auch Ergebung ins Wort seines Nachfolgers, ins Wort der Statthalter desselben; mithin ging dieser Seelendespotismus in die Verwaltung des ganzen Reichs über. Wie leicht war nun, zumal in den entfernten Provinzen des weitverbreiteten Reichs, der Übergang vom Despotismus in eines andern zur Allgewalt in eigenem Namen! Daher fast allenthalben die Statthalter eigenmächtige Herren wurden und die feinste Regierungskunst der Kalifen nur darin bestand, ihre Statthalter geschickt zu verteilen, abzurufen oder zu verwechseln. Als Mamun[3] z. B. seinem tapfern Feldherrn Taher in Chorasan[4] zu viel Gewalt einräumte, gab er ihm damit die Zügel der Selbstherrschaft in die Hand:

[1] D. h. der geographischen Breite. — [2] Vgl. S. 218, Anm. 7, und S. 173, Anm. 2. — [3] Vgl. S. 329, Anm. 3. — [4] Der nördliche Teil Persiens mit der Hauptstadt Mesched.

die Länder jenseit des Gihon[1] wurden vom Stuhl des Kalifen getrennt und den Türken der Weg ins Innere des Reichs gebahnet. So ging's in allen Statthalterschaften, bis das weite Reich einem Sunde losgerissener Inseln glich, die kaum noch durch Sprache und Religion zusammenhingen, in sich selbst aber und gegen andre in höchster Unruhe waren. Sieben- bis achthundert Jahre wechselten diese Inselreiche mit oft veränderten Grenzen, bis die meisten, nie aber alle, unter die Gewalt der Osmanen kamen. Das Reich der Araber hatte keine Konstitution — das größeste Unglück für den Despoten sowohl als für seine Sklaven. Die Konstitution mohammedanischer Reiche ist Ergebung in den Willen Gottes und seiner Statthalter, Islamismus.

3) Die Regierung des arabischen Reichs war an *einen* Stamm, eigentlich auch nur an *ein* Geschlecht dieses Stammes, die Familie Mohammeds, geknüpfet; und da gleich anfangs der rechtmäßige Erbe Ali[2] übergangen, lange vom Kalifat zurückgehalten und mit seinem Geschlecht schnell davon verdränget wurde, so entstand nicht nur die ungeheure Trennung zwischen Ommijaden und Aliden, die nach einem vollen Jahrtausende mit aller Bitterkeit eines Religionshasses zwischen Türken und Persern noch jetzt fortdauret, sondern auch an jenen blutigen Empörungen fast in allen Provinzen hatten bald Ommijaden, bald Aliden teil. In entfernten Ländern standen Betrüger auf[3], die sich als Mohammeds Verwandte durch Scheinheiligkeit oder mit dem Schwert in der Hand den Völkern aufdrangen; ja da Mohammed als Prophet das Reich gegründet hatte, so wagte es hier dieser, dort jener Begeisterte, wie er im Namen Gottes zu reden. Schon der Prophet selbst hatte davon Beispiele erlebet[4]; Afrika und Ägypten aber waren der eigentliche Schauplatz solcher

[1] Der arabische Name des Flusses Amu Darja (Oxus), der, vom Hindukusch kommend, in den Aralsee geht. — [2] Vgl. S. 462, Anm. 1. — [3] Sogenannte Mah(a)dis. Vgl. S. 467, Anm. 8. — [4] Schon Mohammeds Schwiegersohn Ali hatte sich ebenfalls als Prophet aufgespielt.

Verrückten und Betrüger.* Man sollte die Greuel der Schwärmerei und blinden Leichtgläubigkeit in der Religion Mohammeds erschöpft glauben, wenn man sie leider nicht auch in andern Religionen wiederkommen sähe; der Despotismus des Alten vom Berge[1] indes ist nirgend übertroffen worden. Dieser König eines eignen Staats geübter, ja geborner Meuchelmörder dorfte zu jedem seiner Unterthanen sprechen: „Gehe hin und morde!" Dieser that's, wenn auch mit Verlust seines Lebens; und jahrhundertelang hat sich der Assassinenstaat erhalten.

V.

Wirkung der arabischen Reiche.

Schnell wie die Ausbreitung und Zerteilung des Kalifenreichs war auch die Blüte desselben, zu welcher auf einem kältern Boden ein Jahrtausend vielleicht kaum hinreichend gewesen wäre. Die wärmere Naturkraft, mit welcher das morgenländische Gewächs zur Blüte eilet, zeigt sich auch in der Geschichte dieses Volkes.

1) Das ungeheure Reich des Handels der Araber war eine Wirkung auf die Welt, die nicht nur aus der Lage ihrer Länder, sondern auch aus ihrem Nationalcharakter hervorging, also auch ihre Besitztümer überlebt hat und einesteils noch jetzo dauert. Der Stamm Koreisch, aus welchem Mohammed entsprossen war[2], ja der Prophet selbst waren Geleiter ziehender Karawanen und

* Schlözers Geschichte von Nordafrika, Cardonne, Geschichte der Araber in Afrika und Spanien[3], u. a.

[1] Irrtümliche Übersetzung statt „Fürsten der Berge". So hieß eine sich durch Haschisch zum Meuchelmord begeisternde Sekte, die sich anfangs zur Bekämpfung der ihnen für ketzerisch geltenden Kalifen von Bagdad in Persien gebildet hatte, dann aber vom Fürsten von Haleb gegen die christlichen Eroberer Jerusalems in Dienst genommen worden war. — [2] Vgl. S. 461, Anm. 2. — [3] August Ludwig von Schlözer (1735—1809), Summarische Geschichte von Nordafrika (Göttingen 1775). Denis Dominique Cardonne (1720—85), Geschichte von Afrika und Spanien unter der Herrschaft der Araber, übersetzt von Chr. G. von Murr (Nürnberg 1768).

das heilige Mekka von alters her der Mittelpunkt eines großen Völkerverkehrs gewesen. Der Meerbusen zwischen Arabien und Persien, der Euphrat und die Häfen am Roten Meer waren bekannte Straßen oder Niederlagen der indischen Waren von alten Zeiten; daher vieles arabisch hieß, was aus Indien kam, und Arabien selbst Indien genannt ward. Frühe hatte dies thätige Volk mit seinen Stämmen die östliche afrikanische Küste besetzt und war unter den Römern schon ein Werkzeug des indischen Handels gewesen. Da nun der weite Strich Landes zwischen dem Euphrat und Nil, ja vom Indus, Ganges und Oxus bis zum Atlantischen Meer, den Pyrenäen, dem Niger und in Kolonien bis zum Lande der Kaffern hin sein war, so konnte es auf eine Zeit das größeste Handelsvolk der Welt werden. Dadurch litt
636 Konstantinopel, und Alexandrien ward zum Dorfe; dagegen hatte Omar am Zusammenfluß des Tigris und Euphrats Balsora[1] gebauet, die eine Zeit hin alle Waren der östlichen Welt empfing und verteilte. Unter den Ommijaden war Damaskus die Residenz: eine alte große Handelsniederlage, ein natürlicher Mittelpunkt der Karawanen in seiner paradiesischen Lage, ein Mittelpunkt des Reichtums und Kunstfleißes. Schon unter Mowaija
670 wurde in Afrika die Stadt Kairwan, späterhin Kahira gebauet,
969 dahin sich dann über Suez der Handel der Welt zog.* Im innern Afrika hatten sich die Araber des Gold- und Gummihandels bemächtigt, die Goldbergwerke von Sofala[2] entdeckt, die Staaten Tombut, Telmasen, Darah[3] gegründet, an der östlichen Küste ansehnliche Kolonien und Handelsstädte, ja Anlagen bis in Madagaskar gepflanzet. Seitdem unter Walid Indien bis zum Ganges und Turkestan erobert war, band sich mit der westlichen

* S. Sprengels Geschichte der Entdeckungen[4], wo in jedem Abschnitt mit wenigem viel gesagt ist; und die schon angeführten[5] Geschichten des Handels.

[1] Bassora (Basra). — [2] Der südlich vom Sambesi gelegene Teil des portugiesischen Mosambik in Ostafrika. — [3] Teile des Sudan. — [4] Matthias Christian Sprengel (1746—1803), Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen (Halle a. S. 1783). — [5] Vgl. S. 458, Herders Anmerkung.

die äußerste Ostwelt; nach Tsina hatten sie frühe, teils in Karawanen, teils nach Kanfu (Kanton) über das Meer gehandelt. Aus diesem Reiche brachten sie den Branntwein, den die von ihnen zuerst bearbeitete Chemie nachher so ungeheuer vermehrte; zum Glück für Europa verbreitete er sich nebst dem schädlichen Thee und dem Kaffee, einem arabischen Getränke, in unserm Weltteil einige Jahrhunderte später. Auch die Kenntnis des Porzellans, vielleicht auch des Schießpulvers kam aus Tsina durch sie nach Europa. Auf der Küste von Malabar waren sie herrschend; sie besuchten die maldivischen Inseln, machten Niederlagen auf Malakka und lehrten die Malaien schreiben. Späterhin hatten sie auch auf die Molukken Kolonien und ihre Religion gepflanzet, so daß vor Ankunft der Portugiesen in diesen Gewässern[1] der ostindische Handel ganz in ihren Händen war und ohne Zwischenkunft der Europäer süd- und östlich von ihnen wäre verfolgt worden. Eben die Kriege mit ihnen und der christliche Eifer, sie auch in Afrika zu finden, leitete die Portugiesen zu jenen großen Entdeckungen auf der See, die dem ganzen Europa eine andre Gestalt gaben.

2) Religion und Sprache der Araber machten eine andre große Wirkung auf Völker dreier Weltteile. Indem sie nämlich bei ihren weiten Eroberungen allenthalben den Islamismus oder tributbare Unterwerfung predigten, breitete sich Mohammeds Religion östlich bis zum Indus und Gihon[2], westlich bis gen Fez und Marokko, nördlich über den Kaukasus und Imaus[3], südlich bis zum Senegal und zum Lande der Kaffern, auf die beiden Halbinseln und den ostindischen Archipelagus aus und hat sich zahlreichere Anhänger als das Christentum selbst erobert. Nun ist in Absicht der Meinungen, die diese Religion lehret, nicht zu leugnen, daß sie die heidnischen Völker, die sich zu ihr bekannten,

---

[1] Die Portugiesen, die schon 1444 den Gambia, 1445 den Senegal entdeckten und wiederholt nach Guinea kamen, erreichten Mosambik 1497 unter Vasco da Gama. — [2] Vgl. S. 470, Anm. 1. — [3] Der Imaus Scythicus, das Gebirge zwischen Osturkistan und Südwestsibirien, heute Tienschan genannt.

über den groben Götzendienst der Naturwesen, der himmlischen Gestirne und irdischer Menschen erhoben und sie zu eifrigen Anbetern eines Gottes, des Schöpfers, Regierers und Richters der Welt, mit täglicher Andacht, mit Werken der Barmherzigkeit, Reinheit des Körpers und Ergebung in seinen Willen gemacht hat. Durch das Verbot des Weines hat sie der Völlerei und dem Zank zuvorkommen, durch das Verbot unreiner Speisen Gesundheit und Mäßigkeit befördern wollen, desgleichen hat sie den Wucher, das gewinnsüchtige Spiel, auch mancherlei Aberglauben untersagt und mehrere Völker aus einem rohen oder verdorbenen Zustande auf einen mittlern Grad der Kultur gehoben; daher auch der Moslem (Muselmann) den Pöbel der Christen in seinen groben Ausschweifungen, insonderheit in seiner unreinen Lebensweise, tief verachtet. Die Religion Mohammeds prägt den Menschen eine Ruhe der Seele, eine Einheit des Charakters auf, die freilich ebenso gefährlich als nützlich sein kann, an sich aber schätzbar und hochachtenswürdig bleibet; dagegen die Vielweiberei, die sie erlaubet, das Verbot aller Untersuchungen über den Koran und der Despotismus, den sie im Geist- und Weltlichen feststellt, schwerlich anders als böse Folgen nach sich ziehen mögen.*

Wie aber auch diese Religion sei, so ward sie durch eine Sprache fortgepflanzt, die die reinste Mundart Arabiens, der Stolz und die Freude des ganzen Volks war: kein Wunder also, daß die andern Dialekte damit in den Schatten gedrängt wurden und die Sprache des Koran das siegende Panier der arabischen Weltherrschaft ward. Vorteilhaft ist einer weitverbreiteten blühenden Nation ein solches gemeinschaftliches Ziel der Rede-

* In Michaelis'[1] orientalischer Bibliothek, T. 8, S. 33. u. f., sind hierüber gute Bemerkungen.

[1] Johann David Michaelis (1717—91), berühmter Göttinger Theolog und Orientalist. Die von ihm herausgegebene „Orientalische und exegetische Bibliothek" erschien in 23 Bänden zu Göttingen 1781—85.

und Schreibart. Wenn die germanischen Überwinder Europas ein klassisches Buch ihrer Sprache wie die Araber den Koran gehabt hätten, nie wäre die lateinische eine Oberherrin ihrer Sprache geworden, auch hätten sich viele ihrer Stämme nicht so ganz in der Irre verloren. Nun aber konnte diesen weder Ulfila[1] noch Kaedmon[2] oder Otfrid[3] werden, was Mohammeds Koran noch jetzt allen seinen Anhängern ist, ein Unterpfand ihrer alten echten Mundart, durch welches sie zu den echtesten Denkmalen ihres Stammes aufsteigen und auf der ganzen Erde ein Volk bleiben. Den Arabern galt ihre Sprache als ihr edelstes Erbteil, und noch jetzt knüpft sie in mehreren Dialekten ein Band des Verkehrs und Handels zwischen so vielen Völkern der Ost- und Südwelt, als nie eine andre Sprache geknüpft hat. Nach der griechischen ist sie vielleicht auch am meisten dieser Allgemeinherrschaft würdig, da wenigstens die lingua franca[4] jener Gegenden gegen sie als ein dürftiger Bettlermantel erscheinet.

3) In dieser reichen und schönen Sprache bildeten sich Wissenschaften aus, die, seitdem Al-Mansor, Harun Al-Raschid und Mamon sie weckten, von Bagdad, dem Sitz der Abbasiden, nord-, öst-, am meisten aber westlich ausgingen und geraume Zeit im weiten Reich der Araber blühten. Eine Reihe Städte, Balsora, Kufa, Samarkand, Rosette, Kahira, Tunis, Fez, Marokko, Cordova u. s., waren berühmte Schulen, deren Wissenschaften sich auch den Persern, Indiern, einigen tatarischen Ländern, ja gar den Sinesen mitgeteilt haben und bis auf die Malaien hinab das Mittel worden sind, wodurch Asien und Afrika zu einiger neueren Kultur gelangte. Dichtkunst und Philosophie, Geographie und Geschichte, Grammatik, Mathematik, Chemie, Arzneikunde sind von den Arabern getrieben worden, und in den

---

[1] Ulfilas' (vgl. S. 348, Anm. 3) gotische Bibelübersetzung. — [2] Des Hirten Kädmon (7. Jahrh.) Lobgesang auf Gott ist das älteste überlieferte angelsächsische Gedicht. — [3] Des Mönches Otfried von Weißenburg „Krist", i. J. 868 vollendet, ist eine Darstellung des Lebens Christi nach den drei ersten Evangelien in Reimstrophen. — [4] Das verderbte Italienisch, das ehedem an den Mittelmeerküsten als Verständigungsmittel diente.

meisten derselben haben sie als Erfinder und Verbreiter, mithin als wohlthätige Eroberer auf den Geist der Völker gewirket.

Die Dichtkunst war ihr altes Erbteil, eine Tochter nicht der Kalifengunst, sondern der Freiheit. Lange vor Mohammed hatte sie geblühet; denn der Geist der Nation war poetisch, und tausend Dinge erweckten diesen Geist. Ihr Land, ihre Lebensweise, ihre Wallfahrten nach Mekka, die dichterischen Wettkämpfe zu Okhad[1], die Ehre, die ein neuaufstehender Dichter von seinem Stamme erhielt, der Stolz der Nation auf ihre Sprache, auf ihre Sagen, ihre Neigung zu Abenteuern, zur Liebe, zum Ruhm, selbst ihre Einsamkeit, ihre Rachsucht, ihr wanderndes Leben: alles dies munterte sie zur Poesie auf, und ihre Muse hat sich durch prächtige Bilder, durch stolze und große Empfindungen, durch scharfsinnige Sprüche und etwas Unermeßliches im Lobe und Tadel ihrer besungenen Gegenstände ausgezeichnet. Wie abgerissene, gen Himmel strebende Felsen stehen ihre Gesinnungen da; der schweigende Araber spricht mit der Flamme des Worts wie mit dem Blitz seines Schwertes, mit Pfeilen des Scharfsinns wie seines Köchers und Bogens. Sein Pegasus ist sein edles Roß, oft unansehnlich, aber verständig, treu und unermüdlich. Die Poesie der Perser dagegen, die wie ihre Sprache von der arabischen abstammet, hat sich dem Lande und Charakter der Nation gemäß wollüstiger, sanfter und fröhlicher zu einer Tochter des irdischen Paradieses gebildet. Und obwohl keine von beiden die griechischen Kunstformen der Epopee, Ode, Idylle, am mindesten des Drama kennet, keine von beiden auch, nachdem sie diese kennen gelernt, solche hat nachahmen wollen oder dürfen, so hat sich doch eben deshalb die eigne Dichtergabe der Perser und Araber nur desto kenntlicher ausgebildet und verschönet. Kein Volk kann sich rühmen, so viele leidenschaftliche Beförderer der Poesie gehabt zu haben als die Araber in ihren schönen Zeiten; in Asien breiteten sie diese Leidenschaft selbst auf tatarische, in Spanien

[1] Okaz, der große Meßort unweit Mekkas.

auf christliche Fürsten und Edle aus. Die gaya ciencia[1] der limosinischen oder Provenzaldichtkunst ist diesen von ihren Feinden, den nachbarlichen Arabern, gleichsam aufgedrungen und aufgesungen worden; und so bekam allmählich, aber sehr rauh und langsam, Europa wieder ein Ohr für die feinere lebendige Dichtkunst.

Vorzüglich bildete sich unter dem morgenländischen Himmel der fabelhafteste Teil der Dichtkunst aus, das Märchen. Eine alte ungeschriebene Stammessage wird mit der Zeit schon ein Märchen; und wenn die Einbildung des Volks, das solche erzählte, fürs Übertriebene, Unbegreifliche, Hohe und Wunderbare gestimmt ist, so wird auch das Gemeine zur Seltenheit, das Unbekannte zum Außerordentlichen erhoben, dem dann zu seiner Ergötzung und Belehrung der müßige Morgenländer im Zelt oder auf der Wallfahrt und im Kreise der Gesellschaft sein Ohr willig leihet. Schon zu Mohammeds Zeit kam ein persischer Kaufmann mit angenehmen Erzählungen unter die Araber, von denen der Prophet befürchtete, daß sie die Märchen seines Koran übertreffen möchten; wie in der That die angenehmsten Dichtungen der orientalischen Phantasie persischen Ursprunges zu sein scheinen. Die fröhliche Geschwätzigkeit und Prachtliebe der Perser gaben ihren alten Sagen mit der Zeit eine eigne romantische Heldenform, die durch Geschöpfe der Einbildungskraft, meistens von Tieren des ihnen nahen Gebirges genommen, sehr erhöht ward. So entstand jenes Feenland, das Reich der Peri und Neri[2] (für welche die Araber kaum einen Namen hatten), das auch in die Romane der mittleren Zeiten Europas reichlich kam. Von den Arabern wurden diese Märchen in sehr später Zeit zusammengereihet[3], da denn insonderheit die glänzende Regierung ihres

[1] Die „fröhliche Wissenschaft", d. h. die ritterliche Dichtkunst des 11. und 12. Jahrhunderts. — [2] Der persische Name für die guten und die bösen Geister oder Feen, deren Walten unter den abendländischen Dichtungen erst in die Sagen von Karl dem Großen und seinen Paladinen häufiger verflochten ist, z. B. in den „Huon de Bordeaux", die Grundlage von Wielands „Oberon". — [3] Thatsächlich gab es schon unter dem Kalifen Omar (634—644) gewerbsmäßige Erzähler ursprünglich persischer und indischer Märchen, und schon unter dem Kalifen Al Mansur (vgl. S. 466,

Kalifen Harun al-Raschid die Szene der Begebenheiten und diese Form für Europa ein neues Muster ward, die zarte Wahrheit hinter das Fabelgewand unglaublicher Begebenheiten zu verbergen und die feinsten Lehren der Klugheit im Ton der bloßen Zeitkürzung zu sagen.

Vom Märchen wenden wir uns zu seiner Schwester, der Philosophie der Araber, die sich nach Art der Morgenländer eigentlich über dem Koran gebildet und durch den übersetzten Aristoteles[1] nur eine wissenschaftliche Form erlangt hat. Da der reine Begriff von einem Gott der Grund der ganzen Religion Mohammeds war, so läßt sich schwerlich eine Spekulation denken, die nicht mit diesem Begriff von den Arabern verbunden, aus ihr hergeleitet und in metaphysische Anschauung, auch in hohe Lobsprüche, Sentenzen und Maximen wäre gebracht worden. Die Synthese der metaphysischen Dichtung haben sie beinahe erschöpft und mit einer erhabnen Mystik der Moral vermählet. Es entstanden Sekten unter ihnen, die im Streit gegeneinander schon eine feine Kritik der reinen Vernunft übten, ja der Scholastik mittlerer Zeiten kaum etwas übrigließen als eine Verfeinerung der gegebenen Begriffe nach europäischen christlichen Lehren. Die ersten Schüler dieser theologischen Metaphysik waren die Juden[2]; späterhin kam sie auf die neuerrichteten

Anm. 4), dem zweiten Abbasiden, war der persische Grundstock der Märchensammlung „Tausendundeine Nacht" ins Arabische übersetzt worden. Herder denkt daran, daß diese Sammlung selbst allerdings erst im 15. Jahrhundert in Ägypten abgeschlossen worden ist. — [1] Das Studium des Aristoteles durch die Araber hatte nicht mehr aufgehört, seit syrische Christen unter den Abbasiden zuerst medizinische, seit Al Mamun (vgl. S. 466, Anm. 6) in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts auch philosophische Werke der Griechen, namentlich des Aristoteles, zu übersetzen begonnen hatten. Vgl. auch S. 329, Anm. 4. — [2] Um 1150 versuchte Abraham ben David von Toledo den Ausgleich zwischen jüdischer Theologie und aristotelischer Philosophie und bald nach ihm erfolgreicher der berühmteste jüdische Philosoph des Mittelalters, Moses ben Maimun (Maimonides), der dem Aristoteles in der Erkenntnis des Irdischen unbedingte Geltung beimaß. Als die Philosophie der arabischen Aristoteliker im 13. und 14. Jahrhundert von den mohammedanischen Machthabern verfolgt wurde, fand sie ein Asyl bei den Juden Spaniens und Frankreichs, besonders der Provence, und erst jüdische Übersetzungen des arabischen Aristoteles vermittelten dessen Kenntnis den Scholastikern und Universitäten des 13. Jahrhunderts.

christlichen Universitäten, auf welchen sich Aristoteles zuerst ganz nach arabischer, nicht nach griechischer Sehart zeigte und die Spekulation, Polemik und Sprache der Schule sehr gewetzt und verfeint hat. Der ungelehrte Mohammed teilt also mit dem gelehrtesten griechischen Denker die Ehre, der ganzen Metaphysik neuerer Zeiten ihre Richtung gegeben zu haben; und da mehrere arabische Philosophen zugleich Dichter waren, so ist in den mittleren Zeiten auch bei den Christen die Mystik der Scholastik stets zur Seite gegangen; denn beider Grenzen verlieren sich ineinander.

Die Grammatik ward von den Arabern als ein Ruhm ihres Stammes getrieben, so daß man aus Stolz über die Reinheit und Schönheit der Sprache alle Worte und Formen derselben aufzählte und schon in frühen Zeiten jener Gelehrte gar sechzig Kamele mit Wörterbüchern beladen konnte.[1] Auch in dieser Wissenschaft wurden die Juden der Araber erste Schüler. Ihrer alten, viel einfachern Sprache suchten sie eine Grammatik nach arabischer Weise anzukünsteln, die bis auf die neuesten Zeiten auch unter den Christen in Übung blieb; dagegen man eben auch von der arabischen Sprache in unsern Zeiten ein lebendiges Vorbild genommen hat, zum natürlichen Verstande der ebräischen Dichtkunst zurückzukehren[2], was Bild ist, als Bild zu betrachten und tausend Götzenbilder einer falschen jüdischen Auslegungskunst hinwegzuthun von der Erde.[3]

Im Vortrage der Geschichte sind die Araber nie so glücklich gewesen als Griechen und Römer, weil ihnen Freistaaten, mithin die Übung einer pragmatischen Zergliederung öffentlicher Thaten und Begebenheiten fehlte. Sie konnten nichts als trockne, kurze Chroniken schreiben oder liefen bei einzelnen Lebensbeschreibungen Gefahr, in dichterisches Lob ihres Helden und ungerechten Tadel seiner Feinde auszuschweifen. Der gleichmütige histo-

[1] Vgl. Bd. 1, S. 12, Anm. 2. — [2] Vgl. Bd. 3, S. 180. — [3] Gegen die dogmatisch-systematisierende Ausdeutung der Bücher des Alten Testamentes wendete sich Herder auch in seiner Schrift „Vom Geist der ebräischen Poesie" (vgl. Bd. 3 unserer Ausgabe, S. 167—354).

rische Stil hat sich bei ihnen nicht gebildet; ihre Geschichten sind Poesie oder mit Poesie durchwebet; dagegen ihre Chroniken und Erdbeschreibungen von Ländern, die sie kennen konnten und wir bis jetzt noch nicht kennen gelernt haben, vom innern Afrika z. B., für uns noch nutzbar sind.*

Die entschiedensten Verdienste der Araber endlich betreffen die Mathematik, Chemie und Arzneikunde, in welchen Wissenschaften sie mit eignen Vermehrungen derselben die Lehrer Europas wurden. Unter Al-Mamon schon wurde auf der Ebne Sanjar bei Bagdad ein Grad der Erde gemessen; in der Sternkunde, ob sie gleich dem Aberglauben sehr dienen mußte, wurden von den Arabern Himmelskarten, astronomische Tafeln und mancherlei Werkzeuge mit vielem Fleiß gefertigt und verbessert, wozu ihnen in ihrem weiten Reich das schöne Klima und der reine Himmel dienten. Die Astronomie wurde auf die Erdkunde angewandt; sie machten Landkarten und gaben eine statistische Übersicht mancher Länder lange vorher, ehe daran in Europa gedacht ward. Durch die Astronomie bestimmten sie die Zeitrechnung und nutzten die Kenntnis des Sternenlaufs bei der Schiffahrt; viele Kunstwörter jener Wissenschaft sind arabisch, und überhaupt steht der Name dieses Volks unter den Sternen mit dauernden Charakteren[1] geschrieben, als es irgend auf der Erde geschehen konnte. Unzählbar sind die Bücher ihres mathematischen, insonderheit astronomischen Kunstfleißes; die meisten derselben liegen noch unbekannt oder ungebraucht da; eine ungeheure Menge

* Die meisten dieser Nachrichten liegen indes noch ungenutzt oder verborgen. Deutsche Gelehrte haben Fleiß und Kenntnisse, aber keine Unterstützung, sie herauszugeben, wie es sein sollte; in andern Ländern bei reichen Instituten und Legaten zu dieser Absicht schlafen die Gelehrten. Unser Reiske[2] ist ein Märtyrer seines arabisch-griechischen Eifers geworden; sanft ruhe seine Asche! In langer Zeit aber kommt uns seine verschmähete Gelehrsamkeit gewiß nicht wieder.

[1] D. h. (Schrift)zeichen. Beispielsweise sind Zenith, Nadir und Azimut arabische Namen. — [2] Der Lessing eng befreundete Gräzist und Orientalist Johann Jakob Reiske in Leipzig (1716—74) ermöglichte sich seine wenig anerkannten orientalischen Studien durch große Entbehrungen.

hat der Krieg, die Flamme oder Unachtsamkeit und Barbarei zerstöret. Bis in die Tatarei und die mogolischen Länder, ja bis ins abgeschlossene Tsina drangen durch sie die edelsten Wissenschaften des menschlichen Geistes; in Samarkand sind astronomische Tafeln verfaßt und Zeitepochen bestimmt worden, die uns noch jetzo dienen. Die Zeichen unsrer Rechenkunst, die Ziffern, haben wir durch die Araber erhalten; die Algebra und Chemie führen von ihnen den Namen.[1] Sie sind die Väter dieser Wissenschaft, durch welche das menschliche Geschlecht einen neuen Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur, nicht nur für die Arzneikunst, sondern für alle Teile der Physik auf Jahrhunderte hin erlangt hat. Da sie ihr zu gut die Botanik minder trieben und die Anatomie ihres Gesetzes halben[2] nicht treiben dorften, so haben sie durch Chemie auf die Arzneimittel[3] und auf die Bezeichnung der Krankheiten und Temperamente durch eine fast abergläubige Beobachtung der Äußerungen und Zeichen derselben desto mächtiger gewirket. Was ihnen Aristoteles in der Philosophie, Euklides und Ptolemäus[4] in der Mathematik waren, wurden Galenus und Dioskorides[5] in der Arzneikunst, obwohl nicht zu leugnen ist, daß hinter den Griechen die Araber nicht nur Bewahrer, Fortpflanzer und Vermehrer, sondern freilich auch hie und da Verfälscher der unentbehrlichsten Wissenschaften unsres Geschlechts wurden. Der morgenländische

[1] Arabisch „Algebra", gesprochen Al Dschebru, wird erklärt als: Verbindung des Getrennten. Die spätere Annahme, die Araber hätten die Algebra erfunden, beruht auf der Thatsache, daß sie die Leistungen der Griechen in diesem Fache bedeutend übertroffen haben. Ebenso steht es, so berühmte Chemiker die Araber auch gehabt haben (z. B. Geber oder Dschafar um 750 n. Chr.), mit der Chemie; ja deren Name findet sich als scientia chimiae schon bei dem römischen Schriftsteller Firmicus Maternus um 320 n. Chr. — [2] Der Koran verbietet das Studium und die Nachbildung des menschlichen und tierischen Körpers. — [3] Die Araber schufen die Heilmittelkunde fast neu, wie denn noch Namen wie Alkohol, Naphtha, Julap, Sirup, Looch aus ihrer Sprache stammen; und bei ihrem nicht anatomischen, gewaltsam eingreifenden, sondern auf Pflege und Umbildung der Lebenssäfte gerichteten Heilverfahren entwickelten sie die verwandte Lehre von den auf der verschiedenen Mischung des Blutes beruhenden Temperamenten weiter. — [4] Vgl. S. 147, Anm 3. — [5] Über Claudius Galenus, der in Pergamon und Rom die Heilkunde lehrte, vgl. S. 66, Anmerkung. Dioskorides aus Anazarba gab unter Nero die Werke des großen griechischen Arztes Hippokrates heraus.

Geschmack, in welchem sie von ihnen getrieben waren, hing auch in Europa den Wissenschaften eine lange Zeit an und konnte nur mit Mühe von ihnen gesondert werden. Auch in einigen Künsten, z. B. der Baukunst, ist vieles von dem, was wir gotischen Geschmack nennen, eigentlich arabischer Geschmack, der sich nach den Gebäuden, die diese rohen Eroberer in den griechischen Provinzen fanden, in ihrer eignen Weise bildete, mit ihnen nach Spanien herüberkam und von da weiterhin sich fortpflanzte.

4) Endlich sollten wir noch von dem glänzenden und romantischen Rittergeist reden, den ohne Zweifel auch sie zu dem europäischen Abenteuergeist mischten; es wird sich dieser aber bald selbst zeigen.

VI.

Allgemeine Betrachtung.

Sehen wir zurück auf die Gestalt, die unser Weltteil durch die Wanderungen und Bekehrungen der Völker, durch Kriege und Hierarchie erlangt hatte, so werden wir eines kraftvollen, aber unbehülflichen Körpers, eines Riesen gewahr, dem nur sein Auge fehlte. Volkes g'nug war in diesem westlichen Ende der Alten Welt; die von Üppigkeit entkräfteten Länder der Römer waren mit starken Körpern von einem gesunden Mute besetzt und hatten sich reich bevölkert.* Denn in den ersten Zeiten des neuen Besitzes dieser Gegenden, ehe noch der Unterschied der Stände zu einem erblich unterdrückenden Ansehn gelangte, war der rohen G'nügsamkeit dieser ungebildeten Völker mitten unter andern Nationen, die zu ihrer Bequemlichkeit lange gebauet und vorgearbeitet hatten, die eroberte römische Welt ein wahres Paradies.

---

* Die starken Körper unsrer Vorfahren sind sowohl aus der Geschichte als aus ihren Gräbern und Rüstungen bekannt; ohne sie kann man sich auch die alte und mittlere Geschichte Europas schwerlich denken. Es waren wenig Gedanken in der tapfren und edlen Masse, und das Wenige bewegte sich langsam, aber kraftvoll.

Sie achteten der Zerstörungen nicht, die ihre Züge veranlaßt und damit das Menschengeschlecht mehr als ein Jahrtausend zurückgesetzt hatten; denn man fühlt nicht den Verlust eines unbekannten Gutes, und für den sinnlichen Menschen war der westliche Teil dieser Nordwelt auch mit dem schwächsten Rest seines Anbaues doch in jedem Betracht mehr als sein altes Sarmatien, Scythien oder die fernere östliche Hunnenwelt. In den Verheerungen, die seit der christlichen Epoche entstanden, in den Kriegen, die diese Völker unter sich erregten, in den neuen Seuchen und Krankheiten, die Europa trafen, litt freilich das Menschengeschlecht in diesem Erdstrich; doch aber erlag es endlich durch nichts so sehr als durch die despotische Lehnherrschaft. Europa ward voller Menschen, aber voll leibeigner Knechte; die Sklaverei, die diese drückte, war um so härter, da sie eine christliche, durch politische Gesetze und das blinde Herkommen in Regeln gebrachte, durch Schrift bestätigte, an die Erdscholle gebundene Sklaverei war. Die Luft machte eigen; wer nicht durch Verträge entbunden oder durch seine Geburt ein Despot war, trat in den angeblich natürlichen Zustand der Zugehörigkeit oder der Knechtschaft.

Von Rom aus war dagegen keine Hülfe zu erwarten; seine Diener selbst hatten sich mit andern in die Herrschaft Europas geteilet, und Rom selbst gründete sich auf eine Menge geistlicher Sklaven. Was Kaiser und Könige frei machten, mußte, wie in den Ritterbüchern den Riesen und Lindwürmen, durch Freiheitsbriefe entrissen werden; dieser Weg war also auch lang und beschwerlich. Die Kenntnisse, die das abendländische Christentum hatte, waren ausgespendet und in Nutz verwandelt. Seine Popularität war eine elende Wortliturgie; die böse patristische Rhetorik[1] war in Klöstern, Kirchen und Gemeinen ein zauberischer Seelendespotismus geworden, den der gemeine Haufe mit Geißel und Strick, ja büßend mit dem Heu im Munde[2] auf Knien

[1] Die Rhetorik der Kirchenväter. — [2] Wohl Herdersch Ausdruck für eine der vielen Bußübungen der Trappisten, zu deren Gelübden auch das des Schweigens gehörte.

verehrte. Wissenschaften und Künste waren dahin; denn unter den Gebeinen der Märtyrer, dem Geläut der Glocken und Orgeln, dem Dampf des Weihrauchs und der Fegefeuergebete wohnen keine Musen. Die Hierarchie hatte mit ihren Blitzen das freie Denken erstickt, mit ihrem Joch jede edlere Betriebsamkeit gelähmet. Den Duldenden wurde Belohnung in einer andern Welt gepredigt; die Unterdrücker waren gegen Vermächtnisse ihrer Lossprechung in der Todesstunde sicher; das Reich Gottes auf Erden war verpachtet.

Außerhalb der römischen Kirche war in Europa kein Heil. Denn an die verdrängten Völker, die an den Ecken der Welt in kläglichem Zustande saßen, nicht zu gedenken, konnte man weder vom griechischen Kaisertum, noch weniger von dem einzigen Reich, das sich östlich in Europa außerhalb dem Gebiet des römischen Papstes und Kaisers zu bilden angefangen hatte, etwas erwarten.* Also blieb dem westlichen Teile nichts übrig als er selbst oder die einzige südliche Nation, bei welcher eine neue Sprosse der Aufklärung blühte, die Mohammedaner. Mit ihnen kam Europa bald und lange und an seinen empfindlichsten Teilen ins Gedränge; in Spanien dauerte der Konflikt sogar bis auf die Zeit der völligen Aufhellung Europas.[1] Was war der Kampfpreis? Und wem ist der Sieg geworden? Die neuerregte Thätigkeit der Menschen war ohne Zweifel der beste Preis des Sieges.

* Dieses Reich ist Rußland. Von den Zeiten seiner Stiftung an nahm es einen andern und eignen Weg als die westlichen Reiche Europas; mit diesen tritt es nur spät auf den Schauplatz.

[1] Herder meint wohl die Reformation, insofern die letzten Kämpfe zwischen Spaniern und Mohammedanern bis zur Wiedereroberung Granadas durch die ersteren i. J. 1492 gedauert haben.

Zwanzigstes Buch.

Wenn man die Kreuzzüge, die Europa nach dem Orient that, mit Recht als die Epoche einer großen Veränderung in unserm Weltteil ansiehet, so hüte man sich, sie auch als die einzige und erste Quelle derselben zu betrachten. Sie waren nichts als eine tolle Begebenheit, die Europa einige Millionen Menschen kostete und in den Zurückkehrenden größtenteils nicht aufgeklärte, sondern losgebundene, freche und üppige Menschen zurückbrachte. Das Gute, das zu ihrer Zeit geschah, kam meistens von Nebenursachen her, die in dieser Epoche ein freieres Spiel gewannen und doch auch in manchem Betracht ein sehr gefährliches Gute erzeugten. Überdem steht keine Weltbegebenheit allein da; in vorhergehenden Ursachen, im Geist der Zeiten und Völker gegründet, ist sie nur als das Zifferblatt zu betrachten, dessen Zeiger von innern Uhrgewichten geregt wird. Wir fahren also fort, das Triebwerk Europas im ganzen zu bemerken, wie jedes Rad in ihm zu einem allgemeinen Zweck mitwirkte.

I.

Handelsgeist in Europa.

Vergebens hatte die Natur diesen kleinen Weltteil nicht mit so viel Küsten und Buchten begrenzet, nicht mit so viel schiffbaren Strömen und Meeren durchzogen: von den ältesten Zeiten an waren auf diesen die anwohnenden Völker rege. Was den südlichen Europäern das Mittelländische Meer gewesen war, ward den Nordländern die Ostsee, ein früher Übungsplatz der Schiff-

fahrt und des Verkehrs der Völker. Außer den Galen und Kymren sahen wir Friesen, Sachsen, insonderheit Normänner alle west- und nördliche Meere, ja auch die Mittelländische See durchstreifen und mancherlei Böses und Gutes bewirken. Von gehöhlten Kielen stiegen sie zu großen Schiffen, wußten die hohe See zu halten und sich aller Winde zu bedienen, so daß noch jetzt in allen europäischen Sprachen die Striche des Kompasses und viele Benennungen des Seewesens deutsche Namen sind.[1] Insonderheit war der Bernstein das kostbare Spielzeug, das Griechen, Römer und Araber an sich zog und die Nordwelt der Südwelt bekannt machte. Durch Schiffe aus Massilien (Marseille) ward er über den Ozean, landwärts über Karnunt[2] zum Adriatischen, auf dem Dnepr zum Schwarzen Meere in unglaublicher Menge geführet; vor allen andern blieb der Weg zum Schwarzen Meer die Straße des Völkerverkehrs zwischen der Nord-, Süd- und Ostwelt.* Am Ausflusse des Dons und Dneprs waren zwei große Handelsplätze, Assow (Tanais, Asgard[3]) und Olbia (Boryfthenes, Alfheim[3]), die Niederlagen der Waren, die aus der Tatarei, Indien, Tsina, Byzanz, Ägypten meistens durch Tauschhandel ins nördliche Europa gingen; auch als der bequemere Weg über das Mittelländische Meer besucht ward, über die Zeit der Kreuzzüge hinaus, blieb dieser nordöstliche Handel gangbar. Seitdem die Slaven einen großen Teil der baltischen Küste besaßen[4], wurden von ihnen längs derselben blühende Handelsstädte errichtet; die deutschen Völker auf den Inseln und der gegenseitigen Küste wetteiferten mit ihnen und

* In Fischers Geschichte des deutschen Handels, T. 1, ist hierüber viel zusammengestellt und gesammlet.

[1] Z. B. heißen Nord, Nordost, Nordwest im Französischen nord, nordest, nordouest, im Englischen north, northeast, northwest, im Spanischen nord, nordest, nordovest. Sogar viele uns heute englisch klingende Benennungen im Seewesen sind ursprünglich deutsch, so Bord, Lee, Luv, Gangbord, Backbord, stoppen u. a. — [2] Alte Römerstadt an der Donau, halbwegs zwischen Wien und Preßburg. — [3] Willkürliche germanische Ausdeutungen der Namen. — [4] Seit dem 5. Jahrhundert, doch zusammen mit Letten, Finnen und Esthen.

ließen nicht eher ab, als bis des Gewinnes und Christentums willen dieser Handel der Slaven zerstört war. Jetzt suchten sie in ihre Stelle zu treten, und es kam allmählich, längst vor dem eigentlichen Hanseatischen Bunde, eine Art von Seerepublik, ein Verein handelnder Städte, zu stande[1], der späterhin sich zur großen Hansa aufschwang. Wie es in Norden zu den Zeiten des Raubes Seekönige gegeben hatte, so erzeugte sich jetzt ein weitverbreiteter, aus vielen Gliedern zusammengesetzter Handelsstaat, auf echte Grundsätze der Sicherheit und Gemeinhülfe gebauet, wahrscheinlich ein Vorbild des künftigen Zustandes aller handelnden europäischen Völker. An mehr als einer nordlichen Seeküste, vorzüglich aber und am früheften in Flandern, das mit deutschen Kolonisten besetzt war, blüheten Fleiß und nutzbare Gewerbe.

Freilich aber war die innere Verfassung dieses Weltteils dem aufstrebenden Fleiße seiner Bewohner nicht die bequemste, indem nicht nur die Verwüstungen der Seeräuber fast an allen Küsten oft den besten Anlagen ein trauriges Ende machten, sondern auch zu Lande der Kriegesgeist, der noch in den Völkern tobte, und die aus ihm entstandene Lehnverfassung ihm tausend Hindernisse entgegenlegte. In den ersten Zeiten, nachdem sich die Barbaren in die Länder Europas geteilt hatten, als noch eine mehrere Gleichheit unter den Gliedern der Nationen, auch eine mildere Behandlung der alten Einwohner bestand, da fehlte dem allgemeinen Fleiße nichts als Aufmunterung, die ihm auch, wenn mehrere Theodorichs, Karl und Alfrede gelebt hätten, nicht entgangen wäre. Als aber alles unter das Joch der Leibeigenschaft geriet und ein erblicher Stand sich zu seiner Völlerei und

[1] Thatsächlich gaben erst die Verbindungen deutscher Kaufleute im Auslande (vgl. S. 419, Anm. 1), besonders derjenigen, die von Wisby auf Gotland aus zuerst im 12. Jahrhundert die Ostseeprovinzen besuchten, den Anlaß zu Handelsbündnissen ihrer Heimatstädte, vor allem zu dem zwischen Lübeck und Hamburg vom Jahre 1241, das den Anfang der Hansa bezeichnet. Namentlich waren z. B. Uxküll (1186) und Riga (1200) schon längst von Bremen aus gegründet, ehe 1291 die Nord- und Ostseestädte von Bremen bis Reval unter Lübecks Führung sich zusammenschlossen.

Pracht des Schweißes und Fleißes seiner Unterfassen anmaßete, sich selbst aber jedes nützlichen Gewerbes schämte; als jede kunstfleißige Seele erst durch Gnadenbriefe oder Zins von Dämons Gewalt erlöset werden mußte, um ihre Kunst nur treiben zu dörfen, da lag freilich alles in harten Banden. Einsehende Regenten thaten, was sie konnten: sie stifteten Städte und begnadeten sie; sie nahmen Künstler und Handwerker unter ihren Schutz, zogen Kaufleute, ja selbst die ebräischen Wucherer unter ihre Gerichtsbarkeit, erließen jenen die Zölle, gaben diesen oft schädliche Handelsfreiheiten, weil sie des jüdischen Geldes bedorften; bei dem allen aber konnte unter vorgenannten Umständen auf dem festen Lande Europas noch kein freier Gebrauch oder Umlauf des menschlichen Fleißes zu stande kommen. Alles war abgeschlossen, zerstückt, bedrängt; und nichts war also natürlicher, als daß die südliche Behendigkeit und Wohlgelegenheit der nordischen Emsigkeit auf eine Zeit vortrat. Nur aber auf eine Zeit, denn alles, was Venedig, Genua, Pisa, Amalfi gethan haben, ist innerhalb dem Mittelländischen Meer geblieben: den nordischen Seefahrern gehörte der Ozean und mit dem Ozean die Welt.

* * *

Venedig war in seinen Lagunen wie Rom entstanden. Zuerst[1] der Zufluchtsort derer, die bei den Streifereien der Barbaren auf unzugängliche, arme Inseln sich retteten und, wie sie konnten, nährten; sodann, mit dem alten Hafen von Padua vereinigt[2], verband es seine Flecken und Inseln, gewann eine Regierungsform[3] und stieg von dem elenden Fisch- und Salzhandel, mit welchem es angefangen hatte, auf einige Jahrhunderte zur ersten

[1] Im Jahre 452, als Attila in Oberitalien einbrach, sollen die Bewohner des von ihm zerstörten Aquileja in die Lagunen geflüchtet sein, in denen sie dann Venedig gründeten. — [2] Padua hatte seit 421 eine Hafenstadt auf der Lagunen-insel Rialto, Altinum mit Namen; diese Hafenstadt war aber ebenfalls von Attila zerstört worden, und so diente dann für Padua eine Zeitlang Venedig als Stützpunkt. — [3] Venedig, eine Republik mit einem aus den Geschlechtern genommenen, allmählich oligarchisch gestalteten „Großen Rat" als oberster Behörde an der Spitze, wurde seit 697 durch Dogen regiert, deren erster der 716 gestorbene Paolo Luca Anafesto war.

Handelsstadt Europas, zum Vorratshause der Waren für alle umliegende Länder, zum Besitztum mehrerer Königreiche[1] und noch jetzt zur Ehre des ältesten, nie eroberten Freistaates[2] empor. Es erweiset durch seine Geschichte, was mehrere Handelsstaaten erwiesen haben, daß man von nichts zu allem kommen und sich auch vor dem nahesten Ruin sichern könne, solange man unablässigen Fleiß mit Klugheit verbindet. Spät wagte es sich aus seinen Morästen hervor und suchte wie ein scheues Tier des Schlammes am Strande des Meers einen kleinen Erdstrich[3], that sodann einige Schritte weiter und stand, um die Gunst des reichsten Kaisertums bemüht, seinen schwachen Exarchen zu Ravenna bei.[4] Dafür erhielt es denn, was es gewünscht hatte: die ansehnlichsten Freiheiten in diesem Reiche, bei welchem damals der Haupthandel der Welt war. Sobald die Araber um sich griffen und mit Syrien, Ägypten, ja fast allen Küsten des Mittelländischen Meers auch den Handel derselben sich zueigneten, stand zwar Venedig ihren Angriffen aufs Adriatische Meer kühn und glücklich entgegen, ließ sich aber auch zu rechter Zeit mit ihnen in Verträge ein[5] und ward durch solche mit ungemessnem Vorteil die Verhändlerin alles morgenländischen Reichtums. Über Venedig kamen also Gewürze, Seide, alle östliche Waren der Üppigkeit in so reichem Maß nach Europa, daß beinahe die ganze Lombardei die Niederlage derselben und nebst den Juden die

[1] Von 1204 bis 1668 Candias (Kretas), 1460 gemäß einem Friedensschluß mit Mohammed II. mehrerer Teile von Morea (dem ehemaligen Peloponnes), das Venedig von 1699 bis 1714 noch einmal ganz besaß, und 1489—1570 Cyperns. — [2] Sechs Jahre nach dem Erscheinen des vierten Teiles der „Ideen", i. J. 1797, wurde Venedig von Napoleon I. erobert. — [3] Bis zum Jahre 809 war Venedig im wesentlichen auf die Lagunen-inseln Rialto, Malamocco und Torcallo beschränkt, dann griff es auf das Festland hinüber, und nachdem es selbst an der dalmatinischen und istrischen Küste Eroberungen gemacht hatte, stellten sich die Städte Dalmatiens 997 unter seinen Schutz. — [4] Nur vorübergehend (805 und 806) infolge von Parteikämpfen unter fränkischem Schutze, trat Venedig schon 807 wieder unter den des weiter entfernten, seiner selbständigen Entwickelung weniger gefährlichen Byzanz; und noch unter Friedrich Barbarossa (vgl. S. 420, Anm. 4) gewann es z. B. 1163 durch den Bund mit Byzanz solche Mittel, daß Friedrich seinen dritten Römerzug unverrichteter Sache abbrechen mußte. — [5] Z. B. 1201 mit dem König von Armenien, 1219 mit dem Sultan von Rumelien und 1221 mit dem Sultan von Aleppo.

Venetianer und Lombarden die Unterhändler der gesamten Abendwelt wurden. Der nutzbarere Handel der Nordländer litt damit auf eine Zeitlang; und nun faßte, von den Ungarn und Arabern gedrängt, das reiche Venedig auch einen Fuß auf dem festen Lande.[1] Indem sie es weder mit den griechischen Kaisern noch mit den Arabern verdarben, wußten sie Konstantinopel, Aleppo und Alexandrien[2] zu nutzen und setzten mit fürchtendem Eifer sich den Handelsanlagen der Normänner so lange entgegen, bis auch diese in ihren Händen waren.[3] Eben die Waren der Üppigkeit, die sie und ihre Nebenbuhlerinnen aus Orient brachten, der Reichtum, den sie dadurch erwarben, nebst den Sagen der Pilgrime von der Herrlichkeit der Morgenländer, fachten einen größern Neid in den Gemütern der Europäer über die Besitzungen der Mohammedaner an als das Grab Christi; und als die Kreuzzüge ausbrachen, war niemand, der so vielen Vorteil davon zog, als eben diese italienische Handelsstädte. Viele Heere schifften sie über, führten ihnen Lebensmittel zu und gewannen damit

[1] Nach einem unglücklichen Kriege gegen Ungarn mußte Venedig 1358 die dalmatinische Küste (vgl. S. 489, Anm. 3) opfern; die Eroberungen, welche die „Araber", d. h. die Türken, unter Murad I. (1359—89) in Thrazien, Bulgarien und Serbien machten, bedrohten dann ebenfalls die venetianischen Besitzungen auf Morea (vgl. S. 489, Anm. 1) und auf den dalmatinischen (ionischen) Inseln. Dafür wurde Venedig auf dem italischen Festlande entschädigt, indem es zu dem schon 1339 eroberten Treviso 1404 Vicenza und Carrara, 1405 Verona und Padua, 1420 Udine, 1426 Brescia, 1428 Bergamo, 1454 Crema und 1484 Rovigo gewann. — [2] Im Jahre 1204 lenkten die Venetianer, die nach Ägypten Handelsverbindungen hatten, den Kreuzzug, der dahin gehen sollte, auf Konstantinopel ab. Im übrigen nützten sie die Bewegung der Kreuzzüge wesentlich zur Anknüpfung und Ausbreitung ihrer Handelsbeziehungen aus. Der Handelsweg über Alexandria wurde um so wichtiger, seit die zur Aufrichtung und zum Sturze des Lateinischen Kaiserreiches führenden Kämpfe um Konstantinopel (1204 und 1261) die dortigen Geschäftsverbindungen erschüttert hatten. — [3] Wegen einer unglücklichen Seeschlacht gegen die Normannen verlor 1084 der Doge Domenico Sylvio sein Amt; unter dem nächsten Dogen, Vitale Falieri (1084—96), setzten aber die Venetianer die Bekämpfung der Normannen fort und gewannen dadurch von dem ihnen verbündeten byzantinischen Kaiser auch die formelle Anerkennung ihrer Oberhoheit über Istrien und Dalmatien. Von den zuletzt in Venedigs Besitz befindlichen ionischen Inseln war z. B. das zum ersten Male 1385, endgültig 1401 gewonnene Korfu im 11. Jahrhundert zweimal von den Normannen erobert worden, und die Venetianer kauften es von deren Nachfolgern auf dem Throne von Neapel; ebenso war Zante zunächst Besitztum des normannischen Königreichs Neapel, ehe es 1483 an Venedig kam.

nicht nur unsägliche Summen, sondern auch in den neueroberten Ländern neue Freiheiten, Handelsplätze und Besitztümer. Vor allen andern war Venedig glücklich; denn da es ihm gelang, mit einem Heer von Kreuzfahrern Konstantinopel einzunehmen und 1204
ein lateinisches Kaisertum in demselben zu errichten, teilte es sich mit seinen Bundesgenossen in den Raub so vorteilhaft, daß diese wenig und das Wenige auf eine unsichere, kurze Zeit[1], sie aber alles, was ihnen zum Handel diente: die Küsten und Inseln Griechenlandes, bekamen. Lange haben sie sich in diesem Besitz erhalten und ihn noch ansehnlich vermehret; allen Gefahren, die ihnen Nebenbuhler und Feinde legten, wußten sie glücklich oder vorsichtig zu entweichen, bis eine neue Ordnung der Dinge, die Fahrt der Portugiesen um Afrika[2] und der Einbruch des türkischen Reichs in Europa[3], sie in ihr Adriatisches Meer einschränkte. Ein großer Teil der Beute des griechischen Reichs, der Kreuzfahrten und des morgenländischen Handels ist in ihre Lagunen zusammengeführt; die Früchte davon in Gutem und Bösen sind über Italien, Frankreich und Deutschland, zumal den südlichen Teil desselben, verbreitet worden. Sie waren die Holländer ihrer Zeit und haben sich außer ihrem Handelsfleiße, außer mehreren Gewerben und Künsten am meisten durch ihre dauernde Regierungsform ins Buch der Menschheit eingezeichnet.*

* * *

Früher als Venedig gelangte Genua zu großem Handel und eine Zeitlang zur Herrschaft des Mittelländischen Meeres. Es

* Mit Le-Brets[4] Geschichte von Venedig haben wir einen Auszug des Merkwürdigsten, das über die Geschichte dieses Staats geschrieben worden, wie es keine andre Sprache hat. Was diese Meeresstadt in der Geschichte Europens für die Kirche, die Litteratur und sonst gewesen, wird die Folge zeigen.

[1] Das auf dem sogenannten vierten Kreuzzug errichtete Lateinische Kaiserreich bestand nur von 1204 bis 1261. Venedig dagegen behauptete aus seinem Gewinn lange Zeit Zara in Dalmatien, die Ansprüche auf Morea, die ionischen Inseln sowie Kreta (Candia) und seine Handelsbeziehungen zum Schwarzen Meere. — [2] Im Jahre 1498 durch Vasco da Gama. — [3] Im Jahre 1453. — [4] Johann le Bret, Staatsgeschichte der Republik Venedig nach l'Augier (Leipzig und Riga 1769).

nahm an dem griechischen, nachher an dem arabischen Handel teil, und da ihm daran gelegen war, das Mittelländische Meer sicher zu halten, so hatte es sich nicht nur der Insel Korsika, sondern auch mit Hülfe einiger christlich-spanischen Fürsten[1] mehrerer Plätze in Afrika bemächtigt und gebot den Seeräubern Friede. Bei den Kreuzzügen war es sehr wirksam: die Genueser unterstützten die Heere mit ihrer Flotte, halfen bei dem ersten Zuge[2] Antiochien, Tripolis, Cäsarea, Jerusalem miterobern, so daß sie außer einer rühmlichen Dankschrift über dem Altar in der Kapelle des heiligen Grabes mit ausgezeichneten Freiheiten in Palästina und Syrien belohnt wurden. Im Handel mit Ägypten waren sie Nebenbuhler der Venetianer; vorzüglich aber herrscheten sie auf dem Schwarzen Meer, wo sie die große Handelsstadt Kaffa[3], den Versammlungsort der Waren, die aus der Ostwelt den Weg zu Lande genommen hatten, besaßen und in Armenien, ja bis tief in die Tatarei ihre Niederlagen und Handelsverkehr hatten. Lange beschützten sie Kaffa nebst den Inseln des Archipelagus, die sie besaßen, bis die Türken Konstantinopel erobert
1471 hatten und ihnen das Schwarze Meer, sodann auch den Archipelagus schlossen. Mit Venedig führten sie lange und blutige Kriege; mehrmals brachten sie diese Republik dem Verderben nahe, und
1288 Pisa haben sie gar zu Grunde gerichtet[4]; bis endlich es den Ve-
1381 netianern gelang, die genuesische Macht zu Chiozza einzuschließen und den Fall ihrer Größe zu vollenden.[5]

* * *

[1] In den 1134 gegen die maurischen Seeräuber im westlichen Mittelmeer begonnenen Kriegen verband sich 1147 Raimund IV. von Aragonien mit Genua. Während hundert Jahre später der ihnen befreundete Ferdinand von Kastilien 1251 das Königreich Sevilla eroberte, erwirkten die Genuesen 1250 vom Sultan von Tunis, wo sie schon eine Handelsfaktorei hatten, die Genehmigung ihres Handels für sein ganzes Reich. Noch 1305 waren sie hier bevorrechtet, und 1309 besaßen sie dort Gigil (Gigra) als Freihafen. — [2] In den Jahren 1096 bis 1099. — [3] Auch Theodosia (Feodosia) genannt, noch heute eine bedeutende feste Hafenstadt der Krim. — [4] Die Niederlage der Pisaner bei der Insel Molara i. J. 1288, wobei von den Genuesen 29 Galeeren Pisas versenkt wurden und ein Sechstel der streitbaren pisanischen Mannschaft in Gefangenschaft geriet, hatte für die Besiegten allmählich den Verlust aller überseeischen Besitzungen zur Folge. — [5] Um 1160 gewannen die Genuesen auf Kosten

Amalfi, Pisa und mehrere Städte des festen Landes in Italien nahmen mit Genua und Venedig am morgenländisch-arabischen Handel teil. Florenz machte sich unabhängig und vereinte Fiesole mit sich[1]; Amalfi durfte in allen Staaten des ägyptischen Kalifen frei handeln[2]; vorzüglich aber waren Amalfi, Pisa und Genua die Seemächte des Mittelländischen Meeres. Die Küsten von Frankreich und Spanien suchten am Handel der Levante auch teilzunehmen, und die Pilger aus beiden Ländern zogen nicht minder des Gewinnes als der Andacht wegen dahin. Dies war die Lage des südlichen Europa gegen die Besitzungen der Araber; den Küsten Italiens insonderheit lagen sie wie ein Garten voll Spezereien, wie ein Feenland voll Reichtümer vor Augen. Die italienischen Städte, die bei den Kreuzzügen mitzogen, suchten nicht den Leichnam des Herren, sondern die Gewürze und Schätze an seinem Grabe. Die Bank zu Tyrus war ihr Gelobtes Land, und was sie irgend vornahmen, lag auf ihrem ordentlichen, seit Jahrhunderten betretenen Handelswege. 1010 1020

* * *

So vergänglich nun das Glück war, das dieser fremde Reichtum seinen Gewinnern bringen konnte, so war er doch zur ersten Blüte der italienischen Kultur vielleicht unentbehrlich. Durch ihn lernte man eine weichere, bequemere Lebensart kennen und

---

Venedigs Handelsvorrechte im byzantinischen Reiche; hundert Jahre später halfen sie das von den Venetianern in Konstantinopel errichtete Lateinische Kaisertum zerstören (1281) und erhielten dafür von dem zurückgeführten griechischen Kaiser Michael Paläologus ausschließliche Handelsfreiheit im Schwarzen Meere. Noch in dem Entscheidungskampf zwischen Venedig und Genua, dem sogenannten Krieg von Chioggia (1378—81), verlor der venetianische Doge Vettor Pisani bei Pola alle Galeeren bis auf sieben und 2000 Gefangene. Erst als im Dezember 1379 die genuesische Flotte bei Chioggia (südlich von Venedig) umzingelt wurde und sich nach sechsmonatiger Einschließung ergeben mußte, kam es 1381 zu einem für Venedig vorteilhaften Frieden. — [1] Erst 1115 (nicht 1010!), beim Tode der bisherigen Stadtherrin, der Großgräfin Mathilde, machte sich Florenz selbständig. 1125 zerstörte es das benachbarte Fiesole, dessen Einwohner nach Florenz verpflanzt wurden. — [2] Im Jahre 1020 erhielten die Kaufherren von Amalfi, die schon längst Niederlagen in Alexandria, Jerusalem und Antiochia hatten, vom Kalifen auch die Genehmigung, in Jerusalem neben dem heiligen Grabe ein Krankenhaus nebst Kapelle und ein Kloster zu gründen, woraus dann der Johanniterorden erwachsen ist.

konnte sich statt der groben wenigstens durch eine feinere Pracht unterscheiden. Die vielen großen Städte Italiens, die an ihre abwesenden schwachen Oberherren jenseit der Alpen nur durch schwache Bande geknüpft waren und alle nach der Unabhängigkeit strebten, gewannen über den rohen Bewohner der Burg oder des Raubschlosses dadurch mehr als eine Übermacht; denn entweder zogen sie ihn durch Bande der Üppigkeit und des vermehrten gemeinschaftlichen Wohllebens in ihre Mauern und machten ihn zum friedlichen Mitbürger, oder sie bekamen durch ihre vermehrte Volksmenge bald Kraft g'nug, seine Burg zu zerstören und ihn zu einer friedlichen Nachbarschaft zu zwingen. Der aufkeimende Luxus erweckte Fleiß, nicht nur in Manufakturen und Künsten, sondern auch im Landbau: die Lombardei, Florenz, Bologna, Ferrara, die neapolitanischen und sizilischen Küsten wurden in der Nachbarschaft reicher, großer und fleißiger Städte wohlangebauete, blühende Felder; die Lombardei war ein Garten, als ein großer Teil von Europa noch Weide und Wald war. Denn da diese volkreichen Städte vom Lande ernähret werden mußten und der Landeigentümer bei dem erhöheten Preise der Lebensmittel, die er zuführte, mehr gewinnen konnte, so mußte er es zu gewinnen suchen, wenn er im Gange der neuen Üppigkeit mitleben wollte. So weckte eine Thätigkeit die andre und hielt sie in Übung; notwendig kam mit diesem neuen Lauf der Dinge auch Ordnung, Freiheit des Privateigentums und eine gesetzmäßige Einrichtung mehr empor. Man mußte sparen lernen, damit man verthun könne; die Erfindung der Menschen schärfte sich, indem einer dem andern den Preis abgewinnen wollte; jeder einst sich selbst gelassene Haushälter ward jetzt gewissermaße selbst Kaufmann. Es war also nichts als Natur der Sache, daß das schöne Italien mit einem Teil des Reichtums der Araber, der durch seine Hände ging, auch zuerst die Blüte einer neuen Kultur zeigte.

Freilich aber war's nur eine flüchtige Blüte. Der Handel verbreitete sich und nahm einen andern Weg, Republiken ver-

fielen, üppige Städte wurden übermütig und mit sich selbst uneins; das ganze Land ward mit Parteien erfüllet, unter welchen unternehmende Männer und einzelne mächtige Familien sich hoch emporschwangen. Krieg, Unterdrückung kam hinzu; und da durch Üppigkeit und Künste der Kriegsgeist, ja Redlichkeit und Treue verbannt waren, wurde eine Stadt, ein Gebiet nach dem andern die Beute auswärtiger oder innerlicher Tyrannen; die Austeilerin dieses süßen Giftes, Venedig selbst, konnte sich nur durch die strengsten Maßregeln vor dem Untergange bewahren.[1] Indessen darf jede Triebfeder menschlicher Dinge des Rechts genießen, das ihr gehöret. Zum Glück für Europa war diese Üppigkeit damals nichts weniger als allgemein, und sein größester Teil mußte dem baren Gewinn der Lombarden nur dienen; dem entgegen regete sich noch mächtig ein anderer, der Rittergeist, uneigennützig und nur für den Gewinn der Ehre alles unternehmend. Lasset uns sehen, aus welchen Keimen diese Blüte entsprosset sei, was sie genähret und was sie, den Handelsgeist einschränkend, für Früchte getragen habe.

II.

Rittergeist in Europa.

Alle deutsche Stämme, die Europa überzogen, waren Kriegsleute, und da die Reuterei der beschwerlichste Teil des Kriegsdienstes war, so konnte es nicht fehlen, daß diese nicht zu einer reichen Entschädigung ihrer Reuterübungen gelangte. Bald gab es eine Reuterzunft, die ihren Beruf ordnungsmäßig lernte, und da diese das Gefolge der Anführer, Herzoge oder Könige ward, so entstand natürlich an ihrem Hoflager eine Art Kriegsschule,

[1] Seitdem mit dem Jahre 1297 der Große Rat Venedigs nicht mehr aus sämtlichen Angehörigen des ritterlichen Adels der Stadt jährlich gewählt, sondern aus einer beschränkten Anzahl von erblichen Mitgliedern bevorrechteter Familien gebildet wurde, waren mehrere Verschwörungen der entrechteten Familien zu bekämpfen gewesen. Nach derjenigen Tiepolos i. J. 1310 wurde der Staatsgerichtshof der Zehn eingesetzt, der die ganze Verwaltung der strengsten Aufsicht unterwarf und namentlich im 16. Jahrhundert geradezu eine Staatsinquisition handhabte.

in der die Knappen ihre Lehrjahre aushalten, vielleicht auch nach solchen als gelernte Reuter auf Ebenteuer[1] als auf ihr Handwerk ausziehen mußten und, wenn sie sich in diesen wohl gehalten hatten, entweder als Altgesellen mit Meisterrecht fernerhin dienen oder selbst als Reutermeister andre Knappen in die Lehre nehmen konnten. Schwerlich hat das ganze Ritterwesen einen andern Ursprung als diesen. Die deutschen Völker, die alles zunftmäßig behandelten, mußten es vorzüglich bei der Kunst thun, die sie allein verstanden; und eben weil dies ihre einzige und Hauptkunst war, so legten sie ihr alle Ehre bei, die sie als Unwissende andern nicht zuerkennen konnten. Alle Gesetze und Regeln des Rittertums sind in diesem Ursprunge enthalten.*

Dies Reutergefolge nämlich war Dienst; mithin war Angelobung der Treue sowohl beim Knappen als Ritter die erste Pflicht, die er seinem Herrn leistete. Roß- und Streitübungen waren die Schule desselben, aus welchen nachher, nebst andern sogenannten Ritterdiensten, Kampfspiele und Turniere entstanden. Bei Hofe mußte der junge Reuterknabe um die Person des Herren und der Frau sein und Hofdienste leisten; daher die Pflichten der Höflichkeit gegen Herren und Damen, die er zunftmäßig lernte. Und da er außer Roß und Waffen noch etwas Religion und Frauenhuld gebrauchte, so lernte er jene nach einem kurzen Brevier und bewarb sich um diese nach Sitten und Kräften. Hiemit war das Rittertum eingerichtet, das aus einem blinden Glauben an die Religion, aus einer blinden Treue gegen seinen

* S. Mösers Osnabrückische Geschichte, T. 1. Beim folgenden führe ich statt einer Menge, die vom Ritterwesen geschrieben, den einzigen Curne de Ste.-Palaye an, dessen Abhandlungen unter dem Titel „Das Ritterwesen des Mittelalters" von D. Klüber auch deutsch übersetzt sind.[2] Das meiste des Originals geht nur auf die französischen Ritter; die Geschichte des Rittertums in ganz Europa ist meines Wissens noch ungeschrieben.

[1] Form mit Umlaut für „Abenteuer", wie im mutmaßlich ältesten Drucke des „Heldenbuches" (ohne Ort und Jahr; zweite Ausgabe Augsburg 1491): ebentür. — [2] Curne de Sainte-Palaye (vgl. S. 326, Anm. 8), Mémoires sur l'ancienne chevalerie (Paris 1759—81), deutsch von Johann Ludwig Klüber als „Das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen Verfassung" (Nürnberg 1786—91).

Herren, sofern dieser nur nichts Zunftwidriges begehrte, aus Höflichkeit im Dienst und aus Artigkeit gegen die Frauen bestand; außer welchen Tugenden des Ritters Kopf und Herz von Begriffen und Pflichten frei bleiben dorfte. Die niedern Stände waren nicht seinesgleichen; was der Gelehrte, der Künstler und Werkmann lernte, dorfte er als dienender und ausgelernter Reuter verachten.

Offenbar ist's, daß dies Kriegshandwerk zu einer frechen Barbarei ausarten mußte, sobald es in ein erbliches Recht überging und der gestrenge, feste Ritter von der Wiege an ein edelgeborner Junker war; einsehenden Fürsten, die ein dergleichen müßiges Gefolg an ihren Höfen nährten, lag also selbst daran, diesen Beruf einigermaßen zu kultivieren, ihm einige Ideen aufzupfropfen und zur Sicherheit ihres eigenen Hofes, Geschlechts und Landes die edlen Buben Sitte zu lehren. Daher kamen die härteren Gesetze, mit welchen jede Niederträchtigkeit bei ihnen verpönt ward; daher die edleren Pflichten des Schutzes der Unterdrückten, der Beschirmung jungfräulicher Unschuld, des Edelmuts gegen Feinde u. s., durch welche man ihren Gewaltthätigkeiten zuvorkommen, ihren harten und rohen Sinn mildern wollte. Auf treue Gemüter machten diese Ordensregeln, die ihnen von Jugend auf eingeprägt wurden, einen festen Eindruck; man erstaunt vor der Biederkeit und Treue, die jene edle Ritter in Worten und Werken fast mechanisch äußern. Biegsamkeit des Charakters, Vielseitigkeit der Ansicht einer Sache, Fülle der Gedanken ist nicht ihr Fehler, daher auch die Sprache des Mittelalters so ceremonienreich, fest und förmlich dahertritt, daß sie sich in einem ehernen Panzer um zwei oder drei Gedanken gleichsam selbst ritterlich zu bewegen scheinet.

Von zweien Enden der Erde trafen Ursachen zusammen, die dieser Rittergestalt mehr Leben und Beweglichkeit gaben; Spanien, Frankreich, England und Italien, am meisten aber Frankreich, wurden das Feld dieser feinern Ritterbildung.

* * *

1) Den Arabern ist ihrem Stammes- und Landescharakter nach von jeher ein irrendes Rittertum, mit zarter Liebe gemischt, gleichsam erbeigentümlich gewesen. Sie suchten Abenteuer, bestanden Zweikämpfe, rächten jeden Flecken einer Beschimpfung ihrer selbst oder ihres Stammes mit dem Blute des Feindes. An eine harte Lebensart und geringe Kleidung gewöhnt, hielten sie ihr Roß, ihr Schwert und die Ehre ihres Geschlechts über alles teuer. Da sie nun auf den Wanderungen ihrer Gezelte zugleich Abenteuer der Liebe suchten und sodann Klagen über die Entfernung der Geliebten in der von ihnen so hochgeachteten Sprache der Dichtkunst aushauchten, so ward es bald zur regelmäßigen Form ihrer Gesänge, den Propheten, sich selbst, den Ruhm ihres Stammes und den Preis ihrer Schöne zu besingen, wobei sie an sanfte Übergänge eben nicht dachten. Bei ihren Eroberungen waren die Zelte der Weiber mit ihnen; die Beherztesten feuerten sie an in ihren Gefechten; diesen also legten sie auch die Beute ihres Sieges zu Füßen; und weil von Mohammed an die Weiber in die Bildung des arabischen Reichs vielen Einfluß gehabt hatten[1] und der Morgenländer im Frieden kein anderes Vergnügen als Spiele der Kurzweil oder Zeitvertreib mit Weibern kennet, so wurden in Spanien zur Zeit der Araber ritterliche Feste in Gegenwart der Damen, z. B. das Schießen mit dem Wurfrohr nach dem Ringe innerhalb der Schranken und andre Wettkämpfe, mit vielem Glanz und Aufwande gefeiert. Die Schönen munterten den Kämpfer auf und belohnten ihn mit Kleinod, Schärpe oder einem Kleidungsstück, von ihrer Hand gewirket; denn ihnen zur Ehre wurden diese Lustbarkeiten gefeiert, und das Bild der Dame

[1] Mohammed verheiratete sich nach dem Tode Chadidschas, seiner ersten Gemahlin, bald wieder mit Swada, der Witwe eines seiner Anhänger, und verlobte sich gleichzeitig mit Aischa, der Tochter seines treuen Freundes Abu Bekr, welcher der erste Kalif wurde. Im Jahre 628 versöhnte er wieder zwei seiner grimmigsten Gegner in Mekka, Ibn al Kaleb und Ibn al Aas, indem er eine Verwandte von ihnen heiratete. Als dann i. J. 656 Ali, der Gatte Fatimas, der Tochter Mohammeds und Chadidschas, als dritter Kalif folgte, kam es zum Bürgerkriege, der erst 661 mit Alis Ermordung endete und die sunnitischen Ommaijaden auf den Thron brachte (vgl. S. 465, Anm. 2).

des Siegers hing vor allen Augen, mit den Bildern der von ihm besiegten Ritter umhänget, da. Farben, Devisen und Kleider bezeichneten die Banden der Kämpfenden, Lieder besangen diese Feste, und der Dank der Liebe war der schönste Gewinn des Siegers. Offenbar sind also von Arabern die feinern Gebräuche des Rittertums nach Europa gebracht worden; was bei den schwergerüsteten Nordhelden Handwerksitte ward oder bloße Dichtung blieb, war bei jenen Natur, leichtes Spiel, fröhliche Übung.*

In Spanien also, wo jahrhundertelang Goten und Araber nebeneinanderwohnten, kam dieser leichtere Rittergeist zuerst unter die Christen. Hier kommen nicht nur die ältesten christlichen Orden zum Vorschein, die gegen Mauren oder zum Geleit der Pilger nach Kompostell[1] oder endlich zur Freude und Lust aufgerichtet wurden, sondern es hat auch der Rittergeist sich dem Charakter der Spanier so tief eingeprägt, daß völlig nach arabischer Weise selbst die irrenden und die Ritter der Liebe bei ihnen nicht bloße Geschöpfe der Einbildungskraft waren. Die Romanzen, d. i. historische Lieder, insonderheit ihrer Ritter- und Liebesbegebenheiten, (vielleicht auch der Roman, der älteste Amadis[2] z. B.), sind Gewächse ihrer Sprache und Denkart, in welcher noch in einer späten Zeit Cervantes[3] den Stoff zu seinem unvergleichlichen Nationalroman, „Don Quixote de la Mancha", fand.

---

* S. Reiske zum Thograi[4], Pocok zum Abulfarabsch[5], Sale[6], Jones[7], Ockley, Cardonne u. s.

---

[1] Santiago di Compostela, berühmter spanischer Wallfahrtsort in der Provinz Coruña (Galizien). — [2] Die älteste spanische Bearbeitung des um 1370 verfaßten, aber verlorenen portugiesischen Sittenromans „Amadis von Gallien" ist um 1500 von Ordoñez de Montalvo geliefert worden. — [3] Miguel de Cervantes Saavreda (1547—1616). — [4] Ein i. J. 1121 ermordeter arabischer Dichter; über Reiske vgl. S. 480, Anm. 2. — [5] Der englische Orientalist Edward Pococke (1604—91); seine Ausgabe der abgekürzten Geschichte der (elf) arabischen Dynastieen von dem 1286 in Assyrien gestorbenen Gregorius Abul Farabsch Bar Ebrai („Gregorii Abul Farajii historia dynastarum", arabisch und lateinisch, Oxford 1663) erschien in deutscher Übersetzung von Bauer 1783—85. — [6] Vgl. S. 461, Anm. 4. — [7] Der Engländer William Jones (1746—94), der berühmteste Orientalist des 18. Jahrhunderts, der die letzten elf Jahre seines Lebens in Kalkutta zubrachte. Aus späterer Zeit (Riga 1795) finden sich in der „Bibliotheca Herderiana" unter Nr. 2795 bis 2798 in deutscher Übersetzung von Fick und Kleuker seine „Abhandlungen über Geschichte, Altertümer,

Vorzüglich aber hat sich sowohl hier als in Sizilien, den beiden Gegenden, die die Araber am längsten besaßen, ihr Einfluß in die fröhliche Dichtkunst gezeiget.*

In jenem Erdstrich nämlich, den bis zum Ebro Karl der Große den Arabern abgewann[1] und mit Limosinern, d. i. mit Einwohnern aus Südfrankreich, besetzte, bildete sich mit der Zeit dies- und jenseit der Pyrenäen in arabischer Nachbarschaft die erste Poesie neuerer Muttersprachen Europas, die provenzal- oder limosinische Dichtkunst. Tenzonen, Sonette, Idyllen, Villanescas, Sirventes, Madrigale, Kanzonen und andre Formen, die man zu sinnreichen Fragen, Gesprächen und Einkleidungen über die Liebe erfand, gaben, da alles in Europa Hof- oder Meisterrecht haben mußte, zu einem sonderbaren Tribunal, dem Hof der Liebe (Corte de Amor), Anlaß, an welchem Ritter und Damen, Könige und Fürsten als Richter und Parteien Anteil nahmen. Vor ihm bildete sich die gaya Ciencia, die Wissenschaft der Trobadoren, die zuerst eine Liebhaberei des höchsten Adels war und nur mit der Zeit nach europäischer Weise, als eine Hofluſtbarkeit betrachtet, in die Hände der Contadores, Truanes und Bufones, d. i. der Märchenerzähler, Possenreißer und Hofnarren, geriet, wo sie sich selbst verächtlich machte. In ihren ersten, blühenden Zeiten hatte die Dichtkunst der Provenzalen eine sanftharmonische, rührende und reizende Anmut, die den Geist und das Herz verfeinte, Sprache und Sitten bildete, ja überhaupt die Mutter aller neuern europäischen Dichtkunst ward. Über Languedoc, Provence, Barcelona, Aragonien, Valencia, Murcia, Majorca, Minorca hatte sich die limosinische Sprache verbreitet; in diesen schönen, vom Meer gekühlten Ländern stieg der erste

* S. Velasquez' spanische Dichtkunst[2] und alle, die über Provenzalen, Minnesinger u. s. geschrieben haben.

Künste und Wissenschaften Asiens". — [1] Karl der Große unternahm schon 778 einen Zug nach Spanien, wobei er auf dem Rückwege seine Nachhut unter dem Markgrafen Roland von der Bretagne verlor. Die spanische Mark zwischen Ebro und Pyrenäen wurde erst 795 eingerichtet. — [2] Vgl. S. 367, Herders Anmerkung.

Hauch seufzender oder fröhlicher Liebe auf. Die spanische, französische und italienische Poesie sind ihre Töchter. Petrarca[1] hat von ihr gelernt und mit ihr gewetteifert; unsre Minnesinger sind ein später und härterer Nachklang derselben, ob sie gleich unstreitig zum Zartesten unsrer Sprache gehören. Aus Italien und Frankreich nämlich hatte der allgemein verbreitete Rittergeist einige dieser Blüten auch über die Alpen nach Schwaben, Österreich, Thüringen mit hinübergewehet; einige Kaiser aus dem staufischen Hause und Landgraf Hermann von Thüringen hatten daran Vergnügen gefunden[2], und mehrere deutsche Fürsten[3], die man sonst nicht kennen würde, haben ihre Namen durch einige Gesänge in dieser Manier fortgebreitet. Indessen verartete diese Kunst bald und ging, wie in Frankreich zum losen Handwerk herumziehender Jongleurs[4], so in Deutschland zur Meistersängerei über. In Sprachen, die, wie die provenzalische selbst, aus der lateinischen entstanden waren und romanische hießen, konnte sie besser wurzeln und hat von Spanien aus über Frankreich und Italien bis nach Sizilien hin weit lebhaftere Früchte getragen. In Sizilien, auf ehemals arabischem Boden, erstand wie in Spanien die erste italienische Dichtkunst.[5]

* * *

2) Was die Araber von Süden anfingen, dazu trugen von Norden aus die Normänner in Frankreich, England und Italien

---

[1] Vgl. S. 229, Anm. 2. — [2] Heinrich VI. (1190—97), Friedrich II. (1215—50), dessen Sohn König Heinrich (1220—35) und Landgraf Hermann I. von Thüringen (1190—1216) erwiesen sich durch Aufnahme der Dichter an ihren Höfen oder — wie Friedrich II. gegenüber Walther von der Vogelweide — durch Ausstattung mit Lehen oder anderen Gaben als Gönner der Dichtkunst. — [3] So Heinrich IV. von Breslau (gest. 1290), Otto IV. mit dem Pfeile von Brandenburg (gest. 1308) und Wizlaff III. von Rügen (gest. 1325). — [4] Spielleute, die Gesang, Musik und den Vortrag von Erzählungen als Gewerbe trieben und vielfach zu Spaßmachern herabsanken. — [5] Die Dichtung der ältesten italienischen Troubadours erhielt vom Lieblingsaufenthalt ihres Gönners, Kaiser Friedrichs II., der gleich seinem Kanzler Pier delle Vigne und seinen Söhnen Manfred und Enzio die „fröhliche Kunst" selber übte, geradezu den Namen „sizilische Poesie". Ihr ältester bekannter Vertreter war Ciullo d'Alcamo (Ende des 12. Jahrhunderts), und besonders berühmte sizilische Troubadours waren Guido delle Colonne, Notajo, Mazzeo Ricco und die Dichterin Nina.

noch mächtiger bei. Als ihr romantischer Charakter, ihre Liebe zu Abenteuern, Heldensagen und Ritterübungen, ihre nordische Hochachtung gegen die Frauen mit dem feineren Rittertum der Araber zusammentraf, so gewann solches damit für Europa Ausbreitung und Haltung. Jetzt kamen die Sagen, die man Romane nennet, und deren Grund längst vor den Kreuzzügen da war, mehr in Gang; denn von jeher hatten alle deutsche Völker das Lob ihrer Helden gepriesen; diese Gesänge und Dichtungen hatten sich auch in den Jahrhunderten der tiefsten Dunkelheit an den Höfen der Großen, ja selbst in Klöstern erhalten; ja, je mehr die echte Geschichte verschwand, desto mehr hatten sich die Köpfe der Menschen zur geistlichen Legende oder zur Romansage geformet. Von den ersten Jahrhunderten des Christentums an findet man daher diese Übung der menschlichen Einbildungskraft mehr als jede andre in Gange, zuerst auf griechisch-afrikanische, mit der Zeit auf nordisch-europäische Weise[1]; Mönche, Bischöfe und Heilige hatten sich ihrer nicht geschämet; ja es mußten Bibel und wahre Geschichte selbst Roman werden, wenn man sie anhören sollte. So entstand der Prozeß Belials mit Christo[2]; so die allegorischen und mystischen Einkleidungen aller Tugenden und Pflichten; so die geistlich theatralischen Moralitäten[3] und Possenspiele. Bei diesem allgemeinen Geschmack des Zeitalters, der aus Unwissenheit, Aberglauben und einer aufgeregten Phantasie entsprang, waren Sagen und Märchen (Contes et fabliaux) die einzige Nahrung des Geistes der Menschen, und dem Ritterstande waren

[1] Die ältesten auf dem Boden der griechisch schreibenden und redenden orientalischen und der lateinisch-afrikanischen Kirche entstandenen Legenden, die namentlich von Gestalten der Heilsgeschichte sowie von den ältesten Bekennern und Blutzeugen des Christentums handeln und in die „Acta Martyrum“ und die „Acta Sanctorum“ aufgenommen wurden, hat Herder selbst zum Gegenstand einer Abhandlung „Über die Legende“ (SWS, Bd. 16, S. 387—398) und zum Stoff eigener freier Nachdichtungen (SWS, Bd. 28, S. 172—246) gemacht. — Die „nordisch-europäische Weise“ ist in der deutschen Litteratur z. B. durch das „Marienleben“ des Mönches Wernher von Tegernsee, durch die „Kindheit Jesu“ von Konrad von Fussesbrunnen, durch den „Gregorius“ Hartmanns von Aue vertreten. — [2] Im „Muspilli“. — [3] Eine Art geistlicher Schauspiele des späteren Mittelalters, dramatisierte Sittenpredigten, die von Personifikationen aller möglichen Tugenden und Laster vorgetragen wurden.

Heldensagen die liebsten. In Frankreich, dem Mittelpunkt dieser Kultur, wählte man natürlicherweise die ihm eigentümlichsten Gegenstände nach beiden Richtungen, die hier zusammentrafen. Der Zug Karls des Großen gegen die Sarazenen[1] mit allen Abenteuern, die in den Pyrenäen geschehen sein sollten, war die eine Richtung; was sich im Lande der Normänner, in Bretagne, an alten Sagen von König Artus vorfand, war die andre. In jenen brachte man aus der späteren französischen Verfassung die zwölf Pairs nebst aller Herrlichkeit, die man von Karl und seinen Rittern samt aller Wildheit, die man von den sarazenischen Heiden zu sagen hatte. Ogier, der Däne, Huon von Bordeaux, die Aimonskinder, viele Sagen der Pilgrimschaften und Kreuzzüge kamen mit in seine Geschichte; allemal aber waren die interessantesten Personen und Begebenheiten aus der limosinischen Gegend, Guienne, Languedoc, Provence und dem Teile von Spanien, wo die provenzalische Dichtkunst blühte. Die zweite Richtung der Sagen von Artus[2] und seinem Hofe ging über das Meer hin nach Cornwallis, oder vielmehr in ein utopisches Land, in welchem man sich eine eigne Gattung des Wunderbaren erlaubte. Der Spiegel der Ritterschaft ward in diesen Romanen hell polieret; in den verschiednen Stufen und Charakteren der Mitgenossen an

[1] Um 1150 wurde darüber gedichtet der „Roman de Roncevaux ou des douze Pairs de France". Von den zwölf Pairs oder Paladinen (d. h. Hof- und Reichsgenossen) vgl. über Huon S. 477, Anm. 2. Ogier von Dänemark (verderbt aus „von den Ardennen") ist der Held eines niederländischen Gedichtes aus dem 13. Jahrhundert. Die Sage von den vier Haimonskindern, die als Volksbuch in Form einer Prosaübersetzung eines älteren französischen Romans im 16. Jahrhundert in Deutschland weitverbreitet war, stellt den Kampf dar, den der Sage nach Haimon von Dordogne und dann dessen vier gemeinsam auf einem Rosse rettende Söhne Reinold, Adelhard, Ritthart und Writhart gegen den strengen Lehnsherrn Karl den Großen geführt haben. — [2] Der im Jahre 527 gestorbene britannische König Arthur, der das Christentum in den südwestlichen Landschaften Englands, Wales und Cornwallis, heldenmütig gegen die heidnischen Angelsachsen verteidigt hatte, lebte im Gedächtnis seines Volkes, auch der britannischen Kelten, die in die Bretagne ausgewandert waren, fort; nur schwand bald aller geschichtliche Grund und Boden. In der nordfranzösischen Ritterpoesie wurde er zum Ideal eines ritterlichen Königs, der an seinem Hofe die zwölf trefflichsten Pairs, die Muster der Tapferkeit und „Zucht", zu einer glänzenden Tafelrunde um einen runden Tisch versammelte.

der runden Tafel wurden die Fehler und Tugenden dieses Hofstaats sehr klar gezeichnet, wozu in einer so alten Zeit und unbeschränkten Welt, als die Artusromane zum Gebiet hatten, viel Raum war. Endlich entstand aus beiden eine dritte Gattung der Romane, von welcher keine französische und spanische Provinz ausgeschlossen blieb. Poitou, Champagne, die Normandie, der Ardennerwald, Flandern, ja Mainz, Kastilien, Algarbien[1] gaben Ritter und Szenen zum Schauplatz her; denn die Unwissenheit des Zeitalters und die Gestalt, in welcher damals die Geschichte des Altertums erschien, erlaubte, ja gebot diese Mischung aller Zeiten und Länder. Troja und Griechenland, Jerusalem und Trapezunt, was man in neuen Gerüchten hörte oder von alten wußte, floß zur Blume der Ritterschaft zusammen, und vor allem ward die Abstammung von Troja ein Geschlechtsruhm, von welchem alle Reiche und Völker in Europa mit ihren Königen und größesten Rittern überzeugt waren. Mit den Normännern ging das Romanwesen nach England und Sizilien über; beide Gegenden gaben ihm neue Helden und neuen Stoff; nirgend indes ist's so glücklich als in Frankreich gediehen. Durch die Zusammenkunft vieler Ursachen hatte sich Lebensart, Sprache, Poesie, ja gar die Moral und Religion der Menschen diesem Geschmack gleichsam zugebildet.*

Denn wenn wir aus dem Gebiet der Fabel ins Land der Geschichte treten: in welchem Reich Europas hat sich die Blüte der Ritterschaft schöner als in Frankreich gezeiget? Seitdem mit dem Verfall der Karlinger so viel Höfe kleiner Potentaten, der Herzoge, Grafen und Barone zu Macht und in Glanz kamen, als beinahe Provinzen, Schlösser und Burge waren, seitdem ward jedes Residenz- und Ritterschloß auch eine Schule der Ritterehre. Die Lebhaftigkeit der Nation, die Kämpfe, denen sie

* Von diesen Richtungen und Ingredienzien der Romane des Mittelalters an einem andern Orte.[2]

[1] Die südlichste Provinz Portugals. — [2] „Humanitätsbriefe", Nr. 87 g, f bis 89 vergleiche mit 99 (SWS, Bd. 18, S. 55 ff. und S. 107 ff.).

gegen Araber und Normänner jahrhundertelang ausgesetzt gewesen waren, der Ruhm, den ihre Vorfahren dadurch erlangt, der blühende Wohlstand, zu welchem mehrere Häuser sich aufgeschwungen hatten, ihre Vermischung mit den Normännern selbst, am meisten aber etwas Eignes im Charakter der Nation, das sich von den Galliern an durch ihre ganze Geschichte offenbaret: dies alles brachte jene Sprachseligkeit, jene muntere Schnellkraft, leichte Gefälligkeit und glänzende Anmut ins Ritterwesen, die man außer der französischen bei andern Nationen spät, selten oder gar nicht findet. Wie viel französische Ritter müßten genannt werden, die durch Gesinnungen und Thaten in Kriegs- und Friedenszeiten die ganze Geschichte hindurch bis unter den Despotismus der Könige hin sich so tapfer, artig und edel erzeigten, daß ihren Geschlechtern damit ein ewiger Ruhm bleibet! Als der Ruf der Kreuzzüge erschallte, waren französische Ritter die Blume der ganzen Ritterschaft Europas; französische Geschlechter stiegen auf den Thron von Jerusalem und Konstantinopel[1]; die Gesetze des neuen Staats[2] wurden französisch gegeben. Mit Wilhelm dem Eroberer stieg diese Sprache und ihre Kultur auch auf den britischen Thron[3]; beide Nationen wurden Nebenbuhler der Rittertugend, die sie sowohl in Palästina als in Frankreich wetteifernd erwiesen, bis England seinen Nachbarn den eiteln Glanz überließ und sich eine nützlichere, die bürgerliche, Laufbahn wählte. Der Macht des Papstes hat Frankreich zuerst, und zwar auf die leichteste Weise, gleichsam mit Anmut, Trotz geboten[4]; selbst der heilige Ludwig[5] war nichts weniger als ein

[1] Auf den Jerusalems 1100 mit Gottfrieds von Bouillon Bruder Balduin I., auf den Konstantinopels (vgl. S. 491, Anm. 1) 1204 mit Graf Balduin von Flandern. — [2] Gemeint sind die „Assises et bons usages du royaume de Jerusalem". — [3] Vgl. S. 405, Anm. 3. — [4] Als sich Papst Bonifacius VIII. (1294—1303) in den englisch-französischen Krieg einmengte und die Besteuerung der französischen Geistlichkeit durch den König Philipp IV. verbot, ja diesen bannte, nahm ihn der König 1303 gefangen, und mit Bonifacius' zweitem Nachfolger, Clemens V., erhielten die Päpste von 1309 bis 1377 als Werkzeuge der französischen Politik ihren Aufenthalt in der südfranzösischen Stadt Avignon. — [5] Ludwig IX., der Heilige, 1226—70 König von Frankreich, unternahm den sechsten und den siebenten Kreuzzug, auf welch letzterem er starb; 1229 beendigte er die Albigenserkriege (vgl. S. 326, Anm. 1) und ließ

Sklave des Papstes. England, Deutschland und andre Länder haben tapferere Könige gehabt als Frankreich; aber die Staatsklugheit ist aus Italien zuerst dorthin übergegangen[1] und hat sich, selbst wo sie schändlich war, wenigstens mit Anstand gebärdet. Auch den Instituten für die Gelehrsamkeit, den obrigkeitlichen Würden und Rechtsstühlen hat dieser Geist sich mitgeteilt, anfangs zum Nutzen, nachher zum Schaden. Kein Wunder also, daß die französische Nation die eitelste von Europa worden ist: fast von Entstehung ihrer Monarchie an hat sie Europa vorgeleuchtet und in den wichtigsten Veränderungen den Ton gegeben. Als alle Nationen wie zu einem großen Karoussel in Palästina zusammentrafen, wurden die deutschen mit den französischen Rittern verbunden, um durch die Verbindung mit diesen ihr deutsches Ungestüm (furor teutonicus) abzulegen. Auch das neue Kostume, das auf den Kreuzzügen durch Wappen und andre Unterschiede für ganz Europa entstand, ist größesten Teils französischen Ursprungs.

* * *

Jetzt sollten wir von den drei oder vier geistlichen Ritterorden reden, die, in Palästina gestiftet, zu so viel Ehre und Reichtum gelanget sind; allein die Helden- und Staatsaktion, auf welcher sie dazu gelangten, mit ihren fünf oder sieben Akten liegt vor uns; also hinan zu ihr!

III.

Kreuzzüge und ihre Folgen.

986 Lange hatten Pilger und Päpste die Not der Christen zu
1000 Jerusalem geklaget[2]; man hatte das Ende der Welt verkündiget[3],

durch seinen Kaplan Robert von Sorbon an der aufblühenden Universität Paris die Sorbonne gründen, die bald der Hauptsitz der theologischen Studien wurde. — [1] Vgl. S. 505, Anm. 4. — [2] Sie rührte daher, daß die seit 972 in Kairo residierenden Fatimiden (vgl. S. 467, Anm. 3) das Kalifat von Bagdad nicht anerkannten und bald Kämpfe mit den Abbasiden um Syrien begannen. — [3] Um

und Gregor VII. glaubte schon 50,000 Mann bereit zu haben, 1074
die zum heiligen Grabe ziehen würden, wenn er ihr Anführer
wäre.[1] Endlich gelang's einem Pikarden, Peter dem Einsiedler,
in Verständnis mit Simeon, dem Patriarchen zu Jerusalem[2], 1094
den Papst Urban II. zu bereden, daß er zum Werk schritt. Es
wurden zwei Koncilien[3] zusammengerufen, und auf dem letzten 1095
hielt der Papst eine Rede, hinter welcher das Volk wie wütend
ausrief: „Gott will es! Gott will es!" Heere von Menschen
wurden also mit einem roten Kreuz auf der rechten Schulter be-
zeichnet; in der ganzen römischen Christenheit ward die Kreuz-
fahrt gepredigt und den heiligen Kriegern mancherlei Freiheit
erteilt. Ohne Einwilligung ihrer Lehnherren durften sie Ländereien veräußern oder verpfänden (den Geistlichen ward dies Privilegium in Ansehung ihrer Beneficien auf drei Jahre verliehen); sowohl der Person als den Gütern nach traten alle Kreuzfahrer unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Kirche und genossen geistliche Rechte; sie waren während des heiligen Krieges von allen Steuern und Gaben, von allen Rechtsansprüchen wegen gemachter Schulden und von den Zinsen derselben frei und erhielten einen vollkommenen Ablaß. Eine unglaubliche Anzahl andächtiger, wilder, leichtsinniger, unruhiger, ausschweifender, schwärmender und betrogner Menschen aus allen Ständen und Klassen, sogar in beiden Geschlechtern, versammleten sich; die Heere wurden gemustert, und Peter, der Einsiedler, zog barfuß 1096
und mit einer langen Kapuze geziert, einer Schar von 300,000

---

das Jahr 1000 waren die Träume von einem tausendjährigen Reiche himmlisch-irdischer Glückseligkeit besonders rege. — [1] Thatsächlich hat Gregor VII., gemäß seinem Streben nach einer kirchlichen Universalmonarchie, zuerst den Plan der Wiedergewinnung des heiligen Landes gefaßt, 1074 zu diesem Zwecke mit dem Patriarchen von Armenien einen Briefwechsel eingeleitet und die römische Christenheit in vier Schreiben aufgefordert, für das oströmische Reich gegen die Seldschucken zum Schwerte zu greifen. — [2] Peter (von Amiens), der bei einer eigenen Pilgerfahrt nach Jerusalem die Leiden der Christen selbst erfahren und in einer Vision die Mahnung Christi, zur Befreiung des Landes zu predigen, empfangen zu haben meinte, bekam vom Patriarchen von Jerusalem Empfehlungsbriefe an den Papst mit. — [3] Zu Piacenza in Oberitalien und zu Clermont in Südfrankreich.

Menschen voran. Da er sie nicht einhalten konnte, plünderten sie, wohin sie kamen; Ungarn und Bulgaren traten zusammen und jagten sie in die Wälder, also, daß er mit einem Rest von 30,000 in den traurigsten Umständen vor Konstantinopel ankam. Gottschalk, ein Priester, folgte mit 15,000, ein Graf Emich mit 200,000 Mann nach. Mit einem Blutbade der Juden fingen diese ihren heiligen Feldzug an, deren sie in einigen Städten am Rhein 12,000 erschlugen; sie wurden in Ungarn entweder niedergemacht oder ersäufet. Die erste liederliche Schar des Eremiten, mit Italienern verstärkt, ward nach Asien hinübergeschafft; sie geriet in Hungersnot und wäre von den Türken ganz aufgerieben worden, wenn nicht Gottfried von Bouillon[1] mit seinem regelmäßigen Heer und der Blüte der Ritterschaft von Europa vor
1097 Konstantinopel endlich angekommen wäre. Bei Chalcedon[2] ward das Heer gemustert und fand sich 500,000 Mann zu Fuß, 130,000 Mann an Reuterei stark; unter unglaublichen Gefahren und Beschwerden ward Nicäa, Tarsus, Alexandrien, Edessa, Antiochien,
1099 endlich Jerusalem eingenommen und Gottfried von Bouillon einmütig zum Könige erwählet.[3] Balduin, sein Bruder, war Graf zu Edessa, Boemund[4], Prinz von Tarent, war Fürst von Antiochien geworden; Raimond, Graf zu Toulouse, ward Graf zu Tripoli[5]; und außer ihnen thaten sich in diesem Feldzuge alle die Helden hervor, die Tassos unsterbliches Gedicht[6] rühmet. Indessen folgten bald Unfälle auf Unfälle; das kleine Reich hatte sich gegen

---

[1] Thatsächlich zogen die fürstlichen Führer mit ihren Scharen getrennt nach Konstantinopel, dem Punkte des Überganges nach Kleinasien, und der lothringische Herzog Gottfried von Bouillon gewann nur sehr allmählich, namentlich seit der Schlacht bei Doryläum am 1. Juli 1097, durch seine überragende körperliche wie geistige Tüchtigkeit die Oberleitung über die Gesamtheit. — [2] An der kleinasiatischen Seite Konstantinopel gegenüber gelegene Stadt. — [3] Nicäa im nordwestlichen Kleinasien, Tarsus in Cilicien jenseit des Taurusgebirges und Alexandria (jetzt Alexandrette) im nordwestlichen Syrien wurden 1097, Edessa am oberen Euphrat und Antiochia in Syrien 1098, Jerusalem am 15. Juli 1099 eingenommen. Den Titel „König" nahm Gottfried übrigens nicht an. — [4] Vgl. S. 407, Anm. 6. — [5] Die Grafschaft Tripolis, die sich Graf Raimund von Toulouse gründete, umfaßte das syrische Küstenland nördlich von Beirut bis Merkab. — [6] „Das befreite Jerusalem" von Torquato Tasso (1544—95), vollendet 1575.

unzählbare Schwärme der Türken von Osten, der Araber von Ägypten her zu schützen und that's zuerst mit unglaublicher Tapferkeit und Kühnheit. Allein die alten Helden starben; das Königreich Jerusalem kam unter eine Vormundschaft[1]; die Fürsten und Ritter wurden uneinig untereinander; in Ägypten entstand eine neue Macht der Mamluken, mit welcher der tapfre und edle Saladin[2] die treulosen, verderbten Christen immer mehr einengte, endlich Jerusalem einnahm und das kleine Schattenkönigreich, ehe es sein hundertjähriges Jubeljahr feiern konnte, ganz aufhob.

Alle Kriegszüge, es zu erhalten oder wiederzuerobern, waren 1087
fortan umsonst; die kleinen Fürstentümer waren seinem Untergange vorhergegangen oder folgten ihm nach. Edessa war nur funfzig Jahr in christlichen Händen[3], und der ungeheure zweite
Kreuzzug, der von Kaiser Konrad III. und Ludwig VII., Könige 1144
in Frankreich, auf das Feldgeschrei des heiligen Bernhards[4] mit 1147
200,000 Mann gemacht wurde, rettete es nicht.[5]

In einem dritten Kreuzzuge[6] gingen gegen Saladin drei tapfre Mächte, Kaiser Friedrich I., König Philipp August von
Frankreich und Richard Löwenherz von England, zu Felde; der 1189
erste ertrank im Strom, und sein Sohn starb; die beiden andern, eifersüchtig gegeneinander und insonderheit der Franke auf den 1190
Briten neidig, konnten nichts als Akre wiedererobern. Uneingedenk seines gegebnen Worts kehrte Philipp August zurück, und 1192

---

[1] Das Königtum war abhängig von dem Patriarchen von Jerusalem und den Bischöfen des Königreichs, den Fürsten von Edessa, Antiochia und Tripolis, den Baronen des Landes und selbst den für ihre Dienste bei der Überfahrt bevorrechteten italischen Städten Venedig, Genua, Pisa und Amalfi. — [2] Saladin (vgl. S. 467, Anm. 4) eroberte Jerusalem 1187. — [3] Edessa wurde 1144 vom Emir Emadeddin Zenki von Mossul erobert. — [4] Vgl. S. 454, Anm. 2. — [5] Der zweite Kreuzzug (1147—49) führte statt zur beabsichtigten Wiedereroberung Edessas nur zu einem vergeblichen Angriff auf Damaskus. — [6] In den Jahren 1189 bis 1192. Während dieses Kreuzzuges ertrank Barbarossa 1190 im Kalykadnus oder Saleph in Cilicien, und sein Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, starb während der Belagerung von Akkon (Acre) i. J. 1191. Philipp II. August kehrte infolge Zwistes mit Richard Löwenherz gleich nach der Eroberung Akkons im Juli 1191 heim (vgl. S. 510, Anm. 2).

Richard Löwenherz, der Saladins Macht allein nicht widerstehen konnte, mußte unwillig ihm folgen.[1] Ja er hatte, da er durch Deutschland als Pilger reisete, das Unglück, vom Herzog Leopold von Östreich wegen einer bei Akre ihm vermeintlich erwiesenen Beschimpfung angehalten, dem Kaiser Heinrich VI. unedel ausgeliefert und von diesem noch unedler vier Jahre in strenger Gefangenschaft gehalten zu werden[2], bis er sich, da über dies unritterliche Verfahren alle Welt murrete, mit 100,000 Mark Silbers loskaufen konnte.

1194

Der vierte Feldzug[3], der von Franzosen, Deutschen und Venetianern unter dem Grafen Monferrat[4] unternommen ward, kam gar nicht nach Palästina; ihn leiteten die eigennützigen, rachsüchtigen Venetianer. Sie nahmen Zara ein und schiffeten vor Konstantinopel[5]; die Kaiserstadt ward belagert, zweimal erobert und geplündert; der Kaiser flieht, Balduin, Graf von Flandern, wird zu Konstantinopel ein lateinischer Kaiser; Beute und Reich werden geteilt, und den reichsten Teil dieses Raubes am Adriatischen, Schwarzen und Griechischen Meere erhalten die Venetianer. Der Anführer des Zuges wird König von Kandia, welche Insel er seinen habsüchtigen Bundsgenossen auch verkaufte[6]; statt der Länder jenseit des Bosporus wird er König zu Thessalonich.

1202

1204

1205

[1] Im Jahre 1192, doch erst, nachdem den Christen der Küstenstrich von Jappa (Jaffa) bis Akkon überlassen und der Besuch der heiligen Stätten zugestanden worden war. — [2] Richard Löwenherz wurde von Leopold VI. von Österreich (1177—94), dem Nachfolger des Herzogs Friedrich von Schwaben im Befehl über die deutschen Kreuzfahrer vor Akkon, weil er dessen Fahne heruntergerissen hatte, auf der Durchreise durch Österreich auf dem Dürrenstein (in Unterösterreich, an der Donau) am 21. Dezember 1192 gefangen gesetzt und dann von Kaiser Heinrich VI., der dadurch die welfischen Gegner am Niederrhein zu seiner Anerkennung nötigen wollte, auf Trifels in der Rheinpfalz in Gewahrsam gehalten, übrigens aber schon nach fünfviertel Jahren, am 4. Februar 1194, zu Mainz in Freiheit gesetzt. — [3] 1202—1204. Vgl. S. 491, Anm. 1. — [4] Markgraf Bonifacius von Montferrat. — [5] Als die von den Eroberern 1203 wieder eingesetzten byzantinischen Herrscher, der blinde Kaiser Isaak Angelus und sein Sohn Alexius, die übernommenen Bedingungen, hohe Entschädigungen zu zahlen und die Vereinigung der griechisch-byzantinischen Kirche mit der römisch-katholischen zu bewerkstelligen, nicht erfüllten, wurde Konstantinopel 1204 noch einmal erobert. Balduin von Flandern wurde Kaiser des sogenannten Lateinischen Kaisertums, und französische Fürsten erhielten Herzogtümer in Athen, Theben und Achaja. — [6] Vgl. S. 489, Anm. 1, und S. 491, Anm. 1.

Es entsteht ein Fürstentum Achaja, ein Herzogtum Athen für französische Barone; reiche Edle aus Venedig erwerben sich ein Herzogtum Naxos, Negropont; es wird ein Pfalzgraf von Zante und Cephalonia; das griechische Kaisertum geht wie ein schlechter Raub an die Meistbietenden über. Dagegen errichten Abkömmlinge des griechischen Kaiserstammes ein Kaisertum zu Nicäa, 1204
ein Herzogtum Trapezunt, das sich in der Folge auch Kaisertum nennet, eine Despotie, nachher auch Kaisertum genannt, in Epirus.[1] Da den neuen lateinischen Kaisern zu Konstantinopel so wenig übriggeblieben war, so konnte sich dies schwache und gehaßete Reich kaum funfzig Jahre erhalten; die Kaiser von Nicäa 1261
bemächtigten sich der alten griechischen Kaiserstadt wieder[2], und zuletzt kamen alle diese durch Abenteuer erworbene Besitztümer in die Hände der Türken.[3]

Der fünfte Kreuzzug[4], von Ungarn und Deutschen geführt, war gar unkräftig. Drei Könige[5], von Ungarn, Cypern und ein 1217
Titelkönig von Jerusalem mit den Großmeistern der Ritterorden, hatten den Berg Tabor[6] umringt, die Feinde eingeschlossen, den Sieg in Händen; Zwietracht und Eifersucht aber entreißen ihnen diesen Vorteil, und die Kreuzfahrer gingen unmutig zurück.

Kaiser Friedrich II. schickt auf unablässiges Treiben des päpstlichen Hofes eine Flotte nach Palästina[7]; ein vorteilhafter Waf- 1221

---

[1] Das Kaiserreich Nicäa wurde von Theodor Laskaris, der in Konstantinopel noch einen Tag Kaiser gewesen war, errichtet. Trapezunt, nordöstlich von Nicäa, am westlichen Drittel der Südküste des Schwarzen Meeres, gründete der in Konstantinopel entthronte Alexius IV. selbst. Der dem alten Kaiserhause der Komnenen in Konstantinopel verwandte Michael Komnenus von Epirus beherrschte dieses mit dem Titel „Despot" bis 1210 unter Anerkennung des Lateinischen Kaisertums. Von da an war er, von 1216 an sein Bruder und Nachfolger Theodor Komnenus der grausamste Feind des neuen Kaisertums. — [2] Der erste neue griechische Kaiser, der Konstantinopel 1261 wiedergewann, war Michael Palädologus von Nicäa. — [3] Nicäa 1330, Trapezunt 1461, Konstantinopel 1453. — [4] Gewöhnlich wird als solcher erst der 1228—29 von Friedrich II. ausgeführte Kreuzzug gezählt. — [5] Andreas von Ungarn, Hugo von Lusignan, König von Cypern, und Johann von Brienne, der sich seit seiner Vermählung mit Marie Jolanthe, der Tochter König Amalrichs von Jerusalem-Cypern (1210), König von Jerusalem nannte. — [6] Südlich von Nazareth. — [7] Sie hatte einige deutsche Fürsten und den Hochmeister der Brüder vom deutschen Haus, Hermann von Salza, an Bord und wurde von Friedrich II. abgesandt, um zu zeigen, daß es ihm mit dem bei seiner Krönung

fenstillstand ist im Werk — der päpstliche Legat vereitelte ihn; und als der Kaiser selbst, äußerst gezwungen, den Feldzug übernahm,
1228 verhindert der Papst selbst durch einen unvernünftigen Bann[1] und durch eigne treulose Angriffe auf die Staaten des abwesen-
1229 den Kaisers in Europa[2] allen guten Fortgang. Es wird ein Waffenstillstand mit dem Sultan zu Bagdad[3] geschlossen, Palästina und Jerusalem dem Kaiser eingeräumt; das heilige Grab aber bleibt als ein Freihafen für alle Pilger in den Händen der Sarazenen.

1244 Doch auch dieser geteilte Besitz von Jerusalem dauert kaum funfzehn Jahre, und der heilige Ludwig mit seinem siebenten[4],
1248 dem unglücklichsten Zuge, konnte ihn nicht wieder herstellen. Er selbst mit seinem ganzen Heer gerät in Ägypten den Feinden in
1250 die Hände; er muß sich teuer loskaufen und endet auf einem
1270 zweiten ebenso unnützen und unglücklichen Zuge gegen die Mauren vor Tunis sein Leben.[5] Sein trauriges Beispiel erstickte endlich den unsinnigen Trieb zu Religionsfeldzügen nach Palästina, und
1268 die letzten christlichen Örter daselbst, Tyrus, Akre, Antiochien,
1288 Tripoli, gingen nach und nach an die Mamluken über.[6] So endete diese Raserei, die dem christlichen Europa unsäglich viel Geld und Menschen gekostet hatte. Welches waren ihre Erfolge?*

Man ist gewohnt, den Kreuzzügen so viele gute Wirkungen zuzuschreiben, daß man dieser Meinung zufolge unserm Weltteil alle halbe Jahrtausende ein dergleichen Fieber, das seine Kräfte

* Die von mehreren gelehrten Gesellschaften veranlaßten Abhandlungen und Preisschriften über die Wirkungen der Kreuzzüge sind mir nicht zu Gesicht gekommen, daher ich meine Meinung ohne Beziehung auf dieselbe vortrage.

1215 geleisteten Gelübde eines Kreuzzuges durchaus Ernst sei. — [1] Vgl. S. 445, Anm. 3. — [2] Der Papst ließ seine Schlüsselsoldaten in Friedrichs Königreich Neapel einfallen. — [3] Der Herrscher, mit dem Friedrich II. den Vertrag abschloß, war vielmehr Sultan Malik-el-Kamil von Ägypten. — [4] Jetzt gewöhnlich als sechster (1248—54) und siebenter (1270) Kreuzzug gezählt; der oben von Herder als fünfter genannte Zug wird dabei gar nicht gerechnet. — [5] Vgl. S. 505, Anm. 5. — [6] Antiochia wurde 1268 von Sultan Bibars von Ägypten erobert, Akkon 1291, und infolgedessen wurden die letzten christlichen Besitzungen Tyrus, Berytus (Beirut; vgl. S. 508, Anm. 5) und Sidon geräumt.

rüttelt und aufregt, wünschen müßte; eine nähere Ansicht zeigt aber, daß die meisten der angegebenen Erfolge nicht von den Kreuzzügen, am wenigsten von ihnen allein herstammen, sondern daß unter den vielen Antrieben, die damals Europa gewann, sie höchstens ein beschleunigender, im ganzen aber widriger Mit- und Nebenstoß gewesen, den die Vernunft der Europäer wohl hätte entbehren mögen. Überhaupt ist's nur ein Bild der Phantasie, wenn man aus sieben getrennten Feldzügen, die in zweihundert Jahren aus sehr verschiednen Ländern und Beweggründen unternommen wurden, bloß des gemeinschaftlichen Namens wegen eine Hauptquelle von Begebenheiten dichtet.

1) Der Handel, sahen wir, war den Europäern in die arabischen Staaten vor den Kreuzzügen eröffnet, und es stand ihnen frei, solchen auf eine anständigere Weise zu nutzen und zu verbreiten, als es durch Räuberfeldzüge geschehen konnte. Bei diesen gewannen die Überfahrer, Geldnegocianten und Lieferanten; sie gewannen aber alles von den Christen, gegen deren Vermögen sie eigentlich die Kreuzfahrer waren. Was dem griechischen Reich entrissen ward, war ein schändlicher Kaufmannsraub, der dazu diente, daß durch die äußerste Schwächung dieses Reichs den immer näher andringenden Türkenhorden dereinst ein leichter Spiel mit Konstantinopel gemacht werden sollte. Daß Türken in Europa sind, und daß sie sich daselbst so weit umherbreiten konnten, hatte der Löwe des heiligen Markus in Venedig schon durch den vierten Kreuzzug vorbereitet.[1] Zwar halfen die Genuesen einem Geschlecht griechischer Kaiser[2] wieder auf den Thron; allein es war der Thron eines geschwächten, zerstückten Reiches, den nachher die Türken leicht überwältigen mochten, da denn Venetianer sowohl als Genueser ihre besten Besitzungen im Mittelländischen und am Schwarzen Meer, ja endlich fast allen ihren Handel dahin auch verloren.

[1] Vgl. S. 491, Anm. 1. — [2] Dem des Michael Palädologus. Vgl. S. 492, Anm. 4, und S. 511, Anm. 1 und 2.

2) Das Rittertum ist nicht durch die Kreuzzüge, sondern die Kreuzzüge sind durch das Rittertum entstanden; beim ersten Feldzuge schon erschien die Blume der französischen und normannischen Ritter in Palästina. Vielmehr haben die Kreuzzüge beigetragen, ihm seine eigentümliche Blüte zu rauben und wahre Waffenritter in bloße Wappenritter zu verwandeln. In Palästina nämlich kroch mancher unter den Helm, der ihn in Europa nicht tragen dorfte; er brachte Wappen und Adel zurück, die jetzt auf sein Geschlecht übergingen und damit einen neuen Stand, den Wappen- und mit der Zeit auch den Briefadel[1], in Lauf brachten. Da die Zahl der alten Dynasten des wahren Ritteradels vermindert war, so suchte dieser zu Besitzungen und erblichen Vorzügen gleich ihnen zu gelangen; sorgfältig zählte er seine Ahnen, erwarb sich Würden und Vorzüge, so daß in einigen Geschlechten er wieder der alte Adel hieß, ob er gleich mit jenen Dynasten, die gegen ihn Fürsten waren, mit nichten zu einer Klasse gehöret. In Palästina konnte, was Waffen trug, Ritter werden; die ersten Kreuzzüge waren ein großes Erlaßjahr für Europa. Bald kam dieser neue dienende Kriegsadel der wachsenden Monarchie sehr zu statten, die ihn gegen die übriggebliebenen hohen Vasallen klüglich zu gebrauchen wußte. So reiben Leidenschaften einander und der Schein den Schein auf: durch den dienenden Kriegs- und Hofadel ging endlich das alte Rittertum gar zu Grunde.

3) Daß die in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden Europa zu keinem Vorteil gewesen, ist durch sich selbst klar. Sie zehren noch von dem Kapital, das einst dem heiligen Grabe, einem für uns ganz untergegangenen Zwecke geweihet ward.
1100 Die Hospitaliter sollten ankommende Pilgrime beherbergen, Kranke verpflegen, Aussätzige bedienen[2]; dies sind die hohen Jo-

[1] Der Briefadel, d. h. derjenige Adel, der nur auf Verleihung des Adelsprädikates „von" und nicht auf Belehnung beruht, geht nicht auf die Kreuzzüge zurück. — [2] Zu solcher Pflege war mit Erlaubnis des Kalifen von Amalfi schon 104 das Marien-Hospital in Jerusalem gestiftet worden. Die Mönche von dessen Tochterhaus, dem Krankenhaus des heiligen Johannes, wurden von Gottfried von Bouillon

hanniterritter unsrer Zeit. Als ein Edelmann aus dem Delphinat[1], Raimund du Puy[2], Waffengelübde unter sie brachte, trennte 1130
sich der Lazarusorden von ihnen und blieb bei der ersten Stiftung. Die Tempelherren[3] waren regulierte Chorherren, lebten 1119
zehn Jahre selbst von Almosen und beschützten die Pilger des heiligen Grabes, bis auch nach vergrößerten Gütern ihre Statuten verändert wurden und der Ritter den Waffenträger, der 1128
Orden dienende Brüder hinter sich bekam. Der Deutsche Orden endlich war für Kranke und Verwundete gestiftet, die auf dem Felde umherlagen; Kleidung, Wasser und Brot war ihre Belohnung, bis auch sie im nutzvollen Dienst gegen die Ungläubigen reich und mächtig wurden. In Palästina haben alle diese Orden 1190
viel Tapferkeit und viel Stolz, auch wohl Untreue und Verrat[4] bewiesen; mit Palästina aber hätte ihre Geschichte zu Ende sein
mögen. Als die Johanniter dies Land verlassen mußten[5], als sie 1291
Cypern und Rhodus verloren und Karl V. ihnen mit dem Felsen 1309
Malta ein Geschenk machte[6] — wie sonderbar war der Auftrag, ewige Kreuzzieher auch außerhalb Palästina zu bleiben und dafür 1530
Besitztümer in Reichen zu genießen, die weder die Türken bekriegen noch die Pilgrime zum heiligen Grabe geleiten mögen! Den Lazarusorden nahm Ludwig VII. in Frankreich auf und wollte 1254
ihn zu seinem Beruf, der Aufsicht der Kranken, zurückführen; mehr als ein Papst wollte ihn aufheben: die Könige von Frank-

1099 bestätigt und nannten sich dann Hospitalbrüder des heil. Johannes oder Hospitaliter, später Johanniter, ein Name, unter dem sie noch zu Herders Zeit bestanden. — [1] Die jetzige französische Provinz Dauphiné. — [2] Der zweite Abt der Johanniter, Raimund du Puy, fügte zu den Mönchsgelübden die Verpflichtung zum Kampf gegen die Ungläubigen hinzu und nahm den Titel Großmeister an; Papst Calixtus II. bestätigte den Orden in dieser Form 1120 (nicht 1130) von neuem. — [3] Die Templer hießen so, weil die sich i. J. 1119 von den Hospitalitern trennenden Gründer des Ordens, lauter Ritter und neun an der Zahl, in den Flügel des Königspalastes zu Jerusalem übersiedelten, der neben dem Tempel Salomos lag. Sie wurden von Hugo von Payens nach der Regel der Augustiner-Chorherren organisiert. — [4] Das Scheitern der späteren Kreuzzüge beruht zum Teil darauf, daß die Orden, um nicht durch einen mächtigen Herrscher in ihrer Selbständigkeit beeinträchtigt zu werden, die fürstlichen Führer nicht redlich unterstützten, ja gelegentlich mit den Feinden in Verbindung traten. — [5] Vgl. S. 512, Anm. 6. — [6] Auf Cypern hatten sie ihren Sitz von 1291 bis 1309, auf Rhodus von 1309 bis 1522. Auf Malta landete das Ordenskapitel am 26. Oktober 1530.

reich schützten ihn, und Ludwig XIV. vereinte ihn mit mehrern geringen Orden[1]. Er gedachte hierin anders als sein Vorfahr, Philipp der Schöne[2], der aus Geiz und Rache die Tempelherren
1312 grausam ausrottete und sich von ihren Gütern zueignete, was ihm auf keine Weise zustand. Die deutschen Ritter endlich, die, von einem Herzoge in Masovien[3] gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe gerufen, von einem deutschen Kaiser[4] alles das zum Ge-
1226 schenk erhielten, was sie daselbst erobern würden, und was ihm, dem deutschen Kaiser, selbst nicht gehörte, sie eroberten Preußen,
1237 vereinigten sich mit den Schwertbrüdern in Liefland, erhielten Esthland von einem Könige[5], der es auch nicht zu erhalten wußte, und so herrschten sie zuletzt von der Weichsel bis zur Düna und Newa in ritterlicher Üppigkeit und Ausschweifung. Die alte preußische Nation ward vertilget, Litauer und Samojiten, Kuren, Letten und Esthen wie Herden dem deutschen Adel ver-
1466 teilet. Nach langen Kriegen mit den Polen verloren sie zuerst
1525 das halbe, sodann das ganze Preußen[6], endlich auch Lief- und
1560 Kurland; sie ließen in diesen Gegenden nichts als den Ruhm nach, daß schwerlich ein erobertes Land stolzer und unterdrückender verwaltet worden, als sie diese Küsten verwaltet haben, die,

[1] Daher hieß der Orden in seiner späten Blütezeit in Frankreich Ordres militaires et hospitaliers de St. Lazare et de Notre Dame du Mont Carmel réunis. — [2] Philipp IV. oder der Schöne, König von Frankreich von 1285 bis 1314. Vgl. S. 505, Anm. 4. Noch vor Beendigung des gegen die französischen Templer eröffneten Prozesses wurden am 12. Mai 1310 vierundfünfzig Ritter verbrannt, und nachdem der Orden am 3. April 1312 durch eine Bulle Papst Clemens' V. aufgehoben worden war, erlitt am 19. März 1314 mit mehreren anderen Rittern der achtzigjährige Großmeister Guido von der Normandie auf der Seine-Insel zu Paris denselben Tod. — [3] Herzog Konrad von Masovien. In der heute polnischen Landschaft Masovien sind Warschau und Lodz die bedeutendsten Städte. — [4] Friedrich II. bestätigte dem Orden 1226 alle Eroberungen unter Gewährung sämtlicher reichsfürstlichen Rechte innerhalb dieses Gebietes. — [5] Waldemar III. von Dänemark, der das Land für 19,000 Mark an den Deutschen Orden verkaufte. — [6] Schon 1410 siegten die Polen entscheidend bei Tannenberg über den Orden, gewährten aber 1413 zu Thorn noch einen glimpflichen Frieden. Nach einem zweiten Kriege seit 1454 verlor der Orden im zweiten Frieden zu Thorn 1466 Westpreußen mit Ermeland an Polen und nahm Ostpreußen von diesem zu Lehen. 1525 wurde Hochmeister Albrecht von Brandenburg Herzog von Preußen unter polnischer Oberhoheit. Als sich der deutsche Ordensstaat 1561 auch in Livland auflöste, kam der größte Teil seines Gebietes an Polen, und der letzte Landmeister wurde als Herzog von Kurland polnischer Vasall.

von einigen Seestädten kultiviert, gewiß andre Länder geworden wären. Überhaupt gehören alle drei angeführte Orden nicht nach Europa, sondern nach Palästina. Da sind sie gestiftet, dahin in ihren Stiftungen gewiesen. Dort sollten sie gegen Ungläubige streiten, in Hospitälern dienen, das heilige Grab hüten, Aussätzige pflegen, Pilger geleiten. Mit dieser Absicht sind auch ihre Orden erloschen; ihre Güter gehören christlichen Werken, vorzüglich Armen und Kranken.

4) Wie der neue Wappenadel einzig und allein von der wachsenden Monarchie in Europa seine Bestimmung erhielt, so schreibt sich die Freiheit der Städte, der Ursprung der Gemeinheiten[1], endlich auch die Entlassung[2] des Landmannes in unserm Weltteil von ganz andern Ursachen her, als diese tolle Kreuzzüge gaben. Daß im ersten Fieberanfall derselben allen liederlichen Haushältern und Schuldnern ein Verzug zugestanden, Lehnsmänner und Leibeigne ihrer Pflichten, Steuernde ihrer Steuer, Zinsende ihrer Zinsen entlassen wurden, das gründete noch nicht die Rechte der Freiheit Europas. Längst waren Städte errichtet, längst wurden älteren Städten ihre Rechte bestätigt und erweitert; und wenn sich dem wachsenden Fleiß und Handel dieser Städte auch die Freiheit des Landmannes früher oder später mit anschloß, wenn selbst das Anstreben zur Unabhängigkeit solcher Munizipalitäten in dem Gange der sich aufrichtenden Monarchie notwendig begriffen war: so dörfen wir nicht in Palästina suchen, was uns im Strom der Veränderungen Europas nach hellen Veranlassungen zuschwimmt. Auf einer heiligen Narrheit beruht schwerlich das dauerhafte System Europas.

5) Auch Künste und Wissenschaften wurden von den eigentlichen Kreuzfahrern auf keine Weise befördert. Die liederlichen Heere, die zuerst nach Palästina zogen, hatten keinen Begriff derselben und konnten ihn weder in den Vorstädten von Konstantinopel noch in Asien von Türken und Mamluken erhalten. Bei

[1] Gemeinden. — [2] Freilassung.

den späteren Feldzügen darf man nur die geringe Zeit bedenken, in welcher die Heere dort waren, die Drangsale, unter welchen sie diese wenige Zeit oft nur an den Grenzen des Landes zubrachten, um dem glänzenden Traum mitgebrachter großer Entdeckungen zu entsagen. Die Pendeluhr, die Kaiser Friedrich II. von Meledin[1] zum Geschenk erhielt, brachte noch keine Gnomonik[2], die griechischen Paläste, die die Kreuzfahrer in Konstantinopel anstauneten, noch keine bessere Baukunst nach Europa. Einige Kreuzfahrer, insonderheit Friedrich I. und II., wirkten zur Aufklärung mit[3]; jener aber that es, ehe er das Morgenland sah, und diesem war nach seinem kurzen Aufenthalt daselbst diese Reise nur ein neuer Antrieb, in seiner längsterwiesenen Regierungsart fortzuwirken. Keiner der geistlichen Ritterorden hat Aufklärung nach Europa gebracht oder dieselbe befördert.

Es schränket sich also, was hiebei für die Kreuzzüge gesagt werden kann, auf wenige Veranlassungen ein, die zu andern

---

[1] Sultan Meleddin oder Malek-el-Kamil von Ägypten (vgl. S. 512, Anm. 3). Nach der Beschreibung bei Trithemius war diese Uhr, die als die vollkommenste ihrer Zeit geschildert wird, eine künstliche astronomische Uhr. — [2] Der Teil der angewandten Mathematik, der aus den von den Himmelskörpern, namentlich der Sonne, geworfenen Schatten die Zeit bestimmt und Höhen mißt. — [3] Herder denkt wohl an die Festigkeit, mit welcher Friedrich I. den Übergriffen des Papsttums entgegentrat, z. B. schon 1157 in seinem durch die Synode von Besançon veranlaßten Manifest, das begann: „Da die göttliche Macht, von der alle Gewalt im Himmel und auf Erden ist, Uns, ihrem Geweihten, Königtum und Kaisertum zur Regierung übergeben und die Erhaltung des kirchlichen Friedens durch kaiserliche Waffen aufgetragen hat, sehen Wir Uns nicht ohne tiefe Bekümmernisse genötigt, Eurer Liebe zu klagen, daß von dem Haupte der heiligen Kirche, welcher Christus den Stempel seines Friedens und seiner Liebe aufgeprägt hat, Veranlassung zum Zwiespalt gegeben, Saaten des Bösen, giftige Keime verderblicher Krankheit ausgestreut scheinen, wodurch, wenn Gott es nicht abwendet, der ganze Leib der Kirche befleckt, die Eintracht zerrissen, eine Spaltung zwischen Kirche und Reich herbeigeführt werden wird" (Wilhelm von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. 5, Abt. 1, S. 124, Leipz. 1880). Auch mit den Ronkalischen Beschlüssen des Jahres 1158, nach denen der Kaiser, beraten von den Juristen der Universität Bologna, die Verhältnisse der oberitalischen Städte zum Königtum nach dem römischen Recht regeln wollte, eilte er der feudalständischen Entwickelung weit voraus. — Friedrich II. war auf Sizilien früh mit der arabisch-morgenländischen Philosophie wie mit weltlicher Dichtung vertraut geworden, ließ im letzten Jahrzwölft seines Lebens (1239—1250) manche Streitschrift gegen das Papsttum veröffentlichen und war seiner Zeit mit seiner Weltanschauung ebensoweit voraus wie mit der Einrichtung seiner sizilischen Monarchie und ihres stehenden Heeres.

schon vorhandenen trafen und sonach diese wider ihren Willen mit befördern mußten.

1) Die Menge reicher Vasallen und Ritter, die in den ersten Feldzügen nach dem heiligen Lande zogen und einem großen Teil nach nicht wiederkamen, veranlaßte, daß ihre Güter verkauft wurden oder mit andern zusammenfielen. Dies nutzte, wer es nutzen konnte, die Lehnherren, die Kirche, die schon vorhandenen Städte, jeder nach seiner Weise; der Lauf der Dinge zu Befestigung der königlichen Macht durch die Errichtung eines Mittelstandes ward dadurch zwar nicht angefangen, aber befördert und beschleunigt.

2) Man lernte Länder, Völker, Religionen und Verfassungen kennen, die man sonst nicht kannte; der enge Gesichtskreis erweiterte sich; man bekam neue Ideen, neue Triebe. Jetzt bekümmerte man sich um Dinge, die man sonst würde vernachlässigt haben, brauchte besser, was man in Europa längst besaß; und da man die Welt weiter fand, als man geglaubt hatte, so ward man auch nach der Kenntnis des Entfernten neugierig. Die gewaltigen Eroberungen, die Dschingis-Chan[1] im nördlichen und östlichen Asien machte, zogen die Blicke am meisten nach der Tatarei hin, in welche Mark Polo, der Venetianer, Rubruquis, der Franzose, und Johann de Plano-Carpino, ein Italiener, in ganz verschiedenen Absichten reiseten: der erste des Handels, der zweite einer königlichen Neugierde, der dritte, vom Papst geschickt, der Bekehrung dieser Völker wegen.[2] Notwendig also hangen auch diese Reisen mit den Kreuzzügen nicht zusammen; denn vor-

[1] Vgl. S. 256, Anm. 4. — [2] Marco Polo (etwa 1255—1323) verbreitete die erste Kunde von China, die er durch langjährigen Aufenthalt im Dienste des Mongolenchans Kublai gewonnen hatte, in seinen „Navigazioni e Viaggi", die in lateinischer Übersetzung Andreas Müller 1671 zu Berlin herausgab. Er zog mit seinem Vater Niccolò und seinem Oheim Matteo denselben Weg, den vor ihm der Franziskaner Wilhelm Ruisbroek (Rubruquis) gewählt hatte, als er 1253 bis zum Tatarenfürsten Sartach nach Karakorum, der Hauptstadt des Dschingis-Chans im Quellgebiet des Amur, gekommen war. Als Antwort auf die Bitte um Missionserlaubnis hatte Ruisbroek aber nur den Auftrag erhalten, Ludwig XI. von Frankreich drei Christen zuzuführen, die sich damals in Sartachs Lande aufhielten.

und nachher ist man gereiset. Der Orient selbst ist uns durch diese Züge weniger bekannt worden, als man hätte wünschen mögen; die Nachrichten der Morgenländer über ihn auch in dem Zeitpunkt, da Syrien von Christen wimmelte, bleiben uns noch unentbehrlich.

3) Endlich lernte auf diesem heiligen Tummelplatz Europa sich untereinander selbst kennen, obgleich nicht auf die ersprießlichste Weise. Könige und Fürsten brachten von dieser näheren Bekanntschaft meistens einen unaustilgbaren Haß gegeneinander nach Hause; insonderheit empfingen die Kriege zwischen England und Frankreich[1] dadurch neue Nahrung. Der böse Versuch, daß eine Christenrepublik gegen Ungläubige vereint streiten könne und möge, berechtigte zu solchen Kriegen auch in Europa und hat sie nachher in andre Weltteile verbreitet. Unleugbar ist's indessen, daß, indem die europäischen Nachbarn ihre gegenseitige Stärke und Schwäche näher sahen, damit im Dunkeln eine allgemeinere Staatskunde und ein neues System der Verhältnisse in Kriegs- und Friedenszeiten gegründet ward. Nach Reichtum, Handel, Bequemlichkeit und Üppigkeit war jedermann lüstern, weil ein rohes Gemüt diese in der Fremde leicht liebgewinnet und an andern beneidet. Die wenigsten, die aus Orient zurückkamen, konnten sich fortan in die europäische Weise finden; selbst ihren Heldenmut ließen viele dort zurück, ahmten das Morgenland im Abendlande ungeschickt nach oder sehnten sich wieder nach Abenteuern und Reisen. Überhaupt kann eine Begebenheit nur so viel wirkliches und bleibendes Gute hervorbringen, als Vernunft in ihr liegt.

Unglücklich wäre es für Europa gewesen, wenn zu eben der Zeit, da seine zahlreiche Mannschaft in einem Winkel Syriens um das heilige Grab stritt, die Eroberung Dschingis-Chans sich früher und mit mehrerer Kraft nach Westen gewandt hätte. Wie Rußland und Polen wäre unser Weltteil vielleicht ein Raub der

[1] Vgl. S. 407, Anm. 5.

Mogolen worden, und seine Nationen hätten sodann mit Pilgerstäben in der Hand als Bettler ausziehen mögen, um am heiligen Grabe zu beten. Lasset uns also von dieser wilden Schwärmerei hinweg nach Europa zurücksehen, wie sich in ihm nach einem durcheinandergreifenden Lauf der Dinge die sittliche und politische Vernunft der Menschen allmählich aufhellet und bildet

IV.

Kultur der Vernunft in Europa.

In den frühesten Zeiten des Christentums bemerkten wir zahlreiche Sekten, die durch eine sogenannte morgenländische Philosophie das System der Religion erklären, anwenden und läutern wollten; sie wurden als Ketzer unterdrückt und verfolget. Am tiefsten schien die Lehre des Manes[1] einzugreifen, die mit der alten persischen Philosophie nach Zoroasters (Zerduscht) Weise zugleich ein Institut sittlicher Einrichtung verband und als eine thätige Erzieherin ihrer Gemeinen wirken wollte. Sie ward noch mehr verfolgt als theoretische Ketzereien und rettete sich ostwärts in die tibetanische, westlich in die armenische Gebirge, hie und da auch in europäische Länder, wo sie allenthalben ihr asiatisches Schicksal vorfand. Längst glaubte man sie unterdrückt, bis sie in den dunkelsten Zeiten aus einer Gegend, aus welcher man's am wenigsten vermutete, wie auf ein gegebnes Zeichen hervorbrach[2] und auf einmal in Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Deutschland einen entsetzlichen Aufruhr machte. Aus der Bulgarei kam sie hervor[3], einer barbari-

[1] Vgl. S. 325, Anm. 1. — [2] Herder denkt wohl an die Ausartung der ursprünglich rein religiösen Bewegung der Geißler oder Flagellanten, die sich 1349—50 von Südosten her durch Deutschland bewegten, sich blutig zerfleischend umherzogen, überall Scheu und Verwunderung erweckten und viel Anhang, freilich bald überwiegend unter entartetem Gesindel, fanden. — [3] Gegenüber der früher verbreiteteren Annahme solchen Zusammenhangs mit den Bogomilen (vgl. S. 340, Anm. 3) und den verwandten Paulicianern und Manichäern (vgl. S. 325, Anm. 1) bemerkt C. A. Schmidt, Geschichte von Franken, Bd. 1, S. 450 (Hamb. 1835): „Es geht dies

schen Provinz, um welche sich die griechische und römische Kirche lange gezankt hatte[1]; da war unsichtbar ihr Oberhaupt, das, anders als der römische Papst, Christo in Armut ähnlich zu sein vorgab. Geheime Missionen gingen in alle Länder und zogen den gemeinen Mann, insonderheit fleißige Handwerker und das unterdrückte Landvolk, aber auch reiche Leute, Grafen und Edle, besonders die Frauen, mit einer Macht an sich, die auch der ärgsten Verfolgung und dem Tode trotzte. Ihre stille Lehre, die lauter menschliche Tugenden, insonderheit Fleiß, Keuschheit und Eingezogenheit, predigte und sich ein Ziel der Vollkommenheit vorsteckte, zu welchem die Gemeine mit strengen Unterschieden geführt werden sollte, war das lauteste Feldgeschrei gegen die herrschenden Greuel der Kirche. Besonders griff sie die Sitten der Geistlichen, ihre Reichtümer, Herrschsucht und Ausgelassenheit an, verwarf die abergläubigen Lehren und Gebräuche, deren unmoralische Zauberkraft sie leugnete und statt aller derselben einen einfachen Segen durch Auflegung der Hände und einen Bund der Glieder unter ihren Vorstehern, den Vollkommenen, anerkannte. Die Verwandlung des Brots, Kreuz, Messe, Fegefeuer, die Fürbitte der Heiligen, die einwohnenden Vorzüge der römischen Priesterschaft waren ihnen Menschensatzungen und Gedichte; über den Inhalt der Schrift, insonderheit des Alten Testaments, urteilten sie sehr frei und führeten alles auf Armut, Reinheit des Gemütes und Körpers, auf stillen Fleiß, Sanftmut und Gutherzigkeit zurück, daher sie auch in mehreren Sekten bons hommes, gute Leute, genannt wurden. Bei den ältesten derselben ist der morgenländische Manichäismus unverkennbar; sie gingen

[Sektenwesen] in den verschiedensten Zeiten aus gleichen Verhältnissen hervor, und die späteren Sekten ähnlicher Art sind nicht daraus zu erklären, daß sich die früheren insgeheim fortgepflanzt haben." — [1] Die Verstimmung der konstantinopolitanischen Hierarchie gegen die römische, die namentlich durch das Auftreten des Patriarchen Photius von Konstantinopel (858—891) zur Spaltung in die griechische und die römische Kirche führte, war besonders dadurch erhöht worden, daß der von griechischen Priestern bekehrte Bulgarenkönig Bogoris von Papst Nikolaus I., dem Großen, 866 in den Verband der römischen Kirche aufgenommen worden war.

vom Streit des Lichtes und der Finsternis aus, hielten die Materie für den Ursprung der Sünde und hatten insonderheit über die sinnliche Wollust harte Begriffe; nach und nach läuterte sich ihr System. Aus Manichäern, die man auch Katharer (Ketzer), Patarener, Publikaner, passagieri[1] und nach Lokalumständen in jedem Lande anders nannte, formten einzelne Lehrer, insonderheit Heinrich und Peter de Bruis[2], unanstößigere Parteien, bis die Waldenser endlich fast alles das lehrten und mit großem Mut behaupteten, womit einige Jahrhunderte später der Protestantismus auftrat; die früheren Sekten hingegen scheinen den Wiedertäufern[3], Mennoniten[4], Böhmisten[5] und andern Parteien der neuen Zeit ähnlich. Alle breiteten sich mit so stiller Kraft, mit so überredendem Nachdruck aus, daß in ganzen Provinzen das Ansehen des geistlichen Standes äußerst fiel, zumal dieser ihnen auch im Disputieren nicht widerstehen konnte. Insonderheit waren die Gegenden der provenzalischen Sprache der Garten ihrer Blüte; sie übersetzten das Neue Testament[6] (ein damals un-

[1] Italienische Sekten des 11. und 12. Jahrhunderts, von denen die Patarener ihren Namen von Pataria, einem übelberüchtigten entlegenen Stadtteile Mailands, haben sollen. — [2] Der Franzose Peter von Bruys lehrte im 12. Jahrhundert in Languedoc, daß die Kindertaufe vergeblich sei, und daß zur Verehrung Gottes keine Kirchen nötig, Brot und Wein im Abendmahl lediglich Symbole seien. Nachdem er auch im Dauphiné und in der Provence diese Lehren fünfundzwanzig Jahre lang vertreten und mit vielen Anhängern Altäre umgestürzt, Priester mißhandelt und Kirchen zerstört hatte, wurde er 1120 bei gleichem Thun in St. Gilles von den erbitterten Katholiken ergriffen und verbrannt. Sein Nachfolger in der Führung der Sekte war Heinrich, dessen Anhänger dann im besonderen die Henricianer hießen. — [3] Eine Sekte im Reformationszeitalter, die eine nochmalige Taufe der Erwachsenen verlangte. In Sachsen, Franken und Thüringen Anhänger fand und zuletzt 1533 unter Johann von Leiden in Münster eine theokratische Pöbelherrschaft aufrichtete. — [4] Die von Simons Menno aus Witmarsum in Friesland (1492—1559) gesammelten Reste der Wiedertäufer in den Niederlanden und Norddeutschland, die als „Taufgesinnte" sich zu Gemeinden mit strenger Kirchenzucht zusammenthaten und gerichtliche Klage, Schwur und Krieg verwarfen. — [5] Die Sekte der Böhmischen oder Mährischen Brüder bildete sich seit 1467 aus den hussitisch gesinnten Anhängern Peters von Chelpiecky und war als „Brüderunität" in Böhmen und Mähren sehr verbreitet, bis sie 1620 nach der Schlacht am Weißen Berge unterdrückt wurde. — [6] Von der Übersetzung, die Petrus Waldus (vgl. S. 340, Anm. 5) 1170 durch Etienne d'Anse besorgen ließ, wie von den Übersetzungen, die 1227 für Ludwig IX. (vgl. S. 505, Anm. 5) und 1380 für Karl den Weisen hergestellt wurden, ist fast nichts erhalten. Das Hauptwerk war die „Biblo ystorians" (Historienbibel) oder, wie sie nach ihrer Grundlage, des Petrus

erhörtes Unternehmen) in diese Sprache, gaben ihre Regeln der Vollkommenheit in provenzalischen Versen[1] und wurden seit Einführung des römischen Christentums die ersten Erzieher und Bildner des Volks in seiner Landessprache.*

Dafür aber verfolgte man sie auch, wie man wußte und konnte. Schon im Anfange des eilften Jahrhunderts wurden in
1022 der Mitte von Frankreich, zu Orleans, Manichäer, unter ihnen selbst der Beichtvater der Königin[2], verbrannt; sie wollten nicht widerrufen und starben auf ihr Bekenntnis. Nicht gelinder verfuhr man mit ihnen in allen Ländern, wo die Geistlichkeit Macht üben konnte, z. B. in Italien und Süddeutschland; im südlichen Frankreich und in den Niederlanden, wo die Obrigkeit sie als fleißige Leute schützte, lebten sie lange ruhig, bis endlich nach
1200 mehreren Disputationen und gehaltenen Konzilien, als der Zorn der Geistlichen aufs höchste gebracht war, das Inquisitionsgericht gegen sie erkannt ward und, weil ihr Beschützer, Graf Raimund von Toulouse, ein wahrer Märtyrer für die gute Sache der Menschheit, sie nicht verlassen wollte, jener fürchterliche Kreuzzug[3] mit einer Summe der Grausamkeiten auf sie losbrach. Die

* Unter den Schriften über diese Sekten, die die Kirchengeschichte vollständig anführet, erwähne ich nur eines in seinem Wert ziemlich unerkannten Buchs, J. C. Füßli neue und unparteiische Ketzer- und Kirchenhistorie der mittleren Zeit, drei Teile 8°, in welchem sehr nutzbare Kollektaneen zu finden sind.[4]

Comestor (gest. 1179) „Historia scholastica“, auch hieß, die „Hystoire escolastre“ von Guyards des Moulins aus dem Jahre 1286, die dann verschiedenen Dialekten angepaßt wurde, z. B. 1350 durch Jean de Sy, 1474 durch Pierre Arrenchel, 1484 durch G. Lemenand; freilich war sie keine wörtliche originale Übersetzung. — [1] Herder meint wohl des Peter von Vernon „Enseignement d'Aristote“, ursprünglich von einem Orientalen auf des Aristoteles Namen übertragene Weisheitslehren, oder den von einem Herbert um 1260 versifizierten „Dolopathus“, eine Sammlung ursprünglich indischer Geschichten, die Geduld in Leid und Jammer lehren. — [2] Konstanzes, der zweiten Gemahlin Roberts I. — [3] Im Albigenserkriege (1209—29) war Graf Raimund VI. von Toulouse bis zu seinem Tode i. J. 1222 ein erfolgreicher Beschützer der bedrängten Katharer gegen Simon von Montfort, der zusammen mit dem Abt Arnold von Citeaux bis 1218 das erste Kreuzheer gegen sie führte. In dem zweiten Kreuzzuge gegen den seiner Länder für verlustig erklärten Raimund VII. gewann Ludwig IX. 1229 die Grafschaft Toulouse. — [4] Das Werk erschien zu Frankfurt a. M. in den Jahren 1770 –74.

wider sie gestifteten Ketzerprediger, die Dominikaner, waren ihre abscheulichen Richter, Simon von Montfort, der Anführer des Kreuzzuges, der härteste Unmensch, den die Erde kannte; und aus diesem Winkel des südlichen Frankreichs, wo die armen bons hommes zwei Jahrhunderte lang verborgen gewesen waren, zog sich das Blutgericht gegen alle Ketzer nach Spanien, Italien und in die meisten christkatholischen Länder. Daher die Verwirrung der verschiedensten Sekten der mittleren Zeit, weil sie diesem Blutgericht und dem Verfolgungsgeist der Klerisei alle gleich galten; daher aber auch ihre Standhaftigkeit und stille Verbreitung, also daß nach drei- bis fünfhundert Jahren die Reformation der Protestanten in allen Ländern noch denselben Samen fand und ihn nur neu belebte. Wiklef in England wirkte auf die Lollarden[1], wie Huß[2] auf seine Böhmen wirkte; denn Böhmen, das mit den Bulgarn eine Sprache hatte, war längst mit Sekten dieser frommen Art erfüllet gewesen. Der einmal gepflanzte Keim der Wahrheit und des entschiednen Hasses gegen Aberglauben, Menschendienst und das übermütige, ungeistliche Klerikat der Kirche war nicht mehr zu zertreten: die Franziskaner und andre Orden, die, als ein Bild der Armut und Nachahmung Christi jenen Sekten entgegengestellt, sie stürzen und aufwiegen sollten, erreichten selbst beim Volke diesen Zweck so wenig, daß sie ihm vielmehr ein neues Ärgernis wurden. Also ging auch hier der zukünftige Sturz der größesten Tyrannin, der Hierarchie, vom ärmsten Anfange, der Einfalt und Herzlichkeit, aus; zwar nicht ohne Vorurteile und Irrtümer, jedoch sprachen diese einfältigen bons hommes in manchem freier, als nachher selbst manche der Reformatoren thun mochten.

* * *

[1] Die Anhänger des englischen Reformators John Wicliff (1330–84) erhielten zum Spott den Namen der Lollharden, einer seit 1300 bestehenden englischen Gesellschaft zur Bestattung der Toten, die von der Kirche als ketzerisch verfolgt wurde. — [2] Johann Huß (1369–1415), der böhmische Reformator, dessen Verbrennung während der Kirchenversammlung zu Kostnitz die fürchterlichen Hussitenkriege von 1419 bis 1436 zur Folge hatte.

Was einenteils der gesunde Menschenverstand that, ward auf der andern Seite von der spekulierenden Vernunft zwar langsamer und feiner, doch aber nicht unwirksam befördert. In den Klosterschulen lernte man über des H. Augustinus und Aristoteles Dialektik disputieren und gewöhnte sich, diese Kunst als ein gelehrtes Turnier- und Ritterspiel zu treiben. Unbillig ist der Tadel, den man auf diese Disputierfreiheit als auf eine gar unnütze Übung der mittleren Zeiten wirft; denn eben damals war diese Freiheit unschätzbar. Disputierend konnte manches in Zweifel gezogen, durch Gründe oder Gegengründe gesichtet werden, zu dessen positiver oder praktischer Bezweifelung die Zeit noch lange nicht da war. Fing nicht die Reformation selbst noch damit an, daß man sich hinter Disputiergesetze zog und mit ihrer Freiheit schützte? Als aus den Klosterschulen nun gar Universitäten, d. i. mit päpst- und kaiserlicher Freiheit begabte Kampf- und Ritterplätze, wurden, da war ein weites Feld eröffnet, die Sprache, die Geistesgegenwart, den Witz und Scharfsinn gelehrter Streiter zu üben und zu schärfen. Da ist kein Artikel der Theologie, keine Materie der Metaphysik, die nicht die subtilsten Fragen, Zwiste und Unterscheidungen veranlaßt hätte und mit der Zeit zum feinsten Gewebe ausgesponnen wäre. Dies Spinnengewebe hatte seiner Natur nach weniger Bestandheit als jener grobe Bau positiver Traditionen, an welche man blindlings glauben sollte: es konnte, von der menschlichen Vernunft gewebt, als ihr eigenes Werk von ihr auch aufgelöset und zerstöret werden. Dank also jedem seinen Disputiergeist der mittleren Zeiten, und jedem Regenten, der die gelehrten Schlösser dieser Gespinste schuf! Wenn mancher der Disputanten aus Neid oder seiner Unvorsichtigkeit wegen verfolgt oder gar nach seinem Tode aus dem geweihten Boden ausgegraben wurde, so ging doch die Kunst im ganzen fort und hat die Sprachvernunft der Europäer sehr geschärfet.

Wie das südliche Frankreich der erste daurende Schauplatz einer aufstrebenden Volksreligion war, so ward sein nördlicher

Teil, zumal in der berühmten Pariser Schule[1], der Ritterplatz der Spekulation und Scholastik. Paschasius und Ratramnus[2] hatten hier gelebt, Scotus Erigena[3] in Frankreich Aufenthalt und Gunst gefunden, Lanfrank und Berengar, Anselm, Abelard, Petrus Lombardus, Thomas von Aquino, Bonaventura, Occam, Duns Scotus[4], die Morgensterne und Sonnen der scholastischen Philosophie, lehrten in Frankreich entweder zeitlebens oder in ihren besten Jahren; und aus allen Ländern flog alles nach Paris, diese höchste Weisheit des damaligen Zeitalters zu lernen. Wer sich in ihr berühmt gemacht hatte, gelangte zu Ehrenstellen im Staat und in der Kirche; denn auch von Staatsangelegenheiten war die Scholastik so wenig ausgeschlossen, daß jener Occam, der Philipp den Schönen und Ludwig von Bayern gegen die Päpste verteidigte, zum Kaiser sagen konnte: „Beschütze du mich mit dem Schwert; mit der Feder will ich dich beschützen." Daß sich die französische Sprache vor andern zu einer philosophischen Präzision gebildet, kommt unter andern auch davon her, daß in ihrem Vaterlande so lange und viel, so leicht und fein disputiert worden ist; denn

[1] Die Sorbonne; vgl. S. 505, Anm. 5. — [2] Benediktiner von Corbie, von denen der erste um 831 einen den Genuß des leibhaftigen Christus im Abendmahl behauptenden „Tractatus de corpore et sanguine Domini", der andere neben sonstigen Werken eine Gegenschrift gegen Paschasius' Abhandlung verfaßte. — [3] Der erste namhafte Scholastiker des 9. Jahrhunderts, um 810 in Schottland geboren, 877 in Frankreich gestorben. — [4] Lanfranc, gestorben 1089 als Erzbischof von Canterbury, vorher Mönch in Bec in der Normandie, verteidigte die orthodoxe Auffassung des Abendmahls gegen die rationalistische Berengars von Tours (gest. 1088). — Anselm (1033—1109) war Mönch und Abt zu Bec, später Erzbischof von Canterbury. — Petrus Abälardus (1079—1142) lehrte eine Zeitlang in Paris; ein Schüler von ihm war Petrus Lombardus, der 1164 als Erzbischof von Paris starb. — Thomas von Aquino (1227–74), der 1323 heilig gesprochen wurde, war der Vollender der Scholastik, besonders durch seine Kommentare zu Petrus Lombardus, seine vier Bücher „De veritate fidei catholicae contra gentiles" und seine „Summa theologiae". — Bonaventura (Johann Fidanza, von seinen Anhängern pater seraphicus genannt; 1221—74) bildete die mystische Richtung Bernhards von Clairvaux weiter aus und wirkte als Lehrer in Paris. — Johannes Duns Scotus (1274—1308), 1304—1308 Lehrer in Paris, war ein skeptischer Gegner des Thomas von Aquino; sein Schüler Wilhelm von Occam (gest. 1347), der seit Anfang des 14. Jahrhunderts ebenfalls in Paris lehrte, nahm für die Staatsgewalt gegen die Hierarchie Partei und floh, als er deswegen gebannt wurde, i. J. 1330 zu Ludwig von Bayern.

die lateinische Sprache war mit ihr verwandt, und die Bildung abstrakter Begriffe ging leicht in sie über.

* * *

Daß die Übersetzung der Schriften des Aristoteles zur feinen Scholastik mehr als alles beitrug, ist schon aus dem Ansehen klar, das sich dieser griechische Weltweise in allen Schulen Europas ein halbes Jahrtausend hin zu erhalten wußte; die Ursache aber, weswegen man mit so heftiger Neigung auf diese Schriften fiel und sie meistens von den Arabern entlehnte, liegt nicht in den Kreuzzügen, sondern im Triebe des Jahrhunderts und in dessen Denkart. Der früheste Reiz, den die Wissenschaft der Araber für Europa hatte, waren ihre mathematische Kunstwerke samt den Geheimnissen, die man bei ihnen zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens, zum Gewinn unermeßlicher Reichtümer, ja zur Kenntnis des waltenden Schicksals selbst zu finden hoffte. Man suchte den Stein der Weisen, das Elixir der Unsterblichkeit; in den Sternen las man zukünftige Dinge, und die mathematischen Werkzeuge selbst schienen Zauberinstrumente. So ging man als Kind dem Wunderbaren nach, um einst statt seiner das Wahre zu finden, und unternahm dazu die beschwerlichsten Reisen. Schon im eilften Jahrhundert hatte Konstantin, der Afrikaner[1], von Karthago aus 39 Jahre lang den Orient durchstreift, um die Geheimnisse der Araber in Babylonien, Indien, Ägypten zu sammlen; er kam zuletzt nach Europa und übersetzte als Mönch zu Monte Cassino aus dem Griechischen und Arabischen viele, insonderheit zur Arzneikunst dienende Schriften. Sie kamen, so schlecht die Übersetzung sein mochte, in vieler Hände, und durch

[1] Als Konstantin von Karthago (daher auch Constantinus Africanus genannt) nach seiner Rückkehr von der oben erwähnten Reise der Zauberei verdächtigt wurde, floh er nach Salerno, und hier, von Herzog Robert gern aufgenommen, vervollkommnete er die medizinische Schule und begründete ihren großen Ruf. Er starb 1087 im benachbarten Kloster Monte Cassino. Unter seinen medizinischen Schriften sind namentlich die Übersetzungen des Galen (vgl. S. 66, Anm. 1) und des Hippokrates (vgl. S. 119, Anm. 1) zu nennen.

die arabische Kunst hob sich zu Salerno die erste Schule der Arzneiwissenschaft mächtig empor. Aus Frankreich und England gingen die Wißbegierige nach Spanien, um den Unterricht der berühmtesten arabischen Lehrer selbst zu genießen; sie kamen zurück, wurden für Zauberer angesehen, wie sie sich denn auch selbst mancher geheimen Künste als Zaubereien rühmten. Dadurch gelangten Mathematik, Chemie, Arzneikunde teils in Schriften, teils in Entdeckungen und Proben der Ausübung auf die berühmtesten Schulen Europas. Ohne Araber wäre kein Gerbert, kein Albertus Magnus, Arnold von Villa Nova, kein Roger Baco, Raimund Lull[1] u. a. entstanden: entweder hatten sie in Spanien von ihnen selbst oder aus ihren Schriften gelernet. Selbst Kaiser Friedrich II., der zur Übersetzung arabischer Schriften und zum Aufleben jeder Wissenschaft unermüdlich beitrug, liebte diese nicht ohne Aberglauben. Jahrhundertelang erhielt sich teils die Neigung, zu reisen, teils die Sage von Reisen nach Spanien, Afrika und dem Orient, wo von stillen Weisen die herrlichsten Geheimnisse der Natur zu erlernen wären; manche geheime Orden, große Zünfte fahrender Scholastiker sind daraus entstanden, ja die ganze Gestalt der philosophischen und mathematischen Wissenschaften bis über das Jahrhundert der Reformation hinaus verrät diesen arabischen Ursprung.

* * *

Kein Wunder, daß sich an eine solche Philosophie die Mystik anschloß, die sich selbst an ihr zu einem der feinsten Systeme be-

[1] Über Gerbert (Silvester II.) vgl. S. 456, Anm. 2. — Albert von Bollstädt, 1260—62 Bischof von Regensburg, wurde wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit und bedeutenden Lehrgabe der „Große" genannt. — Arnold von Villa Nova war ein berühmter Arzt und Astronom des 14. Jahrhunderts, den die Inquisition wegen Irrlehren verfolgte und die Pariser Universität als Ketzer verurteilte. — Roger Bacon von Berulam (1214—94), berühmter Astrolog, studierte Mathematik, Mechanik, Astronomie, Optik, Chemie nach hebräischen, arabischen und griechischen Quellen. — Raymund Lullus (1234—1315) war der Erfinder der phantastischen „großen Kunst", einer Theorie der willkürlichen Kombination von Begriffen zur Widerlegung der Ungläubigen und zur Reformation der Wissenschaften; alle möglichen Kombinationen werden durch Drehung von sieben, alle Begriffe bunt durcheinander enthaltenden Kreisen um einen Mittelpunkt gewonnen.

schaulicher Vollkommenheit gebildet. Schon in der ersten christlichen Kirche war aus der neuplatonischen Philosophie in mehrere Sekten Mystik gegangen; durch die Übersetzung des falschen Dionysius Areopagita[1] kam sie nach Occident in die Klöster, manche Sekten der Manichäer nahmen an ihr teil, und sie gelangte endlich mit und ohne Scholastik unter Mönchen und Nonnen zu einer Gestalt, in welcher sich bald die spitzfindigste Grübelei der Vernunft, bald die zarteste Feinheit des liebenden Herzens offenbaret. Auch sie hat ihr Gutes bewirkt, indem sie die Gemüter vom bloßen Zeremoniendienst abzog, sie zur Einkehr in sich selbst gewöhnte und mit geistiger Speise erquickte. Einsamen, der Welt entnommenen, schmachtenden Seelen gab sie außer dieser Welt Trost und Übung, wie sie denn auch durch eine Art geistlichen Romans die Empfindungen selbst verfeinte. Sie war eine Vorläuferin der Metaphysik des Herzens, wie die Scholastik eine Vorarbeiterin der Vernunft war, und beide hielten einander die Wage. Glücklich, daß die Zeiten beinahe vorbei sind, in welchen dies Opium Arznei war und leider sein mußte!*

* * *

Die Wissenschaft der Rechte endlich, diese praktische Philosophie des Gefühls der Billigkeit und des gesunden Verstandes, hat, da sie mit neuem Licht zu scheinen anfing, mehr als Mystik und Spekulation zum Wohl Europas beigetragen und die Rechte der Gesellschaft fester gegründet. In Zeiten ehrlicher Einfalt bedarf man vieler geschriebenen Gesetze nicht, und die rohen deutschen Völker sträubeten sich mit Recht gegen die Spitzfindigkeit

* Nach allem, was Poiret[2], Arnold[3] u. a. geschrieben, fehlt uns noch eine Geschichte der Mystik, zumal der mittleren Zeit, in reinem philosophischen Sinne geschrieben.

[1] Dem Apostelschüler Dionysius Areopagita wurden die gegen Ende des 5. Jahrhunderts entstandenen neuplatonischen Schriften „Über die göttlichen Namen", „Über die mystische Theologie", „Über die himmlische Hierarchie" und „Über die kirchliche Hierarchie" zugeschrieben. — [2] Pierre Poiret (1646—1719), Bibliotheca mysticorum selecta (Amsterdam 1708). — [3] Gottfried Arnold (1666—1714), Historie und Beschreibung der mystischen Theologie (Frankfurt a. M. 1703).

römischer Sachführer; in Ländern andrer polizierten, zum Teil verdorbenen Völker wurden ihnen nicht nur eigne geschriebene Gesetze, sondern bald auch ein Auszug des römischen Rechts unentbehrlich. Und da dieser gegen eine fortgehende, mit jedem Jahrhundert wachsende päpstliche Gesetzgebung zuletzt nicht hinreichte, so war es gut, daß man auch das ganze Korpus der römischen Rechte hervorzog, damit sich der Verstand und das Urteil erklärender und thätiger Männer an ihnen übte. Nicht ohne Ursach' empfahlen die Kaiser dies Studium ihren, zumal italienischen, hohen Schulen; denn ihnen ward's eine Rüstkammer gegen den Papst; auch hatten alle entstehende Freistädte dasselbe Interesse, es gegen Papst, Kaiser und ihre kleinen Tyrannen zu gebrauchen. Unglaublich also vermehrete sich die Zahl der Rechtsgelehrten; sie waren als gelehrte Ritter, als Verfechter der Freiheit und des Eigentums der Völker an Höfen, in Städten und auf Lehrstühlen im höchsten Ansehen, und das vielbesuchte Bologna ward durch sie die gelehrte Stadt. Was Frankreich in der Scholastik war, ward Italien durch Emporbringung der Rechte; das altrömische und das kanonische Recht wetteiferten miteinander; mehrere Päpste selbst waren die rechtsgelehrtesten Männer. Schade, daß die Erweckung dieser Wissenschaft noch auf Zeiten traf, in welchen man die Quellen unrein fand und den Geist des alten römischen Volks nur durch einen trüben Nebel entdeckte. Schade, daß die grübelnde Scholastik sich auch dieser praktischen Wissenschaft anmaßte und die Aussprüche der verständigsten Männer zu einem verfänglichen Wortgespinst machte. Schade endlich, daß man ein Hülfsstudium[1], eine Übung der Urteilskraft nach dem Muster der größesten Verstandesmänner des Altertums, zur positiven Norm, zu einer Bibel der Gesetze in allen, auch den neuesten und unbestimmtesten Fällen annahm. Damit ward jener Geist der Schikane eingeführt, der den Charakter fast aller europäischer Nationalgesetzgebungen mit der Zeit beinahe

[1] Die vor allem auf Aristoteles gegründete (scholastische) Logik.

ausgelöscht hätte. Barbarische Büchergelehrsamkeit trat an die Stelle lebendiger Sachkenntnis, der Rechtsgang ward ein Labyrinth von Förmlichkeiten und Wortgrübeleien; statt eines edeln Richtersinnes ward der Scharfsinn der Menschen zu Kunstgriffen geschärfet, die Sprache des Rechts und der Gesetze fremde und verwirret gemacht, ja endlich mit der siegenden Gewalt der Oberherren ein falsches Regentenrecht über alles begünstigt. Die Folgen davon haben auf lange Zeiten gewirket.

* * *

Traurig wird der Anblick, wenn man den Zustand des in Europa wieder erwachenden Geistes mit einigen ältern Zeiten und Völkern vergleichet. Aus einer rohen und dumpfen Barbarei, unter dem Druck geist- und weltlicher Herrschaft geht alles Gute furchtsam hervor; hier wird das beste Samenkorn auf hartem Wege zertreten oder von Raubvögeln geholet; dort darf es sich unter Dornen nur mühsam emporarbeiten und erstickt oder verdorret, weil ihm der wohlthätige Boden alter Einfalt und Güte fehlet. Die erste Volksreligion kommt unter verfolgten, zum Teil schwärmenden Ketzern, die Philosophie auf Hörsälen streitender Dialektiker, die nützlichsten Wissenschaften als Zauberei und Aberglaube, die Lenkung menschlicher Empfindungen als Mystik, eine bessere Staatsverfassung als ein abgetragener, geflickter Mantel einer längst verlebten, ganz ungleichartigen Gesetzgebung zum Vorschein; hiedurch soll Europa sich aus dem verworrensten Zustande hervorheben und neu bilden. Was indessen dem Boden der Kultur an lockerer Tiefe, den Hülfsmitteln und Werkzeugen an Brauchbarkeit, der Lust an Heiterkeit und Freiheit entging, ersetzt vielleicht der Umfang des Gefildes, das bearbeitet, der Wert der Pflanze, die erzogen werden sollte. Kein Athen oder Sparta: Europa soll hier gebildet werden; nicht zur Kalokagathie[1] eines griechischen Weisen oder Künstlers, sondern

[1] Vereinigung von körperlicher Anmut und Gewandtheit mit innerer Tüchtigkeit. Vgl. Bd. 1, S. 6, und SWS, Bd. 1, S. 298—307.

zu einer Humanität und Vernunft, die mit der Zeit den Erdball umfaßte. Lasset uns sehen, was dazu für Veranstaltungen gemacht, was für Entdeckungen ins Dunkel der Zeiten hingestreuet wurden, damit sie die Folgezeit reifte.

V.

Anstalten und Entdeckungen in Europa.

1) Die Städte sind in Europa gleichsam stehende Heerlager der Kultur, Werkstätten des Fleißes und der Anfang einer bessern Staatshaushaltung geworden, ohne welche dies Land noch jetzt eine Wüste wäre. In allen Ländern des römischen Gebiets erhielt sich in und mit ihnen ein Teil der römischen Künste, hier mehr, dort minder; in Gegenden, die Rom nicht besessen hatte, wurden sie Vormauern gegen den Andrang neuer Barbaren, Freistätten der Menschen, des Handels, der Künste und Gewerke. Ewiger Dank den Regenten, die sie errichteten, begabten und schirmten; denn mit ihnen gründeten sich Verfassungen, die dem ersten Hauch eines Gemeingeistes Raum gaben; es schufen sich aristokratisch-demokratische Körper, deren Glieder gegen- und übereinander wachten, sich oft befeindeten und bekämpften, eben dadurch aber gemeinschaftliche Sicherheit, wetteifernden Fleiß und ein fortgehendes Streben nicht anders als befördern konnten. Innerhalb der Mauer einer Stadt war auf einen kleinen Raum alles zusammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfindung, Arbeitsamkeit, Bürgerfreiheit, Haushaltung, Polizei und Ordnung wecken und gestalten konnte; die Gesetze mancher Städte sind Muster bürgerlicher Weisheit. Edle sowohl als Gemeine genossen durch sie des ersten Namens gemeinschaftlicher Freiheit, des Bürgerrechtes. In Italien entstanden Republiken, die durch ihren Handel weiter langten, als Athen und Sparta je gelangt hatten; diesseit der Alpen gingen nicht nur einzelne Städte durch Fleiß und Handel hervor, sondern es knüpften sich auch Bünd-

nisse derselben, ja zuletzt ein Handelsstaat[1] zusammen, der über das Schwarze, Mittelländische, Atlantische Meer, über die Nord- und Ostsee reichte. In Deutschland und den Niederlanden, in den nordischen Reichen, Polen, Preußen, Ruß- und Liefland, lagen diese Städte, deren Fürstin Lübeck war, und die größesten Handelsörter in England, Frankreich, Portugal, Spanien und Italien gesellten sich zu ihnen — vielleicht der wirksamste Bund, der je in der Welt gewesen. Er hat Europa mehr zu einem Gemeinwesen gemacht als alle Kreuzfahrten und römische Gebräuche; denn über Religions- und Nationalunterschiede ging er hinaus und gründete die Verbindung der Staaten auf gegenseitigen Nutz, auf wetteifernden Fleiß, auf Redlichkeit und Ordnung. Städte haben vollführt, was Regenten, Priester und Edle nicht vollführen konnten und mochten: sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes Europa.

2) Die Zünfte in den Städten, so lästig sie oft der Obrigkeit, ja der wachsenden Kunst wurden, waren als kleine Gemeinwesen, als verbündete Körper, wo jeder für alle, alle für jeden standen, zu Erhaltung redlichen Gewerbes, zu besserer Bearbeitung der Künste, endlich zur Schätzung und Ehre des Künstlers selbst damals unentbehrlich. Durch sie ist Europa die Verarbeiterin aller Erzeugnisse der Welt worden und hat sich dadurch als der kleinste und ärmste Weltteil die Übermacht über alle Weltteile erworben. Seinem Fleiß ist es Europa schuldig, daß aus Wolle und Flachs, aus Hanf und Seide, aus Haaren und Häuten, aus Leim und Erden, aus Steinen, Metallen, Pflanzen, Säften und Farben, aus Asche, Salzen, Lumpen und Unrat Wunderdinge hervorgebracht sind, die wiederum als Mittel zu andern Wunderdingen dienten und dienen werden. Ist die Geschichte der Erfindungen das größeste Lob des menschlichen Geistes, so sind Zünfte und Gilden die Schulen derselben gewesen, indem durch Vereinzelung der Künste und regelmäßige Ordnung des

[1] Die Hansa.

Erlernens, selbst durch den Wetteifer mehrerer gegeneinander und durch die liebe Armut Dinge hervorgebracht sind, die die Gunst der Regenten und des Staats kaum kannte, selten beförderte oder belohnte, fast nimmer aber erweckte. Im Schatten eines friedlichen Stadtregiments gingen sie durch Zucht und Ordnung hervor; die sinnreichsten Künste entstanden aus Handarbeiten, aus Gewerken, deren Gewand sie, zumal diesseit der Alpen, nicht zu ihrem Schaden, lange Zeit an sich getragen haben. Lasset uns also auch jene Förmlichkeiten und Lehrstaffeln jeder solchen praktischen Ordnung nicht verlachen oder bemitleiden: an ihnen erhielt sich das Wesen der Kunst und die Gemeinehre der Künstler. Der Mönch und Ritter bedorfte der Lehrgrade weit minder als der thätige Arbeiter, bei welchem die ganze Genossenschaft gleichsam den Wert seiner Arbeit verbürgte; denn allem, was Kunst ist, steht nichts so sehr als Pfuscherei, Mangel des Gefühls an Meisterehre entgegen; mit diesem geht die Kunst selbst zu Grunde.

Ehrwürdig sei'n uns also die Meisterwerke der mittleren Zeit, die vom Verdienst der Städte um alles, was Kunst und Gewerb ist, zeugen. Die gotische Baukunst wäre nie zu ihrer Blüte gelanget, wenn nicht Republiken und reiche Handelsstädte mit Domkirchen und Rathäusern so gewetteifert hätten wie einst die Städte der Griechen mit Bildsäulen und Tempeln.[1] In jeder derselben bemerken wir, woher ihr Geschmack Muster nahm, und wohin sich damals ihr Verkehr wandte: Venedig und Pisa haben in ihren ältesten Gebäuden eine andre Bauart als Florenz oder Mailand. Die Städte diesseit des Gebirges folgeten diesen oder andern Mustern; im ganzen aber wird die bessere gotische Baukunst am meisten aus der Verfassung der Städte und dem Geist der Zeiten erklärbar. Denn wie Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie; auch auswärts gesehene Muster können sie nur nach ihrer Art anwenden, da jeder Vogel nach Gestalt

[1] Vgl. S. 124, Z. 4—12.

und Lebensweise sein Nest bauet. An Klöstern und Ritterkastellen wäre die kühnste und zierlichste gotische Baukunst nie geworden: sie ist das Prachteigentum der öffentlichen Gemeine. Desgleichen tragen die schätzbarsten Kunstwerke der mittlern Zeit in Metallen, Elfenbein oder auf Glas, Holz, in Teppichen und Kleidern das Ehrenschild der Geschlechter, der Gemeinheiten und Städte, weshalb sie auch meistens dauernden Wert in sich haben, und sind mit Recht ein unveräußerliches Besitztum der Städte und Geschlechter. So schrieb der Bürgerfleiß auch Chroniken auf, in welchen freilich dem Schreibenden sein Haus, sein Geschlecht, seine Zunft und Stadt die ganze Welt ist; desto inniger aber nimmt er mit Geist und Herz an ihnen Anteil, und wohl den Ländern, deren Geschichte aus vielen dergleichen und nicht aus Mönchschroniken hervorgeht! Auch die römische Rechtsgelehrsamkeit ist zuerst durch die Ratgeber der Städte kräftig und weise beschränkt worden, sonst würde sie die besten Statuten und Rechte der Völker zuletzt verdränget haben.

3) Die Universitäten waren gelehrte Städte und Zünfte; sie wurden mit allen Rechten derselben als Gemeinwesen eingeführt und teilen die Verdienste mit ihnen. Nicht als Schulen, sondern als politische Körper schwächten sie den rohen Stolz des Adels, unterstützten die Sache der Regenten gegen die Anmaßungen des Papstes und öffneten statt des ausschließenden Klerus einem eignen gelehrten Stande zu Staatsverdiensten und Ritterehren den Weg. Nie sind vielleicht Gelehrte mehr geachtet worden als in den Zeiten, da die Dämmerung der Wissenschaften anbrach; man sahe den unentbehrlichen Wert eines Gutes, das man so lange verachtet hatte, und indem eine Partei das Licht scheuete, nahm die andre an der aufgehenden Morgenröte desto mehr Anteil. Universitäten waren Festungen und Bollwerke der Wissenschaft gegen die streitende Barbarei des Kirchendespotismus; einen halb unerkannten Schatz bewahreten sie wenigstens für bessere Zeiten. Nach Theodorich, Karl dem Großen und Alfred wollen wir also vorzüglich die Asche Kaiser Friedrichs II.

ehren, der bei zehn andern Verdiensten auch Universitäten in jenen Gang brachte, in welchem sie sich zeither, lange nach dem Muster der pariſiſchen Schule, fortgebildet haben.[1] Auch in dieſen Anſtalten iſt Deutſchland gleichſam der Mittelpunkt von Europa geworden; in ihm gewannen die Rüſtkammern und Vorratshäuſer der Wiſſenſchaften nicht nur die feſteſte Geſtalt, ſondern auch den größeſten innern Reichtum.

4) Endlich nennen wir nur einige Entdeckungen, die, in Ausübung gebracht, die mächtigſten Anſtalten für die Zukunft wurden. Die Magnetnadel, eine Leiterin der Schiffahrt, kam wahrſcheinlich durch die Araber nach Europa und durch die Amalfitaner bei ihrem frühen Handelsverkehr mit jenen zuerſt in Gebrauch; mit ihr war den Europäern gleichſam die Welt gegeben. Frühe ſchon wagten ſich die Genueſen das Atlantiſche Meer hinunter; nachher beſaßen die Portugieſen nicht vergeblich die weſtlichſten Küſten der Alten Welt. Sie ſuchten und fanden den Weg um Afrika und veränderten damit den ganzen indiſchen Handel, bis ein andrer Genueſe[2] die zweite Halbkugel entdeckte und damit alle Verhältniſſe unſres Weltteils umformte. Das kleine Werkzeug dieſer Entdeckungen kam mit dem Anbruch der Wiſſenſchaften nach Europa.

Das Glas, eine frühe Ware der Aſiaten, die man einſt mit Gold aufwog, iſt in den Händen der Europäer mehr als Gold worden. War es Salvino[3] oder ein andrer, der die erſte Brille 1258
ſchliff: er begann damit ein Werkzeug, das einſt Millionen himmliſcher Welten entdecken, die Zeit und Schiffahrt ordnen, ja überhaupt die größeſte Wiſſenſchaft[4] befördern ſollte, deren ſich der

[1] Friedrich II. (vgl. S. 411, Anm. 9) förderte beſonders die Univerſitäten zu Salerno und Neapel, und nach dem Muſter der Pariſer Sorbonne (vgl. S. 505, Anm. 5) ſind dann die erſten deutſchen Hochſchulen entſtanden, und zwar in der Reihenfolge: Prag 1346, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409. — [2] Chriſtoph Kolumbus (Chriſtoforo Colombo) aus Savona bei Genua (1446—1506), der Entdecker Amerikas (1492). — [3] In einer Grabſchrift zu Florenz vom Jahre 1317 wurde ein Salvino degli Armati als Erfinder der Brille bezeichnet; doch ſpricht ſchon Roger Bacon von Verulam (vgl. S. 529, Anm. 1) ausführlich von geſchliffenen Vergrößerungsbrillen. — [4] Die Aſtronomie, der Galilei (1564—1642) durch die Erfindung des Fernrohrs erſt eine

menschliche Geist rühmet. Über die Eigenschaften des Lichts und beinahe jedes Naturreiches sann schon Roger Baco, der Franziskanermönch, in seiner Zelle wunderbare Dinge aus, die ihm in seinem Orden mit Haß und Gefängnis belohnt, in hellern Zeiten aber von andern glücklicher verfolgt wurden. Der erste Morgenstrahl des Lichts in der Seele dieses bewundernswürdigen Mannes zeigte ihm eine neue Welt am Himmel und auf Erden.

Das Schießpulver, ein mörderisches und dennoch im ganzen wohlthätiges Werkzeug, kam auch durch die Araber, entweder schon im Gebrauch oder wenigstens in Schriften, nach Europa. Hie und da scheint es aus diesen von mehreren erfunden zu sein und ward nur langsam angewandt; denn es änderte die ganze Art des Krieges. Unglaublich viel hängt im neuen Zustande von Europa von dieser Erfindung ab, die den Rittergeist mehr als alle Konzilien besiegt, die Gewalt der Regenten mehr als alle Volksversammlungen befördert, dem blinden Metzeln persönlich erbitterter Heere gesteuret und der Kriegesart, die sie hervorbrachte, auch selbst Schranken gesetzt hat. Sie und andre chemische Erfindungen, vor allen des mörderischen Branntweins, der durch die Araber als Arznei nach Europa kam und sich als Gift nachher auf die weite Erde verbreitet hat, machen in der Geschichte unsres Geschlechts Epochen.

Ebenso das Papier, aus Lumpen bereitet, und die Vorspiele der Buchdruckerei in Spielkarten und andern Abdrücken unbeweglicher Charaktere. Zu jenem gaben wahrscheinlich die Araber mit dem Baumwollen- und Seidenpapier, das sie aus Asien brachten, Anlaß; die letztgenannte Kunst ging in langsamen Schritten von einem Versuche zum andern fort, bis aus Holzschnitten die Kupferstecher- und Buchdruckerkunst mit der größesten Wirkung für unsern ganzen Weltteil wurden. Die Rechnungsziffern der Araber, die musikalischen Noten, die Guido von Arezzo[1] erfand, die Uhren, die gleichfalls aus Asien kamen, die

---

feste Grundlage gab. — [1] Guido von Arezzo, seit 1029 Prior des Kamaldu-

Ölmalerei, eine alte deutsche Erfindung, und was sonst hie und da an nützlichen Werkzeugen noch vor dem Anbruch der Wissenschaften ausgedacht oder angenommen und nachgeahmt worden, ward im großen Treibhause des europäischen Kunstfleißes fast immer ein Samenkorn neuer Dinge und Begebenheiten für die Zukunft.

VI.

Schlußanmerkung.

Wie kam also Europa zu seiner Kultur und zu dem Range, der ihm damit vor andern Völkern gebühret? Ort, Zeit, Bedürfnis, die Lage der Umstände, der Strom der Begebenheiten drängte es dahin; vor allem aber verschaffte ihm diesen Rang ein Resultat vieler gemeinschaftlichen Bemühungen, sein eigner Kunstfleiß.

1) Wäre Europa reich wie Indien, undurchschnitten wie die Tatarei, heiß wie Afrika, abgetrennt wie Amerika gewesen, es wäre, was in ihm geworden ist, nicht entstanden. Jetzt half ihm auch in der tiefsten Barbarei seine Weltlage wieder zum Licht; am meisten aber nutzten ihm seine Ströme und Meere. Nehmet den Dnieper, den Don und die Düna, das Schwarze, Mittelländische, Adriatische und Atlantische Meer, die Nord- und Ostsee mit ihren Küsten, Inseln und Strömen hinweg, und der große Handelsverein[1], durch welchen Europa in seine bessere Thätigkeit gesetzt ward, wäre nicht erfolget. Jetzt umfaßten die beiden großen und reichen Weltteile, Asien und Afrika, diese ihre ärmere, kleinere Schwester; sie sandten ihr Waren und Erfindungen von den äußersten Grenzen der Welt, aus Gegenden der frühesten, längsten Kultur zu und schärften damit ihren Kunstfleiß, ihre eigne Erfindung. Das Klima in Europa, die Reste der alten Griechen- und Römerwelt kamen dem allen zu Hülfe; mithin ist

lenserklosters zu Avellano, soll das Notensystem der auf und zwischen fünf Linien geschriebenen Punkte oder Quadrate erfunden haben. — [1] Die Hansa.

auf Thätigkeit und Erfindung, auf Wissenschaften und ein gemeinschaftliches, wetteiferndes Bestreben die Herrlichkeit Europas gegründet.

2) Der Druck der römischen Hierarchie war vielleicht ein notwendiges Joch, eine unentbehrliche Fessel für die rohen Völker des Mittelalters; ohne sie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht oder gar eine mogolische Wüste worden. Als Gegengewicht verdienet sie also ihr Lob; als erste und fortdaurende Triebfeder hätte sie Europa in einen tibetanischen Kirchenstaat verwandelt. Jetzt brachten Druck und Gegendruck eine Wirkung hervor, an welche keine der beiden Parteien dachte; Bedürfnis, Not und Gefahr trieben zwischen beiden einen dritten Stand hervor, der gleichsam das warme Blut dieses großen wirkenden Körpers sein muß, oder der Körper geht in Verwesung. Dies ist der Stand der Wissenschaft, der nützlichen Thätigkeit, des wetteifernden Kunstfleißes; durch ihn ging dem Ritter- und Pfaffentum die Epoche ihrer Unentbehrlichkeit notwendig, aber nur allmählich zu Ende.

3) Welcher Art die neue Kultur Europas sein konnte, ist aus dem Vorhergehenden auch sichtbar. Nur eine Kultur der Menschen, wie sie waren und sein wollten, eine Kultur durch Betriebsamkeit, Wissenschaften und Künste. Wer dieser nicht bedorfte, wer sie verachtete oder mißbrauchte, blieb, wer er war; an eine durch Erziehung, Gesetze und Konstitution der Länder allgemein durchgreifende Bildung aller Stände und Völker war damals noch nicht zu gedenken — und wenn wird daran zu gedenken sein? Indessen geht die Vernunft und die verstärkte gemeinschaftliche Thätigkeit der Menschen ihren unaufhaltbaren Gang fort und siehet's eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beste nicht zu früh reifet.

Anmerkungen des Herausgebers.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (S. 1—540).

Zu Grunde gelegt wurde:

A = Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Johann Gottfried Herder. Riga und Leipzig, bei Johann Friedrich Hartknoch (vier Teile: 1784, 1785, 1787, 1791).

Für Buch 4 wurden außerdem Bernhard Suphans Mitteilungen über Lesarten und Entwürfe in *SWS*, Bd. 13 (*H* = Herders Originalhandschrift), benutzt, und für Fälle zweifelhafter Lesarten wurde verglichen:

B = J. G. v. Herders sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Carlsruhe, im Bureau der deutschen Classiker. 1820. Dritter bis sechster Teil = Ideen, Bd. 1, 2, 3, 4.

Wir vermerken noch die im Folgenden mehrfach angeführten Werke:

Dionysius von Halikarnaß = Dionysius von Halikarnaß, *Ρωμαικὴ ἀρχαιολογία*, herausgegeben von Adolf Kießling (Leipz. 1860—70, 4 Bde.).

Kühnemann = Dr. Eugen Kühnemanns Ausgabe der „Ideen" in Kürschners „Deutscher National-Litteratur", Bd. 77 (Stuttgart o. J.).

Polybius = Polybii Historiae. Edidit Fridericus Hultsch (Berl. 1867—1872, 4 Bde.).

Vellejus = Gajus Vellejus Paterculus, Historiae Romanae ad Marcum Vinicium consulem libri II. Edidit Fridericus Halm (Leipz. 1876).

S. 46, Z. 12. Mütter mit *SWS* nach *H* Mutter *AB*.

S. 48, Z. 21, 22 und 30. Herdern nötigte beim Lesen der Goethischen Abhandlung „Über den Zwischenkieferknochen" die Bewunderung für Goethes Forschungsweise den staunenden Ausruf ab: „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen!" Vgl. Haym, Bd. 2, S. 205.

S. 56, Z. 1. in der] in denen *AB SWS*.

S. 59, Z. 25. seine *AB SWS* seiner *Kühnemann* fälschlich; Hemisphäre ist vielmehr Plural; vgl. Bd. 1, S. 68°—69°.

S. 68, Z. 2. Schwülen *AB* Schwielen *SWS*.

S. 74, Z. 4. im *AB* in *SWS* nach Herders Gewohnheit in *H*.

S. 76, Z. 4. Die Bezeichnung angeborneS Automat ist wie das Folgende gegen Kant gerichtet.

S. 86, Z. 19. ehrene *SWS* nach dem ersten Abzuge von *A* eherne später in *A* und *B*.

S. 88, Z. 17. Todten *AB SWS Kühnemann*. Doch vgl. die Grundsätze für die Rechtschreibung unserer Ausgabe, Bd. 1, S. 73*, und *SWS*, Bd. 13, S. 157, Anmerkung.

S. 89, Z. 5. Winselnden *AB SWS Kühnemann*. Doch vgl. oben zu S. 88, Z. 17.

Z. 22. unverkennbar *AB Kühnemann* nicht verkennbar *Kurz* („Herders Werke", Leipz. o. J.) nicht unverkennbar *SWS* als Herdersches Versehen.

S. 91, Z. 8. eine *B SWS Kühnemann* seine *A*.

S. 123, Z. 25. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, herausgegeben von Julius Lessing, S. 207 (2. Aufl., Heidelberg 1882).

S. 127, Z. 1. ausfallen *Kühnemann* auffallen *AB*.

S. 140, Z. 21. an *AB;* vielleicht wollte Herder in schreiben.

S. 142, Z. 19. für fehlt in allen Ausgaben, was freilich vielleicht auch auf eine Herdersche Willkür in der Fügung von „gelten" zurückzuführen ist.

S. 176, Z. 13. Herder folgt der Anschauung des Dionysius von Halikarnaß, Buch 1, Kap. 28, dem die Etrusker ein Urvolk sind, während ihre Kultur von anderen auf die Zuwanderung kleinasiatischer Tyrrhener zurückgeführt wurde. Neuerdings erklärt Pauli (vgl. S. 175, Anm. 3) die Etrusker wieder für sprachlich dem pelasgischen Urvolk Kleinasiens und Griechenlands zugehörig.

S. 188, Z. 25–26. Wer bis würdig ist eine wörtliche Übersetzung von Polybius, Buch 6, Kap. 19, § 1.

S. 193, Z. 11. er *Kühnemann* nach *A* es *B* und *andere Ausgaben*.

S. 194, Z. 1–3. Die von Herder angezogene Stelle bei Polybius, Buch 6, Kap. 56, § 6–15, lautet in Übersetzung: „Der größte Vorzug des römischen Staates [vor den griechischen] scheint mir in der Anschauung über die Götter zu liegen, ja dies bei anderen Völkern geschmähte Verhalten hält meines Erachtens die römische Macht geradezu zusammen, ich meine die Gottesfurcht. Denn diese wird bei den Römern so ernst genommen und ist sowohl ins Privat- als auch ins Staatsleben so tief eingedrungen, daß keine weitere Steigerung möglich ist. Was vielen aber verwunderlich scheinen dürfte: sie haben nach meinem Urteil der Volksmasse wegen so gehandelt. Denn wenn es gegolten hätte, einen Staat von Weisen zu schaffen, so wäre vielleicht ein solches Verfahren nicht nötig gewesen. Da aber jeder Pöbel leichtsinnig und voll gesetzwidriger Gelüste, unvernünftig, leidenschaftlichen und gewaltthätigen Sinnes ist, bleibt die Furcht vor dem Unsichtbaren und derartigen Gespenstern das einzige Mittel, die Massen in Schranken zu halten. Deshalb, meine ich, haben die Alten die Vorstellungen von

den Göttern und die Wahnbilder von der Unterwelt nicht plan- und zwecklos den Massen eingeflößt, vielmehr handeln die Menschen von heute unvernünftig mit der Austreibung dieser Vorstellungen. So vermögen, von anderem zu schweigen, bei den Griechen die Verwalter der Staatsgelder, wenn ihnen auch nur ein Talent anvertraut wird, trotz zehn Kontrolleuren, ebenso vielen Stempeln und doppelt so vielen Zeugen, das ihnen geschenkte Vertrauen nicht zu rechtfertigen; bei den Römern aber beobachtet, wer in Ämtern und Gesandtschaften auch noch so große Summen unter den Händen hat, seine Pflicht. Und während man bei anderen Völkern nur selten einen Mann findet, der die Staatsgelder nicht angreift und überhaupt in solcher Hinsicht rein dasteht, ist bei den Römern selten ein Mann zu finden, der sich Entwendungen zu schulden kommen ließe."

S. 196, Z. 5–7. So nach Sallustius Crispus, Bellum Catilinae, Kap. 51, § 38.

Z. 10. Zur Fügung unter welchen u. s. w. vgl. Theodor Matthias, Sprachleben und Sprachschäden, S. 249 (2. Aufl., Leipz. 1897).

S. 212, Z. 8. Die Zahl 300,000 gibt für die im Bundesgenossenkriege (91–88 v. Chr.) Gefallenen Vellejus, Buch 2, Kap. 16, an.

Anm. 5. Daß Herder Lucius Cornelius Balbus meint, ergibt sich daraus, daß er diesen Gaditaner in dem von ihm benutzten Werke von Meierotto, „Über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik" (Teil 1, Seite 47–49, 2. Aufl., Berlin 1802; vgl. S. 215, Z. 25), unter den Beispielen für den „Mann vom Stande aus einem Geschlecht ohne Ahnen: homo novus" ausführlich behandelt fand. Die Verleihung des Bürgerrechtes an Balbus war auf Antrag des Lucius Cornelius Lentulus durch ein von Pompejus eingebrachtes Gesetz ausgesprochen worden, und Cicero verteidigte Balbus gegen die Anfechtung dieses Bürgerrechtes in der Rede „pro Balbo" im Jahre 54 v. Chr.

S. 235, Z. 14. denen *Kühnemann* mit *A* dem *B* und *andere Ausgaben*.

S. 260, Z. 3. einen *AB*.

S. 285, Z. 27–28. *A* setzt Kommata hinter Materie und Ordnung.

S. 296, Z. 14. Wehren soll eine Übersetzung von „Germane" sein, das fälschlich als „Speermann" gefaßt wird.

S. 314, Z. 16–18. Das Bild ist einem Briefe Goethes entnommen, der seine freudige Erwartung des angekündigten dritten Teiles der „Ideen" zum Teil ironisch also begründete: „Er [Herder] wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein wird." („Italienische Reise", 27. Mai 1787, am Ende.)

S. 316, Z. 15. herrschten *Kühnemann* herrschen *AB*.

S. 349, Z. 2. Völkern *A*.

S. 366, Z. 10. 485 *AB*.

S. 427, Z. 13. Länder *AB*.

S. 465, Z. 2–5. Die bei Albufaraz, Historia Dynastarum, S. 116, erzählte Geschichte ist wohl Sage. Vgl. S. 205, Anm. 3, und Ritschl, Die Alexandrinischen Bibliotheken (Bresl. 1840).

S. 467, Z. 17. 1711 *A*.

Z. 23. Arabefen *AB*.

S. 490, Z. 3. Arabern] Avaren *AB*.

S. 539, Z. 1. Eine alte deutsche Erfindung ist die Ölmalerei nach Lessings Schrift „Vom Alter der Ölmalerei aus dem Theophilus Presbyter" vom Jahre 1774 (1781), welche — zu allgemein und weitgehend — die Ölmalerei als Erfindung eines Sankt Galler Klerikers Tutilo im 9. Jahrhundert erweisen wollte.

Inhalt.

Seite

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit 1

Einleitung des Herausgebers 3

Inhaltsübersicht 14

Viertes Buch 45

I. Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisieret . . 45

II. Zurücksicht von der Organisation des menschlichen Haupts auf die niedern Geschöpfe, die sich seiner Bildung nähern 62

III. Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisieret 67

IV. Der Mensch ist zu feinern Trieben, mithin zur Freiheit organisieret 73

V. Der Mensch ist zur zartesten Gesundheit, zugleich aber zur stärksten Dauer, mithin zur Ausbreitung über die Erde organisieret 81

VI. Zur Humanität und Religion ist der Mensch gebildet . 85

VII. Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet 96

Dreizehntes Buch 98

I. Griechenlands Lage und Bevölkerung 100

II. Griechenlandes Sprache, Mythologie und Dichtkunst . 108

III. Künste der Griechen 116

IV. Sitten- und Staatenweisheit der Griechen 126

V. Wissenschaftliche Übungen der Griechen 139

VI. Geschichte der Veränderungen Griechenlandes . . . 151

VII. Allgemeine Betrachtungen über die Geschichte Griechenlandes 163

Seite

Vierzehntes Buch 173
I. Etrusker und Lateiner 175
II. Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude 186
III. Eroberungen der Römer 197
IV. Roms Verfall 208
V. Charakter, Wissenschaften und Künste der Römer . . 220
VI. Allgemeine Betrachtungen über das Schicksal Roms und seine Geschichte 237
Funfzehntes Buch 244
I. Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben 248
II. Alle zerstörenden Kräfte in der Natur müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen 254
III. Das Menschengeschlecht ist bestimmt, mancherlei Stufen der Kultur in mancherlei Veränderungen zu durchgehen; auf Vernunft und Billigkeit aber ist der daurende Zustand seiner Wohlfahrt wesentlich und allein gegründet 266
IV. Nach Gesetzen ihrer innern Natur muß mit der Zeitenfolge auch die Vernunft und Billigkeit unten den Menschen mehr Platz gewinnen und eine daurendere Humanität befördern 275
V. Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen; daher es keine schönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück gibt, als im Rat derselben zu wirken 284
Sechzehntes Buch 293
III. Deutsche Völker 293
VI. Allgemeine Betrachtungen und Folgen 302
Siebenzehntes Buch 307
I. Ursprung des Christentums samt den Grundsätzen, die in ihm lagen 309

Seite
II. Fortpflanzung des Christentums in den Morgenländern 322
III. Fortgang des Christentums in den griechischen Ländern 336
IV. Fortgang des Christentums in den lateinischen Provinzen 351
Achtzehntes Buch 364
I. Reiche der Westgoten, Sueven, Alanen und Wandalen 365
II. Reiche der Ostgoten und Longobarden 375
III. Reiche der Alemannen, Burgunder und Franken . . 386
IV. Reiche der Sachsen, Normänner und Dänen . . . 400
V. Nordische Reiche und Deutschland 412
VI. Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa 421
Neunzehntes Buch 429
I. Römische Hierarchie 430
II. Wirkung der Hierarchie auf Europa 441
III. Weltliche Schirmvogteien der Kirche 449
IV. Reiche der Araber 459
V. Wirkung der arabischen Reiche 471
VI. Allgemeine Betrachtung 482
Zwanzigstes Buch 485
I. Handelsgeist in Europa 485
II. Rittergeist in Europa 495
III. Kreuzzüge und ihre Folgen 506
IV. Kultur der Vernunft in Europa 521
V. Anstalten und Entdeckungen in Europa 533
VI. Schlußanmerkung 539
Anmerkungen des Herausgebers 541

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED